This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

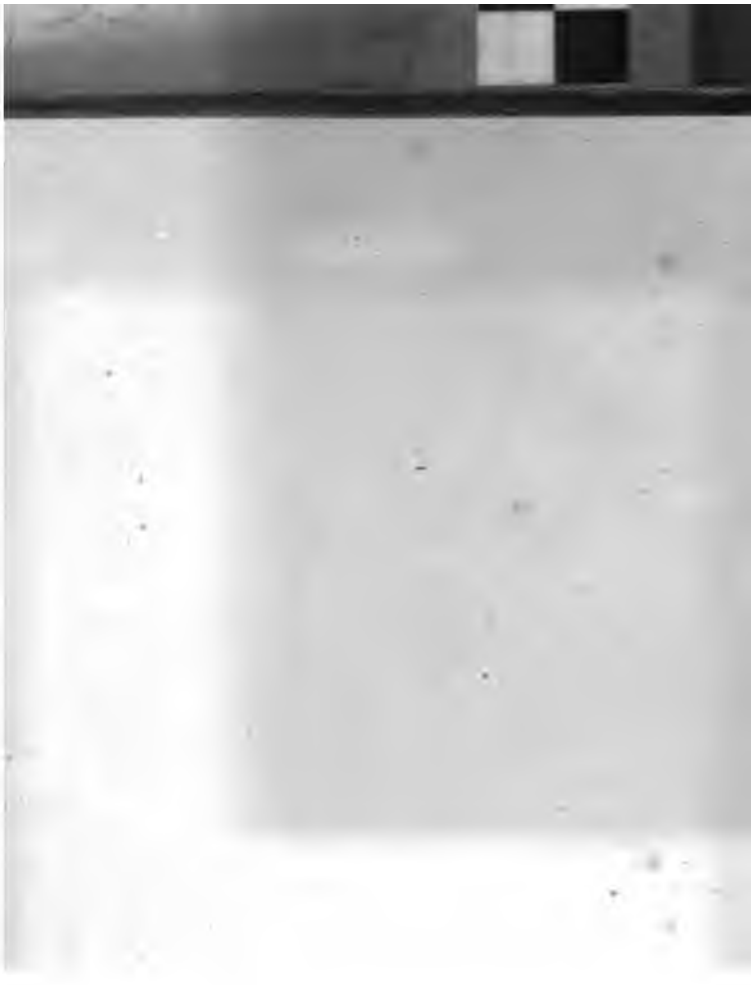
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Gesammelte

kleine

historische Schriften

von

G. G. Gervinus.

Karlsruhe,

Friedrich Wilhelm Hasper.

1838.

HEBSKY'S BIBLIOTHEK WIEN

D13.2
C38

Vorrede.

Die Sammlung der in dieſem Bande enthaltenen Schriften iſt zunächſt durch eine Aufforderung meines Verlegers veranlaßt. Da dieſe Aufforderung gerade mit meinen neueſten Schickſalen zuſammentraf, die mich entſchiedener auf die Schriftſtellerei anweiſen, ſo half ſie mir um ſo leichter über den Scrupel weg, daß in der Zuſammenſtellung der zerſtreuten Werkchen eines jüngeren Mannes etwas Anmaßendes liegen könnte. Dieſer Scrupel wog ohnehin nicht ſehr ſchwer bei mir, denn einige der hier erneuerten Aufſätze ſind mir lieb genug, daß ich ſie nicht gerne in den Zeitblättern zerſtreut laſſen möchte; andere ergänzen oder begleiten meine Schriften über Machiavelli, die aragoniſche Geſchichte und die deutſche Literatur; Alle aber ſind mehr oder minder geeignet, den wenigen Freunden, die mein Bildungsgang intereſſirt und an die ich meine Schreibereien vorzugsweiſe wenden möchte, das Bild weiter auszuführen, das ihnen meine übrigen Bücher ſchon deutlich entwerfen. Ich will hoffen, daß auch in dieſen zum Theil ſorgloſer hingeworfenen Arbeiten dieſelben Züge erſcheinen, die man an mir gewohnt iſt, und daß man daſſelbe Auge deſſelben Betrachters der menſchlichen und vaterländiſchen Dinge darin wieder finde.

Wenn ich übrigens ſo bereitwillig zu der Wiederverbreitung dieſer Schriftchen ſtimmte, ſo fürchte Niemand, daß dies der erſte Schritt zu einer leichtſinnigen Vielſchreiberei ſein werde,

der ich mich in meiner neuen und freien Lage überlaſſen dürfte. Ich werde vielmehr immer dahin ſtreben, mühſamer zu ſchreiben und mit jedem neuen Verſuche der formellen und materiellen Geſchloſſenheit näher zu kommen, die eine klaſſiſche Geſchichtſchreibung verlangt, die unſer ganzes Volks- und Bildungs- und Schriftſtellerweſen unendlich erſchwert, und die meinen gelungenſten Arbeiten ſehr bedeutend fehlt. Man hat mir Glück zu meiner neuen Muße und keine Rückkehr zu practiſcher Thätigkeit gewünſcht. Dies iſt die Meinung von mehr als zweideutigen Freunden, und ich glaube als ächterer Freund zu thun, wenn ich ihnen das Gegentheil auch gegen ihre Neigungen wünſche. Und dies nicht etwa deswegen, weil ich mich ſelbſt ſo ſehr zu der Univerſitätswirkſamkeit zurückſehnte, denn meinen Neigungen, wenn ich dieſe hören wollte, möchte jener Wunſch nur allzugut entſprechen oder ſchmeicheln. Ich habe es mit Mißmuth erfahren, (doch ohne zu verzagen), wie viele Beſchränkung ein freierer geiſtiger Sinn der heutigen Brodwiſſenſchaft gegenüber zu leiden hat, und wie ſehr geſchwunden die Möglichkeit iſt, mit Geſinnung und Character auf die Jugend der Univerſitäten zu wirken, ſeitdem die Regierungen keine Charactere und keine Geſinnungen mehr wollen. Aber doch bleibt die Univerſität der einzige Ort, wo ſich die Reſultate einer Wiſſenſchaft und eines Lebens, wo ſich Weisheit und Characterbildung lebendig von Mund und Perſon fortpflanzen und übertragen können; und wie ſehr auch die Empfänglichkeit der Jugend unter den kleinlichen Verhältniſſen nachgelaſſen hat, doch haben wir erlebt, daß unter den geringſten Momenten von größerem Zug auch die größere Empfänglichkeit und der alte edle Sinn wieder auftaucht, an dem wir in unſerm jungen Geſchlechte nicht gern verzweifeln möchten. Sich zu dieſer Jugend herabzulaſſen, halte ich allemal für beſſer, als in windigen Zeitungen dem leſenden

Pöbel aufzuwarten; und wer sich zu ihr weise herabzulassen verstehen soll, der grade muß sicher stehn in den höchsten Ergebnissen seiner Wissenschaft, wie er es kaum vor dem gelehrten Publicum braucht. In jedem Fall ist die Beschränkung, die uns die practische Thätigkeit auflegt, geringer als der Nutzen, den sie uns bringt. Denn die Berührung mit der wirklichen Welt ist uns allein frei von thörichten Chimären oder Pedanterien, die von je das Erbtheil der deutschen Schriftgelehrten waren. Wer sich in seiner Wissenschaft sicher und fest weiß, dem wird das Leben nichts anhaben, und nichts die Rücksichten, die er der practischen Wirksamkeit schenken muß; wer sich aber in dem Gesammtleben seiner Umgebungen sicher und fest fühlt, der wird die Wissenschaft ganz anders fördern, als der sich allein der Wissenschaft gegenüber sieht und sich ganz in sie vergräbt. Diese Umgebungen sind uns wie ein Hebel in die Hand gelegt, mit dem wir das große Radwerk, das man vornehm die Förderung der Menschheit nennt, ganz anders in Bewegung setzen, als wenn wir thöricht versuchen, in die gewaltigen Speichen unmittelbar und mit nackter Hand einzugreifen.

Ich habe bisher in meiner schriftstellerischen Laufbahn ein Glück gemacht, dessen sich jetzt ein bescheidener Mann, der Schul- und Zeitungsfreundschaften verschmäht, in der wissenschaftlichen Literatur nur selten erfreuen kann, seitdem diese durch die picanten Blätteleien unserer dilettantischen Emporkömmlinge in der Art verdrängt ist, daß jetzt selten Jemand ein wissenschaftliches Buch im Ganzen liest und um seiner selbst oder um des Verfassers willen studirt. Es ist möglich, daß ich den guten Eindruck, den ich mit meinen bisherigen Schriften machte, mit der gegenwärtigen Sammlung zum großen Theil zerstöre. Einige anonym gedruckte Aufsätze, die mit Namen von Bedeutung und Ansehn etwas unartig umgehen, erscheinen hier zum erstenmale als

der ich mich in meiner neuen und freien Lage überlaſſen dürfte. Ich werde vielmehr immer dahin ſtreben, mühſamer zu ſchreiben und mit jedem neuen Verſuche der formellen und materiellen Geſchloſſenheit näher zu kommen, die eine klaſſiſche Geſchichtſchreibung verlangt, die unſer ganzes Volks- und Bildungs- und Schriftſtellerweſen unendlich erſchwert, und die meinen gelungenſten Arbeiten ſehr bedeutend fehlt. Man hat mir Glück zu meiner neuen Muße und keine Rückkehr zu practiſcher Thätigkeit gewünſcht. Dies iſt die Meinung von mehr als zweideutigen Freunden, und ich glaube als ächterer Freund zu thun, wenn ich ihnen das Gegentheil auch gegen ihre Neigungen wünſche. Und dies nicht etwa deswegen, weil ich mich ſelbſt ſo ſehr zu der Univerſitätswirkſamkeit zurückſehnte, denn meinen Neigungen, wenn ich dieſe hören wollte, möchte jener Wunſch nur allzugut entſprechen oder ſchmeicheln. Ich habe es mit Mißmuth erfahren, (doch ohne zu verzagen), wie viele Beſchränkung ein freierer geiſtiger Sinn der heutigen Brodwiſſenſchaft gegenüber zu leiden hat, und wie ſehr geſchwunden die Möglichkeit iſt, mit Geſinnung und Character auf die Jugend der Univerſitäten zu wirken, ſeitdem die Regierungen keine Charactere und keine Geſinnungen mehr wollen. Aber doch bleibt die Univerſität der einzige Ort, wo ſich die Reſultate einer Wiſſenſchaft und eines Lebens, wo ſich Weisheit und Characterbildung lebendig von Mund und Perſon fortpflanzen und übertragen können; und wie ſehr auch die Empfänglichkeit der Jugend unter den kleinlichen Verhältniſſen nachgelaſſen hat, doch haben wir erlebt, daß unter den geringſten Momenten von größerem Zug auch die größere Empfänglichkeit und der alte edle Sinn wieder auftaucht, an dem wir in unſerm jungen Geſchlechte nicht gern verzweifeln möchten. Sich zu dieſer Jugend herabzulaſſen, halte ich allemal für beſſer, als in windigen Zeitungen dem leſenden

Pöbel aufzuwarten; und wer sich zu ihr weise herabzulassen verstehen soll, der grade muß sicher stehn in den höchsten Ergebnissen seiner Wissenschaft, wie er es kaum vor dem gelehrten Publicum braucht. In jedem Fall ist die Beschränkung, die uns die practische Thätigkeit auflegt, geringer als der Nutzen, den sie uns bringt. Denn die Berührung mit der wirklichen Welt hält uns allein frei von thörichten Chimären oder Pedanterien, die von je das Erbtheil der deutschen Schriftgelehrten waren. Wer sich in seiner Wissenschaft sicher und fest weiß, dem wird das Leben nichts anhaben, und nichts die Rücksichten, die er einer practischen Wirksamkeit schenken muß; wer sich aber in dem Gesammtleben seiner Umgebungen sicher und fest fühlt, der wird die Wissenschaft ganz anders fördern, als der sich allein der Wissenschaft gegenüber sieht und sich ganz in sie vergräbt. Diese Umgebungen sind uns wie ein Hebel in die Hand gelegt, mit dem wir das große Radwerk, das man vornehm die Förderung der Menschheit nennt, ganz anders in Bewegung setzen, als wenn wir thöricht versuchen, in die gewaltigen Speichen unmittelbar und mit nackter Hand einzugreifen.

Ich habe bisher in meiner schriftstellerischen Laufbahn ein Glück gemacht, dessen sich jetzt ein bescheidener Mann, der Schul- und Zeitungsfreundschaften verschmäht, in der wissenschaftlichen Literatur nur selten erfreuen kann, seitdem diese durch die picanten Blätteleien unserer dilettantischen Emporkömmlinge in der Art verdrängt ist, daß jetzt selten Jemand ein wissenschaftliches Buch im Ganzen liest und um seiner selbst oder um des Verfassers willen studirt. Es ist möglich, daß ich den guten Eindruck, den ich mit meinen bisherigen Schriften machte, mit der gegenwärtigen Sammlung zum großen Theil zerstöre. Einige anonym gedruckte Aufsätze, die mit Namen von Bedeutung und Ansehn etwas unartig umgehen, erscheinen hier zum erstenmale als

ein Eigenthum. Ich verſchmähe, das als Jugendſünde zu ent-
huldigen, für das ich noch einſtehen würde; ich pflege ſeit
ner gewiſſen Periode nicht ohne Ueberlegung zu ſchreiben, auch
o ich unbeſonnen ſcheinen könnte, und nicht ohne Ruhe, wo
n Anderer Leidenſchaft und Heftigkeit finden würde; ich bin
aher auch nicht gemacht, ein peccavi zu ſingen. Ich bin den
erſonen gegenüber unbefangen, eben weil ich nichts weniger
ls leidenſchaftlich bin; und ich bin den Sachen gegenüber rück-
chtslos, eben weil ich perſönlich unbefangen bin. Es ſollte mir
id thun, wenn mir Jemand zutraute, es hätte ſich in die
rneuerung der hiſtoriſchen Briefe irgend eine Animoſität gegen
öttingen eingemiſcht. Die Göttinger Geſchichten konnten mir
ur Abſcheu gegen Eine Seite einflößen; ich habe dort Vor-
rtheile, die man außen hegt, abzulegen gelernt, denn es war
orhin unſtreitig die deutſche Univerſität, die noch am meiſten
em entſprach, was eine Univerſität ſein ſollte. Ich habe dort
höne Tage und liebe Freunde gehabt, an die ich immer zurück-

zu verbieten, in derſelben Zeit, wo Preußen die Injurien der bairiſchen nicht hemmen kann.

Unter den Aufſätzen aus den deutſchen Jahrbüchern, einer eben ſo raſch begonnenen als verlaſſenen Unternehmung, findet ſich einer über Reform der deutſchen Univerſitäten, der unter der leichten und durchſichtigen Maske eines Miniſterialberichts auftritt. Ich hätte darauf geſchworen, daß ſowohl unſere practiſchen Staatsleute wie unſere practiſchen Schulmänner hinter dem Verfaſſer nichts als einen gutmüthigen Ideologen vermuthen würden, der von dem Möglichen in Staat und Schule ſo ziemlich wie ein Blinder von den Farben urtheile. Wie war ich erſtaunt, daß der vortreffliche Thierſch, der beides, Schul- und Staatsmann zugleich iſt, in ſeinem neueſten Schriftchen zur Vertheidigung der Univerſitäten hinter dieſem Berichte ein wirkliches und böslices Attentat auf dieſe Anſtalten ſah, und hinter den Berichterſtattern etwa durchgefallene Miniſterialräthe vermuthete, die nun ihre ſchlecht beſtandenen Plane im Unmuth veröffentlichten. Es wird den wackern Vorkämpfer in jeder humanen Sache tröſten, wenn er hier erfährt, daß dieſe ganze Reform blos in dem betreffenden Departement meines Kopfes discutirt ward, und daß kein anderes Finanzbureau ſich dabei zu benehmen hatte, als die Kaſſe meines Verlegers. Auch mir aber war es kein kleiner Troſt, daß ein ſo wichtiger Mann, obzwar als Gegner, doch an die Möglichkeit glaubt, daß auf einen ſolchen Entwurf in unſerer Zeit irgendwo in Deutſchland auch nur ernſtlich gedacht werden könne! Nicht als ob ich ſelbſt vielleicht neuerdings die Sache an ſich für unmöglich hielte, denn ich bleibe bis aufs Jota bei dem ganzen Inhalt der Reform. Allein ſo ſchwarzſichtig bin ich leider, daß wenn ich dieſen Plan unſerer ſchwachen und matten Zeit gegenüber, und gegen jene Regiermethode des furchtſamen Zögerns und Probirens

ielt, ich nicht allein darauf gefaßt, ſondern ſogar darauf aus
ar, es möchte dieſer kecke Entwurf den Anſchein einer Satyre
ewinnen durch den grellen Contraſt des Staats und der Staats-
änner, die darin vorausgeſetzt werden, mit denen, die wir jetzt
berall um uns ſehen.

Die Aufſätze erſcheinen bis auf ſehr wenige ganz unweſent-
che Aenderungen völlig in ihrer erſten Geſtalt. Sogar Cen-
rlücken in dem letztgenannten Artikel über die Univerſitäten
eß ich unausgefüllt; ich bin weit entfernt, dieſe Gelegenheit,
er Cenſur zum Trotze reden zu können, zu mißbrauchen. Nur
aß man in einer ganz ſchmählichen Sache, wie die hanno-
erſche iſt, jede billige Gegenwehr hinderte, dünkte mir zu
hmachvoll, um es auch nur bei einer ſo kleinen Gelegenheit,
ie jene Vorede iſt, zu ertragen.

Darmſtadt, im März 1838.

Vorrede

zum dritten Bande der Geschichte der deutschen National-Literatur.

Ich überreiche dem Publikum nach einer längeren Unterbrechung den dritten Band meiner Geschichte der deutschen Dichtung. Sein längeres Ausbleiben wird ihn nicht besser gemacht haben. Man wird vielleicht mehr historische Haltung darin finden, als in den frühern Theilen: dieß ist nicht die Folge sorgfältigerer Bearbeitung, sondern größeren Quellenreichthums, bei dem die strengere Form der Geschichte erst möglich wird; es gibt hinfort keine Lücken, welche zur Ausfüllung mit Erörterungen aufforderten, die ohnehin nach dem Anfange drängen, wo sie dem Leser den Standpunkt des Verfassers gewinnen helfen. Hier und da wird man, wie auch schon im zweiten Theile, das Unbedeutende und Unbekannte vielleicht zu viel berücksichtigt finden; allein da gerade die Zeiten, die diese beiden Bände umfassen, bisher ganz vernachläßigt waren, und auch wohl kein Anderer sobald dieses Weges kommen wird, so hatte ich kein Bedenken, mich hier gehen zu lassen. Auch war das Schicksal auffallend günstig für meine Forschungen gestimmt: es hielt mich bis zum Schlusse der zwei ersten Bände in Heidelberg, dem einzigen Orte fast, wo diese zu schreiben möglich

war; es führte mich bei der Ausarbeitung des dritten nach Göttingen, für deſſen Gegenſtände die dortige Bibliothek wohl mit die reichſten Hülfsmittel bietet; und trieb mich von da in alle Welt gerade bei dem Abſchnitte, darf ich ſagen, von wo an die Quellen der deutſchen Literatur ſo ziemlich in aller Welt zu finden ſind. So ſehr nun dieſe Umſtände das Buch begunſtigen konnten, ſo wird der achtſame Leſer, auch wenn er der nachſichtigſte iſt, dennoch finden, daß es dieſem Bande, gegen die früheren, an jenem tantino fehlt, che fa tutto. Und dies hauptſächlich darum, weil mir die Liebe zur Sache vor dieſen Gegenſtänden ſchwand, die, jemehr man ſich ihnen hingibt, deſto mehr verdummend und Abſcheu erregend wirken. Und dann auch darum, weil es mir an der ruhigen Dispoſition des Körpers und Geiſtes fehlte. In Amt und Haus wechſelten mir innerhalb zweier Jahre Glück und Unglück in dem Maße, als ob ich recht ſchroff und plötzlich und oft empfinden ſollte, wie ärmlich an Hülfe der Menſch, und wie reich an Rath die Vorſicht iſt, die uns allein nicht wegſtirbt, auch wenn ſie uns Vater und Mutter und Bruder auf Einen Schlag dahinrafft.

Zu dem Glücke unſtreitig, das mir zu Theil ward, gehört meine Verweiſung aus Göttingen und Hannover. In einem Lande, wo ſich Immoralität und brutale Gewaltthat auf den Thron ſetzt, und ſelbſt nur die Maske des Rechtes vorzunehmen nicht für nöthig achtet, in einem ſolchen Lande iſt weder für einen Mann von Gewiſſen, noch für einen Mann der Wiſſenſchaft eine heimliche Stätte. Wer beneidete wohl die Zurückgebliebenen, oder wer möchte wohl der Verwieſenen Platz einnehmen an einem Orte, wo die unvermeidlich einreißende Demoraliſation gleich anfangs ſo verſprechende Früchte trägt, daß wir noch erlebten, wie man die Wahrheit durch Ordonnanz zur Lüge erklärt, wie die Familien in ihren Gliedern unter

ſich zerfallen, wie der Bekannte am Bekannten zum Spione wird, wie der Knechtiſchſte und Schlechteſte vor dem ſcheidenden Collegen, dem Ehrenretter ſeines Landes, nicht den Hut mehr zieht, und wie der Beſte, den Familienpflichten in ſchwere Colliſionen mit ſeinem Gewiſſen bringen, Meineide ſchwören und ſich damit tröſten muß, „daß wir doch nur Hunde ſeyen.“ Ich brauche Thatſachen, nicht Phraſen, um einen Zuſtand anzudeuten, der gleich den Anfang der neuen patriarchaliſchen Ordnungen bezeichnet, die dort verheißen ſind, der unmittelbar auf die ominöſen Jubeltage der ehrwürdigen Univerſität gefolgt iſt, die in Maſſe die jungen Tendenzen auszuſcheiden ſcheint, welche ihr unentbehrlich waren, wenn das neue Jahrhundert mit verjüngenden Kräften beginnen und die Zukunft der Vergangenheit würdig werden ſollte. Welche Ausſichten für Sittlichkeit und Wiſſenſchaft könnten ſich dort doch fernerhin bieten, wo für perſönliche Würde keine Achtung mehr iſt? Zwar daß der berufene Göttinger Profeſſorenſtolz die Demüthigung erlitt, die mancher in jener militäriſchen Escortirung finden könnte, würde einen, der vom Handwerksſtolze frei iſt, eher lachen machen; und nur die gutmeinenden Pfleger der Univerſität, hinter deren Rücken die Execution geſchah, konnte ſie wohl ſchmerzen, empfindlicher als ſelbſt die Degradation, der ſie ſich mit Andern zu fügen für gut fanden. Aber daß der menſchliche Werth und die bürgerliche Unbeſcholtenheit und das wiſſenſchaftliche Verdienſt ſolcher Männer, wie ich unter den Sieben denn doch ſechs bezeichnen dürfte, ſo vergeſſen werden konnte, dies iſt wahrhaft ſchmerzlich und bedauernswerth. Daß es geſchehen konnte, daß ein deutſches Land den Einen Jacob Grimm verletzte, dies iſt für Deutſchland eine ganz unſägliche Schmach!

Und wenn es dabei bliebe? wenn ſolche Männer wie die Grimm und Dahlmann mit Gewalt in die Reihen der gewöhn-

lichen Opposition gestoßen und dahin gezählt würden, wohi
man schon die Anstifter des Frankfurter Attentats und di
Wirth, und die Rotteck so ziemlich zusammengeworfen hat, we
würde dann nicht mit Jammer in die Zukunft sehen, wer nich
sich auf der ganzen deutschen Erde unheimlich fühlen, und ih
den Rücken kehren und sein Gebein mißgönnen? Denn wenn
die Grundgesetze der menschlichen Dinge nicht etwa einmal auch
beseitigt würden, so müßte es wohl auf diese Weise dahin
kommen, daß auch die Schattirungen Bergmann, Mühlen
bruch und Schele allmählig dieses Weges wanderten, bis wir
denn glücklich Alle Demagogen wären. Wir sind ja in politi
schen Dingen Kinder, das haben uns Freund und Feind, Re
gierende und Regierte bei diesen letzten Erfahrungen wieder
gründlich beigebracht: allein es gehört doch auch nur Kindes
verstand dazu, um einzusehen, daß dieser sarkastische Satz nichts
als die ernste traurige Wahrheit sagt, und daß wir auf diesem
Wege schnurstracks nach den Umwälzungen hinsteuern, die wir
so gerne meiden wollten. Wenn die Revolution, weil und wann
sie von oben kommt, legitimirt werden soll, wenn es gut

zu haben, die uns gerade den Vortritt hätten ſtreitig machen müſſen, in einer Angelegenheit, die außer alle politiſche und juriſtiſche Fragen zu ſtellen iſt, über die politiſch und juriſtiſch viel zu ſtreiten nur den guten bedächtlichen Deutſchen möglich war. So weit ich weiß, ſo fand ſich eben Einer, dem doch der Könige König über Alles ging, und der es ehrlich ausſprach, daß wie es auch mit der Gültigkeit der Hannoverſchen Verfaſſung beſchaffen ſey, dennoch kein König und kein Pabſt von einem Eid entbinden könne. Und ich muß zweifeln, ob ſelbſt Gott von einem Eid entbinden könnte, der nicht ihm allein geſchworen iſt! Was iſt nun das für eine Geiſtlichkeit, die wohl, wenn einer ein verändertes Syſtem der Mythologie aufbringt und neuert im Gebiete der Gelehrſamkeit, an jedem Steine rüttelt und Alles in Bewegung ſetzt, und die nachher gleichgültig ſchweigend zuſieht, wenn mit frecher Hand die Grundfeſten der Religion und Moral erſchüttert werden? Es iſt ja ſchlimm, wenn die Juriſten böſe Chriſten ſind; ſo iſts doch ſchlimmer, wenn ſelbſt die guten Chriſten zu Sophiſten werden. Mit welchem Eifer kämpfen die katholiſchen Geiſtlichen (und mit welcher Freiheit wagen ſie's ſelbſt in deutſchen Blättern) in einer Sache, die mindeſtens problematiſch iſt, und mit welcher Indolenz ertrugen unſere proteſtantiſchen dieſen Eingriff der weltlichen Macht in ein Reich, in welchem keine Polizeimaßregel gilt, einen Eingriff, der ſelbſt von Partheinehmern der neuen Regierung öffentlich nicht gut geheißen ward. Mit Unmuth ſieht man, wie ſehr die Kraft der Sittlichkeit hinſtirbt, die in den Zuſtänden Deutſchlands bisher für manches Troſtloſe im Staate und im Leben entſchädigen konnte. Mir wenigſtens behagt die Tugend, die nur im Umgehen des Schlechten beſteht, und ich verachte die Religioſität, die nichts weiß als zu beten. Ich mag auch, wenn ich mich ernſtlich frage, nicht ein-

nal den, dem ängſtliche Rückſicht über die Pflichten geht; und
ch kenne mich gut genug um zu wiſſen, daß ich noch ſtrenger
rtheilen würde, wenn ich ſelbſt in der Lage geweſen wäre,
Rückſichten nehmen zu müſſen. Hätte ein jeder dort ſeine Pflicht
ethan, ſo ſchützte die gemeinſame Tapferkeit vor der Nieder-
age der Einzelnen, und wir böſen Sieben hätten dann nicht
ie Zeichen des Beifalls empfangen, die mir ebenſo viele ſchmerz-
che Zeichen davon ſind, daß das einfachſte Handeln nach Pflicht
nd Gewiſſen unter uns auffällig und ſelten iſt. Und wenn
enn Einen ein härterer Schlag getroffen hätte, haben wir denn
lle vergeſſen, daß Gott auch die Sperlinge nährt, die nicht
en und erndten? Doch davon ſcheinen die Wenigſten eine
hnung zu haben, wie ſüß der dürftigere Biſſen ſchmeckt, der mit
chendem Gewiſſen genoſſen wird, und wie die äußere Bedräng-
ß die innere Zufriedenheit ſteigert und hebt. Mir wahrlich
ben dieſe Tage, die eine Zeit der Noth werden und häusliches
nglück reichlich ſtiften konnten, und vielleicht ſollten, ſie haben
ir Zeichen der Liebe von Schülern und Freunden gebracht,

Hiſtoriſche Briefe.

Veranlaßt durch

Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht.

1832.

Non ego tibi, sed causa causae respondit.
Hieronym.

Ῥᾴστον ἁπάντων ἐστὶν αὑτὸν ἐξαπατῆσαι· ὃ γὰρ βούλεται τοῦθ' ἕκαστος καὶ οἴεται. τὰ δὲ πράγματα πολλάκις οὐχ οὕτω πέφυκεν.

Demosthenes.

Hiſtoriſche Briefe.

1.

Ich glaube, mein Freund, Ihren Scherz nur halb, und den Vorwurf, den Sie mir machen, gar nicht zu verdienen; und wenn Sie wollen, daß ich Ihren Brief ſo gutmüthig hinnehme, ſo muß ich mich gewöhnen, Ihren Scherz höchſtens für einen halben Vorwurf, Ihren Vorwurf aber für bloßen Scherz zu halten. An ein unglückliches Wort, das ich einmal vor Ihnen fallen ließ und auf das Sie mich gleich mit dem Ekelnamen eines literariſchen Demagogen begrüßten, knüpfen Sie nun Ihre ſpöttiſche Epiſtel, die mir zu dem erſehnten Ausbruche der Feindſeligkeiten auf dem Gebiete unſerer hiſtoriſchen Literatur einen beißenden Glückwunſch bringt. Wie kam ich auch dazu, Sie mit einem Ausdrucke zu reizen, der allenfalls in meine früheſte Jugend gepaßt hätte, da ich mir's inſtinktmäßig zum Geſetze gemacht hatte, mir bei meinen Studien in Cultur- und Literarhiſtorie mit Uebertragung von Epochen aus der politiſchen Geſchichte, mit Analogien für den inneren und äußeren Gang, und mit ähnlichen Hülfsmitteln unter die Arme zu greifen, wie ſie ein halbgereifter Verſtand bei halben Kenntniſſen zu Stützpunkten ſucht, die ihm ſchon dann faßlich ſind, wenn noch die Phantaſie der Kindheit ſich überall gegen die Abſtraction wehrt, wenn noch Mangel an Erfahrung ihn die Halbheit ſeiner

Parallelen nicht erkennen läßt. Dieſe Jugendformen tragen wir gerne, wie unſere Jugenderinnerungen, in das ſpätere Leben über, da ſie immer große Anſchaulichkeit und bis auf einen gewiſſen Grad auch Wahrheit behalten. So konnte ich denn damals, und mochte wohl auch noch jetzt, Ihrem Hohne zum Trotz, behaupten, daß das revolutionäre Getriebe im geiſtigen Reich der Deutſchen ſein Ende noch nicht erreicht hat, und daß Sie im Gebiete der moraliſchen Wiſſenſchaften noch Exploſionen erwarten dürfen, wie ſie ſeit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in den ſchönen und humanen Wiſſenſchaften Statt gehabt haben, wie ſie zwiſchen Herder und Schlözer in der Geſchichte begannen. Und ſo weit biete ich Ihnen für Ihren Witz, wenn es Ihnen denn ſo ſchwer fällt, keine Satyre zu ſchreiben, die breite Seite meiner Schwächen dar. Denn daß ich es Ihnen nur wiederhole: Sie mögen als ein feinfühlender moraliſcher Zuſchauer bei den Kämpfen unſerer literariſchen Heroen einen Widerwillen empfinden oder nicht, das bleibt darum doch wahr: wir danken es nur ihnen, daß wir in Zeit von einem halben Jahrhunderte unſere Nation auf die Höhe der geiſtigen Beſtrebungen in Europa gerückt ſahen; nur ihnen

auf die Länge eine Philoſophie, die dem Geiſt unerträgliche Feſſeln anlegt, getragen hätte, auch wenn ihr genialer Schöpfer länger gelebt hätte? Oder glauben Sie, daß man ſich ſelbſt gegen die Diktatur des römiſchen Geſchichtſchreibers, bei der Ueberzeugung, daß ſeine autokratiſche Abſchließung nur Schaden brachte, aus einem andern Grunde nicht aufgelehnt habe, als weil man die Wiſſenſchaft im Ganzen unter ſeinen Händen gedeihen ſah, weil der Mann mit allen ſeinen Fehlern in koloſſaler Größe eine ruhmvolle Stelle deckte, die auszufüllen geringere Vorzüge auch bei mindern Mängeln nicht im Stande geweſen wären, und weil ſeine unermeßlichen Kenntniſſe und ſeine tiefe Gründlichkeit gegen alle Stümper und Pfuſcher, unter deren Zudrang unſre Literatur von je am meiſten litt, ein odi profanum vulgus aufdämmte? Wenn Sie mir aber zutrauten, ich hielte die Reſte des Kampfes, der mit dem Göttinger Hiſtoriker etwa noch auszufechten ſeyn möchte, für irgend werth, neben jenen glorreichen Vorkämpfen nur gedacht zu werden, möge er auch welchem Gegner er wolle gegenüberſtehen, dann halten Sie mich für fähig, neben Pindar's unſterbliche Olympiaſieger Roms Klopffechter zu ſtellen, unter die ſich zuweilen auch ein gekröntes Haupt, nie aber ohne Selbſtentwürdigung, miſchen konnte. Nur einen Augenblick konnte man den Mann verkennen, der ſich in den Kreis der alten Siegeraths-leten unverdient eingedrängt hatte. Erinnern Sie ſich, als ihm einer der Brabeuten, oder wer ſonſt, mit leichtem Finger auf den Kranz wies und gutmeinend über ein welkes Blättchen ſcherzte, wie er da auffuhr und ſein Verdienſt und ſeinen Kranz zu vertheidigen ſuchte, den ihm keiner beſtreiten wollte, und ſich entſchuldigend ſich beſchuldigte! Das war noch würdig, als er mit Selbſtgefühl auf die errungene Palme zeigte und ausrief: Das ſey ſeine Antwort auf alles Bekritteln und Bemäkeln. Doch ſelbſt das war zu viel, falls er ſich in ſeinem Beſitze ſicher wußte. Denn als nun die Kampfrichter, aufmerkſam gemacht, aufſtanden und nur Miene machten, ſein Anrecht auf die Siegerkrone zu unterſuchen, als ſie nur merken ließen, ſie könnten, wenn ſie wollten, ihm den ruhigen Beſitz gefährden: jetzt tobte

er auf, jetzt verrieth er in allen Zügen, daß ihm kein Recht ſei, frei unter freien Männern zu ſtehen; jetzt vernahmen Sie ja, wie eitel er auf ſeinen Muth pochte, recht wie jene, von denen der römiſche Redner ſagt: **accipere plagam malunt quam turpiter vitare**; recht wie jene, die im Augenblick des Falles nicht vergeſſen, um ihrer Oberen Zufriedenheit zu werben (**quam saepe apparet, nihil eos malle quam vel domino satisfacere vel populo. Mittunt etiam vulneribus confecti ad dominos, qui quaerant — quid velint**)! Gegen ſo wenig ebenbürtige Mitkämpfer ſollte man nicht die Rhabduchen aufrufen? Oder, um von dem Bilde auf die Sache ſelbſt zurück zu kommen, dünkte es Ihnen einer freien Seele würdig, als der Mann auf thatſächliche Vorwürfe, die gegen Sachen gerichtet waren, die ganz Deutſchland intereſſiren, mit Schmähreden antwortete gegen Perſon und Perſönlichkeit, die Deutſchland nichts angehen? Oder war es eines Mannes würdig, mitten im Zurüſten ungleicher und unerlaubter Waffen dazwiſchen zu jammern, wie ein jähzorniger, ſelbſtvergeſſener Knabe, er habe doch jenem, in deſſen tiefer Ungnade er ſtände, nichts zu Leid gethan; ihm, der ja um eine höhere Angelegenheit, als um perſönliche Beleidigung — nicht ſtritt, nur ſeine kampf-

weit emporheben ſollte! Männer, die von ihrer Stellung als Lehrer mit ſo viel Emphaſe reden können, und ſich nicht entblöden, im ſelben Augenblicke einen Vorwurf, den man ihnen über Betrug der Wahrheit macht, ich weiß nicht mit welcher Sophiſterei auf eine plump materielle Art zu deuten, ich weiß nicht, mit welcher Scheinblindheit auf eine ſchlaue Art zu verdüſtern, daß man gar nicht weiß, was ſie eigentlich wollen! Wie ſollte nun da für die Wiſſenſchaft irgend ein Gewinn abzuſehen ſein? Wer möchte ſich da einlaſſen, ſich da beflecken, wo man auf alle Weiſe höchſtens bei ſchadenfrohen Beobachtern Freude, bei unmündigen Schülern der Partheien Gift, bei allen Gutdenkenden Aerger erregen würde? Auch hat es, wenn die Sache auf ſich beruhen bleibt, mit der Göttinger Herrſchaft weiter keine Gefahr. Gottlob, die Zeiten ſind ja doch vorbei, in denen Johann von Müller ſcherzte: „er und ſeines Gleichen erkenne gar zu lebhaft, wie gar nichts alle Kinder der Menſchen ſeien gegen einen Göttingiſchen Profeſſor; daß man in Göttingen mit gutem Geſchmack und wahrer Weisheit ſich bis zum Taumeln berauſche, wenn Andere nur etliche Tröpfchen genöſſen; daß Andere durch die Gnade der deutſchen Profeſſoren allein noch einigermaßen in der gelehrten Republik ihre Häupter aufheben dürften; wie der weltberühmte H. nebſt Andern ſehr wohl wiſſe, und jene armen Sünder bei Gelegenheit fühlen laſſe.“ Zu ſehr iſt jene altväteriſche Schule, zu der man Heeren noch zählen mußte, und gegen die ſich im Grunde jeder bedeutende Kopf in Deutſchland ſeit dem Wiedererwachen unſrer Literatur auflehnte, in den Hintergrund gedrängt, als daß irgend einer Beſorgniß Raum zu geben ſei. Gewiſſe Zeiten gibt es in der Kulturgeſchichte jedes Volkes, in denen Sie eine ſchulmeiſterliche Breite, eine Sentenzenmacherei, ein Moraliſiren und Belehren finden; Zeiten, in denen die Literatur entweder noch nicht oder nicht mehr auf ihrer Mittagshöhe ſteht, wo ſie nicht innerlich lebensvoll, von ſich ſelbſt getragen, ſich ſelbſt genügend iſt, wo ſie ihre Leere und Kälte fühlt, und ſie mit Schönrednerei und erzwungener Weisheit erſetzen will. Solch ein altfränkiſcher Lehrton herrſchte in Deutſchland zwei

Jahrhunderte nach der Reformation hindurch; er dauerte mit Modificationen unter einer Klaſſe von Literatoren fort, die dem Aufſchwunge ſeit Leſſing nicht gefolgt ſind. Oberflächlichkeit und eine Art Sentimentalität charakteriſirt das Innere dieſer Anhänger am Alten, Weiche und Breite ihre Schreibart. Ich darf Sie nur an die Mehrzahl der äſthetiſchen Aufſätze aus der belletriſtiſchen Periode, ſelbſt an die trefflichen Sulzer'ſchen Nachträge erinnern; im eigentlich gelehrten Felde darf ich Ihnen nur Heyne nennen, und Sie fühlen, wie in derſelben Art glatt und breit, weich und lar, bequem und ſelbſt faul die Forſchung und Darſtellung bei Heeren iſt, wie ganz er alſo in die Reihe jener τυφογεροντες gehört. Gegen dieſe Art der Forſchung und des Ausdruckes haben ſich ſeit Leſſing alle Männer von freierem Geiſte geſtellt: Ebert, Kant, Möſer, Moſer, Spittler, Wolf, Voß u. A.; durch ihre Kenntniſſe wie durch ihre Sprache zieht ein ganz anderer Geiſt von Kraftfülle und geſchloßnerem Wiſſen, als durch das glatte und unfaßbare Weſen Jener. Dieſe Eigenſchaften concentriren ſich in Niebuhr im Uebermaße, wie ſich die der andern Seite in Heeren zu häufen ſcheinen; daher erklären Sie ſich den feindlichen Gegenſatz zwiſchen Beiden.

So viel — (und wahrlich es iſt zu viel) gegen Ihre Späße.

daß dieser Ton ein gezwungener ist; meine Stimmung über die ganze Sache ist weit eine andere, von allem Scherz sehr entfernte. Wollen Sie sie recht bestimmt kennen? Sie hat zwei möglichst entgegengesetzte Seiten. Wer in Wissenschaft und Leben Aufklärung sucht über die Menschheit, über ihre Zwecke, über ihr Verhältniß zu allem Geschaffenen und Ungeschaffenen, wer, nur sehr wenig eingesenkt in diese Tiefen, ihre Unermeßlichkeit nur schwach geahnt, desto mehr aber sich über die Unmacht der geringen Kräfte klar gemacht hat, die ihm an ihre Ergründung zu setzen gegeben sind, und wer dennoch, auf seine gute Natur vertrauend und mit freiem Bewußtsein, seine Kräfte in den unfehlbar tragisch endenden Kampf wagt, dennoch den unbewältigten Stein des Sisyphus auf die sehnlichst erzielte Höhe mit vergebens spähenden Sinnen, mit eitel angestrengtem Bestreben zu wälzen versucht, wie kann den das ärmliche Gezänk über ärmliche Dinge kümmern und anfechten? Wie sollte der nicht mit Verachtung auf das kleinliche Wettrennen der Literatoren um Stimme, um Namen, um Ruf herabsehen, der, auf sein Inneres zurückgezogen, von der Gelehrtenwelt nichts hofft und nichts fürchtet, der von Büchern und Bücherwissen nur sehr kleine Begriffe hat, der einmal in Pindar's erhabener Seele die weisheitsvollen Worte gelesen und gefaßt hat:

— Σοφος ὁ πολλα ειδως φυᾳ,
μαθοντες δε λαβροι
παγγλωσσιᾳ, κορακες ὡς, ακραντα γαρυετον,
Διος προς ορνιχα θειον.

Nur gehört, auf der andern Seite, der Mensch nicht der weitesten Gesammtheit allein an; sich so über alle nähere Umgebung hinweg zu setzen, ist ein Stolz, der nicht mehr menschlich ist. Auch der engere Kreis, dem wir angehören, hat Ansprüche an uns, und wenn wir jede physische Forderung des Körpers ehren müssen, warum nicht die Mittelglieder, die zwischen da und den höchsten Anforderungen der Menschheit liegen? Ich achte es wohl klein, nach demjenigen ängstlich zu jagen, was die Leute *seiner Nation nützen* nennen, weil meist *solchen Zwecken* Eigennutz, Ehrsucht und Dünkel anklebt; man kann

hundert Seiten — oder vielmehr nur in etwa ſechzig Seiten (denn in ſolchen Dingen, wie der Abſchnitt über die geographiſche Anſicht von Griechenland, pflege ich in der Regel höchſtens zu blättern); und ſchon auf einer ſo kleinen Stelle, ich wiederhole es, welche Unmaſſe von Fadheit und Oberflächlichkeit! Wie? ſolche Bücher nennt Deutſchland unter ſeinen erſten Werken, ſolche Namen dürfen unter uns auf Gelehrſamkeit Anſpruch machen? oder ſo eingewurzelt iſt bei uns die Scheu vor einem hergebrachten Gelehrtenadel? Denn wer ſonſt, der ſich nicht auf eine ſolche ererbte Autorität ſtützte, wer ſonſt dürfte ſolch ein Buch dem deutſchen Publikum bieten? Doch wozu dieſe Exclamationen, wo Sie die Sachen wollen ſprechen hören! Nun denn! Sie ſollen einige Proben haben. Und wenn Sie ſagen, meine Exclamationen ſind aus der Luft gegriffen, nun ſo hab' ich doch den Vortheil, daß Sie bereitwillig von Ihrem Anſinnen abſtehen werden. Sie ſollen einige Proben haben aus dieſen Paar Seiten, obgleich ich ſonſt kein Freund bin von Kritikern, die fremder Leute Bücher blätterweiſe recenſiren; wo mir der Beurtheiler nicht den Geiſt des Buchs öffnen, nicht die Methode der Forſchung zeigen, aus beiden nicht die einzelnen Gebrechen herleiten kann, da halte ich nichts auf ihre

solchem Umfang ließe sich nicht eine Sammlung von Stellen ausheben, über die man zanken und scherzen könnte!

Und doch, indem ich das hier Auszustellende noch einmal überdenke, dünkt mir, es ließe sich selbst dies ganz gut unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen, unter dem es zugleich eine Antwort gegen die murrenden Bemerkungen abgeben kann, die Sie darüber machten, daß ich Heeren einer gewissen altväterischen Schule zuzählte. Und wenn ich nun damit nur das gemeint hätte, daß Heeren, weit entfernt, den wissenschaftlichen Fortschritten seiner Zeit gleichmäßig zu folgen, selbst das Nächste und Bedeutendste zu benutzen zu bequem oder zu selbstgenüglich und eitel war? Wenn Sie sich in Gedanken ein wenig auf den Standpunkt der heutigen griechischen Alterthums- und Geschichtskunde stellen wollen, so vergleichen Sie damit einmal das folgende: p. 50 heißt es: „die Nation der Hellenen bewahrte in ihrer Mitte manche Sagen über ihren früheſten Zustand auf, welche sie auf eine ziemlich gleiche Stufe mit den wilden Völkerschaften setzen, die in den Wäldern von Nordamerika herumirren.“ Ich will nichts bemerken über den letzten Satz, obgleich mir unwillkührlich die tröstlichen Vergleichungen einfallen, die der Hauptmann Krünitz u. A., die selbst Robertson zwischen den nordamerikanischen Wilden und den alten Germanen angestellt haben. Ich will Ihnen nur die eine von den berührten Sagen anführen, die Heeren citirt, **Aesch. Prom. v. 442.**

— τὰν βροτοις δε πηματα
ἀκουσαϑ' — —
οἱ πρωτα μεν βλεπτοντες εβλεπον ματην,
κλυοντες οὐκ ἠκουον· αλλ' ονειρατων
αλιγκιοι μορφαισι, τον μακρον χρονον
εφυρον εικη παντα, κοὐτε πλινϑυφεις
δομους προσειλους ησαν, ου ζυλουργιαν. κ. τ. λ.

Dies also und was folgt nennt Herr Heeren eine Nationalsage? Denn eine Nationalsage nennt man ja wohl eine Sage, „die eine Nation in ihrer Mitte aufbewahrt?“ Um so etwas zu sagen, muß man das Stück nicht gelesen haben, dessen Plan

jene Schilderung dient. Herr Heeren fährt fort: „Es hatte dieſen (Sagen) zufolge eine Zeit gegeben, wo ſie (die Nation) noch ohne Ackerbau, nur von den freiwilligen Geſchenken des Waldes lebte; ja! wo ſelbſt das Feuer dem Himmel entwandt werden mußte, um den Sterblichen zu dienen. Indeß breitete ſie ſich ſchon in jenen Zeiten allmählig über das Land aus, das ſie nachmals inne hatte, und verdrängte die fremdartigen Völkerſchaften, oder dieſe verſchmolzen ſich mit ihr.“ Wie? aus jenen Zeiten, wo die Hellenen das Feuer noch nicht kannten, hat Herr Hofrath Heeren ſo gewiſſe Nachrichten über ihre Ausbreitung, über ihre allmählige Ausbreitung, über ihre Eroberungen, über ihre Verſchmelzungen? Man denke! Dieſe Beiſpiele von Gedankenloſigkeit häufen ſich hier in unverzeihlicher Menge. Wenden Sie ein Blatt um, ſo finden Sie p. 53 die Behauptung, daß Homer noch keinen allgemeinen Namen für die Nation habe; Herr Heeren beruft ſich auf Thucydides, der nur das ſagt, daß er den allgemeinen Namen der Hellenen noch nicht habe. Dann heißt es, Homer unterſcheide den achäiſchen Stamm gewöhnlich von den übrigen (den Uebrigen? von welchen Uebrigen?), die er zuweilen (wo denn noch außer

weil ihre Sprache verschieden ist; weil Herodot nämlich die pelasgische Sprache, die zu seiner Zeit hier und da noch geredet ward, nicht verstand. Versteht der Herr Hofrath etwa gothisch, was man nach Walafrid Strabo noch vor tausend Jahren in Deutschland las, ein Zeitraum, der auch den Herodot etwa von der Herrschaft des pelasgischen Stammes trennt? Was für Begriffe mochte man auch zu Herodot's Zeiten von Sprachverwandtschaft und Sprachbau haben! Wie scheiden sich in so frühen Zeiten die Dialekte der Sprachen so scharf ab! Wie konnte nicht über die Verwandtschaft von bretagnisch, walisisch und galisch gestritten werden! Und noch dazu streitet Herodot gar nicht; er zweifelt selbst, ob man von den zu seiner Zeit noch existirenden Pelasgern auf die Alten schließen darf! Und wie wenig er seine Aeußerungen über die Pelasger abmißt, sieht man aus einem Beispiele, das Herr Heeren selbst anführt, sieht man auch daraus, daß er ihre Macht nie bedeutend gewesen nennt, und doch an andern Stellen sämmtliche Aeoler, die Inselbewohner, die Athener, Arkader und Aegialer als Pelasger bezeichnet. Aber das ist in Heeren's Ansicht unzweifelhaft, wenigstens theilweise, ein Irrthum von Herodot; denn die Aeoler sind bei ihm, p. 52, „meist mit den Dorern verschmolzen;" ein Urtheil, das auf einem dunkeln Vernehmen von Verwandtschaft des äolischen und dorischen Dialekts beruht, oder höchstens auf einer Sage bei Strabo, der dieser selbst anderswo widerspricht. Kecker noch aber ist auf p. 54 die Versicherung, die Aetoler seyen nahe Stammverwandte der Dorier! Allherrscher Zeus! Die Aetoler, die Aristoteles und Dionys von Halicarnaß auf Kureten und Leleger zurückführen? die Thucydides als so barbarisch bezeichnet, über die Ephorus bei Strabo so kunterbuntes Zeug berichtet? über deren Verwandtschaft mit den Eliern, von der auch Aristoteles weiß, Strabo selbst lauter Zweifel ist — die sind auf einmal so ganz gewiß Dorer? Wie werden sich Philologen und Historiker über den unverhofften Aufschluß freuen! (Der Fehler ist eben so arg und zeigt von Mangel an Kenntniß der gewöhnlichsten Dinge eben so sehr, als wenn anderswo (Phönicier p. 111) die Solymer des Homer

mit denen des Chörilus bei **Joseph. c. Ap.** verwechſelt werden, welche letztere ohne Zweifel Juden ſind.) Dann, was über die Einwanderungen p. 88 sqq. geſagt wird. Hier ſehen Sie unſern Forſcher mit einer großen Gemüthsruhe bei dem Alten, bei dem ganz Abgethanen beharren, überall das Auffallende hervorheben, überall bewundern! Dieſer Zug charakteriſirt unſern Hiſtoriker überhaupt. Es gibt eine Unzahl von ſolchen erledigten Dingen, in denen Heeren ſtets dem Hergebrachten und Alten noch treulich anhängt. Noch haben bei ihm die Phönicier, die die Buchſtaben nur zu den Griechen gebracht haben, dieſelben erfunden, obſchon den Namen der Buchſtaben nach die Aramäer die Erfinder ſind. Noch findet bei ihm jene Umſchiffung von Afrika unter Necho Glauben, die Bredow zernichtet hat. Hier in unſern ſechzig Seiten werden die Werke von Otfried Müller genannt, neben hin geſtellt und weiter auch nicht die kleinſte Rückſicht darauf genommen. Denn hier wird wieder die ſaïtiſche Colonie, hier wird wieder der ägyptiſche Cecrops gläubig aufgenommen; was liegt daran, daß Müller die Fabelhaftigkeit der Sage mit ſiegreichen Gründen erwieſen und endlich einmal ſo unwürdigen Stoff aus der Geſchichte verbannt hat?

nischen Köche, Flötenspieler und Herolde mindestens nennen sollen. Denn auch trotz allem Mangel an Zeugnissen, dünkt mir, würde schon aus der Natur des Kastenwesens und der Hierarchie selbst, würde schon aus dem allgemeinen Gang der Dinge auf eine größere Gewalt und Ansehen der Priester in dem früheren Griechenland geschlossen werden müssen, so wie auf kastenmäßig abgeschlossene Gewerbe, obwohl freilich auch die Vertheidiger der Kasten im Eifer das übersehen haben, daß ein Unterschied ist zwischen Zwang der Natur und Zwang absoluter Gesetze; daß man doch im Grunde nur unter letzteren von eigentlichem Kastenwesen sprechen kann; und daß es sonst eine natürliche Erscheinung in aller Welt ist, wenn im einfachen Zustande der geselligen Verhältnisse der Sohn vom Vater lernt, und wenn der Vater namentlich den einzigen Sohn nicht gern vom Gewerbe der Familie abweichen sieht.

Doch werden Sie sagen, dies sind Quisquilien, die noch dazu recht aus den Ecken und Winkeln des zu beleuchtenden Raumes zusammengesucht sind; warum überhüpfen Sie mir den Mittelpunkt dieser Abhandlung, und warum erkennen Sie nicht das Gute an, wie Sie das Schlechte angreifen? Ist es nicht sinnreich, was er zur Charakterisirung der griechischen Mythologie angibt und zu deren Unterscheidung von der orientalischen? Jenes Losreißen von der symbolischen Vorstellungsweise der Gottheit? Nicht sinnreich die Bemerkung, daß dieser Unterschied durch Poesie und Kunst in Griechenland entstanden? Entspricht dies nicht der Grundidee, die Herr Heeren der griechischen Geschichte unterlegt, daß sich dort alles in Staat und Religion durch Poesie, d. h. durch Kunst *) modificire? Und um diese

*) Daß dem Herrn Hofrath durch des Hrn. Dr. Bercht Bemerkungen über seinen Stil kein Unrecht geschehen sei, könnte ich Ihnen, wenn ich darauf ausgehen wollte, mit einer Masse von Stellen belegen. Vorrede pag. VII heißt es hier: „Verschmelzung der Politik und Poesie — dies Wort im weiteren Sinne mit Inbegriff der Kunst genommen." Ich weiß nicht, meine ästhetische Terminologie mag freilich nicht weit her sein, aber in meinem Leben hab' ich das Wort Poesie nicht in der Bedeutung von gesammter Kunst gehört. Wie ganz hohl ist z. B.

Ideen ſchleichen Sie mir ſo ſtillſchweigend herum?« O keineswegs! Die Sache berührt nur ſo viele höchſt bedeutende Punkte, daß man Bücher ſchreiben müßte, um einige ohne alle Kunde geſchriebene Worte zu widerlegen. Herrn Heeren's Beantwortung der Frage über den Unterſchied der aſiatiſchen und griechiſchen Götterlehre geht, wie das unzählige Mal bei ihm vorkommt, bis auf einen gewiſſen Punkt, der der Oberfläche ganz nahe liegt, und dann bleibt ſie ſtehen. Was hat er mir erklärt? Ich frage von Neuem: Woher dieſe eigenthümliche Kunſt? dieſe eigenthümliche Poeſie? hier wird, ſcheint's, Ein Homer, ein großer Genius, angenommen, der den Volksglauben benutzend, ſchon wegen des olympiſchen Zuſammenwohnens der Götter auf

---

der Satz, der mich auf der erſten Seite jenes Abſchnittes über die geographiſche Beſchaffenheit von Griechenland ſättigte: "Die Größe der Nation und der Reichthum ihrer Thaten verführt leicht zu dem Irrthum, ſich auch ihr Land groß zu denken." Wer, der ſeine Worte nur ein wenig wägt, mag ſo etwas ſchreiben! Ganz ähnlich iſt Aeg. p. 10 "An der alten Gränze Aegyptens häufte die Nation ihre Denkmäler, als wollte ſie dadurch dem ankommenden Fremdling gleich im Voraus ein Bild ihres Glanzes und ihrer Größe zeigen."! und Griechen p. 45

den Gedanken hätte kommen müſſen, dieſe Göttergeſtalten menſchlich zu individualiſiren. Dabei wird denn, zufolge der ausſchließlichen Verehrung des Herodot, jener berühmten Stelle (II. 53) Glauben beigelegt, die ſo oft bezweifelt ward. Sie ſehen, dies ſind Punkte, die ſich nicht in einer Correſpondenz ausführen laſſen. Ich kann Sie glückicher Weiſe auf eine neue und große Autorität verweiſen; ganz kürzlich hat Herrmann („über die Behandlung der griechiſchen Dichter bei den Engländern“ in den Wiener Jahrbüchern, tom. 54) die Meinung Herodot's zuſammt ſeiner Zeitrechnung für einen handgreiflichen Irrthum erklärt. Sodann berührt Heeren's Anſicht die unvergängliche Streitfrage über die Einheit des Homer. Auf p. 138 wird er mit Taſſo verglichen. Dies zeigt ſchon, daß Heeren von einem Epos ſo gut wie gar keinen Begriff hat, daß ihm der Unterſchied einer Volkspoeſie, die, mit Grimm zu reden, aus dem Gemüth des Ganzen, und einer individuellen, die aus dem des Einzelnen hervorquillt, ganz fremd iſt. Die Frage über das Verhältniß dieſer Volksepen zur Nation und zu der dichteriſchen Einheit, die wir darin bewundern, läßt ſich aber ein- für allemal nur mit dem erörtern, der gleichmäßig mit der Nationalpoeſie der Perſer, Griechen, Deutſchen, Romanen, Scandinaven, Serben u. A. vertraut iſt; nur in den romaniſchen und deutſch-nordiſchen Dichtungen läßt ſich ein hiſtoriſcher Gang nachweiſen, der ſchlechterdings als leitender Faden bei den Unterſuchungen über das griechiſche Epos dienen muß; und ſo bereitwillig ich in den jüngſten Erneuerungen der Forſchungen auf dieſem Felde durch Nitzſch und Herrmann Scharfſinn, Geiſt und Gelehrſamkeit anerkenne, ſo wenig glaube ich, daß ſie den wahren Verhalt der Sache einfach und hiſtoriſch beurtheilen. Doch dies kümmert uns hier wenig; daß jene homeriſchen Gedichte ihrer Grundlage nach Volksdichtung ſind, würde Herr Heeren am Ende ſelbſt zugeben müſſen: denn er geſteht ja ſelbſt, der Dichter benutzte den Volksglauben; das olympiſche Zuſammenleben der Götter zwang ihn ſchon zu der Form, in die er die Mythologie geſtaltete. Ich möchte alſo wieder wiſſen: Woher im Volke die Vorſtellung von einem ſolchen olympiſchen Zuſammenleben? woher

in dem Volksglauben, der Herrn Heeren zufolge älter iſt, als das Werk der Kunſt, dem er die Geſtaltung der griechiſchen Mythologie vorzugsweiſe zuſchreibt, ſo viele Züge von dem Hang der Nation, das Symboliſche, das Uebermenſchliche zu fliehen, von dem Hang, alles Ueberſinnliche in den Kreis der Sinneswahrnehmungen herab zu ziehen, alles Göttliche zu vermenſchlichen, und das Menſchliche zu vergöttern? Denn jene Himmelsſtürmer, jenen Herakles, jene vergötterte Ino, jene tiefſinnig kühne Sage vom Prometheus, jene Helden im Kampf mit Göttern, jene Verachtung thatenloſer Unſterblichkeit und ewiger Jugend gegen ein thatkräftiges Leben im Vaterland, das alles und wie viele andere ähnliche Züge konnte Homer unmöglich erfinden; und umgekehrt ſcheint es faſt: (und wem muß man es auch erſt ſagen, daß religiöſe Bildung überall der poetiſchen vorangeht?) der Mangel der myſtiſch frommen und beſchaulichen Vorſtellungsweiſe von der Gottheit geſtaltete die Poeſie der Griechen, ſo weit ſie das Göttliche behandelt, gerade ſo und nicht anders; ſo wie der Mangel des Gemüthlichen im griechiſchen Volkscharakter überhaupt (wenn wir ihn mit dem germaniſch-chriſtlichen vergleichen) ihr politiſches und Privat-

zu beſtimmen, um die entfernteren Urſachen jener Erſcheinung zu ermitteln; war das geſchehen, war damit zugleich die Verſchiedenheit des Staats und der Staatsform von den aſiatiſchen Staaten und Staatsformen erklärt, dann würde ſich gerade die äußere Form ganz leicht — nicht ein- für allemal angeben, ſondern hiſtoriſch verfolgen laſſen. Denn die Vorſtellungen des Volkes von dem Reich und der Gemeinſchaft der Götter erklären ſich nur aus deſſen Begriffen von Staat, von Verhältniß der Regierten zum Regierenden; dieſe Vorſtellungen ſind nicht einmal für allemal urſprünglich gegeben, ſondern verändern ſich und halten den genaueſten Schritt mit den wechſelnden Staatsformen; beides trägt und geſtaltet ſich wechſelsweiſe; empfänglich für dieſe oder jene Erſcheinungsform des irdiſchen oder himmliſchen Regiments, trägt das Volk den geiſtigen Begriff auf das Weltliche, den weltlichen auf das Geiſtige über. Oder läßt es ſich einen Augenblick verkennen, wie gleichſam verſchmolzen des Chineſen irdiſche und göttliche Despotie iſt? fühlt nicht Herr Heeren ſelbſt, daß Zoroaſter in ſeinem Geſetze die Staatsform, die er vorſchreibt, ſeinem Himmel beimißt, ob er ſie nun vorgefunden hat oder nicht? iſt nicht die patriarchaliſche Gemeinſchaft der homeriſchen Achäer dieſelbe, die im Olymp herrſcht? iſt nicht jene Gleichſtellung der Götter und Menſchen das demokratiſche Gleichheitsprincip der joniſchen Stämme? oder bilden nicht in unſern Tagen die katholiſchen Pairs, und die proteſtantiſchen Deputirten rechter und linker Seite einen kompleten conſtitutionellen Staat, ſtreiten um Denkfreiheit und wollen die abſolute Monarchie ſelbſt im Himmel nicht dulden? Die Begriffe alſo von göttlichem und weltlichem Herrſcherthum, von geiſtiger und bürgerlicher Freiheit der Menſchen laufen parallel; in beiden ein abſolut Wahres, Beſtes und Stetes aufzufinden, ſcheint gleich unmöglich. Die Abſtraction täuſcht ſich, wenn ſie meint, über einen oder den andern Theil der Parallele abſprechen zu können: wenn wir erſt erfahrungsmäßige Begriffe darüber erworben haben, dann mögen wir auch a priori darüber denken; ohne ſolche Vorbilder würde uns unſre Einbildungskraft nur Truggeſtalten entwerfen; Speculation und Empirie

ſind ja auch keineswegs Geiſtesthätigkeiten, die ſich einander ausſchließen oder auch nur einſchränken. Ihnen einmal hiſtoriſche Nachweiſungen über dieſe gegenſeitigen Verhältniſſe zu ſammeln, würde mir Freude machen, und ich verſchwöre es nicht, Sie nicht einmal mit einem Büchelchen über dieſen Gegenſtand zu überraſchen.

Ich verirre mich in fremde Gebiete; laſſen Sie mich auf das Hiſtoriſche zurückkommen. Ich will Ihnen noch ein Seitenſtück geben. Auf p. 5 und vorher iſt von der "Ueberlegenheit der Weltherrſchaft des kleinen Europa" die Rede. Wenn dieſer Punkt in einem Werke über Handel und Verkehr angeregt wird, was werden Sie unzweifelhaft erwarten? Sie werden ſich erinnern, daß die vortrefflichſten Männer in der europäiſchen Gewerbsthätigkeit und dem europäiſchen Handel einen Haupterklärungsgrund — wenn nicht für die vorragende Geiſteskultur, doch für die Weltherrſchaft Europa's ſuchen; Sie werden erwarten, daß dies hier ganz beſonders hervorgehoben, beleuchtet, näher geprüft wird? Sie werden denken, es verſtehe ſich ſchon von ſelbſt, daß dies einen Hauptgegenſtand der einleitenden Erörterungen ausmachen müſſe; daß dies die nächſte, die einfachſte und natürlichſte Idee wäre, auf die ein denkender

und das ſollte doch ein ächter Hiſtoriker, den die Geſammtheit der Erſcheinungen intereſſirt, der alle Richtungen des menſchlichen Geiſtes gleichmäßig in's Auge faſſen muß. Weiter: „Unterſcheidet ſich dieſer Stamm ſchon durch größere natürlichere Anlagen? Eine Frage, die wir phyſiologiſch gar nicht (vergeſſen Sie nicht, was ich eben ſagte), die wir hiſtoriſch nur mit Schüchternheit beantworten können. Daß die Verſchiedenheit der Organiſation auch einen Einfluß auf die ſchnellere oder ſchwerere Entwickelung der geiſtigen Anlagen haben könne: — wer mag es geradezu läugnen? Aber wer kann auch dagegen dieſen Einfluß beweiſen (dieſen Einfluß beweiſen? das möchte ſo ſchwer nicht ſein; ihn erklären aber iſt mißlich), dem es nicht gelingt, jenen geheimnißvollen Schleier zu heben, der uns das wechſelſeitige Band zwiſchen Körper und Geiſt verhüllt?“ Hier iſt alſo gleich von vorn herein an der Löſung der Frage verzweifelt, die vielleicht als das höchſte und letzte Problem anzuſehen iſt, das dem Menſchen zu enträthſeln geſtellt iſt; das, trotz aller geſcheiterten Verſuche, darum nie einen ſtrebenden Menſchen von der Erneuerung des Verſuches abgeſchreckt hat. Dergleichen hat für Heeren keinen Reiz? oder ſoll ich ſagen, dergleichen liegt ganz außer ſeinem Geſichtskreis? Er fährt fort: „Aber wahrſcheinlich müſſen wir es doch finden. Denn wie ſehr wächst nicht dieſe Wahrſcheinlichkeit, fragen wir die Geſchichte um Rath? Der große Vorſprung, den die weißen Völker in allen Zeiten und Weltgegenden hatten, iſt eine Thatſache, die ſich nicht wegläugnen läßt. Man kann ſagen: es war die Folge äußerer Umſtände, die ſie mehr begünſtigten. Aber war dies immer ſo? Und warum war dies immer ſo? Weßhalb ferner erreichten auch die dunkleren Völker, die ſich über die Barbarei erhoben, doch gewöhnlich nur ihre Stufe, auf der der Aegypter wie der Mongole, der Chineſe wie der Hindus ſtehen blieb? Warum blieben bei ihnen die Schwarzen wieder hinter den Braunen und Gelben zurück?“ Auf alle dieſe Fragen, die im Tone reſignirender Unwiſſenheit vorgetragen ſind, erhalten Sie ſo gut wie keine Antwort. Die Einwirkung des Bodens und Klima's, auf die hernach durch

eine Schilderung der phyſiſchen Beſchaffenheit des Welttheils ein großes Gewicht gelegt wird, die Herrn Heeren nach dem Zuſammenhang der Rede die einzig nachweisliche dünkt, iſt im Ganzen klein, unbedeutend und verſchwindend; und gerade dem Hiſtoriker iſt dieſe Nachweiſung am erſten zu erlaſſen. Sömmering hat ausdrücklich aufmerkſam gemacht, daß man zur Erklärung des Charakters der Nationen von je zu viel Bedeutung auf den Einfluß des Klima's gelegt habe, daß vielmehr jedem Volksſtamme wie jedem Individuum von Natur eine gewiſſe geiſtige Anlage müſſe beigelegt werden. Doch auch dieſe pſychologiſch nachzuweiſen, wollen wir dem Hiſtoriker nachlaſſen. Aber hat nur Herr Heeren einen ganz entfernten Begriff von einem Ganzen der Menſchheit? von der Stellung, die die einzelnen Völker in dieſem Ganzen einnehmen? Wer nicht die Nationen als eine Geſammtheit zu betrachten verſteht, wer nicht den Einzelnen in dieſer Geſammtheit ihre eigenthümliche Stelle anzuweiſen, aus dieſer und ihrer Beziehung zum Ganzen ihre individuelle Anlage und ihre Richtung und Bildung herzuleiten weiß, der wird ſtets im Dunkeln tappen, der wird weder Anfangs- noch Endpunkte zu finden wiſſen, der wird wie unſer Verfaſſer über die Kultur des Europäers, wie

mich nicht mein Gedächtniß trügt, W. v. Humbold irgendwo. Von einer ursprünglichen Civilisation der Negerracen wollen die neuesten afrikanischen Reisenden nichts wissen; dies ist wieder gegen Schlosser's Ansicht von dem Rückfall der Neger aus einer alten Kultur; auch muß er selbst dabei gestehen, daß die Frage, ob ein Volk im alten Zustande der Rohheit beharrt oder aus einem besseren dahin zurückgekehrt sey, unlösbar ist, — und so scheint diese Darstellung der Sache bei ihm nur dem tieferen Plane seines Werkes zu dienen. Wenn wir bedenken, welche Schöpfungsversuche die Natur machte, bis sie bei dem letzten sich befriedigte; wenn wir die ähnliche Erscheinung solcher Revolutionen in jedem ihrer unteren Bereiche wahrnehmen, wo wir ihr stufenweises Aufsteigen bemerken, und in ihren Stufen sehr häufig unendliche Abstände in Bezug auf die Vollkommenheit ihrer Erzeugungen durch kleine Zuthaten oder Versagungen hervorgebracht, wenn wir in den niederen Wesen stets die Andeutungen höherer Organisationen oder wieder Versuche zur Ersteigung einer höheren Sprosse finden: warum sollte sich nicht, was so auffallend durch alle Reihen der Wesen durchgeht, auch in der Reihe der Völkerstämme wiederholen? Warum sollte die Natur nicht auch in der Schöpfung der Menschenracen erst allmählig zu der Fertigkeit gelangt sein, die sie bei der Bildung des kaukasischen Europäers besaß? Doch schon wieder schweife ich ab. Ich wollte nur sagen: Herr Heeren findet für gut, über jene Umstände nicht weiter weder Forschungen an — noch Ideen aufzustellen; er denkt mit einer Schilderung von Boden und Klima zu genügen, und weil ihm doch die moralischen Vorzüge der Europäer aus dieser physischen Beschaffenheit des Welttheils nicht ganz hinlänglich erklärt scheinen, so erwähnt er auch noch p. 10 die regelmäßige Ehe, auf die er auch sonstwo große Bedeutung legt, von der er sagt, daß sie allein die Scheidewand zwischen Orient und Occident hauptsächlich bilde, mit der er alles erklärt zu haben meint, da doch jedem, nur nicht Heern Heeren, sonnenklar seyn muß, daß die Polygamie des Orients viel mehr die Wirkung vieler Eigenthümlichkeiten war, als die Ursache. Dürfte man die

Vielweiberei als einen Grund der Verſchiedenheit des Nicht-europäers von dem Europäer anſehen, ſo müßte erwieſen ſein, daß ſie etwas in der Natur Gelegenes, etwas, wie man oft geglaubt hat, vom Klima oder von dem numerären Verhältniß der männlichen und weiblichen Bevölkerung oder dergleichen Bedingtes iſt. Dies iſt aber nach allen ſoliden Forſchungen nicht der Fall, und die Polygamie iſt ſo wenig etwas Natürliches, als die Sclaverei. Der Mann, der ſeinen Knecht als ein Ding anſieht, ſieht auch ſein Weib ſo an, und braucht ſie, wie ſelbſt der feine Grieche that, blos zur Stillung ſeiner Luſt. Despotie alſo in Haus und Staat, jenes unterſcheidende Kennzeichen des Orients, ſcheint ſchon die Polygamie hervor zu bringen, und die Gründe ſeiner Entſtehung im Orient, ſeines Mangels und des entſprechenden Mangels der Polygamie in Europa ſcheinen ſehr bequem noch tiefer geſucht werden zu können. Wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, auf p. 10 weiter zu leſen, ſo finden Sie dort wieder eine ſolche Reihe von Fragen geſtellt, ohne Antwort, wie vorhin. Und welche Ideen ließen ſich nicht machen über dieſen Gegenſtand! Keine ſind da! Denn Herr Heeren hat gar nicht darüber nachgedacht. Hätte er es gethan, dann wüßten wir beide, hätte er ſie nicht

um ſehr kleine zu bekämpfen. Auf der andern Seite aber ſtreifen andere ſeiner Irrthümer und ſeiner Meinungen an ſo große Probleme, daß man Abhandlungen und Bücher zur Widerlegung ſchreiben müßte, falls man nicht eben ſo obenhin Meinungen ohne Belege entgegenſtellen und damit nur einen eitlen Zank veranlaſſen wollte. Hier alſo müßte man wirklich größte Kräfte aufbieten, um kleine zu bekämpfen, und dies iſt eine nicht minder ärgerliche Lage. Eine Mitte aber zwiſchen beiden Arten ſeiner Irrthümer gibt's faſt gar nicht.

3.

Dacht ich's doch! Wann wird es Ihnen je an Mitteln fehlen, etwas zu beſchönigen, was Sie tadeln hören; etwas durchzuführen, was Sie ſich in Kopf ſetzen; einen zu überreden, der ſich widerſetzen will? „Wie, rufen Sie, der, der ſich ſo keck brüſtete mit ſeinem Muthe, der ſich mit ſeinem Homeriſchen Spruche vermaß, ihn ſolle des Gegners sum quia leo nicht abhalten, dem Könige einmal die Klauen zu unterſuchen, der läßt ſich am Ende einſchüchtern durch des Gegners nominor quia leo? Vor dem Schatten fürchten Sie ſich, nicht vor dem Thiere ſelbſt? Dann will wohl Ihr Wahlſpruch nichts weiter ſagen, als Sie tauchen bei gelegentlicher Gefahr hinter dem Schild Ihrer jungfräulichen Göttin furchtſam nieder?“ Und was die andere Seite angeht, meinen Sie, ſo werde kein Menſch umfaſſende Traktate von mir verlangen, um hingeworfene Aeußerungen zu widerlegen; ich ſollte nur nach meinen ausgeſprochenen Forderungen der Kritik das Buch ſeinem Gehalte, ſeinem Geiſte und Charakter nach würdigen, dies werde mir Gelegenheit geben, einzelne Ausführungen gegen Maxime und Grundſätze anzubringen, die, in dem ganzen Werke verbreitet, auch nicht überall blos gelegentlich und unbedachtſam eingeſtreut ſein konnten; wenn ich auch einzelnes Angedeutete mit bloßen tungen abfertigen wolle, ſo werde das

trefflich dem Zwecke dienen, den Sie ſchon einmal ausgeſprochen hätten, nämlich vorläufig blos eine Schranke zu öffnen, einen Handſchuh hinzuwerfen, nach deſſen Aufnahme beiden Gegnern natürlich nicht mehr vergönnt ſein könnte, blos die Waffen zu zeigen. Und gerade dazu, ſagen Sie, ſei der poſitive und beſtimmte Ton in meinem Briefe an Sie, der Sie — (fügen Sie ſchmeichelhaft hinzu) nur um ſo lüſterner mache, ganz gut geeignet, und den müſſe ich deßhalb feſthalten. Ich weiß nicht, was ich Ihnen auf all das antworten würde, wenn Sie mir nicht einen Ausweg offen gelaſſen hätten. Sie dringen, indem Sie für den äußerſten Fall nachgeben, wenigſtens auf eine Fortſetzung unſerer Unterhaltung, da Sie mit ernſthaftem Intereſſe an Heeren's Werke gehen wollen. Dagegen kann ich nichts haben. Ich will mich auch Ihrem Wunſche nach nur auf die Ideen über Politik u. ſ. w. vorerſt beſchränken. Da ich einmal doch vor Ihnen im Tone eines Recenſenten reden muß, ſo werde ich auch um ſo lieber die Leſſingiſche Kritikerregel gelten laſſen, ſich bei Beurtheilung eines Werkes nur auf dies Eine zu beſchränken, an keinen Verfaſſer dabei zu denken, ſich unbekümmert zu laſſen, ob der Verfaſſer noch andere, ob er noch ſchlechtere oder noch beſſere geſchrieben habe; und nun

Politik, Verkehr und Handel der alten Völker werde fordern können, wird ſein, daß ſich in ſeinem Werke ein Plan und eine Anlage findet. Gleich in den Vorerinnerungen nun erkennt der Verfaſſer ſelbſt, daß die Unterſuchungen über den Handel der alten Welt, ſtreng genommen, nicht ſo eng mit denen über Staatseinrichtungen verknüpft zu ſein brauchten, da nirgends zwiſchen beiden in der Wirklichkeit eine ſo innige Wechſelbeziehung ſtatt gehabt habe. — Und eine dergleichen zu ſtatuiren, würde auch einem alten Politiker nicht eingefallen ſein, der vielmehr Oeconomie und Chrematiſtik von dem Staatsweſen mehr abtrennen würde, und alſo auch den Handel: *της μεν γαρ χρηματιστικης μοριον εμπορια.* Indeſſen, Herr Heeren wählt einmal dieſe Verbindung, und ich kann nichts dagegen haben; erweitern mag Jemand ſchon die Anlage eines Werks, wenn es nur nicht unzweckmäßig erſcheint. Und das iſt wohl wahr, daß auch damals ſchon es Staaten gab, die mehr oder weniger auf Handel gegründet waren, und die man daher nur unvollkommen kennen würde, wenn man ſie nicht auch von dieſer Seite betrachtet. Der Verfaſſer hätte zwar den Satz umkehren ſollen, da er doch von Verkehr und Handel ausgeht; allein was thut's, man verſteht ihn ſchon. Welchen Nutzen dagegen oder welche Aufklärung über Politik, Verkehr und Handel die unmäßig breiten Beſchreibungen der Ruinen, die Deutungen der Anaglyphen, zum Theil ſelbſt die geographiſchen und ſtatiſtiſchen Ueberſichten, bringen ſollen, läßt ſich ſo leicht ſchon nicht abſehen. Doch da ein Buch mit Ideen über Politik u. ſ. w. gerade kein ſtrenges Ganze verſpricht, ſo mag einiges Fremde drein gehen, ſo ſehr ein Werk der Art einen Dilettanten zu verrathen ſcheint, der das ſporadiſch Erlernte zuſammenträgt und geiſtreich fügt, ſo ungefüge es ſein mag. Indeß mir fällt ein, dieſe Ideen ſollen doch auf Forſchungen gegründet ſein; und dieſe Forſchungen ſollen ſich doch um Politik und Handel der alten Völker drehen. Nun dürfte es gleich auffallen, daß wir z. B. in dem dicken Bande über Perſien auch nicht eine Sylbe über Handel und Verkehr, und wenig genug über Politik der Perſer vernehmen. Dies werden Sie nun viel-

leicht mit dem Mangel an Quellen entſchuldigen wollen, und ich, zur Billigkeit ſehr geſtimmt, wie Sie merken, laſſe mir's gefallen. Eigen iſt's aber, daß einem ſo vielſeitigen Gelehrten, wie Heeren, bei ſeinen Unterſuchungen über Verkehr und Handel zwar nicht die entferntere Beziehung auf Staat und Staatseinrichtung, dagegen aber ſo viele weit näher liegende Beziehungen entgangen ſind, ohne deren Erörterung man nur halbe Begriffe von dem Handel der Völker bekommt. Wer über den Verkehr der Nationen forſchte, ſollte der nicht die dringende Nothwendigkeit empfunden haben, auf Schifffahrt, Induſtrie und Gewerbe, auf Erfindungen, Producte, Waarenkunde, auf Metalle, und deren Gebrauch zum Maßſtab des Werthes der Dinge Rückſicht zu nehmen? Von allem dem findet ſich z. Th. gar Nichts, Einzelnes iſt wenigſtens nicht durchgängig, ſondern nur willkührlich bei dieſem oder jenem Volke beſprochen; Anderes wird wohl, wenn gerade ein Autor einige Notizen an die Hand gibt, berührt, aber Nichts von Allem iſt gründlich erforſcht, geſchweige erſchöpft. In dem Bande über die Griechen iſt das plan- und zweckloſe Zuſammenſtellen blind gewählter Gegenſtände am auffallendſten; Unbrauchbares wird gegeben, Unentbehrliches bleibt hinweg. Wie hätte ein Blick auf die Kolonieen von dem geeigneten Standpunkte aus, und ſollte es nur eine kalte Aufzählung der Pflanzſtädte geweſen ſein, vorarbeiten können! Statt über die Perſerkriege, die hier ſo gleichgültig waren, ſo viele Worte zu machen, hätte doch Herr Heeren lieber recht weitläuftig von jenen Zeiten zwiſchen 600 bis 500 v. Chr. gehandelt. Er — überhüpft ſie; und dies ſind gerade die Zeiten, wo ſich Verkehr im Großen bildete, wo Luxus durch die Tyrannieen entſtand, wo die Tyrannieen in weiten Fernen hin unter einander in Verbindung ſtanden, wo der Orakelverkehr am lebhafteſten war, wo eine Thalaſſokratie auf die andere folgte, wo eine Reihe der reichſten und mächtigſten Kolonialſtädte allgemeinen Handelsflor ankündete! Von dieſen Dingen ſammt und ſonders keine Sylbe; wenigſtens nicht in dem Bezug, in dem dieſe Punkte in dieſem Werke genommen werden mußten: denn einmal freilich ſpricht er pag. 222 auf Einer Seite von

den Tyrannieen, und — doch leſen Sie die dortigen Bemerkungen ſelbſt; denn durch Beſprechung ſo vieler fader Dinge wird gegen Wiſſen und Wollen mein Ton und meine Stimmung ſtets gereizter. Das Ausſcheiden der genannten Gegenſtände könnten Sie ferner vielleicht damit entſchuldigen wollen, daß des Verfaſſers Zweck nicht geweſen ſei, ſich ſo nach der Dimenſion der Breite auszudehnen: dann aber müſſen Sie doch geſtehen, nach der Länge wollte er dies doch; ich meine, den hiſtoriſchen Gang wollte er doch nachweiſen, und in ſo fern läßt ſich in dieſem Bande das vollſtändigſte Verkennen der Perioden und ihrer Bedeutung nach einer offenbar ganz geringen Kenntniß der griechiſchen Geſchichte ſchlechterdings nicht entſchuldigen. Ja aber, höre ich Sie poltern, warum werfen Sie ſich auch gerade auf dieſen anerkannt ſchwächſten Theil ſeiner Arbeit? Gut! Werden Sie nur nicht ungeduldig. Ich will mich alſo in den allgemeinen Theil zurückziehen. Was werden Sie dazu ſagen, wenn Sie einen und denſelben Autor gleich im Anfange ſeines Werkes auf die Darſtellung des hiſtoriſchen Ganges pochen, und p. 13 der Vorerinnerungen gleich ſagen hören, er wolle den Handel ſo ſchildern, „wie er in ſeinen blühendſten Zeiten war.“ Heißt das hiſtoriſcher Gang? Iſt das möglich, daß ein Schriftſteller von ſolchem Namen nicht einmal ein Paar Seiten lang ſeinem Gedächtniß trauen darf — denn ſeinem Plane treu bleibt darf ich ja nicht ſchreiben, da ein ſolcher bei ſolcher Gedankenloſigkeit unmöglich da ſein kann! Und was werden Sie ſagen, wenn ich Sie bei dieſer Gelegenheit dreiſt verſichere, und es Ihnen, wenn Sie wollen, ſpäter an manchem Beiſpiele beweiſen werde, daß in allen ſechs Bänden auch faſt kein einziges eigentlich hiſtoriſches Moment mit ſichrer und beſtimmter Hand angegeben iſt? Sie verſtummen? Ich werde es doch noch dahin bringen, daß Sie mich bei all meiner Heftigkeit und Derbheit den nachgiebigſten und mildeſten Beurtheiler nennen, den es geben kann. Ich will nämlich ſagen, jenes Verſprechen der Darlegung hiſtoriſcher Entwickelung war eine verzeihliche Uebereilung (obgleich, wenn ich mich beſinne, daß das Verſprechen mehrmals wiederholt wird, ich es weder für übereilt, noch

führte Stelle über den blühendſten Zeitraum heißt es weiter: „Denn ſtehen wir auch in ihm noch nicht an der äußerſten Grenze der hiſtoriſchen Zeit, ſo ſtehen wir doch da, wo das helle Licht der Geſchichte anfängt, ſich in eine Dämmerung zu verlieren, die der Forſchung einen deſto höheren Reiz gibt, je mehr es ihr gelingt, ſie aufzuklären.“ Dies myſtiſche Dunkel aber ſucht unſer Verfaſſer nach mehreren naiven Geſtändniſſen mit Leidenſchaft auf; Carthager p. VI: „Die Nachrichten, die ſich über Afrika aus dem Alterthume erhalten haben, ſind ſparſam und mangelhaft, allein für den Forſcher der Geſchichte erhalten ſie eben dadurch einen noch größern Reiz.“ Im ſechsten Bande geſteht er, daß der Reiz der Neuheit ihn bewog, ſich mit den Aſiaten vorzüglich zu beſchäftigen. Wie armſelig dies iſt, muß ich Ihnen nicht erſt ſagen. Allein ich glaub' ihm dies nicht einmal ganz. Neues wäre in der macedoniſch griechiſchen Zeit mancherlei zu ſuchen geweſen; neues noch mancherlei zu ſagen über Verkehr und Handel der Juden, des einzigen Volks, über das er verſtändige und vollſtändige Quellen gehabt hätte. Der geheimſte Grund, warum er ſein Werk gerade ſo und nicht anders anlegte, gerade hier und nirgend ſonſt ſchloß, iſt Scheu vor dem Licht. Warum hätte er nicht wenigſtens ſeinen Plan über Griechenland ausgeführt? Aber über dieſer Arbeit begann es ihm angſt zu werden; wegen der Juden nicht minder; wegen der Zeit der Macedonier und Römer wohl am meiſten. Denn hier waren ja ſolide Straßen gebaut, auf denen Einer dem Verfaſſer und ſeinen Carawanen folgen konnte; hier hätten ja vernehmliche Schriften geredet, die den Dolmetſcher nicht bedurft hätten; hier verſteckte ſich nicht eine heimliche Weisheit hinter Keilſchriften, Hieroglyphen und Anaglyphen, die erſt die prophetiſche Deutung eines Geweihten nöthig hätten; hier konnte die Forſchung auf Weg und Steg controlirt werden, und wehe den Ideen, wenn dies gleich von Anfang an geſchehen wäre! Der erſten Ausgabe Söhne und Enkel hätten nimmermehr das Licht der Welt erblickt!

Und da ſich Heeren nun ſo ganz auf das Aſiatiſche beſchränkt — (Sie bemerken, daß ich das Unglaubliche in der Billigkeit thue!),

so ist nun vielleicht hier seine Forschung und sein Urtheil um so tiefer, sicherer und richtiger? Er thut sich freilich auf seine Kenntniß des Orients mehr als einmal viel zu Gute. Allein um den Orient mit etwas mehr als gewöhnlicher Competenz zu beurtheilen, ist es doch wohl das erste Bedürfniß, daß man wenigstens mit Einer orientalischen Sprache bekannt ist, und ehe ich dies wäre, würde ich mich strenge hüten, mit meiner Weisheit aus Osten zu prahlen. Daß Herr Heeren eine solche Sprache verstehe, wird er schwerlich behaupten können; ich könnte mich zwar irren, denn es ist wahr, seine Citate sind bescheiden. Allein entscheiden Sie selbst, ob die folgenden Angaben nicht meine Meinung rechtfertigen; ich zeige Ihnen einige Urtheile, welche Sprachliches betreffen, einige Eigenheiten in Benutzung asiatischer Quellen, die zugleich — wenn auch des Verfassers Unkunde der orientalischen Sprachen, aus der ich ihm übrigens natürlich keinen Vorwurf machen will, schon erwiesen wäre, seine Unvorsichtigkeit darlegen. Wenn er z. B. mit den deutschen Uebersetzungen der Bibel, die er zur Hand hatte, einen hebräischen Text verglichen hätte, so würde zwar dadurch entschuldigt werden, daß er in einem und demselben Propheten bald Michaelis, bald Gesenius setzt, denn dann könnte seine Wahl einen Grund haben, während sie jetzt nur schreiende Willkühr verräth; daß er aber den Text nicht verglichen oder mindestens nicht verstanden habe, beweist, daß er (Babylonier p. 157) Jes. 23, 13 nach der ganz verfehlten Michaelis'schen Uebersetzung anführt, und dies wiederholt sich p. 240, wo die Interpretation gleichfalls fehlerhaft ist. Dort kommt ein anderes Versehen hinzu: Herr Heeren bedarf ein Zeugniß für das siebente Jahrhundert; das Orakel, das er anführt, ist ein unächtes und gehört also in's sechste; wäre es ächt, so fiele es in's achte, mit dem siebenten fällt er also jeden Falls durch. So ist auch die vorhin erwähnte Stelle 23, 13 nach Gesenius richtiger Uebertragung natürlich für des Verfassers Zweck nicht zu brauchen. Vergleichen Sie einmal mit dem Resultate, das dort aus derselben gezogen wird, den Inhalt:

Siehe das Land der Chaldäer,
dieſes Volk, das zuerſt nicht war,
Aſſer hat es den Wüſtenbewohnern angewieſen,
das errichtet ſeine Warten,
zerſtörte ſeine Paläſte,
macht ſie zu Trümmern.

Schon aus Kleinigkeiten, aus der Schreibart von Namen u. ſ. w. ſieht man, daß Heeren nicht hebräiſch lieſ't. Phön. p. 9, 10 und ſonſt Arvath. אַרְיָד. Daß Chalypon Aleppo iſt, weiß man; es iſt nicht blos, wie p. 122 ſteht, wahrſcheinlich. Palmyra heißt 1 Reg. 9, 18 Tamor, Palme; Tadmor (ſo Heeren p. 126) aber bedeutet Wunderſtadt. Ein Tur (p. 239) gibt es eigentlich nirgends (תור). Auch p. 106 hätte der Verfaſſer ſchwerlich vergeſſen, die Bedeutung des Worts Midianiter (=Kaufmann zu Lande) anzuführen, wenn er ſie gewußt hätte, da ſie ihm ſo förderlich geweſen wäre.

Von der phöniciſchen Sprache heißt es (Phönicier p. 117), ſie und die arabiſche ſeien Dialecte Einer Sprache; dies „habe den Verkehr beider Völker gar ſehr erleichtert," man habe ſich nicht den Betrügereien treuloſer Dolmetſcher überlaſſen müſſen. Dialecte Einer Sprache ſind das Arabiſche und Phöniciſche? Welcher denn? Der Semitiſchen zufolge tom. I. p. 121, auf den wir verwieſen werden. Wo iſt die je geſprochen worden? Sprachen von Einem Sprachſtamme ſind nur bei Herrn Heeren ſcheints daſſelbe mit Dialecten Einer Sprache. Der Schluß iſt ganz irrig, man brauchte allerdings Dolmetſcher. In der letztgenannten Stelle herrſcht überhaupt Unklarheit und Verworrenheit, der Verfaſſer nimmt den Halys als Grenzſcheide der Sprachen in Kleinaſien; wie iſt dies aber möglich, da er ſelbſt die Verwandtſchaft des Armeniſchen mit dem Phrygiſchen annimmt? Die armeniſchen Berge müſſen demnach die Grenze machen. Die Frage iſt aber gar nicht leicht; die Alten ſchildern Armenier und Cappadoker ſo ſehr gleichartig; man denke nur an die Verbindung beider Comana und an die Aehnlichkeit der Prieſterſtaaten Caſtabala, Cabira und Marimene. Doch muß man darum ſo vielen Zeugniſſen, des Herodot, Eudoxus, Euſtathius, Stephanus, man muß der Sprache ſelbſt nicht wider-

sprechen; an der Grenze konnten schon die Armenier so semitisirt sein, daß Strabo dieselben Armenier, die er an Einer Stelle mit den Phrygern verwandt nennt, an einer Andern selbst dem Namen nach den Aramäern vergleicht. Höck, in seinem Werke über Kreta, ist ganz auf dieselben Resultate gekommen; man muß Mischvölker annehmen. — Ich komme zurück. Dem obigen Fehler verwandt ist die Angabe (Phönicier p. 7), daß die Phönicier ein syrischer Stamm seien; beider Völker Sprache war eine verschiedene, und so sind die Phönicier nur den Syrern coordinirt ein semitischer Stamm. In demselben Bande p. 150 heißt es: „Von den alten Babyloniern wissen wir so viel, daß sie zum semitischen Völkerstamm gehörten; denn ihre Sprache — war ein armenischer Dialect, und von dem eigentlichen syrischen nur sehr wenig verschieden. Ob übrigens die ersten Einwohner dieses Landes aus Indien herzogen, oder aus der arabischen Halbinsel herstammten, wie ihre Sprache es wahrscheinlich macht — u. s. w." Was die Babylonier sprachen, war das Syrische selbst, nicht eine verschiedene Sprache. Diese ihre Sprache aber macht es so wenig wahrscheinlich, daß sie aus Arabien stammen, als die arabische, daß die Araber aus Babylonien.

Sie sehen also, ein ganz wesentliches Hülfsmittel, wo nicht das wesentlichste, zur Kenntniß des Orients geht Heeren ab; Sprachen, Verwandtschaft der Sprachen, Verhältniß der Völker zu einander kennt er nicht. Ueberdem das Volk, durch das fast allein aus alten Quellen etwas über Altasien auf uns gekommen ist, behandelte er nicht. Sodann wäre Kenntniß des asiatischen Mittelalters dasjenige, was am vollkommensten zu einer Verständniß des Orients führen würde, und wenn Sie mir nun erlaubten, einen Blick über unser Werk hinauszuwerfen auf die andern Bücher unsers Verfassers, so würde ich Ihnen zeigen, daß er diese Kenntniß auch nicht besitzt. Aber dies erlauben Sie mir nicht, so muß ich mich denn bequemen, Ihnen zu bemerken, daß wenn er arabische oder sonst morgenländische Quellen aus der muhammedanischen Zeit benutzt hätte, er manchen Fehler in diesem Werke über den alten Handel hätte vermeiden können, wie ich Ihnen noch später an einigen

Parallelen nicht erkennen läßt. Dieſe Jugendformen tragen wir gerne, wie unſere Jugenderinnerungen, in das ſpätere Leben über, da ſie immer große Anſchaulichkeit und bis auf einen gewiſſen Grad auch Wahrheit behalten. So konnte ich denn damals, und möchte wohl auch noch jetzt, Ihrem Hohne zum Trotz, behaupten, daß das revolutionäre Getriebe im geiſtigen Reich der Deutſchen ſein Ende noch nicht erreicht hat, und daß Sie im Gebiete der moraliſchen Wiſſenſchaften noch Exploſionen erwarten dürfen, wie ſie ſeit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in den ſchönen und humanen Wiſſenſchaften Statt gehabt haben, wie ſie zwiſchen Herder und Schlözer in der Geſchichte begannen. Und ſo weit biete ich Ihnen für Ihren Witz, wenn es Ihnen denn ſo ſchwer fällt, keine Satyre zu ſchreiben, die breite Seite meiner Schwächen dar. Denn daß ich es Ihnen nur wiederhole: Sie mögen als ein feinfühlender moraliſcher Zuſchauer bei den Kämpfen unſerer literariſchen Heroen einen Widerwillen empfinden oder nicht, das bleibt darum doch wahr: wir danken es nur ihnen, daß wir in Zeit von einem halben Jahrhunderte unſere Nation auf die Höhe der geiſtigen Beſtrebungen in Europa gerückt ſahen; nur ihnen

auf die Länge eine Philosophie, die dem Geist unerträgliche Fesseln anlegt, getragen hätte, auch wenn ihr genialer Schöpfer länger gelebt hätte? Oder glauben Sie, daß man sich selbst gegen die Diktatur des römischen Geschichtschreibers, bei der Ueberzeugung, daß seine autokratische Abschließung nur Schaden brachte, aus einem andern Grunde nicht aufgelehnt habe, als weil man die Wissenschaft im Ganzen unter seinen Händen gedeihen sah, weil der Mann mit allen seinen Fehlern in kolossaler Größe eine ruhmvolle Stelle deckte, die auszufüllen geringere Vorzüge auch bei mindern Mängeln nicht im Stande gewesen wären, und weil seine unermeßlichen Kenntnisse und seine tiefe Gründlichkeit gegen alle Stümper und Pfuscher, unter deren Zudrang unsre Literatur von je am meisten litt, ein odi profanum vulgus aufdämmte? Wenn Sie mir aber zutrauten, ich hielte die Reste des Kampfes, der mit dem Göttinger Historiker etwa noch auszufechten seyn möchte, für irgend werth, neben jenen glorreichen Vorkämpfen nur gedacht zu werden, möge er auch welchem Gegner er wolle gegenüberstehen, dann halten Sie mich für fähig, neben Pindar's unsterbliche Olympiasieger Roms Klopffechter zu stellen, unter die sich zuweilen auch ein gekröntes Haupt, nie aber ohne Selbstentwürdigung, mischen konnte. Nur einen Augenblick konnte man den Mann verkennen, der sich in den Kreis der alten Siegerathleten unverdient eingedrängt hatte. Erinnern Sie sich, als ihm einer der Brabeuten, oder wer sonst, mit leichtem Finger auf den Kranz wies und gutmeinend über ein welkes Blättchen scherzte, wie er da auffuhr [illegible] Verdienst und seinen Kranz zu vertheidigen suchte, d[illegible] bestreiten wollte, und sich entschuldige[illegible] war noch würdig, als er mit Selbst[illegible] zeigte und ausrief: Das sey [illegible] und Bemäkeln. Doch selbst da[illegible] nem Besitze sicher wußte. [illegible] merksam gemacht, auf[illegible] recht auf die Sie[illegible] ßen, sie könnten, [illegible] rden: jetzt todte

erscheint, daß es zum Erbarmen ist. Eins ist ganz deutlich: Die Küste von Nordafrika, so weit sie unter den tyrischen Colonisten stand, so weit Carthago seine Emporien gebaut hatte, verhält sich zu Altasien und seiner Cultur ebenso wie das alte Italien zu Griechenland, wie in der neueren Zeit die amerikanischen Colonieen zu Europa. Phönicisch asiatischer Charakter muß also präsumirt werden in Carthago, und dazu stimmt das Auffallende, was römische Dichter und Historiker von den Puniern erzählen, ganz gut. So klar das Alles ist, so sehen doch alle, die in neuerer Zeit über Carthogo schreiben, den Staat mit Aristoteles und Polybius Augen an. So Heeren ganz besonders. Alles erscheint da in einem ganz wundersam guten Lichte; da werden die scheußlichen Menschenopfer neben die ausnahmsweise Seltenheit in Rom gestellt; da wird jener finstere, grausame, harte Charakter des Volkes durch die Nebeneinanderstellung mit spartanischer strenger Sittenzucht gemäßigt; da merkt man nichts von den perserartig geflickten Heeren und ihrer elenden Figur, die sie gegen eine griechische Nationalmacht bilden und die nur ein Hannibal oder ein geschickter Grieche zu etwas zu machen versteht; nichts von der rohen Geißelschlepperei, die auf nichts Besseres herauskommt als die Völkerversetzungen der Babylonier und Perser; nichts von dem brutalen, gräuelhaften Verfahren bei der Zerstörung von Agrigent und andern sicilischen Stadten. Doch hier ist Gefahr, daß ich mich in neue Labyrinthe verirre. Denn es ist ein Hauptzug in der Heeren'schen Methode der Kritik und Darstellung, daß er Alles auf die beste Seite kehrt, daß er wie ein guter, redereicher Kaufmann oder wie einer von den Sclavenhändlern, von denen er (Aethiopen p. 347) so ingeniös conjicirt, schon in den Motto's seine Völker und Waaren anpreist. Das scheint er in der Vorrede im sechsten Bande selbst zu fühlen, und dort macht er es künstlich zu einem Prinzip. Dies muß Sie indeß nicht irren; auch die Kunst versteht Herr Heeren sehr gut, hinterher, wenn Noth an Mann kommt, allerhand verborgene Absichten und Zwecke sich selbst unterzulegen, die er ursprünglich unmöglich gehabt hat.

4.

So entſchieden ich gehofft hatte, mit meinem letzten Briefe unſrer Correſpondenz über die Ideen ein Ende zu machen und ihr eine andre Richtung zu geben (denn die Ausſicht, die ich Ihnen auf Fortſetzung in einigen Stellen öffnete, ſollte nur ein Pfiff ſein), ſo entſchieden ſehe ich mich getäuſcht. Sie ſagen mir über den Inhalt meines Schreibens ſo gut wie Nichts — ſoll ich es für Zuſtimmung oder für Geringſchätzung nehmen? Vielmehr klammern Sie ſich, wie Sie ſo manchmal zu thun pflegen, an eine einzige verlorne Aeußerung feſt und dazu wählen Sie diesmal den Seitenblick, den ich (ich *auch*, ſagen Sie, und greifen mich alſo mit Ihrem Vorwurfe nicht *allein* an) auf die Ideenmacherei warf. Und in einem Tone geſchieht dies, der mich zwar nicht in meinem Urtheil über die Sache im geringſten irrt, der mich aber zu meiner Beſtürzung lehrte, welch ein ſchlechter Menſchenkenner ich bin. So ſehr ich Sie nämlich zum Schweigen gebracht zu haben meinte, ſo laut, ſo beredt, und ſoll ich die Wahrheit ſagen — ſo maſſiv fallen Sie mich mit den ernſteſten Schmähungen an, und nur aus Ihrer Ungerechtigkeit könnte ich *etwa* muthmaßen, ein heimlicher Aerger habe Sie zu Ihrem Auftoben gereizt. Denn warum richten Sie Ihre Schimpfreden über die Chroniſten unſerer Zeit, über die geiſtarmen Factenſammler und wie die Ehrennamen alle heißen, die Sie ihnen zutheilen, gerade gegen mich? der ich mich gegen dieſe Invectiven gewiß nicht werde vertheidigen dürfen, ſchon weil Sie mich ſelbſt viel mehr über eine gewiſſe Contemtion der Bücher oft hernahmen. Nun weiſen Sie mich auf Heeren's Vorwort zu dem „Andenken an deutſche Hiſtoriker“ und rathen mir, mir den Hieb, der dort auf alle nackte und kahle Quellenexcerpte geführt wird, zu merken. Ich bin, auch ohne Ihre Autorität, von dem Unwerth ſolcher Schriften, die nichts als Gewiſſenhaftigkeit und Fleiß zeigen, überzeugt, meine aber, die Geſchichte, und beſonders die forſchende Geſchichte, verſchmähe jedes Urtheil und alle Idee, die nicht ſo einfach aus den Thatſachen folge, daß ſie der denkende Leſer auch von

weiter des Stils.) Diese Eigenſch
lichen Geſchichtserzähler ſchlecht erw
Hiſtorie nur erſcheinen, wie ſie ſich
ſtaltet. Und weil Sie doch Autoritäte
an des trefflichen Möſer's Vorrede
ſchichte verwieſen haben; ſie verlangt,
nur Thatſachen reden wie auf einem Ge
moraliſch vorgeſtellt, mit Urſachen u
hier hat der Hiſtoriker zu documentiren
den Zuſammenhang der Dinge zu enthül
er, regt ſie von ſelbſt zum Denken an,
trachtung dem Leſer, der doch in jeder
gebenheiten in einem andern Lichte ſieht.
des Geſchichtſchreibers aber »fordre oft z
von demjenigen, der über die Handlun
Erfahrung können Sie an den Heeren'ſche
machen. Und wenn Heeren nur gegen
hätte, ſo möchte ihm das noch leicht zu
Abhandlungen baut er aber auf, wo nich
iſt, die auf Forſchungen beruhen, die Ver
Räthſelhaftes zu erklaren hätten; Abhand
nicht von Uebereinſtimmung der Quellen,
von Exiſtenz der Quellen

lieferung erhalten hat, Wahrheiten, die im geringsten Falle in einem jener Augenblicke dem Verfasser offenbart worden sein müssen, als unter der „großen Anregung seines Gemüths“ durch die lebhafte „Theilnahme an seinem Stoffe“ der Geist über ihn kam. Nie ist mir so passend Angewandtes vorgekommen, als mir folgende Stelle aus Lessing hierher zu gehören scheint: „Wem kann hier, wo die Quellen oft fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß, hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben, hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trocknen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf, wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, seine Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber!“ Wo man eine Menge dürrer Chroniken und Annalen vor sich hat, durch deren genaue Ergründung man zum Ergänzen des mangelnden innern Fadens angeregt wird, da fühlte Spittler ganz vortrefflich, daß etwas sehr Entschuldigendes im An- und Ausspinnen dieses Fadens läge; er aber setzt Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit als eine Alltagspflicht voraus und gibt nur hier und da einer „kleinen Untreue, einer Selbsttäuschung“ Raum, ohne indeß je „die pragmatische Ursache irgend eines historischen Phänomens blos diviniren zu wollen.“ Würde es ihm eingefallen sein, das Phänomen selbst zu diviniren? So arg ist's also bei Heeren, fragen Sie? So arg ist's!

Ehe ich Ihnen dafür Belege anführe, hören Sie seine Grundsätze hierüber, und vergleichen Sie solche hernach mit dem Factischen. Tom. X p. VII: „Ich hatte durchaus keine Hypothese zu begründen, keinen Lieblingssatz zu vertheidigen, keine Gegner zu widerlegen. Ich gab stets das, was ich fand, so wie

ſelbſt aus den bloßen Thatſachen herausfände. Heeren, deſſen Werk zwar nicht eine Geſchichte gibt, aber doch ſeinem Inhalte nach ganz der Geſchichte angehört, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, fehlt aber darin gar ſehr, daß er dem Leſer nirgends einen Gedanken frei läßt, Alles anticipirt, überall der Meinung des Leſers vorgreift. (Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils.) Dieſe Eigenſchaft würde ihn als eigentlichen Geſchichtserzähler ſchlecht empfehlen; überall würde die Hiſtorie nur erſcheinen, wie ſie ſich in ſeinem Kopfe eben geſtaltet. Und weil Sie doch Autoritäten lieben, ſo will ich Sie an des trefflichen Möſer's Vorrede zur Osnabrückiſchen Geſchichte verwieſen haben; ſie verlangt, in der Geſchichte ſollten nur Thatſachen reden wie auf einem Gemälde, nur Handlungen, moraliſch vorgeſtellt, mit Urſachen und Folgen erzählt (und hier hat der Hiſtoriker zu documentiren, ob er ſelbſtſchöpferiſch den Zuſammenhang der Dinge zu enthüllen weiß): dann, meint er, regt ſie von ſelbſt zum Denken an, und überläßt die Betrachtung dem Leſer, der doch in jeder Lebensperiode die Begebenheiten in einem andern Lichte ſieht. Das vorſchnelle Urtheil des Geſchichtſchreibers aber »fordre oft zur Unzeit eine Thräne von demjenigen, der über die Handlung lachen muß.« Dieſe Erfahrung können Sie an den Heeren'ſchen Schriften ſehr häufig machen. Und wenn Heeren nur gegen dieſe Regel geſündigt hätte, ſo möchte ihm das noch leicht zu vergeben ſein; ganze Abhandlungen baut er aber auf, wo nicht von Ideen die Rede iſt, die auf Forſchungen beruhen, die Vereinzeltes zu verbinden, Räthſelhaftes zu erklären hätten; Abhandlungen, bei denen — nicht von Uebereinſtimmung der Quellen, nein bei denen ſogar von Exiſtenz der Quellen nicht die Rede iſt, bei denen die Phantaſie und die Begeiſterung des Hiſtorikers, von denen in dem von Ihnen angeführten Vorworte, ſoviel ich mich gleich erinnere, ſo excellente Dinge geſagt werden (verzeihe Ihnen der Himmel, daß Sie mich ſchon wieder in Verſuchung führen, in andre Werke unſers Verfaſſers abzuſchweifen), eine große Rolle ſpielt, indem ſie hier Wahrheiten und Erzählungen vorbringt, von denen keine Schrift und kein Denkmal eine Ueber-

hierher gehört. Begleiten Sie mich demnach auf p. 65, und merken Sie, welch eine bewußte, berechnete und weiſe Politik dort dem carthagiſchen Staate untergelegt wird. Die Vergrößerung ſeines Gebiets auf dem feſten Lande will er nicht; er beſchränkt ſich freiwillig mit einer klugen Mäßigung auf den Inſelbeſitz, wie in neuerer Zeit die Niederlande thaten, weil große Continente ſich nicht leicht behaupten laſſen. Nun möchte ich wohl wiſſen, wo die Carthager, wenn ſie dieſe weiſe Selbſtbeherrſchung nun nicht beſeſſen hätten, noch hingeſollt hätten? Oeſtlich war Anfangs Cyrene ein Damm, und ſpäter, nachdem ſich die Perſer in Aegypten geſetzt hatten, waren ſie wohl ſehr froh, es unangefochten zwiſchen ſich und einer gefährlichen Nachbarſchaft zu laſſen. Sich in einen Kampf mit den Wüſtenbewohnern und Nomaden in ihrem Rücken einzulaſſen, dazu müßten ſie toll geweſen ſein; den ganzen Vortheil, den ſie aus dem Innern von Afrika ziehen konnten, zogen ſie doch; ſie konnten dort Alles auf's Spiel ſetzen und verlieren, gewinnen nichts. An der weſtlichen Küſte aber, wo ſie unbeſtritten und unbeachtet weiter ſchreiten konnten, dehnten ſie ſich aus, ſo weit ſie nur konnten, und wenn man aus der Fahrt des Hanno ſchließen darf, ſo ſetzte keine Mäßigung, ſondern Furcht und Angſt vor der Ferne ihren Fahrten und Coloniſationen in dieſen Gegenden ein Ende. In den unwirthlichen Wüſten, gegen die rohen Bewohner des innern Afrika fiel ihnen ſo wenig ein, Eroberungen zu machen, wie den Maſſiliern in Gallien, wie den Cyrenäern, wie den pontiſchen Städten, die die Scythen hinter ſich hatten. Ganz derſelbe Fall iſt in Spanien; überdies gibt der Verfaſſer ſelbſt p. 99 bei den Liguriern als Grund ihrer Entfernung an, daß die Maſſilier ſie wohl abhalten konnten; konnten ſie das nicht auch in Spanien, wo es ihnen viel wichtiger war, die Carthager zu beobachten? In Kämpfe ließ ſich Carthago aber überall da ein, wo es in Conflict mit einem Staate kam, der ſeinen Handel gefährden mußte; der Art war ſowohl ſein Kampf mit den Phokäern und Italiern um Korſika und Sardinien, wie die Kriege mit Cyrene, Syracus und Rom. So wird auch der Staat von Nordamerika nicht

ich es fand; das Gewisse als gewiß, das Wahrscheinliche als blos wahrscheinlich." Doch wollte er nach p. VIII mehr als Forschungen geben, d. h. Ideen, die auf Forschungen ruhen. Einige solche Ideen will ich Ihnen diesmal mittheilen, und Sie sollen sie selbst ihrem Werth und Gehalt nach beurtheilen. Eine Widerlegung sind sie in meiner Ansicht nicht werth; das Gegenüberstellen anderer Ideen ist nicht möglich, wenn einer nicht eben solche Luftgebäude aufführen will. Nur selbst eine bestimmte Erklärung über einen Theil des hier Mitzutheilenden möchte ich, wenn ich's über mich gewinnen könnte, ganz vermeiden, weil sie hier, wo die Gegenstände der zu besprechenden Forschung in so unerreichbarer Ferne liegen, nichts fruchten kann. Wer die Dinge nicht mit meinen Augen sieht, dem kann ich nur schwer eine Vorstellung davon geben, wie sie mir erscheinen. Ueber Einzelheiten, welche nahe liegen, verständigt man sich durch die Menge und Deutlichkeit der Eigenschaften, die wir erblicken, sehr leicht; über Einzelheiten mit Herrn Heeren in Erörterungen einzugehen, dürfte man also schon zu Zeiten versuchen, so wie ich aber eine Menge solcher Einzelheiten aus der Ferne wahrnehmen, wie eine Aussicht überblicken, von ihnen einen Totaleindruck aufnehmen will, wie kann ich da bei dem Andern auf eine gleiche Ansicht rechnen, der offenbar weit- oder kurzsichtiger ist, als ich. Es kommt darauf an, wer das gesündeste Auge hat. Es kommt darauf an, ob Herr Heeren weitsichtiger ist, als ich, oder, da dies keinem Zweifel unterworfen ist, so fragt sich's, ob er sich nicht der Brillen, ob er sich nicht gar gefärbter Brillen bedient? Das Auge eines rechten Natursohnes also sollte entscheiden, ob in diesem Gefilde, in das ich Sie sogleich geleiten will, derjenige das Mehrere sieht, der nichts als eine graue Nebelfläche mit wenigen lichten Puncten in ihm erblickt, oder der, der die ganze Landschaft mit seinen Brillen aufgehellt sieht, ohne gleichwohl ein Erkleckliches mehr aufzunehmen, als der Andere.

Da es diesmal dem Abschnitte über die Carthager gilt, so erlauben Sie mir, daß ich der Vollständigkeit wegen einiges mit einfließen lasse, was eigentlich meiner Absicht nach nicht

hierher gehört. Begleiten Sie mich demnach auf p. 65, und merken Sie, welch eine bewußte, berechnete und weise Politik dort dem carthagischen Staate untergelegt wird. Die Vergrößerung seines Gebiets auf dem festen Lande will er nicht; er beschränkt sich freiwillig mit einer klugen Mäßigung auf den Inselbesitz, wie in neuerer Zeit die Niederlande thaten, weil große Continente sich nicht leicht behaupten lassen. Nun möchte ich wohl wissen, wo die Carthager, wenn sie diese weise Selbstbeherrschung nun nicht besessen hätten, noch hingesollt hätten? Oestlich war Anfangs Cyrene ein Damm, und später, nachdem sich die Perser in Aegypten gesetzt hatten, waren sie wohl sehr froh, es unangefochten zwischen sich und einer gefährlichen Nachbarschaft zu lassen. Sich in einen Kampf mit den Wüstenbewohnern und Nomaden in ihrem Rücken einzulassen, dazu müßten sie toll gewesen sein; den ganzen Vortheil, den sie aus dem Innern von Afrika ziehen konnten, zogen sie doch; sie konnten dort Alles auf's Spiel setzen und verlieren, gewinnen nichts. An der westlichen Küste aber, wo sie unbestritten und unbeachtet weiter schreiten konnten, dehnten sie sich aus, so weit sie nur konnten, und wenn man aus der Fahrt des Hanno schließen darf, so setzte keine Mäßigung, sondern Furcht und Angst vor der Ferne ihren Fahrten und Colonisationen in diesen Gegenden ein Ende. In den unwirthlichen Wüsten, gegen die rohen Bewohner des innern Afrika fiel ihnen so wenig ein, Eroberungen zu machen, wie den Massiliern in Gallien, wie den Cyrenäern, wie den pontischen Städten, die die Scythen hinter sich hatten. Ganz derselbe Fall ist in Spanien; überdies gibt der Verfasser selbst p. 99 bei den Liguriern als Grund ihrer Entfernung an, daß die Massilier sie wohl abhalten konnten; konnten sie das nicht auch in Spanien, wo es ihnen viel wichtiger war, die Carthager zu beobachten? In Kämpfe ließ sich Carthago aber überall da ein, wo es in Conflict mit einem Staate kam, der seinen Handel gefährden mußte; der Art war sowohl sein Kampf mit den Phokäern und Italiern um Korsika und Sardinien, wie die Kriege mit Cyrene, Syracus und Rom. So wird auch der Staat von Nordamerika nicht

dann „zu eben dieſem Ziele gelangen, wenn es ihm an Raum zu friedlicher Erweiterung fehlen ſollte,“ denn dazu möchte es gute Weile haben, ſondern wenn ſich in Mejico ein eiferſüchtiger und gefahrlicher Rival heben ſollte, der Anlaß zu Argwohn und Beſorgniß gäbe. So ſcheint auch Carthago zu ſeinen Unternehmungen gegen die Inſeln gekommen zu ſein, denn auch da dünkt uns ein Syſtem der Eroberung nicht nachzuweiſen, obwohl nach Herrn Heeren's Verſicherung Carthago die obgenannten Maximen bei ſeinen Eroberungen unverrückt befolgte. Nun frage ich unſern Verfaſſer um Beiſpiele, und hüte mich, ſeinen Antworten irgend etwas unterzulegen. Die ſpaniſchen Eroberungen rechnet Herr Heeren ſelbſt nicht hierher, indem damals ſchon Carthago's Politik aus ihrem Gleichgewichte gebracht war, wie er ſelbſt anführt. Zu den Unternehmungen auf Sicilien ward Carthago, abermals nach des Verfaſſers eigener Auseinanderſetzung p. 78 ff., durch Streitigkeiten mit den Siciliern, vielleicht durch die Verbindung mit Xerres, allmählig gebracht, ohne daß da eine Maxime durchleuchte, wo im einfachen Verhalt der Dinge eine Begebenheit aus der anderen folgt. Als ſpäter Syracus um ſich griff, mußte, wie angedeutet, ein

ger auch in ihren Seefahrten. Auf p. 97 ſagt er: „Ihre Schiffahrten dehnten ſich wohl ſowohl längs der Weſtküſte von Europa als von Afrika um vieles weiter aus, als ſich Spuren von ihren Niederlaſſungen finden, und auch hier ſchienen ſie, ſo viel wir noch urtheilen können, eine gewiſſe freiwillige Beſchränkung ſich zur Regel gemacht zu haben.“ Nein, wahrhaftig! Die Eindrücke, die man aus Hanno's Periplus erhält, ſind, wie ich ſchon ſagte, ganz anderer Art, als daß ſie uns auf eine ſolche Beſchränkung ſollten ſchließen laſſen, und da überdies in jenen äußerſten Gegenden die Colonieen der Carthager bald ſo ſpurlos verſchwanden, ſo dürfte es damit eine eigene Bewandtniß haben, worin Herr Heeren freilich anderer Meinung iſt. *) So viel ſich aber der Verfaſſer auch mit dieſem Hanno beſchäftigt hat, ſo ſcheint er doch ſelbſt das Nächſtliegende nicht geſehen zu haben. So um doch neben dem allgemeineren Eindruck, den der Periplus auf verſchiedene Leſer verſchieden machen muß, auch ein ſpecielles Beiſpiel zu geben, heißt es p. 105: „Die von Hanno geſtifteten Colonieen ſcheinen die erſten in dieſen Gegenden geweſen zu ſein. In ſeinen Nachrichten zeigt ſich keine Spur von früher vorhandenen Niederlaſſungen.“ Doch! Eine Spur zeigt ſich ſchon. Es heißt ausdrücklich, Hanno hätte Dolmetſcher von den Lixiten mitgenommen; alſo müſſen die Carthager doch mit dieſen früher in Verbindung geſtanden haben. Dies ſcheint aber Heeren nicht zu wollen, der gleich fortfährt: „Vielmehr wird dieſe Küſte durchaus als ein Gegenſtand neuer Entdeckungen beſchrieben.“

*) Er meint nämlich (Phön. p. 54) bei Gelegenheit der phöniciſchen Colonieen in Weſtafrika, daß wenn es das Schickſal der britiſchen Colonieen in Auſtralien ſein ſollte, von den Wilden zerſtört zu werden, ſo würde man in hundert Jahren keine Spur mehr davon finden. Das wäre möglich. Aber man würde unfehlbar in tauſend Jahren noch davon Kunde haben; und warum haben wir von jenen carthagiſchen Colonieen auch nicht einmal eine kleine Notiz? Die Heimlichkeit des Verkehrs, von der gleich hernach, fiel nach Carthago's Fall weg; und das Stillſchweigen der Autoren iſt alſo nicht zu erklären.

Welches ſind nun, frage ich Sie, die Thatſachen, auf denen dieſe Idee von der gemäßigten und weiſen Politik Carthago's ruht?

Auf p. 172 wird vermuthet, die Carthager hätten wahrſcheinlich über Spanien mit Gallien gehandelt. Eine mißliche Sache! Welches ſind die Beweiſe? „Den früheren Verkehr mit Gallien beweiſen aber gleichfalls die zahlreichen Schaaren galliſcher Miethvölker, die ſchon von den älteſten Zeiten her in den carthagiſchen Heeren fochten, und jene Eiferſucht gegen Maſſilien, das die Carthager ſo gern vernichtet hätten.“ Das letzte Argument iſt beſonders erbaulich! Ich denke, die gegenſeitige Eiferſucht möchte vielmehr ein Beweis ſein, daß die dort mächtigeren Maſſilier die Carthager von Gallien ausſchloſſen? Auch das Erſtere verdient kaum eine Antwort. Was hat das Anwerben von Söldnern mit dem Handel zu thun? Wenn Carthago griechiſche Miethtruppen erhielt, handelte es darum mit Griechenland? Und woher weiß Herr Heeren, daß die Celten in den früheren carthagiſchen Heeren nicht ſpaniſche Celtiberer, Celtiker u. ſ. w. bedeuten? Wieder eine Idee ohne ein Factum.

Strabo's Angaben beſchränken ſich auch auf die Kaſſiteriten, und laſſen ſich auf ziemlich neue Zeiten beziehen. Himilko's Fahrt konnte keine Entdeckungsreiſe ſein, falls dieſe Gegenden und Meere früher bekannt und beſchifft waren; und ſeine Reiſe ſcheint ſo wenig lebhafte Nachfolge gefunden zu haben, als die des Pytheas und des Hanno. Dies characteriſirt die alten Entdeckungszüge. Wir träumen uns dabei ſtets unſere kecken neueuropäiſchen Seefahrer, wir vergleichen Normannen und Altgriechen, wir denken uns den Eroberungsgeiſt und die Entdeckungsſucht der neuen Zeit, und übertragen ſie auf die alte. Jeder Zug widerſpricht! Alle dieſe Reiſen des Pytheas, Himilko, Hanno, Sataspes u. A. verrathen ganz deutlich Furchtſamkeit und Angſt; in ſo unheimlichen Fernen, weit weg vom lieben heimiſchen Boden, war der Aſiate, wie der Grieche feige, und ſie verrathen deutlich und ſonnenklar das ewige Gefolge der Feigheit: Prahlerei und Aufſchneiderei; man denke nur unter den Genannten an Euthymenes, an den perſiſchen Magier, der Libyen umſchifft haben wollte, und noch ſo ſpät an die „Steuermänner der Lügen“ bei Strabo u. ſ. w. Dieſe Fahrten, dieſe Reiſebeſchreibungen alle ſtreben unſere Heeren zu erklären, zu erläutern, zu retten! Ein Unſinn, eine Lächerlichkeit ſonder Gleichen! Was der kritiſche Strabo genauer kannte und verdammte, was ſich hiſtoriſch als fabelhaft verdorben und verpfuſcht herausſtellen läßt, das wollen dieſe feſthalten und deuten. Und jener Strabo ſelbſt, der ſich der neu erworbenen Kenntniſſe ſeiner Zeit freut und rühmt, an deſſen Wißbegierde und Eifer Niemand zweifeln kann, der ſein Werk im Zuſammenhange geleſen hat, jener Strabo, der ſo umſichtig das geographiſche Wiſſen der alten Welt überſchaute, hat er irgend eine Begierde, das Ferne und Ungewiſſe zu beleuchten, zu kennen, zu ergründen? Aeußert er, wie unſere Geographen mit Wehmuth und Sehnſucht einer endlichen Aufklärung über das innere Afrika, über Neuholland, über den Nordpol harren, eine ähnliche Ungeduld nach einer Belehrung über das Dunkel, das ihm noch alle Fernen verdeckt? Weit gefehlt. Nichts iſt da von einem Wunſche, das oftmal vergebens Verſuchte wieder ver-

ſucht zu ſehen; er erkennt die Bemühungen des Eudorus nicht an; er ſpricht über alle jene Entdeckungsfahrten ein ſtrenges und bitteres Urtheil; er hat keinen Wunſch nach einer Umſchiffung der Erde; ihn reizt nicht, wie unſern Verfaſſer, die Finſterniß, ſondern das Gewiſſe und Lehrreiche: (p. 151 ed. Falc.) *Ὁ γαρ γεωγραφων ζητει τα γνωριμα μερη της οικουμενης ειπειν, τα δ' αγνωστα εαν, καθαπερ και τα εξω αυτης.*

Und nun kommt (p. 180) jenes Allbeliebte von dem Verborgenhalten der fernen Länder, deren Producte die Tyrier und Carthager reich machten; jene ſo verbreitete, aus Einem Autor in den andern übergegangene Anſicht, die wohl darum ſo allgemeinen Glauben gefunden hat, weil ſie anſcheinend erklärte die Unkunde der Alten von dem Weſten und Norden, die doch auf ganz andere Weiſe zu erklären iſt. Herr Heeren ganz beſonders klammert ſich an jedes Fäſerchen, um dieſe Anſicht zu ſtützen. Jene Erzählungen von dem Gewinne des Cinnamomum ſind ihm in dieſen Zwecken erdichtet; wenn das ſo ausgemacht iſt, ſo ſind am Ende die Perſer und Araber, die die wunderlichen Geſchichten von ihren Producten erzählen, auch ſo ſchlaue Füchſe geweſen. Wo blieb aber in dieſer Sache die beſonnene

Wenn dieſe Entdeckung nicht dem Forſchungsgeiſte der Europäer, der Wißbegierde und dem Scharfſinne der deutſchen Gelehrten Ehre macht, ſo möchte ich wohl wiſſen, was ſonſt! Und fragen Sie nach der Art und Weiſe, wie unſer Forſcher dieſen Fund gemacht hat, ſo nennt er Ihnen den allſehenden Herodot im Vertrauen als ſeine Quelle, der es, wie er Sie mit leiſer und heimlicher Freude verſichert, wieder ſeinerſeits von einigen leichtſinnigen und geſchwätzigen Carthagern ausgewittert hat. Ah, daß du arg verwünſcht ſeiſt, plauderhafter Alter! Wenn du nun den Weg zu den Goldländern nur ein wenig genauer ausgekundſchaftet hätteſt, und wenn deine einfältigen Jonier nur ein wenig von dem pfiffigen Kopfe des Herrn Hofraths beſeſſen hätten, Schelm aller Schelme, welch Unheil hätteſt du in Carthago anſtellen, welche Seefahrten und Seekriege hätten aus deiner Redſeligkeit, aus deiner Neugierde und Spähſucht entſtehen können! Gut noch, daß es ſo abgelaufen! Nun haben doch wir den Ruhm der Erfin—, der Entdeckung, will ich ſagen. Ich lerne nun verſtehen, um wie viel gründlicher die Forſchung Heeren's iſt, als die eines Niebuhr, der, obgleich es gewiß nicht ſeiner Art war, vor dem Dunkel zu ſcheuen, vor Verwickeltem und Verhülltem zu weichen, doch die Nachrichten Herodot's über Afrika nicht zu verdauen vermochte. Ich lerne nun verſtehen durch Herrn Heeren's Beleuchtung der Sache, daß jener Seitenblick Herodot's auch die Glaubwürdigkeit ſeiner Berichterſtatter (IV, 195 196), der zwar der ironiſchen Art ganz ähnlich iſt, mit der er gar viele ſeiner Erzählungen belacht, wohl eigentlich als ein Scherz zu nehmen iſt, mit dem er hier die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Berichte abſichtlich verdunkelt, und hinter dem er ſeine Plauderhaftigkeit verbergen will. Denn ſei's wie's wolle, ſeine Erzählungen von Afrika ſeien fabelhaft, lächerlich, ja thöricht, wie ſie wollen, ſie ſind beſtätigt als wahr durch unverwerfliche Zeugen. Was Herodot von jenem ſtummen Tauſchhandel der Carthager mit den Wilden der libyſchen Weſtküſte gehört hatte, das haben, dem ganzen Verlauf der Sache nach, zwei neuere Reiſende in Senegambien und Guinea — *beobachtet*? Nun, das gerade nicht; aber

Höſt ſpricht doch von einer Caravane, die jährlich aus Marocco nach Tombuct geht, und von der ihm etwas Aehnliches erzählt ward, wo nur ein übertriebener Zweifler meinen könnte, etwas Aehnliches müſſe wohl überall geſchehen, wo ſich die Leute nicht verſtehen. Allein dieſe närriſche Skepſis wird von Lyon vernichtet, der ja faſt mit Herodot's eigenen Worten auch das Verfahren bei dem Tauſchhandel beſchreibt — als Augenzeuge? Nein, als Augenzeuge eben nicht? aber man erzählte ihm doch, es gebe in Sudan ein unſichtbares Volk, das ſeinen Handel nur bei Nacht treibe! Was bedarf es weiteres Zeugniß?? Müſſen nicht die Carthager in Sudan, in die goldreichen Länder eingedrungen ſein? Mit gerechtem Triumphe ruft Heeren aus: Erwieſen bleibt Carthago's Verbindung mit ihnen!

Auf zwei kleine Dinge nur hätte Herr Heeren ſich beſinnen ſollen, die nicht außer ſeiner Sphäre lagen, die ich Ihnen aus ihm ſelbſt beibringe. Einmal hat er vergeſſen, was er doch von einigen indiſchen Sagen der Alten, die dem Marco Polo und Anderen auch noch aufgebunden wurden, geſagt hat, daß nämlich in dieſen Welttheilen, wo Alles ſo feſt ſteht, ſich auch die Sagen nicht verrücken. Und dann hätte er ſich erinnern

Einer, wie man ja nicht ohne Beiſpiel iſt, den Carthagern auf dem Meere nachſchiffen, und ſo dem Geheimniß ein Ende machen konnte. Aber Carthago hatte auch einen Landhandel in Afrika; vor dieſen hatte es ſich mit der ganzen Breite ſeiner Beſitzungen hingelagert, und hielt ihn als ein großes „Staatsgeheimniß“ verdeckt, für alle Geſchichtforſcher verdeckt, bis es dem Luchsauge des Hofraths gelang, auch hier durchzudringen. „Die argwöhniſchen Kaufleute, heißt es p. 186, waren ſo ſtille davon, daß dieſer Caravanenhandel ſelbſt den Schriftſtellern, die über Carthago ſchrieben, verborgen blieb. Wir werden alſo nur ſparſame und dunkle Nachweiſungen erwarten dürfen; ja, wir würden uns faſt mit bloßen Muthmaßungen begnügen müſſen, wenn nicht Einer unter ihnen das Geheimniß erforſcht und verrathen hätte, — — — — der bewundernswürdige Herodot.“ Schon wieder der? „Er allein führt uns quer durch die Einöden Lybiens, vom Nil bis zum Niger, und von da bis ins Gebiet von Carthago.“ Laſſen Sie uns dieſen Weg ein wenig verfolgen. Herodot wußte, zufolge p. 196 sqq. bei Heeren, von dem Niger durch die Naſamonen. Dies iſt nicht eben unmöglich; allein Herodot's Erzählung macht es unwahrſcheinlich: und um dieſen Schein der Unwahrſcheinlichkeit zu heben, bedarf es mehrerer Recepte, die Herr Heeren verſchreibt. Die fünf Entdecker müſſen eine kleine Caravane bei ſich gehabt haben, wovon Herodot nichts ſagt. Auf Caravanen aber hat unſer Forſcher eine wahre Wuth; ihm werden alle Lebensgeiſter wie belebt, wenn er dergleichen ſieht oder muthmaßen kann: ſo müſſen jene Ichthyophagen aus Elephantine, die Cambyſes zu den Macrobiern ſchickt, da ſie als Dolmetſcher gebraucht werden, gewanderte Leute, Handelsmänner ſein, und die Geſandtſchaft wird, da ihre Zahl nicht von Herodot angeführt wird, noch viel wahrſcheinlicher eine Caravane (nur eine kleine Caravane bittet Herr Heeren ihm wenigſtens zu geſtatten) gebildet haben, als hier die Naſamonen deren Zahl angegeben iſt. Dieſe Caravane, oder dieſe fünf Naſamonen, müſſen nach Herrn Heeren nach Südweſt ziehen, obwohl Herodot ſagt nach Süd. Die kleinen Männer muß eine Erzählung des Sultans

sucht zu sehen; er erkennt die Bemühungen des Eudorus nicht an; er spricht über alle jene Entdeckungsfahrten ein strenges und bitteres Urtheil; er hat keinen Wunsch nach einer Umschiffung der Erde; ihn reizt nicht, wie unsern Verfasser, die Finsterniß, sondern das Gewisse und Lehrreiche: (p. **151** ed. **Falc.**) *Ὁ γαρ γεωγραφων ζητει τα γνωριμα μερη της οικουμενης ειπειν, τα δ' αγνωστα εαν, καθαπερ και τα εξω αυτης.*

Und nun kommt (p. 180) jenes Allbeliebte von dem Verborgenhalten der fernen Länder, deren Producte die Tyrier und Carthager reich machten; jene so verbreitete, aus Einem Autor in den andern übergegangene Ansicht, die wohl darum so allgemeinen Glauben gefunden hat, weil sie anscheinend erklärte die Unkunde der Alten von dem Westen und Norden, die doch auf ganz andere Weise zu erklären ist. Herr Heeren ganz besonders klammert sich an jedes Fäserchen, um diese Ansicht zu stützen. Jene Erzählungen von dem Gewinne des Cinnamomum sind ihm in diesen Zwecken erdichtet; wenn das so ausgemacht ist, so sind am Ende die Perser und Araber, die die wunderlichen Geschichten von ihren Producten erzählen, auch so schlaue Füchse gewesen. Wo blieb aber in dieser Sache die besonnene Nachfrage in den Quellen, bei deren Zurathziehung man gefunden haben würde, wie nichtig die Zeugnisse dafür sind? Wo blieb das besonnene Nachdenken über die Umstände, über die Möglichkeit einer solchen Verhehlung, über die Wahrscheinlichkeit? So, oder ähnlich, dachte ich stets über jenes Mährchen; aber nun, da einem deutschen Professor und Hofrath gelungen ist, das ganze Staats- und Volksgeheimniß von Tyrus und Carthago zu durchschauen mit scharfem Aug, jetzt, da von Göttingen aus das versteckte Getreibe der schlauen Kaufleute der alten Welt ausgespäht, und der Welt die Länder bezeichnet und verrathen sind, wo die Carthager ihr heimliches Wesen trieben, wo Ein einziger scharfsinniger Kopf in der Ruhe seiner Studirstube die feine Klugheit enthüllt hat, die die Römer, Phokäer, Massilier und alle seefahrende Griechen in Sicilien und sonst Jahrhunderte lang hinter's Licht führte, jetzt — ich verstummen müssen und mich meiner bequemen ämen.

Wenn dieſe Entdeckung nicht dem Forſchungsgeiſte der Europäer, der Wißbegierde und dem Scharfſinne der deutſchen Gelehrten Ehre macht, ſo möchte ich wohl wiſſen, was ſonſt! Und fragen Sie nach der Art und Weiſe, wie unſer Forſcher dieſen Fund gemacht hat, ſo nennt er Ihnen den allſehenden Herodot im Vertrauen als ſeine Quelle, der es, wie er Sie mit leiſer und heimlicher Freude verſichert, wieder ſeinerſeits von einigen leichtſinnigen und geſchwätzigen Carthagern ausgewittert hat. Ah, daß du arg verwünſcht ſeiſt, plauderhafter Alter! Wenn du nun den Weg zu den Goldländern nur ein wenig genauer ausgekundſchaftet hätteſt, und wenn deine einfältigen Jonier nur ein wenig von dem pfiffigen Kopfe des Herrn Hofraths beſeſſen hätten, Schelm aller Schelme, welch Unheil hätteſt du in Carthago anſtellen, welche Seefahrten und Seekriege hätten aus deiner Redſeligkeit, aus deiner Neugierde und Spähſucht entſtehen können! Gut noch, daß es ſo abgelaufen! Nun haben doch wir den Ruhm der Erfin—, der Entdeckung, will ich ſagen. Ich lerne nun verſtehen, um wie viel gründlicher die Forſchung Heeren's iſt, als die eines Niebuhr, der, obgleich es gewiß nicht ſeiner Art war, vor dem Dunkel zu ſcheuen, vor Verwickeltem und Verhülltem zu weichen, doch die Nachrichten Herodot's über Afrika nicht zu verdauen vermochte. Ich lerne nun verſtehen durch Herrn Heeren's Beleuchtung der Sache, daß jener Seitenblick Herodot's auch die Glaubwürdigkeit ſeiner Berichterſtatter (IV, 195 196), der zwar der ironiſchen Art ganz ähnlich iſt, mit der er gar viele ſeiner Erzählungen belacht, wohl eigentlich als ein Scherz zu nehmen iſt, mit dem er hier die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Berichte abſichtlich verdunkelt, und hinter dem er ſeine Plauderhaftigkeit verbergen will. Denn ſei's wie's wolle, ſeine Erzählungen von Afrika ſeien fabelhaft, lächerlich, ja thöricht, wie ſie wollen, ſie ſind beſtätigt als wahr durch unverwerfliche Zeugen. Was Herodot von jenem ſtummen Tauſchhandel der Carthager mit den Wilden der libyſchen Weſtküſte gehört hatte, das haben, dem ganzen Verlauf der Sache nach, zwei neuere Reiſende in Senegambien

Guinea — beobachtet? Nun, das gerade nicht; aber

von Darfur beſtätigen, nicht der Augenſchein der Europäer. „Der große Strom“ der Mandingos (Joliba) findet ſich angedeutet, indem Herodot von einem großen Strome redet. Die Zauberer, zu denen ſie gekommen ſind nach Herodot, brauchen nach Heeren nur Leute geweſen zu ſein, die an Zauberei geglaubt haben. Die Erzählung aber ſpricht unſerem Verfaſſer für einen Verkehr im inneren Afrika, und doch gehörten nach Herodot tolldreiſte, junge Burſche dazu, die auf den Gedanken jener Entdeckungsreiſe kamen, und aus dieſen Verwegenen wurden die fünf Unternehmer geloſ't! So wahr iſt die alte Bemerkung, daß das bloße Wiedererzählen erlernter Geſchichte eine ſchwere Sache iſt, zu der, wie Sie ſehen, in Heeren nicht die kleinſte Anlage iſt. Und wenn nun auch dieſe Erzählung neben den übrigen Bemerkungen Heeren's auf einen inneren Handel in Afrika ſchließen ließe, wo zeigt mir der Verfaſſer auch nur ein Spürchen von einem Zeugniß, daß die Carthager activ Theil daran genommen hätten? Daß er für ſie, auf ihre Rechnung geführt wurde? Nur eine entfernte Andeutung, wo ſteht ſie? Es iſt bei Heeren ein Document für die „Gewißheit“ dieſer Theilnahme Carthago's an dem inneren Landhandel von Afrika, der Umſtand, daß es ſo viele Sclaven

dieſes Handels gewiß gemacht zu haben, er zeigt uns auch die Wege, die Caravanenſtraßen, auf denen er geführt wurde. Hier bleibt er nicht ſtehen bei dem erſten Schritte, hier verleugnet er ſeine ſonſtige Halbheit, hier erſchöpft er ſeinen Stoff. Seinen Weg mit ihm zu machen, mein Freund, das iſt traurig und ergötzlich zugleich. Ich möchte gerne für all das Beweiſe; allein haben Sie je in dem Werke eines Forſchers eine ſo unſinnige Hoffnung ausſprechen hören, wie hier p. 207: man werde dem Verfaſſer auch ohne Beweiſe Recht geben, wenn man nur erſt die nöthigen Kenntniſſe von dem inneren Handel von Afrika und der Art, dort zu reiſen, beſitze! Wieder beruft er ſich alles Ernſtes auf jene ſchon berührte Stelle Herodot's, wo der die Geſchichtchen ſeiner libyſchen Gewährsmänner mit ſchelmiſcher Laune vorträgt; ſo ſehr ihn ſelbſt die Späßchen ungläubig machen, ſo erzählt er doch luſtig darauf los. Und wenn man nun mit dem dort erhaltenen Eindrucke an die Unterſuchung bei Heeren kommt, ſo ſcheint es faſt, als ob auch hier durch die ernſthafte Rede ein plumper Satyr durchgucke. Wenn Sie ſich auf der gewiſſen und zuverläſſigen Straße, die Heeren mit Hülfe Herodot's von Theben bis Carthago entdeckt hat, wollen führen laſſen, ſo begegnen Ihnen dabei folgende Avantüren: Zuerſt will Herodot, daß Sie den Weg von Theben bis zur Oaſe des Ammon in zehn Tagen zurücklegen; Herr Heeren macht es Ihnen aber bequemer und gibt Ihnen zwanzig, läßt Sie dabei in Ammonium eine ſchöne Raſt halten, und zeigt Ihnen die Alterthümer, die Sie auf dieſer Handelsfahrt gar nicht zu ſehen begehrt hätten. Die nächſte Station bis Augila ſind bei Herodot zehn Tagreiſen; dieſe Angabe wird von Hornemann beſtätigt, der Augila nach neun ſtarken Tagreiſen erreicht hatte, wie Herr Heeren ſagt, nach einer angeſtrengten Reiſe alſo, in der die Caravane zwei Nächte hindurch gezogen wäre, was Menſchen und Thiere ganz erſchöpft hätte. Hornemann ſagt gar nichts davon, daß dieſe Erſchöpfung von den angeſtrengten und langen Märſchen herrührte, Nachtreiſen ſind auch ſchon in dieſen Gegenden nicht immer Zeichen von Eilmärſchen; ſodann geſchahen dieſe Eilmärſche zum Theil nur

arum, weil Hornemann mit ſeiner Geſellſchaft von der Ca-
avane abgekommen war und einen unrechten Weg eingeſchlagen
atte. Noch dazu ruhte der Zug in Torfaue einen Tag lang;
ie fünf erſten Tagreiſen ſind gegen Herrn Heeren's Verſiche-
ung ganz unbedeutend, der neunte Tag iſt wie geſagt Raſttag,
rſt am zehnten, nicht am neunten, kommt Hornemann in Au-
ila an; die ſtarken Märſche vom ſechsten bis achten ſelbſt recht-
ertigen Heeren's Ausſage nicht einmal, wegen der angeführten
Verirrung. Es kommt an und für ſich nichts darauf an; Tage-
eiſen kann man nie als ſicheren Maßſtab der Wege gebrauchen;
as neue Augila iſt wohl gewiß das alte des Herodot. Merken
Sie ſich aber: ſo gebraucht Heeren ſeine Quellen! ſo den alten,
weifelhaften, unſicheren, fabelhaften Text des Herodot; ſo die
anz einfache, ſchmuckloſe, klare Erzählung eines neuen Reiſen-
en! Jetzt gehen wir zu den Garamanten. Wieder gibt Ihnen
eeren zwanzig Tage, wo Herodot nur zehn. Daß Herodot in
wei verſchiedenen Stellen ziemlich widerſprechende Dinge von
en Garamanten ſagt, was liegt daran: dafür findet ſich leicht
ine Erklärung. Alle die prächtigen Sächelchen, die Herodot
ier mittheilt, von der Art des Landbaues, von den rücklings
eidenden Rindern, von dem Zwitſchern der Troglodyten u. ſ. w.

Annahme einer Caravanenſtraße und Handelsverbindung zwiſchen den Garamanten und Lothophagen, zwiſchen denen Herodot einer Straße von dreißig Tagreiſen erwähnt; weil in der gleichen Zeit Lyon von Murzuk nach Tripolis reiſ'te, ſo ſcheint unſerm Verfaſſer dieſe alte Communication erwieſen! Und in der Erklärung jener Mährchen, wie iſt es möglich, daß ein geſunder Menſchenverſtand nicht das Lächerliche dabei empfinde! Das unfruchtbare Land, meint Heeren bei der Einen Stelle, wird mit Salz gedüngt, oder die Reiſenden (merken Sie ſich, dies ſind jene zuverläſſigen Leute, die dem Herodot erzählten, und die in Heeren's Anſicht den Alten die Kenntniß jener Gegenden vindiciren) ſahen den weißen Thon, aus dem der Boden in Fezzan theilweiſe beſteht, für Salz an! Jene Angaben über das Zwitſchern der Vögel bei den Troglodyten kann bei Hornemann Mißverſtändniß ſein; nach Lyon benennt man die Tibbos mit dem Beinamen der Vögel, wie leicht kann man da den Witz auf ihre Sprache übertragen haben! An den Rindern, meint Herr Heeren, mochten die Einwohner die Hörner künſtlich gedreht und gebogen haben; ſie haben ſie „durch dieſe Spielerei vielleicht rücklings weiden gemacht;" vielleicht haben ſie ſie auch im Kriege gebraucht ſtatt der Elephanten!! Nein, wem bei allen dieſen Drehungen und Windungen der Verſtand nicht dreht, der wahrlich muß keinen haben!

5.

Ohne Ihre Antwort abzuwarten, ſchicke ich Ihnen dieſen Brief gleich nach, in den ich nur wenige Tropfen deſſelben Stoffes nachträufeln laſſe, der den vorigen füllt. Es iſt mir, als ob ich Ihnen eine Herzensangelegenheit mitgetheilt hätte, über die ich fürchtete, Ihnen noch nähere Erläuterungen ſchuldig geblieben zu ſeyn, ohne gleichwohl irgend eine Luſt zu verſpüren, mich auf dieſe zu beſinnen. Beiſpiele dieſer Ideenmacherei ſind das Häufigſte, was in dem Heeren'ſchen Werke begegnet, was es demnach am beſtimmteſten characteriſirt, was alſo am

deutlichſten hervorgehoben werden müßte, wenn man gewiſſenhaft die unterſcheidenden Merkmale des Werkes angeben wollte. Und doch iſt nichts ſo unangenehm für den Leſer, als dieſer Weg in Nacht und Dämmerung, wo nur der wankende Boden, der Pfad am Abgrund hin noch Spannung und Achtſamkeit erhält; hat man aber gar dieſe gefährlichen Stellen mit der Leuchte der Kritik aufgehellt und gefahrlos gemacht, dann kann es nichts geben, was ſo langweilte und ſättigte, als die übrige Umgebung. Es liegt alſo was ſehr Verzeihliches darin, wenn man ſich eilig über ſie wegmacht. Was ſollte ich Ihnen auch ſagen über die Deutungen der verſchiedenen Anaglyphen in Aegypten, in Perſepolis, in Aethiopien? Was ſollen ſie, was können ſie jemals nützen? Zu welchen leichtfertigen Schlüſſen verleitet es, wenn man ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, überall in jenen Malereien eine hiſtoriſche Beziehung herauszufinden! überall dem oder jenem Schutthaufen eine alte Herrlichkeit zu vindiciren! Sie würden mich für unſinnig halten, wenn ich noch einmal auf alle Träume eingehen wollte, die Herder und Heeren und wie viele Andere über Perſepolis gehabt! Denn wo ſelbſt die nämlichen Augen nicht ſtets das

geſagt, das allerſchlimmſte Zeichen bei Forſchungen in ſo ungewiſſen und unſicheren Regionen iſt), wer wird da auf irgend ein Reſultat bauen, wer irgend einem der Erklärer zuſtimmen wollen? Nicht anders iſt's mit den Gebäuden ſelbſt! Eine gewiſſe Colonnade iſt in der alten Ausgabe ein Aufenthaltsort für die Knechte des Königs, die Hofleute und Hofbedienten, in der neuen der Ort großer Reichsfeſte, der feierliche Audienzſaal. So lange da gelehrte Kenntniß ohne Augenſchein, ſo lange beide ohne künſtleriſche Bildung urtheilen, iſt überall für den bedächtigen Mann nur Zweifel übrig. Wer will über dieſe Bauten ſo vorſchnell, ſo ohne alle Berechtigung aburtheilen, der da weiß, wie unter den competenteſten Richtern noch über die bedeutendſten Gebäude in Aegypten Streit iſt, wo doch durch Fülle und Zuſtand der Reſte ein ganz anderer Stoff zu vergleichender Betrachtung geboten iſt, als in den ärmlichen Ueberbleibſeln in Perſepolis oder gar in den Schutthaufen von Babylon. Denn Sie müſſen wiſſen, bei Herrn Heeren geht die Einſicht in dieſe Dinge ſo weit, daß er mit einer Zuverſicht von dem Thurmbau in Babel ſpricht, als ſei er auch, wie der Herr, herniedergefahren, daß er ſehe die Stadt und den Thurm, den die Menſchenkinder bauten. Hätte er noch angegeben, daß die Mythe von dieſem Thurmbau eine zurückconſtruirte Sage iſt, die ihre Beſtandtheile aus dem Zuſtande, dem Ruhme, dem Alter des Baaltempels hergenommen habe, wohl dann ließe man ſeine ſentimentalen Betrachtungen ſo hingehen; aber ganz treuherzig nimmt er die bibliſche Erzählung als hiſtoriſches Zeugniß, entdeckt in dem Birs Nimrod ganz zuverläſſig die Trümmer *desjenigen Baues*, der zweihundert Jahre nach der Sündfluth zu bauen begonnen ward; unter Schutthaufen, die von rohem Volke geplündert, zerwühlt, von reißenden Thieren belagert werden, entdeckt er — erſtaunt ihr Welten — den ſtolzen Bau, den die Erbauer nach der Erzählung, die ſeine Quelle iſt — nicht vollendeten! Und vielleicht iſt nach ſeiner Vermuthung auch noch ein alter Baum, der da zu ſehen iſt, ein ehrwürdiger Reſt aus den hängenden Gärten der mediſchen Gattin des Nebucadnezar! **Ex tantis tenebris tam claram extollere lucem!**

Das wäre keine Kritik und Forſchung, das? Und dieſe ſeine Zuverſicht geht noch viel weiter! Ueber Dinge, die nur der Augenſchein lehren kann, ſtreitet er aus Göttingen mit Augenzeugen! Mit jenem Ker-Porter, den er ſelbſt als den beſten Gewährsmann in den perſepolitaniſchen Trümmern angibt, zankt er, in dem Körper des Einen der Thiere am Eingang zu den Denkmälern ſei der indiſche wilde Eſel nachgebildet, während jener auf der Ochsgeſtalt des Thieres beſteht; ja, das Merkwürdigſte iſt, er wundert ſich noch gar, daß jener ſeinen eigenen zwei Augen und geſunden Sinnen mehr traut, als ſeinen Ideen!! Ich will hier, wo ſich freilich auch die Augenzeugen unter einander ſtreiten, gewiß nichts entſcheiden; doch kann ich nicht umhin, Ihnen anzumerken, daß mir Ker-Porter's Meinung darum ein großes Gewicht erhält, weil Cuvier in dem indiſchen Eſel, den Herr Heeren, des Teſias Beſchreibung zufolge, für das Einhorn der Alten erklärt, nichts ſieht als das Rhinozeros. Von der Schilderung des Teſias aber hat Cuvier die Anſicht, daß das Basrelief in Perſepolis nicht nach der Geſtalt eines wirklichen wilden Eſels gehauen iſt, ſondern daß der Grieche ſeine Beſchreibung umgekehrt nach dem Basrelief

Thüre; kleine Oeffnungen finden ſich, wo die äußeren Wände an die Decken anſtoßen, die wohl nur für den Luftzug, nicht zur Beleuchtung da geweſen ſein mögen; es war alſo ziemlich dunkel im Inneren, es konnte nur ein ſehr gedämpftes Licht da ſein, in welchem man die ohnehin ſehr flachen Sculpturen kaum geſehen hätte; dieſe mußten alſo durch Farben erhoben werden. Dieſes gilt im Allgemeinen vom Bemalen ägyptiſcher Sculpturen. — Der hier angeführte Iſistempel gehört in die Ptolemäerperiode; er hat mit den Tempeln von Philä und anderen aus dieſer Zeit viele Aehnlichkeit; der Styl, im Ganzen wie in den einzelnen Verzierungen, ſpricht für dieſe Periode. Der Tempel mag wohl ſchwerlich zum Begräbniß gedient haben; denn außer dem vorderen Raum und den drei Zellen hat er keinen Gelaß.

Zu p. 245 oben. Die Thüre zur Linken führt in einen kleinen, mit dem ganzen Gebäude weiter nicht in Verbindung ſtehenden Tempel, der ſich von dem vorerwähnten Iſistempel nur dadurch unterſcheidet, daß dieſer vier Säulen in der Vorhalle hatte, während der gegenwärtige nur zwei hat. Der weitere Grundriß hat viel Aehnlichkeit mit den pompejaniſchen Wohnhäuſern, nur mit dem Unterſchiede, daß das impluvium ganz überdeckt iſt.

Zu p. 246 oben. Backſteine zum Waſſerbau ſind nicht zu ſehen, wohl aber gerade bei Luxor terraſſenartige Vorbäue in den Nil von großen Quaderſtücken, ähnlich wie ſich dergleichen Terraſſen auf Philä befinden. — Was von der Convexität der Obelisken behauptet wird, iſt nicht zu bemerken, wohl aber, daß der zur Rechten niedriger iſt. Beide Koloſſe haben Bärte.

Zu p. 265 unten. Es iſt falſch, daß die Sculpturen in einem auf die Wände aufgetragenen Mörtel gearbeitet ſeien; ſie ſind aus dem Felſen gehauen, dann iſt die ganze Arbeit mit einer weißen, kartenblattdicken Farbe überſtrichen, und auf dieſe iſt alsdann gemalt. Viele Bilder ſind aber auch blos gemalt, ohne vorher ausgehauen zu ſein. Dieſe Malereien Fresco zu nennen, iſt falſch; es iſt Kalkmalerei, aber nicht auf naſſe Tünche gemalt.

Zu p. 266 unten. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß das

von Belzoni gefundene Königsgrab früher ſchon einmal, wahrſcheinlich durch Araber, beraubt war; denn es war Alles fortgeſchleppt bis auf einen großen, leeren Sarkophag, der den Arabern zu ſchwer war, den aber Belzoni fortſchleppte. Man ſagt auch, die Araber hätten ihm dies Grab angegeben.

Zu p. 271. Die Beſchreibung des von Belzoni gefundenen Grabes iſt zu Ende, das Merkwürdigſte und Bedeutendſte iſt vergeſſen: daß nämlich dies Grab nicht fertig ausgearbeitet iſt, und uns ſomit die mechaniſche Verfahrungsart bei einer ſolchen Arbeit anſchaulich macht.

Dieſe Bemerkungen reichen ſchon hin, um Ihnen zu zeigen, wie mißlich es iſt, da zu beſchreiben und zu urtheilen, wo man Reiſenden, die meiſt nur oberflächlich vorgearbeitet haben, nacherzählt. Auch führte mir dies unſer Freund ausdrücklich an, daß die meiſten Autoren nicht zu unterſcheiden, und nur angaffend zu bewundern verſtänden. So nannte er denn die Heeren'ſche Abhandlung über dieſe Bauten (nicht Baue, wie Herr Heeren p. 49 ſchreibt; denn man ſpricht nur von Fuchsbauen und dergl.) ein trockenes Herzählen, nicht einmal eine Beſchreibung; es ſei ſchwer, ſich darin zu orientiren; die Lage

geſchehen. Die unzähligen Namenszeichen beſtätigen es, daß dieſe Großen nur ihre eigene Verherrlichung in der Kunſt geſucht haben. Intereſſant wäre alſo nur zu wiſſen, wie das Ideal der ägyptiſchen Kunſt geworden iſt: dies iſt aber ſchwierig zu beſprechen. Was man jetzt von Kunſtwerken ſieht, ſind nur Nachahmungen, nichts als Nachahmungen, bei denen Geiſt und erfindendes Talent ſo gut wie nicht angeregt war. Daher kann man ſagen: es war in Aegypten eine Kunſt, aber keine Künſtler, während bei uns Künſtler ſind, aber keine Kunſt. — Die größte Bewunderung, welche die Aegypter in ihren Monumenten verdienen, gehört ihrer Technik; auch davon ſagt Herr Heeren kein Wort. Doch dies ließe man ihm hingehen; es iſt weiſe, ſich auf ſein Fach zu beſchränken. Aber über das Verhältniß der ägyptiſchen Kunſtwerke zu ihrer Umgebung in der Natur, zu den religiöſen und politiſchen Ideen des Volks, das ſie erſchuf, welche treffliche Ideen hätten ſich da aufſtellen laſſen!

Beilage.

Um Sie nicht zu ſehr zu verwöhnen, ſo füge ich Ihnen noch einen Pack Allerlei hinzu, das ſie nach Belieben ſelbſt verarbeiten können.

Von den Lydern bemerkt Herr Heeren (Perſer p. 155), bei ihnen hätten ſich, nach Herodot's Berichten, die Weiber auf Koſten ihrer Keuſchheit einen Brautſchatz erworben. „Dies iſt, ſagt er alsdann, ſchon ein ſicherer Beweis eines großen Zuſammenfluſſes reicher Fremdlinge. Das Verhältniß von dieſen zu dem weiblichen Geſchlechte modificirt ſich immer ganz anders in Ländern und Oertern, die Hauptſitze des Handels ſind. Es gehört mit zu der guten Aufnahme des Fremden, daß er auch in dieſer Hinſicht begünſtigt wird; die Art, wie es geſchieht, iſt nur verſchieden, je nachdem die herrſchenden moraliſchen Begriffe verſchieden ſind.“ Aehnliche Handelsideen knüpft er an die ſauberen Geſchichten, die aus Babylon gemeldet werden.

Allein dieſe gaſtliche Freigebung der Weiber hat ihren allgemeinſten Grund in der Nichtachtung des weiblichen Geſchlechts, die wir in der ganzen alten Welt von China bis nach Hellas, in Japan wie in Aegypten finden. Die Sitte, die Fremden beſonders in dieſer Hinſicht zu begünſtigen, hat heut zu Tage noch im Oriente in Ländern ſtatt, wo man nicht an Fürſorge für den Handel denkt, wie ſich Herr Heeren aus der Moreau'ſchen Naturgeſchichte des Weibes von Rink und Leune überzeugen kann. Ja, ſelbſt daß einzelne Individuen ihre Weiber den Gäſten zum Gebrauch anbieten, findet ſich in Aſien nicht ſelten. Der Handel hat alſo mit dieſer Sitte im Grunde nichts zu thun; Zuſammenfluß von Fremden iſt der Moralität überall ſchädlich bis auf dieſen Tag; dieſer Zuſammenfluß iſt häufig durch den Handel veranlaßt, aber nicht immer.

Auf p. 407 deſſelben Bandes hält Herr Heeren dafür, es ſei ein Kunſtgriff der aſiatiſchen Deſpoten geweſen, durch Entnervung ihre Unterworfenen zu ſchwächen, und ſchließt dies aus dem Einen Beiſpiele von der beabſichtigten Verweichlichung der Lyder. Das möchte denn doch ſchwer zu erweiſen ſein. Die Erzählung davon iſt mir für meinen occidentaliſchen Sinn zu

werken u. dgl.; denn in dieſen, meine ich, müßte das Vortheilhafte der Kaſteneinrichtung, der Natur der Sache nach, gerade am wenigſten zweifelhaft ſein, obgleich es Herrn Heeren eben dort, dem Diodor und allen Aegyptern zum Trotz, ſcheint, es ſei das Gedeihen der Gewerbe und Künſte unter dieſen Einrichtungen zweifelhafter, als das der geiſtigen Kultur. Etwas ſo Verkehrtes kann doch nur ein ſolches Kaſtenhaupt der gelehrten Secte ſagen: „Es iſt dieſer ganzen Eintheilung oft vorgeworfen worden, daß ſie das Fortbilden des Volks, bei dem ſie eingeführt iſt, erſchweren, und es ihm unmöglich machen müſſe, über eine gewiſſe Stufe ſich zu erheben. Bei einer Einrichtung, die offenbar eine Frucht der Kindheit der Politik und Kultur war, iſt dieſer Vorwurf für die Urheber derſelben kein ſo ſchwerer Vorwurf; allein eine unpartheiiſche Entwickelung der Vortheile und Nachtheile, die ſie mit ſich bringt, kann vielleicht nur von dem gegeben werden, der unter einem noch beſtehenden Volke, wie unter den Hindus, ihre Folgen beobachtet hat. (Bemerken Sie, wie hier wieder einer ernſthaften Erörterung ausgewichen wird, wie ſchon ſo oft vorkam. Als ob dieſe Folgen nicht beobachtet worden wären!) In ſo fern die gelehrten Kenntniſſe ausſchließend das Eigenthum einer gewiſſen Kaſte bleiben, kann die wiſſenſchaftliche Aufklärung ſich freilich nicht ſo unter den größern Theil der Nation verbreiten als anderswo (freilich nicht!); allein eine ſolche Verbreitung muß doch immer beſchränkt bleiben — (muß? ich will hoffen, nur weil es gewöhnlich ſo iſt; aber ſie ſollte nicht, und darum ſollte Herr Heeren nicht ſchreiben muß, denn man könnte es ihm als ein Geſetz, nicht der Natur, ſondern einer menſchlichen Kaſteneinrichtung auslegen); und in der Kaſte ſelbſt kann dafür die wiſſenſchaftliche Kultur, die einmal da iſt, nicht leicht ſinken (nicht? hört! hört!) oder gar zu Grunde gehen, wie die Braminen und Perſer lehren.“ O ja, ja! und wie manche deutſche Profeſſoren auch!

Auf p. 55 ſteht folgender Satz: „Die Bilder des Lebens und des Todes ſchwebten beide ſtets dem Aegypter in ſeinem Lande vor Augen; die Folge wird zeigen, wie ſehr um ſie ſein ganzer

Thierdienſt?), fällt der Urſprung des Thierdienſtes in die erſten und roheſten Perioden der Völker. Er floß ohne Zweifel aus eben der Quelle, aus der die Verehrung anderer natürlicher Gegenſtände floß; aber ich halte es für ſehr ſchwer, wo nicht für unmöglich, ſeinen Urſprung weiter zu erklären; und die Unzulänglichkeit aller älteren und neueren Hypotheſen, die bald von Seltenheiten, bald von Nutzen oder Schädlichkeit der Thiere hergenommen wurden, ſcheint dies hinreichend zu beweiſen!“ Es gibt aber eine Idee, nach welcher der Thierdienſt eine Folge des Glaubens an Seelenwanderung iſt, die hätte doch Herr Heeren auch einer Berückſichtigung werth halten ſollen, es fiele alles oben Geſagte zuſammen, wenn ſich dieſe Idee durchführen laſſen ſollte.

Es wäre doch gut, wenn Herr Heeren ſich nur ein wenig der Conſequenz befliſſen hätte im Schreiben der Städte- und anderer Namen. Er ſchreibt mit dem Franzoſen Feyoum, ſtatt Fejjum; mit dem Engländer Scharkie (شرقية); hier Gize, dort Ghizeh; hier Elithyia, dort Eleuthyas. Es möchte einem der gute Sancho Panſa ſammt allen Calderoniſchen gra-

Ländereien den Königen, den Tempeln und Prieſtern, und der Kriegerkaſte gehörte.“

P. 138. Um zu beweiſen, daß die ägyptiſche Kriegsmacht ehemals, „wie z. B. noch im moſaiſchen Zeitalter“ (was das noch bedeutet, weiß ich nicht, denn aus früheren Zeiten wird Herr Heeren wohl ſchwerlich deutliche Zeugniſſe in dieſer Sache beibringen können) größtentheils aus Reiterei und Streitwagen beſtanden haben, hätte nicht Exod. 14, 9 citirt werden müſſen. Dort ſollen die Hebräer verfolgt werden, und dazu braucht man kein Fußvolk. Dergleichen kommt übrigens bei Jer. 46, 4. vor.

Um Ihnen doch auch Einiges aus den Beſchreibungen der Ruinen und der Gemälde und Reliefs darin beizubringen, hören Sie: p. 237. „Auch hier wieder ein Schlachtſtück. Es ſcheint ein feindlicher Einfall zu ſein, der abgeſchlagen wird. (Nämlich Feinde fallen in Aegypten ein und werden abgeſchlagen, denn die Aegypter ſind Sieger, wie Sie gleich hören werden; merken Sie ſich das.) Ein Fluß — umfließt eine Burg, das Ziel der Bewegungen an beiden Ufern. Die Inhaber der Burg ſind über den Fluß gegangen, die Aegypter dagegen — werfen Alles vor ſich nieder.“ Die Inhaber der Burg ſind alſo die Feinde. Dieſe Burg muß alſo auf ihrem eignen Gebiete liegen, der Schauplatz muß in dem feindlichen Gebiete ſein, und dann wird der Einfall, den die Aegypter dorthin machten, nicht abgeſchlagen; oder die Burg liegt in Aegypten und war von den Feinden genommen worden; dann aber kann man eben ſo wenig ſagen, das Ganze ſei ein feindlicher Einfall, der abgeſchlagen wird. Damit Sie mir aber nicht ſagen, ich wiſſe blos zu negiren, ſo behaupte ich, dieß koſtbare, für die Hiſtorie höchſt bedeutſame Stück behandle den Aufſtand der von Seſoſtris gefangen weggeführten Babylonier, von denen Diodor I, 56 ſagt, ſie hätten ſich einer Burg am Fluß bemächtigt, und die Aegypter von da bekriegt. — P. 248. „Die Feinde fallen die Aegypter an. Auf das Deutlichſte erkennt man den Unterſchied zwiſchen den kurzen Kleidern der Aegypter, und dem langen Gewande ihrer aſiatiſchen Feinde;

den bedeckten und den unbedeckten Köpfen; der Verſchiedenheit der Wagen, wovon die ägyptiſchen ſtets zwei, die anderen drei Krieger tragen; vor Allem die Verſchiedenheit der Waffen, da der ägyptiſche Schild viereckt an dem Einen Ende, und abgerundet an dem andern iſt; ihre Geſchoſſe Bogen und Pfeile. Der Schild der Feinde hingegen rund, ihre Geſchoſſe Speere und Wurfſpieße." Allein in Jeremias werden auch ägyptiſche Kämpfer mit Speeren und großen Schilden erwähnt, und anderswo (46, 9) umgekehrt von den Aethiopen geſagt, daß ſie Bogen und kleine Schilde geführt. Alſo hätte man hier vielleicht den Sieg eines äthiopiſchen Königs über Aegypter. Sodann weiß man, daß im Exodus auch ägyptiſche Streitwagen erwähnt werden, die drei Kämpfer trugen, wie die iſraelitiſchen. Während ferner hier p. 248 behauptet wird, die ägyptiſchen Wagen trügen ſtets zwei Männer, heißt es p. 294, ſie trügen gewöhnlich nur Einen Mann. Aus den Darſtellungen auf den Monumenten lernt man ſolche Weisheit. Hätte Herr Heeren noch etwas nachgeforſcht, ſo hätte er ſich vielleicht doch noch helfen können. Wenn z. B. p. 237 von ſolchen Wagen die Rede iſt, auf denen nur Ein Krieger ſteht, ſo iſt dieß viel-

erklärt werden dürfte. Der erſte Zug mag denn, weil Diodor c. 58 von fremden Völkern redet, die Nubier darſtellen. Vielleicht aber ſind es auch die von der Flotte bezwungenen öſtlichen Aethiopen c. 55. — Ah, warum mußte mir der begangene Fehler den hellen Fluß der Begeiſterung und des Gedächtniſſes ſo hemmen! Welche Gelehrſamkeit, welchen Scharfſinn hätte ich da noch zeigen können, wo ich mich jetzt wie ein Blödſinniger zurückziehen muß.

6.

Hat mich das vorigemal Ihr Schelten und Poltern gezwungen, die Correſpondenz über unſern Heeren fortzuſetzen, ſo bewegt mich nun Ihre Nachgiebigkeit, Ihre Freundlichkeit, Ihre Wißbegierde, Ihr zuthunliches, einſchmeichelndes Weſen. Der Abſtich in dem Tone dieſes Briefes von dem des vorigen iſt ſo groß, daß ich eine Schelmerei argwöhnen würde, wenn Sie nicht in dem Eifer, den Sie für die Sache an den Tag legen, verriethen, wie entfernt Sie in dieſem Augenblicke von allem Scherze ſind. Sie haben die Ideen wirklich zur Hand genommen, haben ſich durchgeſchlagen, ſtehen nun im Mittelpunkte unſerer Angelegenheit, werfen nach allen Seiten hin Ihre eindringenden Blicke, und ſtellen mir nun Fragen über Fragen, die beweiſen, theils wie genau Sie in das Innere des Heeren'ſchen Gebäudes eingeweiht ſind, theils wie gut Sie es verſtehen, ſich des Standpunkts zu bemeiſtern, von dem aus ich meine Betrachtungen machen, meine Beurtheilung geben würde. Nur dieſe feine Fügſamkeit und Rückſicht, nur die wiederholte Verſicherung, daß es Ihnen lieb ſei, vollſtändiger meine Anſicht kennen zu lernen, Ihren dunklen Gedanken Ausdruck geliehen zu ſehen, konnte mich beſtimmen, weiter auf Ihre Wünſche einzugehen; denn in der That könnte das bereits Verhandelte hinreichen, auch einen ſchwachen Kopf auf den rechten Weg zur richtigen Anſicht der Heeren'ſchen Werke zu leiten. Aus den

statt sich zu befestigen, zu Boden. Die Juden freilich erkämpften sich in Palästina ein Wohnland, allein wer das Buch der Richter gelesen hat, wird nicht sagen wollen, daß sich auf diese Eroberung ein Staat gründete, oder gar eine Verfassung, die ja der Erzählung der Quellen nach älter ist, als die Eroberung. Assyrien muß doch anfänglich, wie Herder annimmt, gleich Babylon aus kleinen Anfängen nomadischer Menschen entstanden sein. Aber Heeren dagegen weiß (Asien p. 66), daß Assyrien durch erobernde Völker entstanden sei! Haben Sie die Bibel zur Hand? den Berosus? wen soll ich all noch nennen? Assyrien durch Eroberer? Wen kann er meinen? Die Chaldäer am Ende gar? Ist durch diese der Staat der Assyrer entstanden? Weiß Herr Heeren vielleicht — (o nichts wäre möglicher als das!) gar nicht, daß Assyrer und Babylonier nicht ganz einerlei ist? Von Babylonien aber muß Herr Heeren den geringen Anfang zugeben, da er so fromm an den Thurmbau in Babel glaubt, wie wir gesehen haben. Denn dieses alte Reich Babel, dieses Nimrodische Reich oder wie man es sonst genannt hat, war doch wohl nicht auch durch Eroberer gestiftet! Soll ich mich besinnen auf Indien, Altbactrien, Lydien, so weiß ich entweder nichts über ihre Entstehung, oder ich weiß, daß sie nur sehr allmählich durch Eroberung gewachsen sind, und dies geschah denn in Zeiten, die weit hinter der Entstehung der Staaten liegen; auch finde ich wieder die Bestätigung, daß die Eroberungslust der asiatischen Herrscher nie lange gut gethan hat. Ein medisches Reich geht in unendliche Zeiten hinauf, und ich weiß die Initien abermals nicht.

Allein ist denn gar Nichts zu finden, worauf des Herrn Heeren Irrthum oder Meinung sich stützen könnte, was uns erklären könnte, wie er in den einen oder auf die andere verfiel? O doch! Er denkt an Perser und Chaldäer, und indem er von der Entstehung des persisch-medischen Reichs unter Cyrus und des chaldäisch-babylonischen unter Nebukadnezar (so sagt Heeren, aber Nabopolassar hätte er sagen sollen) seine ganze Weisheit abstrahirt und auf alle Staaten in Asien ausdehnt, zeigt er, daß er von dem Gang der asiatischen Geschichte [illegible]t die

kleinste Ahnung hat. Er denkt an den Islam, an die mogolischen Horden, mit denen es ganz andere Bewandtnisse hat. Dies sind Zeiten der Völkerwanderungen, in denen jedes neue Reich auf ähnlichem Wege entsteht; ganz anders aber verhält es sich in Altasien, ganz andere Zeiten sind, in denen die Züge der Chaldäer und Perser vorfallen. Und nach einer so schalen, so ganz grundlosen und unrichtigen Ansicht kann unser Verfasser mit dem ihm eigenen Uebermuth behaupten, nach seinen dort gemachten Bemerkungen „sollten die Dunkelheiten, in welche nach der Behauptung mancher unserer Theoretiker der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft gehüllt sein soll (!!), großentheils von selbst verschwinden.“!!! Sehen Sie, wie der Mann in seiner Finsterniß hellsehende Augen erhalten hat?

Von Anfang an, muß der Herr Hofrath wissen, ist ein Volk nie erobernd, auch bildet ein (in Zeiten von Völkerwanderungen) eroberndes Volk niemals einen ungemischten Staat, geschweige eine Staatsverfassung aus sich heraus, sondern meist nehmen die Sieger von den Besiegten Verfassung und Verfassungsform an. Ein Volk fängt an mächtig zu werden und stark, beginnt sich in seiner Macht und Kraft zu fühlen und folglich auf Eroberungen auszugehen, wann mit dem ursprünglichen politischen Charakter, den ihm die Natur aufgedrückt hat, seine Entwickelung inne steht, wie die Zunge der Wage mit dem Wagegalgen, in dem sie auf- und abschwankt, oder mit andern Worten: wann die fortschreitende Ausbildung der Verfassung mit dem Hange nach der Staatsform zusammentrifft, den die Natur dem jedesmaligen Volke als einen eigenthümlichen eingepflanzt hat. Ein Volk macht aber, selbst in diesem Zustande, stets nur successive, allmählige Fortschritte, dehnt sich nur langsam und sicher aus; glänzende, große, umfassende Eroberungen aber sind meistens geleitet von einzelnen Männern, entstehen, wenn Weltstürmer sich an die Spitze der Nationen stellen. Wann pflegt dies zu geschehen? Da wo ein Zustand innerer Gährung, da wo Revolutionen die verschiedenen Klassen des Staates erschöpft haben, wo sich dann eine neue, unterdrückte, physisch-

verſchiedenen Geſichtspunkten, die Sie mir noch als weſentlich bezeichnen zur vielſeitigeren Beleuchtung der Ideen, wähle ich mir denjenigen, von dem aus ich, wie Sie nicht vergeſſen beizufügen, ſchon durch eine Art von Verſprechen verpflichtet bin, Ihnen meine Beobachtungen mitzutheilen. Daß nämlich auch da, wo die Gelegenheit dazu zwang, eigentlich hiſtoriſche Momente nirgends ſo angegeben ſind, daß man den Meiſter der Geſchichte darin erkenne, dieß wollte ich Ihnen an auffallenden Beiſpielen zeigen.

So laſſen Sie uns denn wieder von den allgemeinen Vorerinnerungen ausgehen, von denen aus man wie von einem Brennpunkte die verſchiedenen dort concentrirten Strahlen verfolgen kann. Dort heißt es unter andern: „Wie und wann der Uebergang zu feſten Wohnſitzen von den Menſchen gemacht ward, läßt ſich nicht hiſtoriſch zeigen; wohl aber laſſen eine Menge Urſachen, die in dem Clima, der Beſchaffenheit des Bodens, den äußeren Verhältniſſen gegen andere Völker liegen, ſich denken, die es bewirkten und beförderten, und dies wird für uns hinreichend ſein. — Bei dieſer Veränderung der Lebensart, dieſem Uebergange zu feſten Wohnſitzen, bilden ſich Ortſchaften und Städte. — Dieſe Entſtehung der Städte aber iſt

Urſache der Entſtehung ſo verſchiedener Staaten und Staatsformen, wie der phöniciſch-ſyriſchen und der perſiſchen oder ägyptiſchen? Doch darüber Ideen zu entwerfen, iſt dem Verfaſſer zu gering: er faßt in großen Umriſſen nur die extremſten Gegenſätze auf; er macht ſich mit einem naiven Sprunge über die Verſchiedenheit der Verfaſſungsform in Macedonien und deren Erklärung weg, und ſetzt den republicaniſchen Staaten des Alterthums die auf Eroberung gegründeten Staaten in Aſien entgegen; dieſe ſind ihm die wichtigſten; hier iſt der ganz abweichende Gang in der Ausbildung der Verfaſſung einfach zu erweiſen. Dieſe Bildung und Gründung der aſiatiſchen Staaten durch und auf Eroberung iſt nun wieder einer von Heeren's Lieblingsgedanken. So heißt es auch in den Babyloniern p. 155: „Dazu kommt, daß die großen Städte Aſiens auf ganz andere Weiſe entſtanden, als die von Europa. Sie ſind die gewöhnliche Folge der Niederlaſſungen erobernder nomadiſcher Völker, die in eingenommenen Ländern Wohnſitze aufſchlagen und von ihrer bisherigen Lebensart zu einer feſteren und ruhigeren übergehen.“ Nun ſinnen Sie, ich bitte Sie dringend, ein wenig umher und helfen Sie mir zu meinem verlorenen Gedächtniſſe, denn mir fällt in meiner Betäubung gleich kein einziger Staat im Orient auf, von dem eigentlich geſagt werden könne, er ſei auf Eroberung gegründet! Kein einziger, wahrlich? Kein einziger! und keine einzige Stadt! Ich denke an Sardes, an Ecbatana, an Suſa, an Paſargada, an Babylon, an Jeruſalem, an Theben — entweder weiß ich nichts von ihrer Entſtehung, oder ich weiß ſolches, was mich auf andere Anſichten kommen läßt. Und die Staaten? Von Aegypten weiß ich nichts; von Eroberungen vor Seſoſtris weiß ich nichts und die ſeinigen hat man, dünkt mir, nie als Unterjochungszüge angeſehen, ſondern als ſolche Kämpfe um den Preis der Stärke, wie ſie allen rohen Völkern aller Zeiten eigen ſind. Als aber Aegypten ſpäter zu erobern anfing, da zeigte ſich, was ſich in den aſiatiſchen Reichen unendlichemale wiederholt: durch dieſe dem urſprünglichen Charakter der Altaſiaten fremde Richtung der Politik aus dem Gleiſe gebracht, ſtürzt der Staat,

ſtatt ſich zu befeſtigen, zu Boden. Die Juden freilich erkämpften ſich in Paläſtina ein Wohnland, allein wer das Buch der Richter geleſen hat, wird nicht ſagen wollen, daß ſich auf dieſe Eroberung ein Staat gründete, oder gar eine Verfaſſung, die ja der Erzählung der Quellen nach älter iſt, als die Eroberung. Aſſyrien muß doch anfänglich, wie Herder annimmt, gleich Babylon aus kleinen Anfängen nomadiſcher Menſchen entſtanden ſein. Aber Heeren dagegen weiß (Aſien p. 66), daß Aſſyrien durch erobernde Völker entſtanden ſei! Haben Sie die Bibel zur Hand? den Beroſus? wen ſoll ich all noch nennen? Aſſyrien durch Eroberer? Wen kann er meinen? Die Chaldäer am Ende gar? Iſt durch dieſe der Staat der Aſſyrer entſtanden? Weiß Herr Heeren vielleicht — (o nichts wäre möglicher als das!) gar nicht, daß Aſſyrer und Babylonier nicht ganz einerlei iſt? Von Babylonien aber muß Herr Heeren den geringen Anfang zugeben, da er ſo fromm an den Thurmbau in Babel glaubt, wie wir geſehen haben. Denn dieſes alte Reich Babel, dieſes Nimrodiſche Reich oder wie man es ſonſt genannt hat, war doch wohl nicht auch durch Eroberer geſtiftet! Soll ich mich beſinnen auf Indien, Altbactrien,

kleinſte Ahnung hat. Er denkt an den Islam, an die mogoliſchen Horden, mit denen es ganz andere Bewandtniſſe hat. Dies ſind Zeiten der Völkerwanderungen, in denen jedes neue Reich auf ähnlichem Wege entſteht; ganz anders aber verhält es ſich in Altaſien, ganz andere Zeiten ſind, in denen die Züge der Chaldäer und Perſer vorfallen. Und nach einer ſo ſchalen, ſo ganz grundloſen und unrichtigen Anſicht kann unſer Verfaſſer mit dem ihm eigenen Uebermuth behaupten, nach ſeinen dort gemachten Bemerkungen „ſollten die Dunkelheiten, in welche nach der Behauptung mancher unſerer Theoretiker der Urſprung der bürgerlichen Geſellſchaft gehüllt ſein ſoll (!), großentheils von ſelbſt verſchwinden.“!!! Sehen Sie, wie der Mann in ſeiner Finſterniß hellſehende Augen erhalten hat?

Von Anfang an, muß der Herr Hofrath wiſſen, iſt ein Volk nie erobernd, auch bildet ein (in Zeiten von Völkerwanderungen) eroberndes Volk niemals einen ungemiſchten Staat, geſchweige eine Staatsverfaſſung aus ſich heraus, ſondern meiſt nehmen die Sieger von den Beſiegten Verfaſſung und Verfaſſungsform an. Ein Volk fängt an mächtig zu werden und ſtark, beginnt ſich in ſeiner Macht und Kraft zu fühlen und folglich auf Eroberungen auszugehen, wann mit dem urſprünglichen politiſchen Charakter, den ihm die Natur aufgedrückt hat, ſeine Entwickelung inne ſteht, wie die Zunge der Wage mit dem Wagegalgen, in dem ſie auf- und abſchwankt, oder mit andern Worten: wann die fortſchreitende Ausbildung der Verfaſſung mit dem Hange nach der Staatsform zuſammentrifft, den die Natur dem jedesmaligen Volke als einen eigenthümlichen eingepflanzt hat. Ein Volk macht aber, ſelbſt in dieſem Zuſtande, ſtets nur ſucceſſive, allmählige Fortſchritte, dehnt ſich nur langſam und ſicher aus; glänzende, große, umfaſſende Eroberungen aber ſind meiſtens geleitet von einzelnen Männern, entſtehen, wenn Weltſtürmer ſich an die Spitze der Nationen ſtellen. Wann pflegt dies zu geſchehen? Da wo ein Zuſtand innerer Gährung, da wo Revolutionen die verſchiedenen Klaſſen des Staates erſchöpft haben, wo ſich dann eine neue, unterdrückte, phyſiſch-

p. 287), ob Asdrubal wirklich die Abſicht gehabt habe, die ihm Fabius (bei Polyb. I. p. 403) unterlegt; ich gar nicht. Denn ſo dunkel die innere Geſchichte Carthago's iſt, das iſt klar, daß die Häuſer Barcas und Hanno ſich eben ſo gegenüber ſtehen, wie Marius und Sulla, wie Cäſar und Pompejus; daß ſie unter dem Vorwand der allgemeinen Sache für eigenes Intereſſe kämpfen. Die Barciden greifen das ganz ſo an, wie Cäſar. Es iſt daher lächerlich, zu ſagen (p. 285), es ſei der Hauptgeſichtspunkt, aus dem man den Streit beider Partheien anſehen müſſe, daß die eine eifrig den Frieden, die andere die Fortſetzung des Krieges verlangte; dafür führt Heeren das Zeugniß des Livius an, und noch dazu aus einer Rede, die dem Hanno in den Mund gelegt wird; und doch verwirft er ſelbſt mehrmals dieſen Livius, und ganz mit Recht, als Zeugen, obwohl ich mit meiner Aufmerkſamkeit nicht gefunden habe, daß er des Livius Sorgloſigkeit, wie er p. 271 behauptet, documentirt habe. So iſt auch die Vergleichung des Streites der Whigs und Torys im ſpaniſchen Succeſſionskriege unpaſſend; dieſer Krieg konnte England eben ſo wenig Vortheil bringen, als der Barciniſche mit Rom und Carthago unendlich viel nützen konnte;

7.

Sie vermutheten ganz recht, daß es meine Absicht sei, Sie in meinem nächsten Briefe noch weiter über das eigentlich Historische in Heeren's Werken zu unterhalten. Auch fühlten Sie, daß es ganz billig sei, die schlagende und treffende Anwendung geschichtlicher Analogieen nicht an einen Mann zu fordern, den das Statistische von je mehr anzog, als das eigentlich Historische, und von dem es demnach zu erwarten steht, daß er in den Gang geschichtlicher Entwickelung nicht so tiefe Einsichten habe, als ein Historiker von Profession, für den er doch eigentlich nach jener Erklärung streng genommen nicht gelten kann. Daß er also in der dunkeln altasiatischen Geschichte das Wahre und Wesentliche überall hätte treffen sollen, dünkt Ihnen, trotz seiner Vorliebe für den Orient, von vorne herein unwahrscheinlich; höchstens, meinen Sie, werde man es an ihn verlangen können, daß er in lichteren Punkten die Verhältnisse der Völker und ihre Umgestaltung sicherer und bestimmter angebe. Ehe ich aber mit der Modifikation, die mir dieser Ihr Wink gebietet, in meinem Texte fortfahre, erlauben Sie mir, daß ich erst eine andere Anmuthung in Ihrem Briefe ein für allemal von mir weise; und das ist die, daß ich Ihnen auch Einiges über den beschreibenden Theil unseres Werkes mittheilen solle. Dergleichen kann einer historischen Kritik, besonders in einem solchen Buche, das nicht darstellende Geschichte enthält, gleichgültig sein. Im Allgemeinen will ich Ihnen meine Meinung darüber nicht vorenthalten. Heeren's Vortrag ist gefällig, unterhaltend, bequem und leicht, aber ohne Kraft und ohne Geist; wo er nun blos referirt oder beschreibt, folgt man ihm wohl gerne, wenn auch ohne Genuß, und selbst mit einiger Ermüdung; immer ist der Mangel an ächtem Gehalte das, was einen ernsten und wissenschaftlichen Leser über seinem Werke erschlaffen macht. Seine geographischen Ansichten gehören hierhin; sie sind für jeden, der den Fortschritten der Erdkunde in neuester Zeit gefolgt ist, ganz ungenießbar. Seine statistische Beschreibung der Satrapieen des persischen Reichs ist eine recht

brauchbare Zuſammenſtellung; allein ſelbſt in ſolchen Dingen, in denen es weiter auf kein geiſtreiches Urtheil, ſondern nur auf Sammeln und Berichten ankommt, dürfen Sie ihm auf Weg und Steg nicht trauen. Nur muthen Sie mir nicht zu, daß ich ihm in dieſen Feldern durch Dick und Dünn folge. Zwar ganz ohne Beiſpiel wage ich auch hier nicht vor Ihrem ſtrengen Tribunale zu erſcheinen; und um Sie doch zu überzeugen, daß im Kleinen wie im Großen, im Leichteſten wie im Schwierigeren, der gleiche Geiſt von Nachläßigkeit durchgeht, ſo will ich den kleinen Abſchnitt, der ſeine geographiſche Ueberſicht der ſkythiſchen Völkerſchaften enthält, zu einer kurzen Betrachtung wählen, wobei Sie meiner Nachſicht gewiß alle Ehre werden widerfahren laſſen: denn dieſen Abſchnitt ſollte man ſchon um deßwillen von allen Auswüchſen rein glauben, weil der Verfaſſer es ſich ſo bequem gemacht hat, nur dem Herodot zu folgen. Ich vermeide natürlich, Sie hier mit einer Vergleichung ſeiner Arbeit mit einer einſchlägigen von Niebuhr zu behelligen, wie Sie mich auch den Band über Indien gleichſam fliehen ſehen; ich will meinem geſtrengen Richter auch nicht von ferne Anlaß geben, mich im Verdacht zu haben, als ob ich mit irgend

Ταυροι (εχουσιν). Es folgen einige Beſtimmungen über Callipiden, Alazonen u. A. P. 274 wird der Panticapes für die Sula oder den Pſol erklärt; Andere deuten ihn anders; wer will aus der Maſſe von Flüſſen, die der Dniepr aufnimmt, wählen, da ſich aus der vagen Beſtimmung nach Tagreiſen gar nichts ausmachen läßt; darum läßt Heeren p. 275 mit Recht den Gerrhos unbeſtimmt, denn auch er iſt vielfach auf den oder jenen Fluß gedeutet worden. In der Note dort hätte aber Herr Heeren wohl anführen können, daß faſt alle Neuere, um die Entfernung des Gerrhos von dem Boryſthenes zu beſtimmen, bei Herodot IV, 53 (nicht 52) 14 ſtatt 40 Tagreiſen leſen. Auf p. 277 werden den Androphagen und Melanchlänen beſtimmte Sitze gegeben nach höchſt allgemeinen Andeutungen bei Herodot. Hat Herr Heeren Strabo p. 426 geleſen? *Τι δ'εστι περαν της Γερμανιας, και τι των αλλων εξης, ειτε Βασταρνας χρη λεγειν, ὡς οἱ πλειους ὑπονοουσιν, ειτ' αλλους μεταξυ, η Ιαζυγας η Ῥωξολανους, η τινας αλλους των Ἀμαξοικων, ου ραδιον ειπειν, κ. τ. λ.* Die Stelle gehört hierher; dieſe Völker werden mit Gatterer ſchlechtweg für Baſtarner erklärt. Niemand, der ſich je in das Gewirre der getiſch-germaniſch-ſarmatiſchen Völkerſchaften dieſer Gegenden gewagt und einſehen gelernt hat, welch eine immenſe Kenntniß dazu gehörte, um über die Bewegungen und jezeitigen Wohnſitze derſelben zu entſcheiden, wird auch bei viel deutlicheren Angaben in den Schriftſtellern ſo kecke Behauptungen ausſprechen wollen. Dieſe Baſtarner ihrerſeits werden wieder eben ſo leichthin Deutſche genannt. Strabo ſagt p. 442: *σχεδον τι και αυτοι του Γερμανικου γενους οντες*. Tacitus zweifelt, ob er ſie zu Deutſchen oder Sarmaten rechnen ſoll. Strabo verkennt das Gemiſchte dieſer Stämme nicht; dieß iſt viel ſicherer, als das Abſprechen. — P. 286 werden die Arimaspen ganz gutmüthig unter allen anderen von Herodot genannten nordiſchen Völkern aufgeführt, obgleich Herodot anderswo (III, 16) ihre Exiſtenz ausdrücklich bezweifelt, obgleich er wiederholt über Ariſteas und ſeine Autorität ſpottet, und doch Valckenaer ganz recht vermuthet, dieſe Geſchichtchen von den Arimaspen ſeien aus Ariſteas genommen,

was auch Gellius IX, 4 nicht zu beſtreiten ſcheint. Welcher beſonnene Mann wird alſo Volk und Beſchäftigung ſo ernſthaft annehmen? Die Bemerkung p. 245, daß die dort angegebenen Städte mileſiſch ſeien, iſt theils unrichtig, theils mindeſtens unvorſichtig. Phanagoria heißt unbeſtimmt joniſch, falls bei Euſtathius ſo mit Recht für Päoniſch corrigirt wird; ſonſt wird es den Teiern zugeſchrieben; Heraklea heißt zwar bei Strabo mileſiſch, allein ſein Zeugniß gilt nicht gegen Arrian, Xenophon, Euſtathius, Pauſanias u. A., die es megariſch nennen; letzterer nennt Böotier als Theilhaber der Pflanzung, was Juſtin. 16, 3 — 5 beſtätigen könnte. Amiſus war zwar mileſiſch, ward aber ſpäter durch Athener verſtärkt. Tanais heißt bei Strabo *κτισμα των τον Βοσπορον εχοντων Ἑλληνων.*

Auf wenigen Seiten eines ſo einfachen Stoffes ſo manche Blößen!

Doch hinweg von dieſen Beſchreibungen zu unſerm eigentlichen Object; hinweg auch von allen ähnlichen Abſchnitten, wie z. B. im ſechsten Bande die Paragraphen über Staatswirthſchaft und Gerichtsweſen in Griechenland, Dinge, die überhaupt durch Recenſionen und neuere Werke ſo in Schatten geſtellt ſind, daß es ſündlich wäre, Worte darüber zu ver-

beſſer, ein Armer als ein Reicher zu ſein, um nicht von ihnen getroffen zu werden.“ Dies hat im Grunde ganz andere Bewandtniſſe. Dieſer Druck auf die Reichen hing nicht von dem Wechſel des Krieges oder Friedens ab, ſondern er ſtieg mit dem Steigen der demokratiſchen Gewalt in Athen und mit der Ausartung der Republik, und in dieſen Zeiten gilt des Iſokrates Spruch ein für allemal. Auf p. 271 wird der Areopag der älteſte Gerichtshof genannt, den die Griechen kennen. Der Areopag iſt ein Lieblingsgegenſtand von attiſchen Dichtern und Rednern; wie es mit dergleichen geht, weiß man ſchon. Plutarch ſagt ausdrücklich (Fol. 19), daß man meiſt dem Solon die Einrichtung des Areopag zuſchreibe, und erklärt ſich weitläufig über die Streitfrage. Demnach wären die Epheten und die Gerichtshöfe des Drakon älter, der von den Areopagiten nach Plutarch's Verſicherung nirgends redet. Es verdiente dies alſo Unterſuchung oder doch Erwähnung. — Auf p. 221 iſt von Oſtracismus und Petalismus die Rede. „Gleichwohl, heißt es dann, konnten weder dieſe noch andere Mittel es verhindern, daß nicht ſogenannte Tyrannen in den griechiſchen Städten ſich aufgeworfen hätten.“ Und doch iſt's außer allem Zweifel, daß der Oſtracismus erſt in Zeiten der wilden Demokratie, lange nach den Tyrannieen, entſtanden iſt, wie denn Aelian (V. H. XIII, 24) ſeine Einführung in Athen glaublich genug dem Kleiſthenes zuſchreibt. Auf p. 201 ſteht in der zweiten Note folgende Unterſcheidung der Begriffe von Ariſtokratie und Oligarchie: „Man unterſcheidet von der Ariſtokratie alsdann noch wieder die Oligarchie. Allein wenn gleich beide Namen im Gebrauch ſind, ſo glaube ich doch kaum, daß in der praktiſchen Politik der Griechen ſich eine weitere Grenzlinie zwiſchen beiden ziehen läßt, als die größere oder geringere Zahl der Optimaten, die die Herrſchaft in Händen hatten.“ *Ουδεν λεγει.* Es iſt hiſtoriſch ein Wechſel im Gebrauch beider Ausdrücke nachzuweiſen; Herodot braucht nur *ολιγαρχια*, obwohl man bei ihm ſchon ſieht, daß er zwiſchen *αριστοις* und *ολιγοις* nicht unterſcheidet. Das Wort Oligarchie hat alſo auch den verſchiedenen Begriff von Ariſtokratie nicht, den Heeren ſtatuirt. P. 218

in der dritten Note kommt er auf Thucydides und auf den Begriff, den er mit ὀλιγαρχία verbindet. Auch Er braucht ἀριστοκρατία nicht; legt also schwerlich jenem Worte irgend eine besondere Bedeutung bei, oder den Nebenbegriff der Ausartung, wo er nicht in der Sache lag. Auf p. 166 hätte er dem St. Croix nicht seine Liste der Amphiktionien abnehmen, noch weniger denken sollen, sie noch vermehren zu können, da es doch eine sonnenklare Sache ist, daß solche Vereinigungen, wie die bei den Panioniern in Kleinasien, nicht die kleinste Aehnlichkeit haben mit den griechischen Amphiktionen von Delphi und den Thermopylen, und daß die wenigsten der von St. Croix aufgeführten in diese Categorie gehören. Nirgends ist auch nachzuweisen, daß (p. 171) „sich an die Aufsicht über die Tempel u. s. w. auch politische Zwecke, Erhaltung des Friedens unter den Genossen und Beilegung der entstandenen Streitigkeiten angeknüpft hätten;“ die Eidesformel bei Aeschines, die Heeren anführt, beweis't unter Umständen das Gegentheil. Ueberhaupt kann man die Amphiktionen nur sehr uneigentlich ein Mittel zur Erhaltung der griechischen Nationalität nennen (unter diesen Mitteln führt sie Heeren auf); sobald es mehrere gab,

Doch endlich laſſen Sie mich zur Sache kommen. Ich wollte Ihnen noch ein Beiſpiel vom Mangel hiſtoriſcher Auffaſſungsgabe geben, und zwar den Stoff dazu aus einer hellen Zeit nehmen, wo die Quellen nicht fehlten, wie in Perſien. Dann müſſen Sie mir natürlich erlauben, nach Griechenland überzugehen, und ich glaube nicht beſſer und einfacher thun zu können, als wenn ich gerade den Abſchnitt, der auf das Gerichtsweſen unmittelbar folgt und der das Kriegsweſen behandelt, zum Gegenſtand meiner Kritik mache. Herr Heeren geht dieſem Kriegsweſen hiſtoriſch nach. Gleich finde ich zu meinem Schreck wieder, daß er die Zeiten zwiſchen dem perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege überſpringt. Wie iſt das möglich? So was kann doch nur der thun, der in Bezug auf Handel und Verkehr die Zeit der Tyrannieen und der Blüthe der Colonieen übergehen konnte, nur Jemand, der kaum aus einem mittelmäßigen Handbuche die griechiſche Geſchichte kennt. Jene Zeit von Athens Größe zu Land und See, von ſeiner Herrſchaft über Böotien, über alle Inſeln, ſeiner Gegenwart an allen Küſten und in allen Meeren, jene Zeit einer ſchönen Vereinigung kriegeriſcher Macht und innerer ſittlicher Kraft, die Zeit der μαραθωνομαχοι, auf die der Komiker ſeinen Aeſchylus mit der ganzen Gewalt ſeiner geharniſchten Sprache als auf die Zeit atheniſcher Herrlichkeit zurückblicken läßt; jene Zeit, wo ſich in Athen große Feldherren häuften, wo ſich alſo eine Eigenſchaft höchſt glänzend zeigt, in deren Mangel bei den Spartern Herr Heeren einen Hauptgrund der Unbedeutenheit ſetzt, in der das lacedämoniſche Kriegsweſen blieb, wo ein Kimon, Myronidas, Leokrates, Tolmidas, Perikles, Phormion u. a. Heroen einer kernigen und ehrenfeſten Zeit blühten, jene Zeit iſt hier übergangen!! Glaubte ſie Herr Heeren darum vorbeigehen zu können, weil, ſo lange Bürgerheere für Heerd und Hof, für Weib und Kind kämpfen, nirgends eigentliche Kriegskunſt beſteht, die erſt da aufkommt, nach ſeiner eigenen Bemerkung, wo ſtehende Heere ſind; wohl recht, dann durfte er aber auch nicht vom perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege, dann durfte er in Griechenland überhaupt von gar keiner Kriegskunſt reden. Wenn er aber

deutlich herausgeſtellt hätte, daß in Griechenland die Miethheere die ſtehenden Truppen der neueren Zeit vertraten, dann hätte ihn ſchon dieſe höchſt einfache Beobachtung auf manche Erſcheinungen aufmerkſam machen müſſen, die nun unerwähnt bleiben. Auf p. 292 ſagt er: „Die Waffen bleiben alſo im Ganzen dieſelben, wie wir ſie in den Homeriſchen Zeiten finden. Aber viel ward darüber geforſcht, und mancherlei verſucht, um ſie im Einzelnen zu verbeſſern. Ob das gerade oder gekrümmte Schwert, ob der längere oder kürzere Schild vorzuziehen ſei, vor allem, wie die Laſt des Harniſches zu verringern, aus welchem Stoff, ob aus Metall oder aus leichterem Material er zu verfertigen ſei, waren allerdings keine unwichtige Gegenſtände. Gleichwohl hören wir, vor den Macedoniſchen Zeiten, doch bei ihnen von keinen ſo großen Veränderungen, daß durch ſie das Weſen des Ganzen umgebildet wäre.“ Was die einzelnen Waffen angeht, wie große und mannigfache Veränderungen mögen nicht vorgegangen ſein, ſeit die Carer den ſiebenhäutigen Stierſchild am Riemen abgeſchafft hatten! Was aber die Aenderungen im Allgemeinen angeht, die hätten das Ganze vor den macedoniſchen Zeiten nicht umgebildet? Ich darf Ihnen geſtehen, als ich in meiner Tertia im Cornelius

niſſe vereint der Mann nicht alle! — zu zeigen; ich trage Scheu, mich ſelbſt noch lächerlicher zu machen. Auf p. 297 heißt es weiter: „Wie wenig aber überhaupt die höhere Kriegskunſt fortgeſchritten war, zeigen nachmals unwiderſprechlich die erſten Feldzüge des peloponneſiſchen Krieges. Es waren Streifereien ohne entſcheidenden Erfolg. Weshalb aber auch bei dem Fortgange dieſes langwierigen Krieges die Taktik ſo wenig gewann, iſt bereits oben bemerkt.“ Dies klingt wie ein Vorwurf. Daß nur kleine Streifereien (ohne entſcheidenden Erfolg? worauf geht das? Die Streifereien auf den laconiſchen Küſten, die Beſetzung von Cythera, von Pylos, endigten den archidamiſchen Krieg, das war Erfolg genug; ſie beſtürzten Sparta, ſie nahmen eigentlich zum erſten Mal den Zauber von Sparta's Unbeſieglichkeit weg, das war ein entſcheidender Erfolg!), alſo, daß nur kleine Streifereien Statt hatten, war ja Athens oder Pericles wohlerwogene Abſicht. Wie ſollte es anders gekommen ſein? Sobald ſich der Krieg oder die Leitung des Kriegs in Athen änderte, änderte ſich auch ſein Charakter. Fortſchritte waren unſtreitig gemacht. Die Schlacht bei Mantinea zeigte, möchte ich ſagen, ſo viele Beobachtungen von Kriegsregel und Taktik, wie etwa die ſpätere bei Coronea. Doch dem ſei, wie ihm wolle, ſo iſt jene Schlacht bei Mantinea die erſte, von der wir ſeit der bei Platäa eine ausführliche Beſchreibung haben. Und da wird doch Herr Hofrath Heeren Fortſchritte eingeſtehen? Wenn nicht ſeine taktiſchen Kenntniſſe ihn etwa weit wegſetzen über ſo ſimple Bemerkungen! Da alſo, nach dem Angeführten, die Zeiten des peloponneſiſchen Krieges unſerm Verfaſſer keine Fortſchritte, die des Iphicrates keine Veränderung im Kriegsweſen zeigen, ſo häuft ſich natürlich (p. 299) der Ruhm der umgeſtalteten Kriegskunſt auf Epaminondas. Der ausgebildeteren wäre recht geweſen; der der geänderten ruht auf Iphicrates. Aber freilich, dieſe Zeiten der ausgebildeten Kriegskunſt ſind auch ſchon ſo hell, daß wir hier in das Gebiet bereits gerathen ſind, wo es unſerm Verfaſſer anfängt, unheimlich zu werden. Und dieſe Unheimlichkeit überträgt er ordentlich auf den Leſer. Wenn auch Einer Heeren aus den

fünf erſten Bänden lieb gewonnen hätte, es müßte ihm hier im ſechsten leid um ihn werden. Dieſes Floskelweſen in allen Ecken und Enden iſt zuletzt nicht mehr lächerlich, es wird peinlich; man empfindet nur noch das Leere, für das Kleine behält man keinen Sinn übrig. Welche Wiſſenſchaftlichkeit liegt nicht z. B. p. 321 in der Periodenabtheilung, in die er die Staatsmänner klaſſificirt; die Zeit, wo der Feldherr den Staatsmann, die andere, wo der Staatsmann den Feldherrn überwog, und die dritte, wo der „Staatsmann auch von dem Feldherrn abgeſondert handelt;“ beſtimmter: das Zeitalter des Themiſtokles, Perikles und Demoſthenes. Das erſte hätte er eben ſo gut auf die homeriſche Zeit ausdehnen mögen; ſchon dort gilt der Redner auf dem Markte etwas: *Αλλα θεος μορφην επεσι στεφει· οἱ δε τ᾽ ες αυτον Τερπομενοι λευσσουσιν· ὁ δ᾽ ασφαλεως αγορευει Αιδοι μειλιχιῃ, μετα δε πρεπει αγρομενοισιν· Ερχομενον δ᾽ ανα ασυ, θεον ὡς, εισορωωσιν.* Auf p. 326 iſt der politiſche Einfluß des Cimon viel zu ſehr in Schatten geſtellt. Auf p. 329 ſteht der Satz: „Die Staatskunſt des Perikles ruhte auf einer einfachen Grundlage: der erſte in ſeiner Vaterſtadt zu ſein, indem er ſeine Vaterſtadt zu der erſten machte.“

gewaltſame Staatsumwälzungen gefährlich macht.“ Als ob nicht jede gewaltſame Staatsumwälzung gefährlich ſei! und dann, der böſe Pöbel! —) Jener Alcibiades kommt dann (p. 333) auch ziemlich ſchlecht weg. In Beurtheilung von Charakteren ſolcher Größe iſt es gut, wir ſchwache Sterbliche halten uns vorſichtig und überlegt. Es iſt wahr, was Heeren ſagt; es iſt aber auch wahr und recht, was Euripides beim Ariſtophanes urtheilt:

Μισω πολιτην, ὁστις ωφελειν πατραν
βραδυς πεφυκε, μαλα δε γε βλαπτειν ταχυς,
και ποριμον αὐτῳ, τῃ πολει δ' αμηχανον.

und doch iſt's ganz etwas anders, was Aeſchylus darüber verlauten läßt:

Ου χρη λεοντος σκυμνον εν πολει τρεφειν
ην δ' εκτραφῃ τις, τοις τροποις ὑπηρετειν,

oder was vielmehr des Dichters eigene Meinung iſt, dem auch Herr Heeren als Staatsmann eine Stimme einräumen wird. Bei dergleichen Charakteren aber befällt unſern Hofrath, ich weiß nicht welches, Unbehagen; und überall leuchtet das engherzige Maaß einer kleinen Seele durch. So nennt er den Ariſtomenes p. 125 einen Abentheurer. (Dort ſteht auch die Bemerkung, das Heldenalter ſei gleich mit den Bewegungen nach dem trojaniſchen Kriege hingeſchwunden. Wer ſagt ihm das? Die meſſeniſchen Kriege ſcheinen es am wenigſten zu lehren!) Ariſtomenes erſcheint in der Sage als Abentheurer; einen Mann aber von ſo glühender Vaterlandsliebe, von ſo großer Unverdroſſenheit, Unerſchrockenheit und Tapferkeit, von ſolcher Beharrung in Einem Zwecke kann man unmöglich wirklich einen Abentheurer nennen, ſelbſt wenn ſeine Schickſale und ſein Leben einen abentheuerlichen Anſtrich hätten. Vom Charakteriſiren aber ſollte ſich Herr Heeren überhaupt fern halten. Wer ſo „mit ſeiner Ueberzeugung kapitulirt,“ wie ihm Bercht nachgewieſen hat, daß er that, wie kann der eine feſte Anſicht von einem Charakter faſſen? Wo er ſich einmal vorſetzt zu loben, da haben Sie denn gleich ein anderes Extrem. Welch ein Bild erhalten Sie von Demoſthenes! Da, merken Sie

wohl, wo der Zug von dem freien offenen Leben weg nach der Oellampe und Schriftſtellerei geht, da fließt ihm die Begeiſterung heller! Jedem Anderen würde es ſcheinen, als ob jede höchſte Tugend, Unbeſcholtenheit und tadelfreier Wandel in ſolchen Zeiten, wie die Demoſtheniſche, eine Seltenheit, und für einen Mann, der ſich im wildeſten Gewühl einer niederträchtigen Maſſe herumtreiben muß, faſt eine Unmöglichkeit ſei; man wird alſo vorſichtig im Urtheil über die moraliſche Würde des Mannes ſein müſſen, gegen den ſich Stimmen von Männern heben, die man gewöhnlich aus thörichter Vorliebe für den großen Redner viel zu hart verdammt hat. Zu Zeiten der ſcheidenden Sitte ſteht der gewöhnlich am reinſten, der ſich der ſteigenden Verderbtheit, aller Halbheit Feind, ſchroff gegenüberſtellt. Sehen Sie ſich einmal nach dieſem Gegenſatz, wie er ſich in Griechenland bildet, bei Heeren um! Welch ein Gerede (p. 366 sqq.) über die Sophiſten, über Sokrates! Der iſt ihm (p. 369) „eine der am ſchwerſten zu erklärenden Erſcheinungen.“ Gewiß, das iſt er nicht, das iſt er gar nicht. Doch, daß ich darüber mit Heeren ſtritte! Oder muthen Sie mir doch zu, darüber Worte zu machen? Oder ſoll ich Ihnen den Ariſtophanes in

8.

Eine Hauptſache fehlt, rufen Sie mir zu, wenn die Methode der Forſchung, wenn das hiſtoriſche und kritiſche Talent des Herrn Hofraths voll ins Licht geſtellt werden ſoll. Noch eine Stufe höher ſoll ich ſteigen, und zuſehen, wie unſer Verfaſſer ſeine Quellen und ſeine Quellenſchriftſteller beurtheilt; in wiefern dieſe Beurtheilung, je nachdem ſie richtig oder unrichtig iſt, auf ſein Werk vortheilhaft oder nachtheilig influiren mußte. Gut, auch das noch. Und zwar glaube ich in dieſem Punkte kaum einen Fehlgriff thun, kaum Ihnen mißfällig werden zu können, indem mir hier eine Wahl zu treffen kaum vergönnt ſein wird. Heeren's Werk bringt es mit ſich, daß er nur einzelnes Abgeriſſene zuſammenſtellen mußte; in Benutzung dieſer Stoppeln kommt es nun nicht ſowohl auf allgemeines Urtheil, als auf Scharfſinn und Combinationsgabe an; in wie glänzendem Maße dieſe Eigenſchaften ſich bei unſerm Verfaſſer finden, denke ich Ihnen in einigen Briefen bereits gezeigt zu haben. Der einzige Schriftſteller, den er wiederholt und faſt ſeinem ganzen Inhalte nach benutzen konnte, iſt Herodot. Und glücklich genug trifft ſich's, daß Herodot ein Liebling von Heeren iſt (Sie ſahen ſchon, wie er ihn ausſchließlich an ſolchen Stellen gebrauchte, wo ein Vorzug der Art lächerlich war); und gewiß alſo werde ich in Ihren Augen keine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich gerade ihn wähle, um an ihm die Aufgabe, die Sie mir ſtellen, zu löſen. Nach ſo langen und guten Schriften über Herodot, werden Sie zwar jammern, noch eine Ilias post Homerum! Was thut's? Alles iſt immer noch nicht über ihn geſagt, was ſich über ihn ſagen läßt; und abſchreiben, ſo weit kennen Sie mich ſchon, werde ich ja nichts.

Folgen Sie mir alſo zuerſt einen Augenblick in dem Abſchnitte im ſechsten Band, wo er von griechiſcher Geſchichtſchreibung ſpricht. Dort leſen wir p. 379: „Jene politiſche Ausbildung war, wie oben gezeigt iſt, an das Aufblühen der Städte, ſowohl derer in Griechenland, als der Colonien außerhalb deſſelben, geknüpft. Die Gründungen der Städte (κτισεις)

machten darum einen weſentlichen Beſtandtheil der früheren Geſchichte aus. Dieſe Gründungen der Städte waren aber durch Heroen geſchehen; und die Sagen davon hingen alſo genau mit der übrigen Sagengeſchichte zuſammen. Wer ſieht alſo nicht leicht ein, welches weite Feld ſich hier für die hiſtoriſche Poeſie eröffnete? Die Erzählungen davon hatten ein bleibendes Intereſſe für die Bewohner; ſie waren ihrer Natur nach geſchickt, in's Wunderbare getrieben zu werden; an ſie knüpften ſich von ſelbſt die Berichte von den älteſten Schifffahrten, die Mährchen von den Wundern fremder und entfernter Länder, der Zahl der Cyclopen, der Gärten der Hesperiden, des reichen Iberiens und andere. Was konnte der Einbildungskraft eines jugendlichen Volkes reichere und zugleich angenehmere Nahrung gewähren? Was die Dichter mehr anziehen? — So entſtand bei den Griechen eine eigene Klaſſe hiſtoriſcher Gedichte, welche die Geſchichte des Urſprungs einzelner Städte zum Gegenſtande hatte.“ Gleich darauf folgt: „Dieſe poetiſche Behandlung der Geſchichte dauerte bis gegen die Zeiten der Perſerkriege.“ Dies Alles wird dort als Urſache angegeben, warum die Geſchichtſchreibung der Griechen frühe und ſpät den poetiſchen Charakter nicht verleugnete. Ich will

baren Freiheit und Phantaſie zu erweitern, zu ſchmücken und zu entſtellen; ſie pflegt, wie Peter Müller in ſeiner Sagenbibliothek bemerkt, mit Zaubereien und Wundern ſich den Zuſammenhang der Begebenheiten deutlich zu machen; aber ſie pflegt nicht etwas ſo Proſaiſches zum Erklärungsgrunde der Dinge zu nehmen. Wenn die Erzählung der Logographen, wie Herr Heeren ſagt, meiſt nichts als Ueberſetzung der dichteriſchen Sprache in die proſaiſche war, ſo ließe ſich ja wohl an Homer, auf deſſen geſchichtliche Notizen Strabo nicht ganz ohne Grund ſo großen Werth legt, am beſten erfragen, in welcher Art die hiſtoriſche Sage erſcheint. Und wenn nun Herr Heeren nachſieht, was Homer Hiſtoriſches oder der Hiſtorie Aehnliches enthält, ſo würde er, wenn er ſich anders in der griechiſchen Urgeſchichte etwas genau umgeſchaut hätte, ein ſehr merkwürdiges Reſultat erhalten. Wenn Sie ſich nämlich (denn ich traue Ihnen in dieſem Felde eben ſo wenig zu, als Herrn Heeren) die Mühe gegeben hätten, einmal aus allen Bruchſtücken bei Herodot, Pauſanias, Strabo und ſonſt Alles zuſammen zu ſtellen, was ſich aus den vortrojaniſchen Begebenheiten in Griechenland als wahrſcheinlich auf geſchichtlichem Grunde beruhend erzählen ließe, und Sie gingen dann auf Homer zurück, ſo würden Sie überraſcht ſein, zu finden, daß auch kaum Ein Gegenſtand von Bedeutung in allen jenen Reſten der Ueberlieferung gefunden wird, der nicht in Homer entweder ausführlich beſprochen oder doch angedeutet wäre. Dieß kann Ihnen einigermaßen jene anſcheinend unkritiſche Art erklären, mit der Strabo in ſeinen Homer verliebt iſt. Denn außer jenen verſchollenen Pelasgern, jenen Phlegyern und Ephyrern, jenem Kampfe der Lapithen mit Perhäbern und Centauren, außer den verſchiedenen Sagen, die ſich an Theben knüpfen, außer dem Glanz von Orchomenos, dem Theſtiadiſchen Kriege in Aetolien, der Eiferſucht zwiſchen Elis und Pylos, außer Herakles, Theſeus und Minos möchte ich wohl wiſſen, was uns die nichthomeriſche Tradition noch Bemerkenswerthes in Griechenland bietet? Hier iſt alſo hiſtoriſch-poetiſcher Stoff in Hülle und Fülle, und nirgends dreht er ſich um

Städtegründungen oder Stammhelden, und Homer's Heroen erscheinen nicht als solche. Schon besteht ein Hellas ohne Hellen, ein Achaja, Jonier und Aetolier ohne Stammväter; wollte sich das Herr Heeren daraus erklären, daß erst mit den vervielfachten Städtegründungen durch die Colonieen die Sitte aufgekommen sei, sich die Städteentstehung auf die bezeichnete Weise zu versinnlichen, so widerspricht, daß wir gerade von diesen Städten fast nie Eine nach ihrem Gründer benamt sehen, selbst nicht in der Sage. Der Homer also, der, nach der Beschaffenheit der auf uns gekommenen Ueberlieferungen zu urtheilen, eine so genaue Kenntniß von den Geschichtssagen, mit denen sich seine Zeit trug, zu verrathen scheint, dieser Homer mußte doch auch die so gefeierten und berühmten Stammhelden kennen, falls sich die älteste Geschichte wirklich meist um die Entstehung der Städte drehte, falls diese wirklich meist auf Heroen zurückgeführt wurde. Und hat er eine Kunde von solchen Stammhelden? Fast keine Spur! Man könnte wohl aus einigen Namen schließen, an einigen wenigen Stellen kenne er dergleichen; doch läßt sich's nicht beweisen, denn als wirkliche Städtegründer bezeichnet er keinen Eponymen; die ganz obscuren Namen Ithakos, Neritos und Phylakos erscheinen bei ihm so versteckt, so heimlich, daß ich fast schwören möchte, Sie können mir die Stellen nicht aufschlagen, wo sie vorkommen.

Noch Einen solchen Punkt lassen Sie mich vorläufig berühren; er geht zwar den Herodot nicht an, aber doch die Geschichtschreibung der Griechen im Allgemeinen, und Heeren's Ansicht von ihr, und so bereitet er passend vor. Auf p. 384 erklärt er sich den Mangel an Geschichtswerken, die wenigen Fortschritte, die die Historiographie im Anfang machte, aus dem Mangel an Stoff vor den Perserkriegen. Das lasse ich ihm nicht gelten! Der Heraklidenzug, der einen ganzen Volksstamm aus dem Peloponese trieb, die messenischen Kriege, die ein ganzes Volk unterjochten, die Eifersucht zwischen Argos und Sparta, die Partheiung Griechenlands zwischen Eretria und Chalcis, die gewiß sehr merkwürdige Geschichte einzelner

Colonialſtädte, die der Tyrannieen, der Vertreibung der Tyrannen u. ſ. w., ſind doch wohl Dinge, die der Rede werth waren. Wie kam's, daß Niemand den letztgenannten Gegenſtand zu einer Erzählung wählte? Oder weiß es Herr Heeren nicht, daß es der Sparter alte Prahlerei und höchſter Ruhm war, der Herrſchaft der Tyrannen ein Ende gemacht zu haben; daß ſie mit dem Geſchrei davon eben ſo die Welt erfüllten, als ſpäter die Athener mit dem ihren von der Abtreibung der Perſer und Amazonen. Und wie kam es, daß ſelbſt, nachdem die Bahn durch Herodot gebrochen war, in Athen, in dem fruchtbaren Athen, Niemand aufſtand, um die Geſchichte ſeiner Größe von den perſiſchen Kriegen bis auf den peloponneſiſchen fortzuſetzen, was Thucydides in der Kürze nachholen mußte, da ihm keiner genügte? Der Grund muß alſo tiefer liegen. Und es mag wohl der ſein: Das Volk hatte kein Bedürfniß der Art. Wo ſich die Begebenheiten auf einem kleinen Raume drängten, wo das Volk ganz Theilnahme und Neugierde, ganz Feuer und Leben war, wo, was der Eine nicht geſehen hatte, der Andere um ſo umſtändlicher wußte, wo Gaſtfreundſchaften die Reiſen erleichterten, wo die Gelegenheit gegeben war zu Nationalverſammlungen, wo Alles von Mund zu Mund lernte, wo ſich an den Ruhm der Wettſieger der Ruhm ihrer Vaterſtadt knüpfte, wo alſo in jedem Siegeshymnus das Gedächtniß an die Sage und Geſchichte bald dieſer bald jener Stadt erinnert ward, wer ſollte da Geſchichte aufſchreiben? Wer auf den hirnloſen Einfall gerathen, in ſteifer, trockener Erzählung vorzubringen, was die ausſchmückende mündliche Tradition viel ſchöner und unterhaltender geſtaltete. Aus dieſem Verhalte der Sache muß man die große Unkritik erklären, über die Thucydides klagt; aus ihm auf der andern Seite die große Genauigkeit in Localkenntniß, die ſchon in Homer beſtaunt wird. Denn wo der Grieche mit dem Auge beobachtet, da iſt er eben ſo zuverläſſig, als leichtgläubig und fabelnd, wo er, was ſein Ohr aufnahm, unmittelbar in ſeiner glühenden Phantaſie umſchafft und ausziert. Erſt als ſich der Grieche vergleichen lernte, als er die Perſer geſchlagen hatte, von denen ihm die Verſammelten

in Olympia nichts erzählen konnten, bei denen kein Hospitium errichtet war, zu denen nicht jeder Neugierige im erſten beſten Fünfzigruderer hinübergelangen konnte, um unter traulicher Verſtändigung in gleicher Sprache Kunde einzuziehen, erſt da konnte ein Herodot in langer Erzählung die gewaltige Größe der Ueberwundenen aufdecken; und um den anmuthigen Erzähler, der gleichwohl die feindliche Fremde nur mit Vorſicht, mit beſtechender und ſchmeichelnder Beimiſchung und Hervorhebung des Angenehmſten eröffnen durfte, drängte ſich der heimiſche Hellene, der mit Selbſtgefühl und mit Staunen in Einem Gemälde plötzlich den ganzen Glanz des Welttheils erfuhr, deſſen zahlloſe Heere er in einem rieſenmäßigen Kampfe vertilgt hatte.

Jetzt zu Herodot ſelbſt. Auf p. 387 vernehmen Sie: „Indem er den Hauptfaden ſeiner Erzählung, von den Zeiten an, wo zuerſt Zwiſte unter den Hellenen und Barbaren entſtanden (Herr Heeren hätte beifügen ſollen: wo zuerſt mit Gewißheit Zwiſte u. ſ. w., ſonſt meinte man, er beginne ſeine Erzählung mit der Jo und Europa), bis zu denen herunterführte, wo bei Platäa die glorreiche Entſcheidung für die Griechen erfolgte,

das Unterhaltendſte ſchien, aus; wo er in die Alterthümer ſeines eigenes Volkes zurückgeht, benutzt er von dem ſehr Vielen, was ihm ſeine Zeit nothwendig darbieten konnte und mußte, nur eben ſo viel, als er unumgänglich nöthig hat. Seine Epiſoden über Griechenland ſind die ſpärlichſten; ſeine Epiſoden über Sparta's Geſchichte vor den Perſerkriegen, über die Herrſchaft der Piſiſtratiden in Athen ſind nothwendig, und in ſo fern keine Abſchweifungen. Alles, in was er ſonſt eingeht aus der früheren griechiſchen Geſchichte, iſt unbedeutend; Urzeit, Entſtehungsgeſchichte der Städte, Heroenſagen, die ja nach Herrn Heeren den Hauptinhalt der Logographie ausmachten, berührt er kaum! Da juſt iſt ſeine kritiſche Seite. Man muß jugendliche Empfindungen ſich bewahrt haben, um nicht im Beurtheilen der Stellen, wo Herodot ſich den Mährchen und Fabeln überläßt, ungerecht zu werden. Es iſt Kinderart, ſich über Mährchen nie Rechenſchaft zu geben, wenn kein Zweifel angeregt wird. Wo dies aber geſchieht, kann auf jene Toleranz des Wunderbaren die verſtändige Anſicht, das gerade Urtheil ganz wohl folgen. Da, wo Herodot die Saiten auf einem Spaſſe ertappt, ſieht man, wie ſeine lebhafte Einbildungskraft ihn nur ſchwer über das hinaus läßt, was er gleichwohl ſchon als falſch vorausgeſchickt hat; an einer andern Stelle kann er ſich nicht enthalten, die eine der lügenhaften Meinungen über die Halysbrücke zu beſtreiten, als ob er für die andere Parthie nähme, die er doch eben ſo verwarf. Wer erinnert ſich nicht aus ſeiner Jugend, wenn ihm irgend etwas von kindlichem Sinne geblieben iſt, wie man ſich mit Vergnügen an dem Verſuche weidet, eine lieb gewonnene poetiſche Sage zum hiſtoriſchen Factum zu deuten? ein unſchuldiges Spiel, vor dem ſich der Verſtand, auch wenn er bei kalter Ueberlegung die ganze Sache noch ſo bereitwillig bei Seite legt, nicht immer retten kann. Wo aber eine Sage aus dem Wunderbaren in's Wunderliche ſpielte, wie oft mag Herodot ſie da unterdrückt haben! Denn ſo oft er dergleichen mittheilt, geſchieht's faſt nie ohne eine feine Verſpottung. Wo er in der Mythe Unterhaltung, Poeſie, Geſchmack fand, da verſchmähte er ſie nicht; ſie diente

ſeinem Zwecke. Wo er eine lange trockene Reihe von Regentennamen geben könnte, wie in der Aegyptiſchen Geſchichte, da zieht er es vor, ſeine Griechen mit einem Geſchichtchen von der Helena, mit einem griechiſchen, bei den Aegyptern eingebürgerten Mährchen von einem ſchlauen Diebſtahl, zu ergötzen. Herodot's Epiſoden alſo über die Alterthümer der Völker gelten hauptſächlich der Fremde, die ihm keine Geſchichte bot; in dem Maaße als der geſchichtliche Stoff wächſt (in Perſien und Lydien), ſchwindet die beſchreibende Erzählung und das Antiquariſche. Das Einheimiſche, wußte er wohl, brauchte nicht Er erſt zu verkünden. Den Logographen aber erſcheint Herodot vielleicht hier und da der Form nach noch ähnlich, dem Weſen nach ſteht er ihnen gegenüber; und das iſt ja wohl auch das Einzige, was die alte Benennung Vater der Geſchichte rechtfertigen kann. Was in Herodot das Schätzbarſte iſt, ſcheint Herr Heeren überſehen oder verkannt zu haben.

Warum ſteht denn Herodot ſo hoch in Heeren's Anſicht? Auf dieſe Frage ſteht die Antwort zerſtreut in ſeinem Werke. Darum, weil ſo viel Wunderbares, was er erzählt, wahr; ſo viel Unglaubliches wahrſcheinlich; ja Unmögliches möglich

ist aber weder die ganze Kunde der Alten von Afrika ein dichterischer Traum, noch auch ruht sie auf so sicheren Füßen, wie Herr Heeren will. Eben so ist's mit historischen Urtheilen und Erzählungen. Halb sind sie wahrhafte Berichte von wunderbaren Begebenheiten einer an Wundern reichen Zeit; halb sind sie Fabel und Mähre. Nicht das Einzelne, was er erzählt, sei es wahr oder unwahr, gibt ihm seinen Werth oder Unwerth, sondern die Weise, wie er es erzählt, wie er sich von den Urtheilen seiner griechischen Vor- und Mitwelt losmacht, wie er sich von dem Einfluß des durchwanderten Ostens frei hält. Man muß es erkennen, daß er sich von den Urgeschichten seiner Griechen entfernt; eben so gut, als daß er die phantastischen oder leeren Geschichten des Orients mit richtigem Tacte würdiget. Denn wenn ihm auch sein gesunder Verstand nicht gegen alle Sinnbildnerei, nicht gegen alles Mährchenhafte des Ostens durchgeholfen hat, wenn er auch noch hier und da von dorther ausgegangenen Vorstellungen beherrscht erscheint, so ist er doch im Ganzen davon frei. Ich will Ihnen von beiden Seiten her Beispiele geben, die Ihnen deutlich machen sollen, was ich meine.

Jene Auffassung der Feindschaft zwischen Griechen und Persern, und ihr Herleiten aus einem uralten Haß und ererbter gegenseitiger Befehdung zwischen Asien und Europa ist eine persische Erfindung, die zu dem Plane des Historikers eben so gut paßte, wie später zu denen des macedonischen Eroberers; es ist ein Beispiel von orientalisch-historischem Pragmatismus, wie ihn die asiatischen Geschichten unendliche Mal wiederholen. Wenn die Juden ihre Ansprüche auf Palästina, oder den alten Nationalhaß gegen Aegypten, oder den Kampf zwischen den verwandten Edomitern und Israeliten, oder den Haß, der die Moabiter und Ammoniter verfolgt, erläutern wollen, so muß ein Mährchen die letzte Ursache schließen, und die Frage nur hinausschieben, nicht beantworten. Jene Sagen von Abraham's Wohnsitzen und empfangenen Verheißungen, von dem Auszug aus Aegypten, von dem Zwist des Esau und Jakob, dem Makel, den die unzüchtige Geschichte von Lot und seinen Töch-

tern auf die Moabiter und Ammoniter wirft, gehören hierher; ganz ähnlich ſind in Griechenland die Zwiſte des Euryſthenes und Prokles, und überhaupt die Geſchichte der Rückkehr der Herakliden, wie ſie auf Aegimius und Herakles zurückgeführt wird. Daß jene perſiſchen Verſuche, die Feindſchaft zwiſchen Europa und Aſien zu erklären, ganz gleicher Art ſeien, leuchtet ein; auch ſie führen nur den Hader höher hinauf; ſie meinen Alles erklärt zu haben, wenn ſie das ihnen unerklärliche gemeinſame Streben ganzer Völker auf Einzelne zurückführen, bei deren Willen ſie ſich begnügen. Wie echtgriechiſch, wie kühn iſt die Art, mit der Herodot dieſe Geſchichten, die zwar zur Anlage ſeines Werkes paſſen und ſie unterſtützen würden, auf die Seite wirft; ſtatt die bequeme Löſung zu geben, bietet er alle Kraft auf, um durch die Schilderung von Lydiens und Joniens Fall, von Babylons Ausathmen und Aegyptens Hinſchwinden, die perſiſche Macht zu erheben; gegen den Sturm, der ſich gegen Griechenland hebt, wagt ſich ein Völkchen auf zwanzig Schiffen zu ſtellen, nicht von einem Einzigen geleitet, nicht von einem gefabelten Naturzwang beſtimmt, ſondern nur von den Verhältniſſen getrieben, aus Gemeinſinn, verwandt-

Löſung der Frage, und jene pſychologiſche, die jeden Orientalen beleidigen, oder nur in neuen Scrupel werfen würde, aus dem er ſich wieder nur durch ein Bild, durch eine ſinnliche Vorſtellung losmachen könnte. Dieſes Vorwalten verſtändiger Auffaſſung der Dinge in Beiden iſt nicht mit Einſicht und Abſicht erreicht; ſo ſehr man bei Leſſing vielleicht verſucht wäre, eine ſolche anzunehmen, bei ihm, der in eben dieſem Stücke durch ſeinen alles durchdringenden Scharfſinn um Intrigue und Gedanken des Drama's ein ſo feines Geſpinnſt wob, der es verſtand, die Spuren mühſeliger Berechnung in einem Gemälde der Vorſehung und Weltordnung ſo zu verſtecken und zu verwiſchen, der das Ganze in ſolchem Ebenmaaß und Verhältniß anlegte, daß durch dieſe Harmonie, die der Verſtand erſchuf, die Harmonie eines Kunſtwerkes gleichſam nachgebildet wird, die Leſſing ſeiner Natur und ſeinem Geſtändniſſe nach nicht dichtermäßig erſchaffen konnte; ſo wenig wird man auf einen ähnlichen Gedanken bei Herodot verfallen. Bei ihm iſt Alles Eingebung rein menſchlicher Empfindung, und klarer, heller Anſchauung der Dinge.

Ich ſagte Ihnen oben, Herodot macht ſich von den kindiſchen Vorſtellungen des Orients und ſeiner Väter los, aber nicht ganz vermag er ihnen zu entgehen. Ich will Ihnen auch davon Belege geben. Ich erinnere Sie alſo an die verſchiedenen Mittel, die hier und da zur Erleichterung des Ueberblickes, an die Bilder, die zur Unterſtützung des Gedächtniſſes und der Vorſtellungskraft angewandt ſind. Dies iſt in einer andern Art ein ganz ähnliches Feſthalten an poetiſcher Veranſchaulichung der Dinge, wie das oben Berührte, das Herodot vermeidet. Eine Art von Parallelismus zeigt ſich bei ihm, weniger im Hiſtoriſchen, als im Ethnographiſchen, Geographiſchen und Naturgeſchichtlichen; nachgiebiges Zulaſſen von vielem Wunderbaren knüpft ſich enge daran; und davon iſt die Urſache eine höchſt einfache, die Niebuhr angab: er hatte auf ſeinen Reiſen vieles höchſt Wunderbares geſehen; das Reich der Möglichkeit in letzteren Gebieten auszumeſſen, war nicht ſo leicht, als das der Wahrſcheinlichkeit in den menſchlichen Handlungen, von

denen die Geſchichte erzählt. Es wird daher ſeine Anſicht in dieſen Feldern oft unbeſtimmt und zweifelnd, und darum iſt's Thorheit, ihm Alles, was ſein Bericht bringt, für baare Münze abzunehmen. Beſonders im Naturhiſtoriſchen erſcheint er am gläubigſten, denn das Naturreich iſt ein Reich voll Wunder; dieſe Wunder waren damals den Griechen kaum in der Poeſie bekannt; Herodot hatte merkwürdige Thiergeſtalten in Aegypten, hier und in Skythien merkwürdige Naturkräfte kennen gelernt. Wer wird ſich wundern, daß er dieſer Natur eine ſchöpferiſche Kraft zutraut, der er nicht aus ſeiner geringen Erfahrung Grenzen ſetzen will. Und doch darf es nur nicht gegen alles natürliche Ebenmaaß verſtoßen, was er glauben ſoll; Zwittergeſtalten und Einäugige, Hundeköpfe und Pygmäen finden bei ihm keinen Eingang; dagegen bei jenen perſiſchen Nachrichten über Indien und ſeine Producte war zwiſchen völligem Wegwerfen und völliger Annahme kaum eine Wahl. Ich will den Fall ſetzen, er mache ſich luſtig über die Wolle, die an Bäumen wächſt, oder über die Schafe, die Wägelchen unter ihren Schwänzen nachfahren, wir würden nicht anders über ſeine Ungläubigkeit lächeln, als wir jetzt thun über die Leichtgläubigkeit, die von den goldhütenden Ameiſen, den Löwenjungen

macherei liegt in der Vorſtellung von jenen vier Hauptvölkern an den Enden der Erdſcheibe, nach den vier Weltgegenden hin, den Skythen, Aethiopen, Indern und Kelten, die noch Ephorus hat; jene Meinung, daß das Aeußerſte der Erde mit dem Schönſten und Vortrefflichſten gefüllt ſei, mit langlebenden Menſchen, mit Reichthum an den herrlichſten Producten. Dieſe letztere Vorſtellung iſt vielleicht aſiatiſch; Herodot erwähnt ſie wenigſtens da, wo er meiſt aus perſiſchen oder phöniciſchen Quellen berichtet. In Aſien ſind auch geographiſche Syſteme zu Hauſe, und von da möglicher Weiſe verbreitet worden; denken Sie nur an die Aehnlichkeit der Abtheilung der Erdtheile in ſieben Gürtel, mit dem Berg Meru in der Mitte, den bei den Perſern der Alborbſch vertritt (ähnliche Vorſtellungen will Geſenius auch bei den Chaldäern finden), mit dem Olymp und der Zonenabtheilung der Griechen; des Zion im Mittelpuncte der Erde mit Meru und Delphi. Obgleich nun auch Herodot jene Völkervertheilung annimmt und jene Hypotheſe von der Glückſeligkeit der Erdenden, ſo iſt er doch weit entfernt, die letztere blind zu verfolgen. Er nimmt ſie an für Indien und Arabien, wo ihm ſeine Erfahrungen in der Ferne, und die Nachrichten der Perſer und Phönicier, die ihm hier Quellen ſein mußten, eine Beſtätigung an die Hand geben; er dehnt ſie aber nicht aus auf den äußerſten Norden, von dem er nichts weiß und nichts erfahren konnte, außer von fabelnden Griechen, die die Sache nicht beſſer verſtanden, als er ſelbſt. (III, 115, 116.) Nur was er von dem Goldreichthum im Weſten und Norden gehört, was er von der Sitteneinfalt der Skythen geſehen, rechtfertigt jene Anſicht auch hier; doch wagt er nicht das Glück der Hyperboräer für ſie zu benutzen, von dem Pindar's und Aeſchylus Geſänge, der Delier Erzählungen und das ganze Alterthum erfüllt war, da ihm glaubwürdige Kunde fehlt, und da ihm dies mit handgreiflicher Willkühr in Zertheilung der Erde, mit jener zirkelrunden Abdrechslung der Erdfläche zuſammen zu hängen ſcheint, gegen die ſich ſein geſunder Verſtand wehrt.

Wie bei dem (wenn auch noch ſo geringen) Einfluß ſolcher

mit der Phantaſie erfundenen Vorſtellungen das Einzelne unſicher und ſchwankend wird, begreifen Sie leicht; Sie begreifen, daß nur bei einer freieren, umfaſſenderen Einſicht in Herodot's ſchriftſtelleriſchen Charakter die rechte Würdigung ſeiner Nachrichten möglich iſt. Noch auf einen bemerkenswerthen Zug in der älteren griechiſchen Poeſie und Geſchichte muß ich Sie aufmerkſam machen, der Ihnen noch weiter belegen kann, wie thöricht es iſt, bei den Griechen genaue Kenntniß der Fernen zu ſuchen. Je mehr ſich eine hiſtoriſche oder geographiſche Schilderung, eine poetiſche Erzählung bei Homer und Herodot von dem vaterländiſchen Boden entfernt, deſto mehr ſchwindet ihre Glaubwürdigkeit und wächst das Wunderbare. Vergegenwärtigen Sie ſich Ihren Homer: durch die ganze Ilias, wo der Dichter ſich im Kreiſe ſeiner achäiſchen Helden bewegt, erſcheint das Wunderbare nur ganz im Hintergrunde. In der Odyſſee nicht minder, wo die Muſe den Dichter an den heimiſchen Boden feſſelt; ſo wie ſie den Helden von da wegführt, nur zu den nahen Phäaken, gleich hören wir von lebendigen goldenen Hunden, von Schiffen, die von ſelbſt ſegeln, und was weiß ich all für Beſonderheiten. Dann ſteigert und häuft

allen Nachrichten über jene Länder und Völker herausſtellt. Schaut die Geſchichte von Lydien nach Oſten, hat Krösus mit Perſern zu thun: überall miſchen ſich dann wunderliche Mährchen ein: wendet er ſich weſtlich zum Bekämpfen der joniſchen Städte, gleich hören Sie die trockene einfache Geſchichte aus dem Munde beſonnener und verſtändiger Beobachter. Des Darius Zug nach Skythien geht, weil er von Griechen begleitet iſt, ganz einfach hiſtoriſch bis an die Donau; dort bleiben die Jonier als Wächter der Brücken zurück, und ſogleich häufen ſich Sonderbarkeiten, Uebertreibungen und Unwahrſcheinlichkeiten. Wenn er zurückkehrt, tritt Alles wieder in die Reihe gewöhnlicher Begebenheiten, die auch während ſeiner Entfernung an der Brücke ſelbſt nicht fehlen. Im joniſchen Kriege, der ſich ganz im Weſten unter Griechen bewegt, iſt lauter Natur, bis ein einziges Mal ein Sclave aus Oſten zu ſenden iſt, dem wird ein Brief auf den geſchorenen Kopf geſchrieben! Ich wählte abſichtlich ſo auffallende Beiſpiele, um Ihre Aufmerkſamkeit auf dieſe Vergleichungen mit deſto größerem Nachdrucke zu lenken. Sie ſehen doch daraus, in welches Licht die orientaliſchen Nachrichten neben den griechiſchen treten? Sie ſehen doch, daß es kein Eigenſinn iſt, kein Mangel an Sinn für die Eigenthümlichkeit fremder Völker, keine Einſeitigkeit alſo, wenn man mißtrauiſch iſt gegen die Ueberlieferungen der öſtlichen Nationen? Sie ſehen alſo auch, wie wenig Bedeutung man auf Herodot's Erkundigungen von Libyern und Carthagern, von Perſern und Phöniciern legen darf? Doch darüber iſt mit Herrn Heeren ſchwer zu ſtreiten. Er hat keinen Sinn für die innere Natur der Quellen. Die Reden der perſiſchen Könige, die bei Herodot vorkommen, kann er für perſiſch halten. Wer wird es mit ihm thun, der nur etwas griechiſches Weſen kennt? Dieſe Anſicht bringt ihn denn auf andere Irrthümer und hohe Meinungen von Herodot's Gelehrſamkeit, die ich doch im Vorbeigehen auch berühren muß. Perſer p. 134: „Er ſagt es zwar nirgends ausdrücklich, daß er ſchriftliche Urkunden in Aſien benutzt habe, allein ein aufmerkſamer Leſer wird bald eine Menge Nachrichten bei ihm finden, die ſchwerlich aus einer

anderen Quelle gefloſſen ſein k ö n n e n!“ Dahin gehören denn dieſe Reden in Heeren's Anſicht; dahin die vielen Anecdoten, die doch gerade das ſind, was ſich dem Gedächtniß am leichteſten einprägt. Dahin die genaue Nachricht über Xerxes Heer, welches ja doch auf griechiſchem Boden gemuſtert war, in Gegenwart von Griechen, die die Beſchaffenheit des Heeres ſehr füglich ins Detail kennen konnten. Hat denn auch Aeſchylus die perſiſchen Archive geſehen, da er die Führer des Heeres nennt? Erdichtet ſind ſeine Namen ſchwerlich; denn man kann viele im Herodot wieder finden. So heißt es denn p. 137: „Von Herodot, der uns perſiſche Wörter überſetzt, iſt es, wenigſtens in einem gewiſſen Grade, wahrſcheinlich, daß er perſiſch verſtand.“!! Ein ſolches erhöhetes Anſehen ſeinen Autoritäten zu geben, iſt Heeren geläufig. So heißt es p. 386 von Strabo, wo er von der Ausdehnung des Namens Ariana ſpricht: „Das Zeugniß des Strabo iſt aber um ſo wichtiger, da er nicht nur ſelbſt in der Nähe Perſiens geboren war, ſondern in ſeinem verloren gegangenen großen hiſtoriſchen Werke, in der Fortſetzung des Polybius, welches beſonders die perſiſche Geſchichte umfaßte, dieſe Gegenſtände nicht unberührt laſſen konnte.“

machten, deſto minder konnten ſie zu beſſerer Kunde gelangen. Der Hellene, an ſein Vaterland, an den theuren Boden der Heimath gefeſſelt, ſcheut und fürchtet die Fremde; und an jenen Phokäern, die den Griechen zuerſt das Mittelmeer eröffneten, iſt es ſo rührend, wie ſie zwiſchen der ſüßen Freiheit in ſchrecklicher Fremde und der ſchrecklichen Sklaverei im ſüßen Vaterlande zweifelnd ſchwanken. Dieſer Zug läßt ſich am einfachſten aus dem Klima und Boden erklären. Ganz anders daher der Norden. Die Normannen erſcheinen überall in dieſer Hinſicht ganz verſchieden, und nichts Verkehrteres konnte Heeren ſagen, als (Allgem. Vorerinnerungen p. 32) die Schifffahrten der Normannen ſeien ihm ein ſicherer hiſtoriſcher Beweis für die entfernten Fahrten der Alten, für die Umſeglung von Afrika gar. Die Normannen waren Seeräuber, der Süden lud zu Eroberung und Beute, ihr eigenes Land ſtieß ſie ab; ihnen iſt die ferne Küſte ein lockender Gegenſtand, den Seefahrern der alten Welt ein Ort des Entſetzens. Die Sage von den Argonauten, den Trojanerzug konnte er etwa vergleichen, und auch da war der Vergleich nur halb: nur die Seeräuberei und Beuteſucht trifft zu, die Liebe zum Vaterland unterſcheidet die Griechen auch da. Trotz dieſer Abneigung vor weiten Fahrten wurden jedoch dergleichen gemacht, durch Seeräuber, oder Coloniſten, oder Handelsleute, ſei's mit Abſicht, ſei's durch Verſchlagung und Sturm. Wunderbare Erzählungen hatten ſich geſammelt; es bildeten ſich geographiſche Vorſtellungen, auf dunkle Bilder gebaut, voll poetiſcher Fictionen. Nach und nach dehnten ſich die Kenntniſſe aus, das Mittelmeer ward bekannt; dennoch verbreiteten ſich die Griechen nicht einmal ſo weit, als ihnen Carthager und Phönicier vorgegangen waren. Die Pflanzung von Cyrene, wie charakteriſirt ſie nicht den zaghaften Griechen! Aber Zwang und Noth trieb die Phokäer nach Maſſilien, die Tyrier waren früher nach Carthago und Gades gekommen; hier bildeten ſich nun Heimathen, von wo aus die Erforſchung des Weſtens weiter fortſchreiten konnte. Dafür geſchah etwas durch die Fahrten des Hanno, Himilko und Pytheas; aber ihre Berichte verrathen alle, wenn nicht freche

Lügen, ſo doch Furchtſamkeit und Uebertreibung, die nicht ſeine Handelsſpeculation affectirte, ſondern die aus der Natur der Sache und der Menſchen einfach floß. Dieſe Fahrten blieben daher unbenutzt; das Licht, das ſie anfingen zu entzünden, ward wieder ausgelöſcht. Als dann die Alexandriniſchen Poeten und Gelehrten kamen, reproducirten dieſe in ihrer Weiſe die ganze alte Literatur, ſchufen ein neues Epos, und ein modernes Drama. Mit der Verbreitung alter Sagen in neuem Gewande ſtellte ſich auch alles Fabelhafte, das die Alten über die fremden Lande und Meere erzählt hatten, wieder mit Benutzung der neuen Kenntniſſe in neuer Geſtalt dar. Unter dieſen Einflüſſen litten die Berichte eines Pytheas und ähnliche, die an und für ſich abentheuerlich genug ſein mochten, wohl eine Veränderung, die ihrem Inhalte nur ſchaden konnte. Dann traten Kritiker auf, wie Strabo, und verwarfen den ganzen Plunder! Wer will jetzt ausſcheiden? Nicht Ein Mann wird genannt unter allen dieſen Reiſenden, auf dem nicht der Makel der Lügenhaftigkeit ruhte. — Doch, ich will abbrechen — *αργαλεον δε με ταυτα θεον ὡς παντ' αγορευσαι!* Begreifen Sie aber nun, welche Unmaſſe von Umſtänden hier, bei Benutzung ſolcher Quellen, bei Behandlung ſolcher Materien berückſichtigt ſein will? Hat Heeren nur einen Einzigen ins Auge gefaßt? Keinen, wie mir dünkt!

Von dieſem langen Excurs müſſen Sie noch einmal mit mir auf Herodot und unſern Verfaſſer zurückkommen. Das Beſte folgt noch. Sie wiſſen doch, wie unzählige Mal man die epiſche Einheit des Herodotiſchen Werkes hervorgehoben hat; auch hier geſchieht es. Fragen wir nun nach, worin denn dieſe epiſche Einheit eigentlich gelegen ſei, ſo erhalten wir p. 386 folgende Antwort: „Herodot war der Erſte, der einen reinen hiſtoriſchen Stoff zu behandeln unternahm; und dadurch geſchah der entſcheidende Schritt, der Geſchichte ihre Selbſtändigkeit zu geben. Allein er beſchränkte ſich nicht blos auf den Hauptſtoff, ſondern gab ihm auch einen ſolchen Umfang, daß ſein Werk, ungeachtet ſeiner epiſchen Einheit, dennoch in einem gewiſſen Sinne eine allgemeine Geſchichte ward. Indem er den Hauptfaden ſeiner

[redacted]

[redacted]ählung, von den Zeiten an, wo zuerſt Zwiſte unter den [redacted]enen und Barbaren entſtanden, bis zu denen hinunterführte, [redacted] bei Platäa die glorreiche Entſcheidung für die Griechen er[redacted]gte, und das angegriffene, aber befreite Hellas [redacted] große Gegenſtand ſeiner Erzählung ward; boten ſich ihm [redacted]nthalben die Gelegenheiten dar, oder er wußte ſie herbei[redacted]führen, die Beſchreibungen und Geſchichten der Länder und [redacted]ller einzuweben, welche die Erzählung berührte (darin alſo [redacted]egt das, was ſein Werk gewiſſermaßen zu einer allgemeinen [redacted]eſchichte macht); ohne darum je den Hauptfaden zu verlieren, [redacted] welchem er von jeder Abſchweifung zurückkehrt." In letzterem [redacted]dann würde man die epiſche Einheit ſuchen müſſen. Das heißt [redacted]doch wieder einmal recht die äußere Schale für den inneren [redacted]Kern genommen! Wäre dies die epiſche Abrundung, dann wäre [redacted]ohne Zweifel auf's Gröbſte dagegen verſtoßen. Dann war es [redacted]unbeholfen, in die erſten Bücher alle tauſend Epiſoden bunt [redacted]einzuſtreuen, durch die ſich kaum der Faden entdecken läßt, [redacted]und in den letzten dem anfänglichen Zwecke eben ſo unverrückt [redacted]zu folgen, als früher von ihm abgewichen ward; dann erhalten [redacted]eine Menge Dinge, die eine breite Stelle einnehmen, gar keine [redacted]Bedeutung, Dinge, die, in einem andern Lichte geſehen, grade [redacted]in der epiſchen Anlage des Werkes eine große Rolle ſpielen. Dieſe epiſche Einheit aber muß man mehr in dem Gedanken des Werkes ſuchen, als in dem äußeren Fortſpinnen des verknüpfenden Fadens. Der Gedanke, den Großthaten der Hellenen, die Herodot's Jugend berührten, ein glorreiches Andenken zu bereiten, dem Siege griechiſcher Weisheit über Barbarthum eine Trophäe zu errichten (denn dies iſt ja der Gedanke, den er ſelbſt ausſpricht), und die Grenze der Aufgabe, die daraus floß, ſcheint etwas über den Kreis hinaus zu reichen, den die wiſſenſchaftliche Geſchichte einem hiſtoriſchen Kunſtwerke, das irgend eine hiſtoriſche Wahrheit in's Licht zu ſetzen zu ſeinem Ziele nehmen würde, ſich zu ziehen erlaubt; ſie ſtreift in das [redacted]iet der Dichtung. Einen poetiſchen, einen epiſchen Charakter nun auch das Werk Herodot's offenbar; eine große Reihe Erſcheinungen, die in ihrem Urſprung, Fortgang und

Ende zu einem Ganzen geſchloſſen ſind; eine Schilderung, die an nichts vorbeigeht, was ſie auf ihrem Wege feſſelt, mag ſie nun den Gegenſtand aus Mythologie, Erdkunde oder Naturgeſchichte entnehmen, in dem chaotiſchen Gemiſche die Ordnung und Harmonie einer dichteriſchen Schöpfung, die wir Spätere entdecken und abſichtlich anſtaunen. Dieſe letztere aber in den bloßen Verfolg der Kämpfe zwiſchen Aſien und Europa zu ſetzen, heißt, daß ich es wiederhole, den Schatten für die Seele nehmen. Den Herodot regt nichts mehr zum Denken an, als die Nichtigkeit menſchlicher Größe. Der koloſſale Sturz der perſiſchen Monarchie, die in ſich alle neue und alte Herrlichkeit des Orients aufgenommen hatte, iſt das eigentlich poetiſche Moment ſeiner Erzählung. Jene Maſſe, welcher Gemeinſamkeit des Bluts und der Sprache, gleiche Heiligthümer, Opfer und Sitten abgehen, in denen der Hellene Halt und Rettung findet; jene Rathloſigkeit des despotiſchen Hauptes willenloſer und herabgewürdigter Schaaren, die um nichts beſſer als ihre Pferde und Kameele mit Peitſchen in den Kampf getrieben werden; jene üppige Pracht, jenen Reichthum an Schätzen und Menſchen bringt er in einen vierfachen Kampf, in dem Erhebung

Verachten selbst des ererbten Stammnamens, ein Hang nach Ueppigkeit, nach Ruhe im Besitz. Den Freiheitssinn sprechen ihnen die Skythen ab; den Gemeinsinn regen Bias und Thales vergebens mit ihren Rathschlägen an; den jonischen Namen verachten Alle; rüstige Tapferkeit und unverdrossene Thätigkeit vermißte Dionysius bei Lade. Dreimal erliegt Jonien unter den Anstrengungen einzelner besser Gesinnten, die ja stets da erfolglos sind, wo die Menge des Volks den Unternehmungen keinen Nachdruck gibt. Nur die Phokäer und Teïer, überall rüstig und kühn, zeigten in ihrem Untergang, was die Perser in Griechenland selbst finden würden: Alle Anstrengungen und Opfer für den Heerd und die Tempel, weise Durchschauung der Verhältnisse in gesunder Richtung des Verstandes, Sorge für Wohlstand im Haus mit Zufriedenheit, Einheitsliebe und Tugend aus Grundsatz. Davor stürzt das Gebäude des medischen Reiches zusammen.

Nun nur noch ein Paar Andeutungen über seine Urtheile von andern Geschichtschreibern. Von Thucydides sagt er p. 389: „Er ward der Geschichtschreiber seiner Zeit. Er war der Erste, der diese Idee faßte, aus welcher der ganze Charakter seines Werkes eigentlich hervorging, den man so oft, besonders die alten Kritiker, in seiner Schreibart, Beredsamkeit und andern Nebensachen gesucht hat. Dadurch hob er die Geschichte nicht nur auf eine neue Stufe, sondern auch auf eine höhere, als er selber es ahnen mochte. Sein Stoff mußte ihn zum Kritiker machen.“ Was zuerst die Behauptung angeht, Thucydides sei der Erste gewesen, der die Geschichte seiner Zeit geschrieben habe, so ist sie schülerhaft; er durfte sich nur aus Thucydides selbst erinnern, daß Hellanicus die Zeit zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege in seiner attischen Geschichte geschildert habe, und da dieser nach einer Notiz bei Gellius im Jahr 496, oder nach einer andern im Leben des Euripides im Jahr 480 v. Ch. geboren ist, so schrieb schon er seine Zeitgeschichte, man mag von beiden Angaben annehmen, welche man wolle. Daß ein Stoff dieser Art nothwendig zum Kritiker machen müsse, wie Herr Heeren

agt, hätte er, wenn er ſich jener Stelle bei Thucydides er-
nnert hätte, auch nicht behauptet; denn der Geſchichtſchreiber
lagt dort, daß Hellanicus nicht einmal chronologiſche Genauig-
eit gewahrt habe. Daß aber endlich der Charakter des Thucy-
ideiſchen Werkes in der darin herrſchenden Kritik zu ſuchen
ei, wie die ausgezogene Stelle beſagt; dieſe Meinung bezeugt,
aß die neuen Kritiker fortfahren, das Weſen dieſes
Werkes in Nebenſachen zu ſuchen. Statt daß Herr Heeren
en Sinn für Wahrheit und Gewiſſenhaftigkeit im Thucydides
der eigentlich in jedem Schreiber einer Zeitgeſchichte voraus zu
ſetzen ſcheint, als welche durch den Stoff gegeben würde, hätte
r uns zeigen ſollen aus des Autors Werk, welchen Charakter
er Mann mitbringt zu ſeiner Arbeit; ſtatt daß er die ſtuben-
elehrte Bemerkung macht, ein wohlthätiges Geſchick habe den
Thucydides aus dem Strudel der Begebenheiten hinausgeriſſen;
ätte er uns zeigen müſſen, daß er gerade nur in der unge-
euern Bewegung ſeine Erfahrung, ſeine Kenntniß der Men-
hen und der menſchlichen Verhältniſſe ſammelte, die Tiefe der
Beobachtung ſich zu eigen machte; daß ihn der Verderb der
eit weder in ſich ſelbſt zurückſcheuchte, noch mit ſich fortriß;

blos niederreißen, der auch aufbauen, und in innerer Symmetrie aufbauen konnte. — Das aber, was ich an dem Werke des Thucydides am erſten als charakteriſirend herausheben, womit ich rechtfertigen würde, daß man ihn den Geſchichtſchreiber κατ' ἐξοχην genannt hat, wäre eben nichts als die hiſtoriſche Weisheit ſelbſt, mit der er ſich ſtreng auf ſeinem Gebiete hält, auf dem Gebiete der Bewegung, der wirkenden Kräfte; mit der er in einer Zeit, die noch kaum eine hiſtoriſche Erfahrung hinter ſich hatte, den Gang der menſchlichen Dinge in dem Chaos gehäufter Begebenheiten klar darlegt; mit der er, eingeſtimmt in Geiſt und Herz mit allem Menſchlichen, ein unendlich treues und lebenvolles Bild des Weltſchickſals vor uns aufſtellt, wie es nur etwa einem Machiavell in ſeiner florentiniſchen Geſchichte noch gelungen iſt, wie es unſerer Zeit der Proſa nur ſchwer gelingen zu wollen ſcheint, ſo erweitert das Feld der Erfahrung hinter uns liegt.

Nach Thucydides ſcheint unſerm Verfaſſer der Uebergang von dem Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit zu dem ſeiner ſelbſt das Bemerkenswertheſte. Dies iſt doch bloßer esprit! Die eigentliche Geſchichte gewinnt durch einen noch ſo intereſſant beſchriebenen Kriegs- und Rückzug weniger, als durch die Schilderung einer langen Reihe von Jahren großer und mannigfaltiger Bewegungen. Auch würde in meinen Augen eine Geſchichte der Hiſtoriographie die Anabaſis zwar an innerem Gehalt und zur Würdigung des Autors höher halten, aber wichtiger für die innere Umgeſtaltung der Geſchichtſchreibung iſt die Entſtehung memoirenähnlicher Partheiſchriften, als welche Schloſſer die Hellenica bezeichnet.

9.

Ich will doch gern ſehen, wann endlich unſer Briefwechſel von dieſen Ideen wegkommen wird; ich hoffe nun ganz ernſtlich, daß Sie mit dem Inhalt Ihres letzten Briefs eine Brücke bauen

wollen, auf der wir bequem in ein anderes Gebiet überſchreiten können; aus dieſem ſehne ich mich ſchmerzlich hinweg, daß ich Ihnen nunmehr meinen Abzug voraus verkündige, falls Sie nicht ſelbſt bald Miene dazu machen. Noch etwas, und immer noch etwas, und wann wird Ihnen der Stoff ausgehen? Ich antworte Ihnen alſo: Dießmal noch, und dann denke ich es zu beſchließen.

Sie hatten, ſagen Sie mir, Ihre Aufmerkſamkeit auf Heeren beſonders dadurch gereizt gefunden, daß Ihnen höchſt grell widerſprechende Urtheile über ihn zufällig, auch ſo zu Einer Zeit, vorgekommen waren. Während ich unſer Opus ſo weit wegwerfe, ſchreiben Sie, nennt man es in England ganz neu- ich ein work of the highest rank among those, with which modern Germany has enriched the literature of Europe; während ich darin Forſchung und Urtheil vermiſſe, heißt es da: his author unites the laborious erudition of his countrymen with that animating spirit of real genius, which disposes into harmonious order and quickens into life that which, n meaner hand, lies in dull and heavy masses of unintel- igible or at least unattractive learning. Gewiß das Schönſte

ou du moins d'ordre naturel. On peut ainsi expliquer ces résultats. Heeren, comme on dirait dans sa patrie, écrit l'histoire *pragmatiquement:* c'est dire qu'il recherche les causes qui ont produit tels effets, telles conséquences; il cherche à remplir les lacunes que l'observateur superficiel aperçoit dans l'histoire du monde, non par des phrases ingénieuses et spirituelles, mais par des investigations scrupuleuses; mais, là où l'on voit avec clarté la suite nécessaire des causes et de leurs effets, l'ordre des faits parait naturel; leur récit et leur représentation deviennent *véritables,* et l'histoire racontée avec vérité n'est-elle pas la source de la saine et bonne politique? C'est le but où Heeren est parvenu à force d'études et de talent. Und mehr noch: Ich möchte ihm faſt allen Anſpruch auf den Namen eines Hiſtorikers rauben, ihm, der, nach der Révue, occupe peut-être de notre tems la première place parmi les investigateurs de l'histoire! Und daß dieß nicht das zufällige individuelle Urtheil Einzelner, ſondern die allgemeine Meinung der engliſchen und franzöſiſchen Nation iſt, will ich gar nicht verſuchen, Ihnen abzuleugnen.

Befragen Sie mich nun auf ehrlich Deutſch um dieſe Ausſprüche, ſo zucke ich vorerſt die Achſel. Wenn mir Engländer oder Franzoſen ſie vorlegten, ſo würde ich ſie, ſo lange man nicht gerade eine Gewiſſensfrage daraus machte, höflich unterſchreiben. Denn wenn Fremde nach deutſcher Geſchichtſchreibung fragen, ſo gerathe ich — ich weiß nicht, ob's Ihnen eben ſo geht, jedesmal ordentlich in Verlegenheit; was man ihnen nennt, iſt ihnen zu trocken, zu gelehrt, zu pedantiſch; und jedesmal, wenn mir Heeren einfällt, ſchöpfe ich wahrhaft Athem; er hat in allen Fächern geſchrieben, in allen unterhält er angenehm, iſt zugänglich und doch gelehrt. Darauf ſticheln ja auch Ihr Engländer und Ihr Franzoſe, und ſie haben von ihrem Standpunkte aus ganz recht. In dieſen Ländern, wo das öffentliche Intereſſe ſo groß iſt, daß von einer Wiſſenſchaft, die nicht Anwendung leiden kann, kaum die Rede ſein darf, kann unſere deutſche Art von Forſchung und gelehrter Behandlung

nimmermehr gefallen. Man will da, daß jeder Gelehrte etwas von ſchönem Geiſte beſitze; Gelehrſamkeit, nichts als Gelehrſamkeit, gilt dort nicht für gänge Münze; wer da einen Stoff bringt, und nicht zugleich gefällige Form über den Stoff gegoſſen, der findet nicht Eingang. Man ſucht den Reiz und brauchbare, nützliche Belehrung; für wiſſenſchaftliches Beſtreben um der Wiſſenſchaft ſelbſt willen hat man dort wenig oder gar keinen Sinn mehr. Dort, ſage ich? Wie viel mag deſſen in Deutſchland übrig ſein? Plötzlich wird auch unſer Vaterland in den Strudel politiſcher Bewegungen geriſſen; der Wiſſenſchaft entfremden ſich alle Gemüther, um an dem Treiben in Staat und Leben Antheil zu nehmen; und ich will doch ſehen, wie lange noch die einzelnen eine Stimme behalten werden, die, uns zur Ehre ſei es geſagt, doch noch exiſtiren, und ſollten ſie auch in Winkeln exiſtiren, wo ſie die Univerſitätswelt nicht ſucht. Und, Freund, ſo lange noch ein Funke da iſt von jenem Feuer für Wiſſenſchaft und Lehre, ſo lange wir noch in einem Einzigen unſerer Landsleute jene Rieſenmäßigkeit der Forſchung gewahren, die uns den Fremdlingen ſo fremd gegenüberſtellt, ſo wollen wir, mit allen Wünſchen für eine glättere Schale,

Gediegenes bei beiden Nationen mehr iſt! Als unſere geſammte Literatur im höchſten Flore war, fragte man da nach ihr? Weder für die hohe Begeiſterung, die damals Deutſchland ſo herrlich ergriff, noch für ihre nächſten Wirkungen war irgend ein Aug oder Ohr oder irgend ein Sinn erſchloſſen. Erſt als die gute Zeit vorüber war, und unſer ſinkender Geſchmack in der Poeſie ſich mehr dem ausländiſchen näherte, erſt da erwachte mit größerer Zugänglichkeit einiger Eifer für das Deutſche. Dieſen Eifer kann ich für nicht viel mehr als eine Mode halten. Denn holte man nun etwa nach, was man verſäumt hatte? Trug man Leſſing, Göthe und andere ähnliche über, und gewann ſie lieb? Weit gefehlt! Wo man hin hört, reizt das Romantiſche und Excentriſche mehr, als klaſſiſche Wahrheit in Ruhe und Einfachheit. Göthe'n hat man mißhandelt, aber alles Verkehrte, von der ſchmelzenden Weiche eines Geßner an bis auf die Tollheit eines Hoffmann, hat man beſtaunt. Daß man ernſte und wahrhafte Belehrung bei dem mitlebenden Volke ſuche, wie wir ſelbſt von den todten Alten ſie überkamen, daran iſt kein entfernter Gedanke. In zahlloſen Mißgriffen und Entſtellungen haben beide Nationen verrathen, wie wenig ſie fähig ſind, uns nur zu gebrauchen, geſchweige zu beurtheilen. Dergleichen hat unſer Heeren ſelbſt erfahren; wir brauchen nicht weit zu ſuchen. In England hat man den ſechsten Band ſeiner Ideen auswahlsweiſe überſetzt; und wenn einmal gewählt werden ſollte, ſo würde doch wohl Heeren ſelbſt dies einen Mißgriff nennen; und Ihr engliſcher Reviewer hat's gethan.

Aber haben denn nicht in Deutſchland ſelbſt die zahlreichſten Stimmen Heeren einen großen Hiſtoriker genannt? Iſt ſein Name unter uns nicht in gleicher Ehre? In gleicher? Ich zweifle; aber ich will's zugeben. In ſo enthuſiaſtiſcher gewiß nicht; allein es ſey darum. Aber wiſſen Sie denn nicht, wie man ſich in Deutſchland Ruf erwirbt? War nicht auch Gotſched's Ruf bis nach Frankreich gedrungen? Wiſſen Sie denn nicht, mit welchen Poſaunenſtimmen das Schullob tönt, der Widerhall des Selbſtlobs? Soll ich Ihnen die oft erzählten Geſchichten aufwärmen? Es wäre verlorene Mühe! Vielmehr,

enn Sie mir es zugeben, möchte ich Ihnen, um der günſtigen ſtimmung, in die Ihre Franzoſen und Engländer Sie für eeren verſetzt haben, ein Gegengewicht zu halten, in einer nz beſonderen Weiſe einen Maasſtab angeben, nach dem ie die Höhe oder Größe eines beliebigen Hiſtorikers ungefähr usmeſſen können. Ich will Sie dabei überzeugen, nicht daß ich der Name und Ruf unſers Mannes nicht ſchreckt, nein erhaupt,

„Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma „beſchränkt.“

ber dann müſſen Sie mir es ſchon zu Gute halten, wenn ich it einigen großen Namen etwas verwegen umſpringe. Denn f der Einen Seite gibt es, wenn ich mit Bürger reden ſoll, in Ding, das mich verdreußt; der böſe Mißbrauch, den man it der freigebigen Verſchwendung des Ehrennamens großer Männer macht; auf der andern hielt ich immer dafür, wirk- ch große Männer müſſe man mehr mit Ernſt und Strenge, s mit Enthuſiasmus beurtheilen, wenn einmal die ſichere Mitte nicht eingeſchlagen werden ſoll. Der Vorwurf könnte ich leicht auch von Ihnen treffen; daß ich unter die Undank-

das auch in Deutſchland nöthig ſein? Ich glaube nicht. Nur muß man nicht den gleich für gottlos oder hochmüthig, für unerkenntlich oder neidiſch verſchreien, der einmal wagt, jenen Heroen mit freiem Blick ins Angeſicht zu ſchauen. Wer gegründeten Tadel, ſcharfen Tadel ſelbſt, gegen ſich oder Andere ausgeſprochen, nicht ertragen kann, der verräth eine kleine Seele. Und mir dünkt in der That, als ob man in Deutſchland mit Nachbeterei und leerer Bewunderung unſerer Koryphäen mehr geſchadet hätte, als mit zu ſtrenger Beurtheilung ihres Werthes. Wie viele Jünglinge ſehen wir nicht, die zweideutigen Muſtern gefolgt, oder großen Muſtern einſeitig gefolgt ſind. Hätte man ihnen dieſe Muſterbilder eben ſo oft als warnende Beiſpiele, wie als ermunternde gezeigt, ſo würden ſich ſelbſtſtändigere Schüler haben bilden müſſen.

Ich will Ihnen ein Kleeblatt unſerer erſten Hiſtoriker vorführen, nicht ſowohl, um Heeren neben ſie, als ſie neben Heeren zu ſtellen; den Schluß ziehen Sie alsdann ſelbſt. Ich will Ihnen nicht etwa große Eigenſchaften dieſer Großen, mit Verſchweigung ihrer Mängel, nennen, um durch den Contraſt mit den bisher gemachten Ausſtellungen an Heeren, dieſen in deſto größeren Schatten zu ſtellen; vielmehr will ich auch ſie ein wenig von ihrer Höhe herabziehen. Ich will Ihnen nicht die ähnlichen Eigenſchaften unähnlicher Schriftſteller zuſammenſtellen, um geiſtreiche Antitheſen oder Parallelen zu machen; ſondern ich will die verſchiedenen Männer nur ihrer Zeit gegenüber betrachten, und den wohlthätigen oder ſchädlichen Einfluß derſelben auf ihren ſchriftſtelleriſchen Charakter zu ermitteln ſuchen. Von wie großer und unberechenbarer Bedeutung dieſer Einfluß auf jeden Schriftſteller, und auf den hiſtoriſchen mehr als auf jeden anderen, ſein muß, iſt von ſelbſt klar. Der Geſchichtforſcher, dem der menſchliche Geiſt in keiner ſeiner Richtungen verſchloſſen und fremd ſein ſoll, der ohne die Anlage zu wahrer und freier Erfaſſung alles Natürlichen und Menſchlichen kaum dieſen Namen verdient, muß am friſchen Quell des Lebens ſchöpfen; die Erfahrungen, die ihm unumgänglich nothwendig ſind, kann er nicht aus Büchern allein

machen. Die Begebenheiten, die Zeitverhältniſſe, in denen er lebt, haben daher nothwendige Einwirkung auf ihn; und es iſt nicht gleichgültig, welcher Art dieſe Verhältniſſe ſind. Johannes v. Müller ſchien es als eine Bedingung für die Exiſtenz eines großen Geſchichtſchreibers anzuſehen, daß er geboren ſei dans un tems de crise, lorsque tous les esprits, toutes les ames sont et mouvement. Glückliche oder unglückliche Umſtände haben ſich häufig vereinigt, den oder jenen zu heben oder zu ſtürzen; der Eine, vom Strom der Ereigniſſe leicht getragen, erreicht mit beneidenswerthem Erfolge ſein Ziel, bei deſſen Anblick die Kräfte eines Andern ermatten, während ein Dritter, noch ohne es nur mit dem Auge zu erreichen, in der Flut ſeinen Untergang fand. Laſſen Sie uns ſehen, in wie weit ſeit dem Wiedererwachen geiſtiger Regſamkeit in Deutſchland bis zur Wirkſamkeit des Herrn Heeren die Zeiten das hiſtoriſche Studium unter uns begünſtigten.

Sie begreifen, daß ich dabei von allen Einzelwerken kritiſcher Forſchung, von allen Specialgeſchichten, von allen Unterſuchungen, die ihren Stoff aus fremdem Gebiete nehmen, abſehen muß; daß mich nur die Seite eigentlich philoſophiſcher

der eigentliche Begründer einer neuen Behandlungsart der Geſchichte iſt. Als Herder in ſeinem dreißigſten Jahre das Werkchen „Auch eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ in jener ſonderbaren, herausfordernden, elliptiſchen Orakelſprache ſchrieb, die auch Joh. v. Müller in ſeiner Jugendſchrift redete, ſo zeigte ſich noch gar ſehr, wie wenig damals die Zeit einer ſolchen Unternehmung günſtig war. Herder ſah ſich nur einem Hume, Robertſon, Iſelin und Aehnlichen gegenüber; es galt, neben Montesquieu und Voltaire eine Stelle zu nehmen; ihn ekelte der Pragmatismus der Einen und das luſtige Räſonnement der Anderen: ſo ſtellte er ſich ihnen im dichteriſchen Schwunge gegenüber. Das ganze Kunſtſtück der Vergleichung der Geſchichte der Menſchheit mit den Perioden der Kindheit, Jugend und des Mannesalters eines Menſchen, oder mit Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht eines Baumes gibt nur in orientaliſcher Art ein Bild, ſtatt einer einfachen Löſung der Frage (wie auch noch ſpäter das Gemälde der moſaiſchen Schöpfung Herdern als die erſte Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit erſchien), und zeigte ſo, wie ſehr das Ganze noch Verſuch, der Verſuch einer dichteriſchen Phantaſie war. Zehn Jahre ſpäter, als er ſein berühmtes größeres Werk dem Publikum übergab, fühlte er wohl, daß er Hand an eine Arbeit lege, die erſt ein Verein vielfacher Bemühungen und der Verlauf längerer Zeit zu irgend einer Vollkommenheit führen konnte; er ſcheint dies aber nicht ſehr tief eingeſehen, ſondern das Werk mit viel zu großer Leichtigkeit und Zuverſicht begonnen zu haben, bei zwar großem Mangel an Vorarbeiten, aber, wie es ſcheint, mit viel Vertrauen auf die Univerſalität der Bildung, die er ſtets anſtrebte. Er hatte nur, um mich an ſeine Sprache zu halten, nach einer Höhe geſucht, von der er eine Ausſicht nehmen könnte nach einem allgemeinen Bilde; mit wenig Sinn jedoch für den Erwerb eines Ueberblicks des ganzen Gebiets der Geſchichte aus einer gleichmäßigen Vertrautheit mit den einzelnen Theilen; denn er knüpfte an ſolche Studien allzu ſchnell den Begriff von einſeitiger Verſeſſenheit auf eine abgetrennte Parthie, und ſchien es für unmöglich zu halten,

das Ganze der vielfältigen Begebenheiten bei genauer Prüfung des Einzelnen feſt zu halten und ſich zur Einheit zu ordnen. Durch Vernachläſſigung des Factiſchen, und durch ein voreiliges und unbegründetes Erheben zu allgemeinen Ideen, wird, nach Alexander von Humboldt's Worten, die Wiſſenſchaft nur gehemmt, aber nicht gefördert. Dem Philoſophen der Geſchichte kann keine Speculation dienen; wenn ſeine Betrachtungen nicht von Thatſachen getragen werden, dann ſchweift er in der Irre. Herder rang mit der Ahnung dieſer Wahrheit; aber, um das Mildeſte zu ſagen, die Entfernung der Facten brachte ihn zu manchen trüglichen Reſultaten, und nahm ſeinem Werke allen hiſtoriſchen Charakter. Großartig im Beurtheilen von Volksgeiſt und Nationaleigenthümlichkeit, hatte er nicht Geduld, beide in ihren Entwicklungen zu verfolgen; dies aber konnte erſt den Hiſtoriker machen. Ihm alſo, in einer Zeit, wo noch kaum hiſtoriſches Studium recht erwacht war, dünkte es, als ob der Vorarbeiten hinlängliche vorgelegen hätten, während wir uns nach einem aufgehäuften Schatze trefflicher Werke noch immer nach allen Seiten nach mehreren umſehen. Die Hülfsmittel, die er meinen konnte, waren nur zum kleinſten Theile

Revolutionen nach und nach ſich weiter entwickelte u. ſ. w., ſo ahnden wir ſchon, daß dies der Gang der ganzen Natur ſei, daß nicht blos das menſchliche Geſchlecht, ſondern die ganze irdiſche belebte und unbelebte Natur, ja die Erde ſelbſt, ſich auf dieſe Weiſe zum Vollkommneren entwickelt habe.“ Dagegen Herder am Ende des dritten Buchs grade umgekehrt: „Der Gott, den ich in der Geſchichte ſuche, muß derſelbe ſein, der er in der Natur iſt; denn der Menſch iſt nur ein kleiner Theil des Ganzen.“ So ſcheidet Herder noch die Nationen der Erde geographiſch und klimatiſch ab, während ich glaube, daß den Geſchichtſchreiber nur die Anſicht, die er ſich auf rein-hiſtoriſchem Wege von den Völkerſtämmen bilden konnte, leiten darf, und daß z. B. Schloſſer nur nach der Uebereinſtimmung der phyſiologiſchen und anatomiſchen Unterſuchungen mit ſeiner hiſtoriſchen Anſicht die Racenabtheilung Cuvier's annahm. Mir dünkt, der allgemeine Weg, den die Philoſophie überall im Beginn zu nehmen pflegt, verkennt ſich auch hier in der anfänglichen Anwendung derſelben auf Geſchichte nicht. Es mußte eine andere Periode folgen, wo ſich die Geſchichtſchreibung ſelbſt klar, wo ſie ſich ſelbſt Zweck ward, wo ſie rein auf dem Boden bleibt, auf dem ſie das Factum verfolgen kann, und die Fragen über das Woher und Wohin als fremd von ſich weiſ't. Nicht ſo das Werk Herder's. Nirgends hat er ſich in der Geſchichte von Hülfswiſſenſchaften irgend unabhängig gefühlt, er iſt daher auch auf kein rein-hiſtoriſches Reſultat gekommen. Sein ganzes Weſen wies ihn ſtets auf ſittliche Zwecke; da er von dieſer Seite das Problem der Menſchheit auf der Erde nicht zu ſeiner Befriedigung gelöſ't fand, ſo rückt er ſeinen Blick über die Grenzen der Erde hinaus, knüpft die Betrachtung der Unſterblichkeit an, und man merkt es ab, wie gern er die Frage über die Beſchaffenheit des Zuſtandes nach dem Tode erörtern möchte; doch da ſah er wohl: *το πορσω δ'εστι σοφοις αβατον κἀσοφοις· ου μαν διωξω· κεινος ειην.* Er verkannte die Grenzen der Geſchichte. Das Schickſal der Menſchheit, in ſo weit es ſich hier im Kreis unſerer Wahrnehmungen enthüllt, kann nur ihre Aufgabe ſein. Das Andere bleibe Anderen vorbehalten.

Sie ſahen an Herder, daß ihn die literariſchen Verhältniſſe — abgeſehen davon, ob ihn ſein Genius und ſeine Bildung der Palme der Geſchichte würdig machen konnte — um die erſtrebte brachten. Er vermachte ſeine Anſprüche ſeinem Johann von Müller; aber ſeine großen Erwartungen — erſtaunen Sie nicht über meine Verwegenheit — wurden nicht erfüllt. Daran trugen die politiſchen Verhältniſſe die Schuld. Wie Herder's Auftreten und Manier gegen die älteren Deutſchen, gegen Voltaire, gegen Franzoſen und Engländer gerichtet ſtand, ſo ungefähr erſcheint mir Joh. von Müller Schlözern gegenüber. Das Weſen dieſes harten Deutſchen mußte *ihn* abſtoßen, der ſich nie, von den früheren Eindrücken franzöſiſcher Glätte einmal beſtimmt, von Form und Anſtand losmachen konnte; ihm konnte das Gemüthloſe dieſes ὑπερθυμος Διος υἱος nicht gefallen, da bei ihm alles Grundſätzliche des Mannes mehr in weiblicher Art im Gefühle lag; war Schlözer heftig aller ſchleichenden Cabinetspolitik feind, ſo verbirgt Müller nur ſchwer eine gewiſſe Duldſamkeit dafür; war Schlözer allem Excentriſchen bis zum Uebermaaße feind, ſo war an Müller grade ſein glühender Enthuſiasmus für alles Gute und Schöne

weich und zart für alles Schöne und Edle; hätte er eben ſo männlich nach allem feuerhaltigen Wahren geforſcht, er wäre im Drang der Verhältniſſe nicht ſo leicht verzagt. Er war Patriot, und ſeine Vaterlandsliebe kleidete ihn ſchön in dem Werke, das ſeinen Namen unſterblich gemacht hat; allein er iſt (auch das iſt nicht blos meine Anſicht) dem Charakterzuge ſeiner Nation, eigenſinniger Einſeitigkeit, nicht entgangen; und eigen iſt's, wie derſelbe Mann, der zuweilen mit reizender Leichtigkeit große Blicke auf die Verhältniſſe der Länder, der Völker und Zeiten wirft, und in großem Zuge das Rechte mit glücklicher Inſpiration trifft, wie der in den Jahren 97 und 98 ſolche Hoffnungen von der Schweiz haben konnte, wie er ſie in ſeinen Briefen ausſpricht. Daß er nach getäuſchter Erwartung ſo kleinmüthig werden konnte, daß dann „der Gedanke des Vaterlands an ihm nagte," das begreift ſich aus ſeiner weichen Seele; aber jene Erwartungen würden ſich nicht aus ſeinen hiſtoriſchen Kenntniſſen begreifen laſſen, wenn nicht in ihm die Intelligenz weit von dem Gefühle überwogen geweſen wäre, dem er ſich ohne allen Widerſtand hingab. Dieſe Reizbarkeit bemerken Sie in ihm von jeder Seite; nicht überall aber waren die Wirkungen gleich. Moraliſche und intellectuelle Eindrücke nahm Müller raſch und warm auf; jene blieben, einmal gehaftet, feſter, weil ſie ihrer Natur nach ſteter ſind; dieſe wichen ſchneller. Durch beides ſcheiterte er. Er nahm mit Bereitwilligkeit und mit empfänglicher Begeiſterung alles Neue, was er fand, las und hörte, in ſich auf; er excerpirte mit deutſchem Fleiße — und darin erſcheint er in einer gewiſſen Paſſivität; denn dem wahren Genius, der mit ſchöpferiſcher Kraft in der Wiſſenſchaft eigenthümliche Bahnen bricht und im Leben über die gemeinen Verhältniſſe ſich mit innern, höhern Principien hebt, müſſen Blättler ſtets wie Bettler dünken —; er empfahl dabei ein Studium in die Tiefe vor Vielſeitigkeit und Oberflächlichkeit: und doch, wie ſehen wir ihn flattern von einem Lieblingsautor zum andern! Wie er im ſittlichen Leben, von Montaigne's Freundſchaft entzückt, eine Stütze an einem Lebensgefährten ſuchte, und da mit weibiſcher

cher Schwung die Geiſter erfaßt. Müller, zwiſchen beide Nationen hineingeworfen, neigt auf der einen Seite mit großer Vorliebe nach den Franzoſen, nach ihren politiſchen Maximen, nach politiſcher Manier in der Geſchichtſchreibung; auf der anderen nimmt er an der literariſchen Bewegung in Deutſchland eben ſo viel Antheil, und mit Beſtimmtheit läßt ſich in ſeinen Briefen nachweiſen, wie er mit dem allgemeinen Beſtreben in Deutſchland ſich von den Franzoſen wegwendet zu den Engländern, zu den Klaſſikern, zu dem Altdeutſchen, kurz wie er alle Nüancen der gährenden Bildung mit macht. Auf keine Seite aber ſtellte er ſich mit Entſchiedenheit; gleich offen und empfänglich für die heterogenſten Eindrücke von dieſer und jener Seite, rieb er ſich innerlich auf, verſenkte ſich in den „Ruin der Zeit,“ in den „Jammer des Vaterlands,“ mehr mit politiſchen, als mit hiſtoriſchen Beobachtungen. Und da iſt er „ſeinem Ahn“ Thucydides ſo ungleich als möglich, der, im unausweichlichen Geſetze der Natur und des Geſchickes Troſt und Belehrung ſuchend, im Sturme ähnlicher Zeiten, im gleichen, ja im jäheren Sturze des Vaterlands, im Untergange, unter den Trümmern der alten Sitte und Art, ohne

Schwer ist es, durch Beobachtung und Erfassung der lebendigen Wirklichkeit mit allem ihrem Wechsel und ihrer Hinfälligkeit, gleichmäßig, wie durch die Abneigung der überlieferten, zur Erkenntniß der inneren Nothwendigkeit des Geschehenden zu gelangen. Und doch wird der der vorzüglichere Historiker sein, der auf jenem Wege mehr zu lernen versteht, als auf diesem, der vorzüglichste aber der, der auf beiden mit offenen Sinnen gewandelt ist. Interessant ist in sofern wieder der Gegensatz, den Spittler zu Müllern bildet. Mit scharfem und ruhigem Blicke faßte er die Zeitbegebenheiten, in denen er fast denselben Raum durchlebte, den Müller, in's Auge, und schien sich darin recht in seinem Elemente zu finden. Wie ganz anders erscheint seine Neigung nach dem Politischen, als Müllers; wie ganz anders die Betrachtung der Geschichte aus dem Gesichtspunkte der uns umgebenden Verhältnisse, die Müller zwar grundsätzlich verlangte; wie kraftvoll steht er den Bewegungen in Europa gegenüber und überschaut sie mit einer reizvollen Leichtigkeit und Kühnheit; ja, weit entfernt, die Gegenwart in einem düsteren Lichte zu sehen, scheint er gerade die Zeitgeschichte schonender und minder streng zu beurtheilen, auch an solchen Stellen, wo ihn offenbar keine Rücksichten bestimmten. Nicht überall ist er, was seine historische Kunst angeht, unverführt von seinem Scharfsinne, nicht ganz frei von der Liebhaberei, willkürlich zerrissene Fäden zu verbinden, klaffende Lücken geistreich auszufüllen, aber darüber so liebenswürdig offen, weniger in seinem eigenen Geständnisse, das ich Ihnen früher einmal berührte, als in seiner ganzen Behandlungsart; ein wenig eingeweiht, erkennt man ihn gleich; die historische Wahrheit wird nie schleichend von ihm untergraben, aber zuweilen etwas keck mitgenommen. Aber bei so vielen Tugenden verzeiht man gerne so viel Eigensinn. Spittlern also bestimmten die großen Verhältnisse seiner Zeit, aber sie bewältigten ihn nicht; die traurigen Bilder der Zeit gingen, soll ich Worte von Göthe brauchen, vorüber, „aber es siegte der Muth in dem gesunden Geschlecht.“ Spittler ist der erste Geschichtschreiber Deutschlands, der auf die Gestaltung der Wissenschaft dauernder ein-

irkte; nicht leicht wird ſich einer unſerer Schriftſteller ſo ehren-
oller Nachahmer rühmen können, wie Heinrich und Woltmann
nd, die in ihren Werken über Frankreich und England faſt
it Aufopferung aller Selbſtſtändigkeit ſeinen Winken folgten.
Schade, daß ihn ſeine engeren Verhältniſſe mehr aufs practiſche
eben wieſen, daß er in den Zweigen der Culturgeſchichte, die
icht gerade Kirchengeſchichte oder Politik berührten, fremd
lieb, daß ihm Literatur und Alterthum ferne ſtand, gerade
as alſo, was den Menſchen jugendlich, was ihn menſchlich
ält, was ihm vielleicht die ſtärkere innere Begeiſterung für das
Wiſſenſchaftliche eingeflößt hätte, mit der er der Geſchichte
reuer geblieben wäre und ſeine ganze Thätigkeit an die Er-
ründung ihrer Geſammtheit geſetzt haben würde.

Dieſe Männer alſo — welche Namen ſind es! — ſehen Sie
lle von den Begebenheiten in ihrer Mitwelt theils wenig erreicht,
heils wenig begünſtigt, theils grauſam überwältigt. Dieſen
eitereigniſſen gegenüber betrachtet, werden ſie, ſo groß ſie
ind — nicht immer groß der Zukunft erſcheinen, die aus der
erne beſſer unterſcheiden lernt. Ἄμεραι δ' ἐπίλοιποι μάρτυρες
οφώτατοι. Immer aber wird man ihr Verhältniß zu ihrer

zurück finden, wie wir geſehen haben; ſie würde ſeinen Namen unter den Männern ſuchen, die als Organ des öffentlichen Lebens in einer gährenden Zeit redeten, und würde ihn nicht finden; ſie würde in ſeinen Schriften wenigſtens einen Anhauch des Geiſtes ſuchen, der die ganze Generation lebensvoll durchdringt, und würde ihn nicht finden. Die Hiſtoriographie der Deutſchen wird von ihm kein originelles Werk zu nennen wiſſen, wo ſie von philoſophiſcher Behandlung der Geſchichte ſpricht; für die politiſche kein ſelbſtſtändiges; für die kritiſche kein gründliches. Nur wo ſie von Schulen und Schulton, von Kaſten und Secten der Gelehrten ſpricht, wird ſie als ein warnendes Beiſpiel auch Heeren nennen, und ihn vielleicht als den letzten aufführen, der mit Aſtergelehrſamkeit und erſchlichenem Schulruhme ein aufgeklärtes und freies Geſchlecht ſo lange zu äffen vermochte.

10.

Verrätheriſche Seele, welchen Streich haben Sie mir geſpielt! Als ich mit Behaglichkeit die Feder niederlege, und endlich denke, unſerer Correſpondenz über die Ideen erledigt zu ſein, erhalte ich von der Druckerei die erſten Bogen des Abdrucks meiner vertraulichen Mittheilungen. Hineingeriſſen haben Sie mich mit Gewalt in einen endloſen Streit vielleicht, und nun kommen Sie hinterher mit ſchmeichelnden Bitten, um mich zu verſöhnen, mit feierlichen Aufforderungen, um mich zu beſtimmen, mit beſchwörenden Formeln, um mich zu begeiſtern. O mein feindlicher Freund, Sie wiſſen wohl, wie man mich faßt; das weiß ich lange. Die Wahrheit wahrlich verdient es, daß man jede Rückſicht ihr opfert; ihr jedes Opfer zu bringen ſollen Sie Niemanden jemals bereitwilliger finden, als mich. Und ſo nehmen Sie denn meine Einwilligung; wiſſen Sie aber auch, es iſt wirklich ein ſchmerzliches Opfer, das Sie fordern. Aus Millionen heraus ſo einzeln eine noch ſo gerechte Anklage

egen einen Liebling des Publikums, gegen einen ehrwürdigen
reis erheben, dem noch ſo gerechten, aber ſtrengen Ausſpruch
es wahrhafteſten Richters zum Organ dienen zu müſſen, iſt
art. Wohlthätige, aber gewaltſame Eingriffe des Schickſals
die menſchlichen Dinge ſehen wir auf allen Blätern der Ge-
hichte angeſchrieben; wir erkennen ihre Nothwendigkeit, aber
ir ſchaudern doch vor dem Arme, der ſich zum Werkzeuge
ihen muß. Sie haben mich den ſchonungsloſeſten Anfällen
es Partheihaſſes, der ganzen Wuth des Gelehrtenadels, dem
Mißtrauen aller uneingeweihten Zuſchauer, dem Abſcheu aller
art empfindenden Beobachter ausgeſetzt und preis gegeben.
ber — der Wahrheit ſei die Ehre.

Ueber die

Hiſtoriſche Tröſte.

Archiv von Schlosser und Bercht.

1832.

Die nachfolgende Abhandlung mag vielleicht an und für ſich unbedeutend und für ſolche, denen die Auffindung einer ſtaubigen Acte in verſchloſſenen Archiven lieber iſt, als eine Entdeckung in dem verborgenen geiſtigen Reiche der Geſchichte, auch nutzlos ſein; ich glaubte ſie aber geeignet, ſolche, die ihre Kräfte am Kleinen üben, aber doch nicht am Kleinlichen verkümmern laſſen wollen, auf ein Gebiet der Hiſtorie hinzuweiſen, auf dem für fleißige Forſchung im Materiellen, wie für Erweiterung und Schärfung des inneren Blicks gleich reiche und heilſame Erndte zu erwarten ſteht. Es wäre, dünkt mir, an der Zeit, neben dem trockenen Durchkneten der Chroniken endlich auch auf das Weitere zu denken, das zur Geſchichtforſchung nöthig iſt. Wir pflegen uns viel auf Gewiſſenhaftigkeit, auf Unpartheilichkeit und Quellenſtudium einzubilden; Dinge, die wir doch bald in dem Maße ſollten als ſelbſtverſtanden vorausſetzen dürfen, daß es vergönnt werde, endlich einmal einen Schritt weiter zu gehen und an jeden fähigern jungen Hiſtoriker die Forderung zu ſtellen, in allgemeiner Bildung von Charakter und Geiſt, wie in einem gleichmäßig nach den Richtungen der Weite und Tiefe eindringenden Fachſtudium, ſich ſo mit dem Weſen der Weltgeſchichte einzuſtimmen, daß er ſich mittelſt einer freieren Erfaſſung des Thatſächlichen in der Geſchichte vollſtändiger darüber aufzuklären, ſich über den inneren Zuſammenhang und Verband der Dinge reiner und gründlicher zu

erſtändigen lerne, als er es jemals über der blos kritiſchen Sichtung des Factiſchen lernen kann. Denn dieſer innere Zuammenhang des Geſchichtlichen iſt nicht eben immer damit geeben, wenn ein noch ſo ehrlicher Quellenforſcher eine noch ſo inleuchtende, noch ſo pragmatiſche Herleitung und Folge von Urſachen und Wirkungen darlegt, und über der feinen ſychologiſchen Aufdeckung tiefliegender, verſteckter Triebfedern aben oft grade die ſcharfſinnigſten Köpfe am leichteſten überehen, daß ſich die weltgeſchichtliche Bedeutung der Dinge, ſehr ft ſelbſt unbedeutend ſcheinender Dinge, gar häufig der Herabiehung in den Kreis der Wirkungen individueller Beweggründe ebhaft widerſetzt, und daß, im großen Zuſammenhang der Begebenheiten wahrgenommen, eine Erſcheinung plötzlich ganz ndere Geltung, ganz anderen Werth erhalten kann, als vorer, da man ſie nur aus der Reihe des Ganzen herausgeriſſen etrachtete. Nichts kann ein ſchlagenderes Beiſpiel von den Rißgriffen geben, wozu der Mangel an unbeſchränkterer Aufaſſung, an leichterem Ueberblick über die Geſchichte bei zwar roßer Gründlichkeit im Einzelnen, führen muß, als der Gegenand dieſes Aufſatzes; nichts einfacheres könnte man wählen,

nachzudenken. Erſt als im Mittelalter der Name häufiger ward, konnten poetiſche und oratoriſche Panegyriker, moraliſirende Chroniſten und partheiſüchtige Mönche nicht mehr an dem Ehrenworte vorübergehen, ohne in die ſittlichen Eigenſchaften des jedesmaligen Großen die Gründe der Verleihung deſſelben hineinzulegen, oder ſie aus ihnen herauszuwittern, oder ohne, je nach ſeiner Stellung zur Kirche, die weltliche Stimme der Völker, die ſich die Beilegung des Namens anmaßte, zu billigen oder zu tadeln. Mehrere Jahrhunderte der Aufklärung waren wohl fähig, einem oder dem andern unſerer Geſchichtſchreiber ein Lächeln über die Urtheile der Geiſtlichen, oder unſerm eifrigen Voß ein Wehe zu entlocken über den Mönch, der den fränkiſchen Karl „zuerſt den Großen pries;" von dem freilich einfachen Gedanken aber, mit welchem Annaliſten und Dichter unſere hiſtoriſche Erſcheinung zu erklären meinten, hat, ſo ſehr ſich auch einem nur etwas ſchärferen Auge das Ungenügende und Erzwungene ihrer Erklärung aufdringen mußte, bisher auch nicht Ein Schriftſteller ſich loszumachen gewußt. Sobald man in Perſönlichkeiten die Urſache jener Benennung ſuchte, konnte es nicht fehlen, daß dieſelbe ſogleich höchſt vag, mißverſtanden und überall hin, ſelbſt aufs proſaiſchſte, deutbar werden mußte; wie einmal ſeine Körper- und Geiſtesgröße den Ehrennamen für Karl'n in Anſpruch nehmen ſollten, dann konnte Ludwig der Lange mit eben ſo viel Recht der Große genannt werden. [1]) Sobald man ferner es dem ſubjectiven Urtheile umgebender Schmarotzer und Höflinge, begünſtigter Pfaffen und Hofpoeten, gleichzeitiger oder ſpäterer Geſchichtſchreiber überlaſſen glaubte, den oder jenen nach Gutdünken der Nachwelt als groß zu bezeichnen, ſo war es

1) Du Cange, s. v. Magnus, „Ludovicus rex Franciae, qui vulgo *Longus* dicitur, semper *Magnus* cognominatur in veteribus Chartis." Ebenda aus einem Egidius Paris, über Karl:

Qui bene magnus erat, quia sicut corpore supra
Illius aetatis primaeve debita magnus,
Sic animo majorque fuit virtute futurus.

mausbleiblich, daß man da oder dort über die Rechtmäßigkeit
es Beinamens ſtritt, den doch die Geſchichte als ein ewiges,
urch keinen Eigenwillen je auslöſchliches Gepräge nach einem
eſten und ſtreng abgemeſſenen Geſetze den Männern hat auf-
rücken wollen, die wir noch heute, trotz mannigfachen Ver-
uchen, ihre Zahl zu vermehren oder zu verringern, als einen
eſchloſſenen Kreis anſehen müſſen, über deſſen Erweiterung
ur das Schickſal der Welt und der Nationen, über deſſen
Verengerung ſelbſt dieſes nicht mehr verfügen kann. [2]) Die
Uneinigkeit der geiſtlichen Autoren des Mittelalters über dieſen
Gegenſtand wiederholte ſich daher, nur in einer anderen Weiſe,
n neuerer Zeit. Seit dem vorigen Jahrhunderte, wo die
Hiſtorie ihre Farbe meiſt von den engliſchen Geſchichtſchreibern
ieh, ging nicht leicht ein Schriftſteller über unſern Ehrennamen
veg, ohne ſich über den Anſpruch zu erklären, den die Tugen-
en ſeines Helden darauf ertheilten oder nicht. Rechtfertigung
nd Anklage der Geſchichte ließ man ſich eine gleich angelegene
Sache ſeyn, und endlich kam's ſo weit, daß ſich einzelne
Hiſtoriker herausnahmen, den Beinamen des Großen eigen-
nächtig nicht ſowohl zu ertheilen, aber doch dem oder jenem zu

und Erwogenſte, was geſchah, war, daß man, wie Heinrich, über die Unbeſtimmtheit des Namens klagte, oder, wie Manſo, die Unmöglichkeit erkannte, von dieſem Titel immer auf wahre Größe des Charakters zu ſchließen. [4])

Mein Gegenſtand erfordert, daß ich zu möglichſt allgemeiner und umfaſſender Beleuchtung deſſelben etwas weit ausgreife. Eine Erſcheinung, eine Wirkung, die ich aus zufälligen Urſachen, aus perſönlichen Verhältniſſen und Beziehungen und dergleichen herzuleiten verſchmähe, deren Grund ich vielmehr in dem allgemeinſten Entwicklungsgange der Nationen ſuche, ſoweit dieſer ſelbſt von Lokalität, von Anlage, von politiſcher oder religiöſer Richtung unabhängig iſt, eine ſolche Erſcheinung kann nicht allein dem Mittelalter und der neueren Zeit angehörig ſeyn; ihre Spuren muß ich noch weiter hinauf verfolgen können.

---

4) Heinrich deutſche Reichsgeſch. II, p. 143. „Der ſehr unbeſtimmte Beiname des Großen, womit Otto in ſpäteren Zeiten beehrt wurde, iſt freilich bei ihm nicht eben ſo vielbedeutend, als bei Karln dem Großen: aber wie viele Könige und Fürſten finden wir in der Geſchichte, welche den rühmlichen Beinamen, den ſie tragen, im wahren Sinne des Ausdrucks verdienten?“ — Manſo, Geſch. der Oſtgothen, p. 171. „Hat doch die Handlungsweiſe, die Theodorich als Fürſt befolgte, den Beifall aller Zeiten und aller Völker, und bei ſeinem Leben ſelbſt den der Römer gefunden. Zwar ſprechen für die letztere Behauptung weder die Standbilder, die ſie ihm errichteten, noch der Beiname des Großen, den ſie ihm beilegten, als Beweiſe, aber u. ſ. w.“ Nur einen Mann wiſſen wir zu nennen, der etwas näher zum Ziele traf, den trefflichen Dohm, im vierten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten. Ihm fiel es auf, daß in der Ertheilung unſeres Beinamens „wirklich viele Gerechtigkeit beobachtet iſt, ohne daß deshalb eine Verabredung möglich geweſen.“ Ihm ſcheint, daß Niemand den Namen erhalten habe, „der nicht wirklich durch ungewöhnliche Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters ſich ausgezeichnet; noch mehr, nur vereinte Verdienſte des Kriegs und Friedens hätten ihn erwerben können.“ Man wird ſehen, der letzte Satz iſt treffend, wenn auch nicht erſchöpfend; die Anſicht im Ganzen mußte ihn aber unſicher machen, wie er es z. B. über Otto iſt. Dohm war nicht hiſtoriſcher Forſcher, er überblickt offenbar die ganze Reihe der Großen nicht, aber ſein Ausſpruch macht ſeinem geſunden Blicke Ehre.

unausbleiblich, daß man da oder dort über die Rechtmäßigkeit des Beinamens ſtritt, den doch die Geſchichte als ein ewiges, durch keinen Eigenwillen je auslöſchliches Gepräge nach einem feſten und ſtreng abgemeſſenen Geſetze den Männern hat aufdrücken wollen, die wir noch heute, trotz mannigfachen Verſuchen, ihre Zahl zu vermehren oder zu verringern, als einen geſchloſſenen Kreis anſehen müſſen, über deſſen Erweiterung nur das Schickſal der Welt und der Nationen, über deſſen Verengerung ſelbſt dieſes nicht mehr verfügen kann. [2]) Die Uneinigkeit der geiſtlichen Autoren des Mittelalters über dieſen Gegenſtand wiederholte ſich daher, nur in einer anderen Weiſe, in neuerer Zeit. Seit dem vorigen Jahrhunderte, wo die Hiſtorie ihre Farbe meiſt von den engliſchen Geſchichtſchreibern lieh, ging nicht leicht ein Schriftſteller über unſern Ehrennamen weg, ohne ſich über den Anſpruch zu erklären, den die Tugenden ſeines Helden darauf ertheilten oder nicht. Rechtfertigung und Anklage der Geſchichte ließ man ſich eine gleich angelegene Sache ſeyn, und endlich kam's ſo weit, daß ſich einzelne Hiſtoriker herausnahmen, den Beinamen des Großen eigenmächtig nicht ſowohl zu ertheilen, aber doch dem oder jenem zu

und Erwogenste, was geschah, war, daß man, wie Heinrich, über die Unbestimmtheit des Namens klagte, oder, wie Manso, die Unmöglichkeit erkannte, von diesem Titel immer auf wahre Größe des Charakters zu schließen. [4])

Mein Gegenstand erfordert, daß ich zu möglichst allgemeiner und umfassender Beleuchtung desselben etwas weit ausgreife. Eine Erscheinung, eine Wirkung, die ich aus zufälligen Ursachen, aus persönlichen Verhältnissen und Beziehungen und dergleichen herzuleiten verschmähe, deren Grund ich vielmehr in dem allgemeinsten Entwicklungsgange der Nationen suche, soweit dieser selbst von Lokalität, von Anlage, von politischer oder religiöser Richtung unabhängig ist, eine solche Erscheinung kann nicht allein dem Mittelalter und der neueren Zeit angehörig seyn; ihre Spuren muß ich noch weiter hinauf verfolgen können.

---

4) Heinrich deutsche Reichsgesch. II, p. 143. „Der sehr unbestimmte Beiname des Großen, womit Otto in späteren Zeiten beehrt wurde, ist freilich bei ihm nicht eben so vielbedeutend, als bei Karln dem Großen: aber wie viele Könige und Fürsten finden wir in der Geschichte, welche den rühmlichen Beinamen, den sie tragen, im wahren Sinne des Ausdrucks verdienten?" — Manso, Gesch. der Ostgothen, p. 171. „Hat doch die Handlungsweise, die Theodorich als Fürst befolgte, den Beifall aller Zeiten und aller Völker, und bei seinem Leben selbst den der Römer gefunden. Zwar sprechen für die letztere Behauptung weder die Standbilder, die sie ihm errichteten, noch der Beiname des Großen, den sie ihm beilegten, als Beweise, aber u. s. w." Nur einen Mann wissen wir zu nennen, der etwas näher zum Ziele traf, den trefflichen Dohm, im vierten Bande seiner Denkwürdigkeiten. Ihm fiel es auf, daß in der Ertheilung unseres Beinamens „wirklich viele Gerechtigkeit beobachtet ist, ohne daß deshalb eine Verabredung möglich gewesen." Ihm scheint, daß Niemand den Namen erhalten habe, „der nicht wirklich durch ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Charakters sich ausgezeichnet; noch mehr, nur vereinte Verdienste des Kriegs und Friedens hätten ihn erwerben können." Man wird sehen, der letzte Satz ist treffend, wenn auch nicht erschöpfend; die Ansicht im Ganzen mußte ihn aber unsicher machen, wie er es z. B. über Otto ist. Dohm war nicht historischer Forscher, er überblickt offenbar die ganze Reihe der Großen nicht, aber sein Ausspruch macht seinem gesunden Blicke Ehre.

Wenn ich als den Satz, den zu vertheidigen und durchzuführen
h mich anheiſchig mache, aufſtelle: daß der Beiname des
roßen Niemand zukommt und Niemanden je gegeben worden
t, als Gründern von Reichen oder Gründern einer neuen
rdnung in den Reichen, ſo werde ich das Entſprechende in
er Eigenſchaft, wie in der Auszeichnung, gleichmäßig im Alter-
ume, wie in der neueren Zeit, finden können. Dorthin alſo
uß meine Unterſuchung zurückgehen. [5])

In unſeren Tagen hat Schloſſer an verſchiedenen Stellen
iner Univerſalgeſchichte die alten Propheten von Aſien und
ie Geſetzgeber der griechiſchen Stämme und Städte verglei-
end zuſammengeſtellt. So entſchieden und bündig iſt dies in
euerer Zeit nirgends geſchehen, wie von ihm; was darum
uffallen könnte, weil ſchon dem ſpätern Alterthume das Ana-
ge in dem Auftreten dieſer Männer, in ihren Zwecken und
i den Mitteln, die ſie zu deren Erreichung anwandten, nicht
ntgangen war. Schon die äußeren verwandtſchaftlichen und
kanntſchaftlichen Beziehungen, in die man die Perſonen nach
ner Stelle bei Ariſtoteles [6]) gebracht hatte, ſind ein früher
erſuch, ſich die Aehnlichkeit unter ihnen und ihrer Wirkſam-

bot, theils die Sage hinzufügte.[7]) Mit Beſtimmtheit erklärt ſich aber erſt Strabo über die Erſcheinung, nur dehnt er ſie allzuweit aus, indem er alle Wahrſagerei unter Griechen und Barbaren und alles Hierarchiſche der Inder, Perſer, Chaldäer und Etruſker aus dem nämlichen Geſichtspunkte betrachtet.[8]) Dieſen Sprung zu machen, konnte freilich der leicht verſucht werden, der überall nur Entartung des Prieſterweſens kannte, überall Unwillen und Unglauben nicht verläugnet und ſich geneigt zeigt, jene Berathſchlagungen der Menſchen mit den Göttern, auf die wir hier überall ſtoßen, ausſchließlich auf Rechnung von trügeriſchen Vorſpiegelungen jener prophetiſchen Geſetzgeber zu ſetzen.[9]) Mehr im Geiſte der Sache finde ich daher das Urtheil des Diodor,[10]) wenn es ſein eigenes iſt, der doch die

---

7) Strabo p. 430, 1084, 703. ed. Falconer. Diod. V, 18, al.

8) Strabo 16, p. 1084. Falcon. (p. 762 Cas.): „Nicht anders machte es ſein (des Minos) Nachfolger, der auf ſeinen vielfältigen Reiſen das von der Pythia erlernte, was er nachher den Lakedämoniern vortragen wollte. In wie fern nun alle Erzählungen dieſer Art wahr ſind, will ich jetzt nicht unterſuchen; genug, die Leute glaubten es damals und ſchätzten deshalb auch die Wahrſager ſo hoch, daß ſie dieſelben ſogar der königlichen Würde werth hielten.... Solche waren Amphiaraos, Trophonios, Orpheus, Muſaios und der ſogenannte Gott bei den Geten, welches in alten Zeiten der Pythagoräer Zamolxis und in unſern Tagen beim Könige Byrebiſtes Dekaineos war; ferner bei den Bosporanern Achaikaros, bei den Indiern die Gymnoſophiſten, bei den Perſern die Magier, die Nekyomanten, die ſogenannten Lekanomanten und die Hydromanten, bei den Aſſyriern die Chaldäer und bei den Römern die tyrrheniſchen Haruſpices. Ein ſolcher war auch Moſes u. ſ. w."

9) So erzählt er 10, p. 703. Falc. (p. 482. Casaub.), „in Kreta angekommen, habe er Thales, einen Liederdichter und Geſetzerfinder, beſucht, ſich von ihm über die Art, wie zuerſt Rhadamanthys und nachher Minos ihre Geſetze, als von Zeus gegeben, bei den Menſchen einführten, belehren laſſen — — — — und ſei dann wieder in die Heimath zurückgekehrt." — Auch die vorher angeführte Stelle iſt in ihrem Zuſammenhange verzweifelt ſkeptiſch.

10) Diodor I, 94. Er ſpricht von dem Aegypter Mneues (der ganz offenbar, wie auch Weſſeling geneigt iſt anzunehmen, der erſte König

Möglichkeit annimmt, daß die Nomotheten ihre heilſamen Rathſchläge für wirkliche Eingebungen der Gottheit gehalten haben möchten, und der den Glauben der Völker in Anſchlag bringt, welches Letztere zwar Strabo auch thut, ohne jedoch, ſcheints, das Gute darin zu erkennen und das Zeitgemäße, wie Diodor wenigſtens, merken läßt. Dieſer Glaube ſcheint mir nach der Natur alles Wunderbaren und ſeiner Verbreitung weit das Wichtigſte zu ſein, worauf man achten muß. Beides ruht weit mehr auf der Fiction und der Phantaſie des Volks, als auf dem ſchlauen Vorgeben der Einzelnen.

Es iſt zur vollſtändigeren Andeutung des analogen Verhältniſſes dieſer Legislatoren zu den in der neueren Zeit mit dem Ehrentitel des Großen belegten Königen nöthig, auf den Unterſchied aufmerkſam zu machen, den die verſchiedenen Zeiten und Völker, in denen ſie auftreten, bedingen. Als Gründer einer neuen Staatsordnung [11]) finden wir ſie überall; alle ſcheinen ſich in bewegten Zeiten, die das Bedürfniß zu einer Aenderung der beſtehenden Verhältniſſe treibt, an die Spitze der Bewegung geſtellt und das Neue, das ſie einzuführen dachten, unter theilweiſer Herſtellung oder Feſtſtellung des alten

---

Menes iſt): „Er habe aber vorgegeben, daß Hermes ihm dieſe Geſetze als die Quellen eines großen Glückes übergeben habe. Daſſelbe that bei den Griechen auf Kreta Minos, in Sparta Lykurg, von denen jener ſeine Geſetze von Zeus, dieſer die ſeinigen von Apollo erhalten zu haben verſicherte. Auch bei mehreren andern Völkern ſoll man ſich dieſer Täuſchung bedient und durch dieſelbe denen, die ſie glaubten, viele Wohlthaten erwieſen haben. Bei den Arimaspen nämlich ſoll Zathrauſtes einen guten Dämon, bei den Geten, welche an die Unſterblichkeit glauben, Zamolxis die Heſtia, bei den Juden Moſes den Jao genannten Gott für den Urheber ſeiner Geſetze ausgegeben haben: mochten ſie nun eine zum Beſten der Menſchen gemachte Erdichtung für groß und göttlich halten, oder glauben, daß die Menge wegen der Größe und Macht der vorgegebenen Urheber der Geſetze dieſelben eher befolgen würde.

11) Ganz nach meinem Sinne ſcheidet Ariſtoteles mit einer trefflichen Bezeichnung den Pittakus aus der Zahl der Staatsordner aus: ἦν νόμων δημιουργὸς ἀλλ' οὐ πολιτείας.

Herkommens annehmlicher gemacht zu haben. Auf einen ſolchen Zuſtand der Dinge bei der Erſcheinung des Moſes, Lykurg, Solon laſſen die moſaiſchen Bücher, die wenigen Trümmer der alten ſpartaniſchen Geſchichte, die Nachrichten von Athen aus der vor-ſoloniſchen Zeit ſchließen. Dieſe neuen Einrichtungen, die von den Geſetzgebern ausgehen, erſcheinen bald in monarchiſcher oder hierarchiſcher Form, bald als Stammverfaſſung oder Republik. In Aſien, in den früheren Zeiten herrſcht das Theokratiſche vor; ſo unterſchied ſchon Strabo. [12]) Es zeigt ſich aber auch zugleich die Eigenheit, die hier beſonders weſentlich ſcheint, daß die älteren Propheten und Geſetzgeber des Orients meiſt als Gründer von Staaten ſelbſt, als Könige und Herrſcher, oder als patriarchaliſche Volksführer erſcheinen. Jener ägyptiſche Menes, auf den Diodor [13]) den ägyptiſchen Götter- und Opferdienſt zurückführt und der ſeine Geſetze von Hermes erhalten haben ſollte, heißt der erſte König von Aegypten, und Herodot [14]) ſchreibt ihm die Anlage von Memphis und die erſte Benutzung des Landes durch Anlegung von Kanälen und Dämmen zu. Moſes, als der Befreier der Juden und ihr Führer nach Kanaan, gehört ganz in dieſe Reihe. Ebenſo entſchieden aus der älteſten griechiſchen Zeit Minos, der erſte Thalaſſokrat und Gründer einer Herrſchaft auf den kykladiſchen Inſeln. [15]) Ueber Zoroaſter wage ich nicht zu entſcheiden. Ich will mich auch nicht auf Niebuhr's Anſicht berufen, weil ich ſelbſt nicht den Schein haben möchte, irgend

12) Strabo 16, p. 1083 Falcon. (p. 761 Casaub.): „Denn es iſt der Natur gemäß und findet ſich bei den Griechen, wie bei den Barbaren, daß die Menſchen, zum Staatsleben geneigt, ſich einem gemeinſchaftlichen Geſetze unterwerfen. Anders iſt eine Vereinigung zum Staat und die Führung eines gemeinſchaftlichen Lebens nicht möglich. Das Geſetz aber iſt doppelter Art, entweder ein göttliches oder ein menſchliches. Die älteren Menſchen ehrten die göttlichen Vorſchriften mehr.....

13) Diod. I, 45. coll. 94.

14) Herod. II, 99.

15) Thuc. I, 4.

eine unbegründete, wenn auch noch ſo wahrſcheinliche Annahme für meinen Zweck benutzen zu wollen. Einleuchtend genug aber iſt die Bemerkung, [16]) daß Zoroaſter als Stifter der magiſchen Religion in ein hohes Alter hinauf gerückt werden müſſe und daß, „da die Magier ein mediſcher Stamm waren, es eine angemeſſene Bezeichnung der mediſchen Eroberung ſei, ihn als den erſten mediſchen König von Babylon zu nennen, wie es Syncellus bei Africanus und dieſer ganz gewiß bei dem Polyhiſtor fand.“ Ich will indeß weder hierauf, noch auf Juſtin und wer ihn ſonſt als baktriſchen König bezeichnet, ein Gewicht legen, um nicht leichtſinnig über eine Sache abzuurtheilen, die ausführlicher beſprochen ſein will, wozu hier natürlich der Ort nicht iſt. Bei den Geten erſcheint in Zamolxis das göttliche und königliche Herrſcherthum vereinigt, [17]) und daß den nordiſchen Völkern dieſer Gegenden ſolche prophetiſche Männer häufig, daß ihnen die Vergötterung ihrer Könige und Häupter geläufig war, beweiſen jene Namen von Geſetzgebern, die Strabo unter den Bosporanern, Diodor unter den Arimaspen erwähnen, beweiſen ſo manche ſkythiſche Geſchichtchen bei Herodot, die Berichte von den Nachfolgern des Zamolxis, die Erſcheinung jenes Mariccus bei den Bojern [18]) u. dgl. m.

Ueber die griechiſchen Geſetzgeber wiſſen wir leider meiſt ſehr wenig. Viele Namen nannte das Alterthum, über die uns gar nichts näheres bekannt iſt, wie Ariſtoteles einen Philolaos in Theben, Androdamas im thrakiſchen Chalkidike, und den Onomakritos erwähnt. [19]) So viel läßt ſich übrigens erkennen, daß ſich die Nomotheten Griechenlands von den aſiatiſchen, ſo wie unter ſich in weſentlichen Stücken unterſcheiden. Eine Anknüpfung an das Orientaliſch-Hierarchiſche bietet am ſtärkſten

16) Kleine hiſtoriſche Schriften I, p. 202. Note 11.

17) Plato Charm.: „Aber Zamolxis, unſer König, der ein Gott iſt, ſagt.“ Cf. Strab. p. 430. 1084.

18) Tacit. hist. II, 61.

19) Arist. Pol. p. 84 — 86, ed. Schneider.

Pythagoras mit seiner babylonisch-ägyptischen Weisheit, seiner Geheimlehre und seinem Herrscherbunde. Dergleichen konnte in Griechenland, der Natur des Volkes nach, nicht wurzeln. Fester, als sein Priesterstaat, standen die Einrichtungen eines Lykurg, Charondes und Zaleukus. So sehr die finstere Strenge ihrer ascetischen Moral, so sehr einzelne Züge in ihren Vorschriften, einzelne Reste alter Institutionen in Sparta an den Orient erinnern, so ruhten doch diese ihre Gesetze und Staatseinrichtungen auf dem frühen Herkommen, auf der alten Stammsitte der Achäer oder Dorier, und brachten nicht völlig Neues und Ungewohntes. Den Zauber ihres geheiligten Ansehns mißbrauchten sie nicht weiter, als um ihre Mitbürger für moralische Bildung mehr, als für politische und geistige, empfänglich zu machen (σωφρονεῖν μᾶλλον ἢ φρονεῖν), der Eine, indem er den Kriegsruhm des Vaterlandes, die Andern, indem sie eine patriarchalische Gemeinschaft zum bindenden Prinzip machten. Erhaltung des Bestehenden, treue Anhänglichkeit an der einfachen Sitte war hier Hauptgegenstand der Vorsorge. Dies taugte nicht für Handelstaaten, wie Athen und Syrakus, wo der Entwickelung mehr Raum gegeben werden mußte. Die eine der genannten Städte verwarf daher die strengen Gesetze des Drako ganz, die andere konnte die des Diokles nicht unverändert lassen. Bei ihm und Solon weicht auch das Wunderbare ganz in den Hintergrund, die Beschränkung der bürgerlichen Freiheit durch Vorschriften der Religion, der Moral und des Cultus tritt mehr zurück; das ächt griechische Wesen wehrt sich hier entschiedener gegen den Zwang des Orients. In der Anknüpfung des Solon an die sieben Weisen würde ich auch lieber die Bezeichnung eines Heraustretens aus dem Kreise unserer Gesetzgeber sehen, als in seiner Zusammenstellung mit Epimenides die einer Verbindung mit ihnen.

Den Uebergang aus dem Alterthum, wo die Völker an einen übernatürlichen Bund dieser Wohlthäter mit der Gottheit zu glauben geneigt waren und wo sie in diesem Glauben, wenn nicht gar, wie bei Lykurg, [20]) in göttlicher Verehrung, ihren

20) Strab. p. 531.

Dank ausſprachen, in die neueren Zeiten, wo die ähnliche Erſcheinung fortdauerte, wo nur Aufklärung in religiöſen Dingen und helle Geſchichtſchreibung die Wunder nicht mehr zuließ, wo alſo die Weisheit der Geſetzgeber und Staatengründer auf ihrer menſchlichen Größe ruhen blieb und wo, dem entſprechend, die Erkenntlichkeit der Völker ſich inſtinctmäßig für Einen und denſelben ehrenvollen Beinamen entſchied, dieſen Uebergang macht Alexander. Er iſt, wenn wir hier von den großen Religionsſtiftern, deren Lehren im Orient und Occident an die Stelle der untergegangenen Ideen des Alterthums traten, abſehen, der Letzte, der in eine Beziehung mit der Gottheit geſetzt wird, und der Erſte, den das Prädicat des Großen ziert. Oder vielleicht ſage ich beſſer: er iſt, wenn man den Orient, der ſeiner Natur nach ſich in dem alten Ideenkreiſe fortbewegte, ausſchließt, in dem griechiſchen Alterthume der, an dem ſich der Glaube an eine Verbindung zwiſchen Menſch und Gottheit, die er ſuchte, brach. Hier alſo iſt der Wendepunkt, wo an die Stelle des Ausdrucks der Dankbarkeit früherer Zeiten ein neuer, ein weltlicherer trat. Dieſes neue Moment fand in dem Oriente nie Eingang, wie ich aus der Geſchichte neuerer Zeiten weiter unten zeigen zu können glaube; auch in der ältern Zeit beweiſt das Feſthängen an der anfänglichen Vorſtellungsart nicht allein die Weiſe, in der Muhammed auch als Gründer einer weltlichen Macht auftritt, ſondern ſchon das bereitwillige Eingehen der Aſiaten in die Vergötterung Alexander's und ſeiner Nachfolger, ſo ſinn- und bedeutungslos ſie auch ward; beweiſt ſchon, daß der Orient denſelben Stifter des Weltreichs, dem die Griechen nichts als ihr „Sohn des Philippos" zuerkennen wollten, immer als einen Propheten oder Heiligen angeſehen hat, als welcher er vielleicht ſelbſt in den Koran übergegangen iſt. [21]) Dieſe Darſtellung der Sache

21) Sur. 18, v. 85, 86. Den Zweigehörnten, von dem hier die Rede iſt, vereinigen ſich faſt alle orientaliſchen Ausleger auf den Alexander zu deuten. Man vergleiche Wahl zur Ueberſetzung des Koran S. 251, wo dieſe Auslegung beſtritten wird.

wird vielleicht dazu beitragen können, die Befangenheit, mit der man so oft den Charakter und die Handlungsweise Alexander's beurtheilt hat, recht deutlich zu zeigen, da es hier klar wird, wie wenig auf der einen Seite der freie Wille des Menschen überall anrechnungsfähig ist, indem er von Zeiten, von Verhältnissen, von ewig her geordneten Gesetzen bestimmt wird, und daß er auf der andern Seite doch wohl da am freiesten und bestaunenswerthesten erscheinen muß, wo er, wie in Alexander, aus einer Divination oder Einsicht in den Zwang der Umstände und die Gesetze der Natur, ihnen gemäß, sich selbst bestimmt.

Von dem Welteroberer, der in Asien eine ganz neue Bildung hervorrief und der, wie wir nicht vergessen dürfen zu bemerken, nur in seiner Stellung zu Asien und als Begründer dieser neuen Cultur hierher gehört, geht der Name nach einer anscheinend etwas oberflächlichen Aehnlichkeit auf den Wiederhersteller des syrischen Reichs, Antiochus, über, dessen Eroberungszüge in Kleinasien, gegen Aegypten, nach dem noch unbetretenen Atropatene, nach Parthien und Baktrien den Völkern ebenso ein Recht gab, ihn Alexandern zu vergleichen, wie man nach Jornandes z. B. den Gothen Hermanrich mit ihm zusammenstellte. Ganz in derselben Weise vergleicht sich dann Mithridates in seinen Planen und Versuchen, ein griechisch-baktrisches Reich am Pontus zu gründen. Hier finde ich mich veranlaßt, zwei Bemerkungen einzuschieben. Zuerst: die Geschichte scheint Niemanden so bereitwillig und so nachsichtig unsern Ehrennamen ertheilt zu haben, als Restauratoren, Männern, die in die Fußstapfen von Vorgängern traten, die schon jener Auszeichnung theilhaftig geworden waren, gleich als ob es nach solchen vorläufigen Mustern dem Tacte der Nationen leichter geworden wäre, sich zurecht zu finden. [22]) Dahin würde

22) Dafür könnte man vielleicht noch andere Argumente anführen. Nach folgender Stelle bei Appian (Syriac. I.): „Antiochos ...., welcher viele große Thaten verrichtete und deswegen der große Antiochos genannt wurde, brach, durch seine Thaten und den ihm in Folge der-

ich den Antiochus rechnen; dahin den Theodoſius, von dem Spittler meint, er habe ſeinen Beinamen nur durch eine Art von hiſtoriſcher Verjährung behalten; dahin den Karl Emanuel von Savoyen, den Friedrich von Sicilien, den Capetinger Hugo, unſeren Otto, lauter Regenten, bei denen ſich am entſchiedenſten die Stimme des Zweifels erhoben hat. Sodann muß ich hier die Behauptung wiederholen, daß der Orient den Beinamen des Großen nicht eigenthümlich in der Bedeutung kennt, in der er hier genommen wird, [23]) und daß erſt der

ſelben zu Theil gewordenen Beinamen ſtolz gemacht, in Syrien u. ſ. w. ein," wäre Antiochus ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Große genannt worden. So heißt es bei Guichenon (hist. généal. de la *roy. maison* de Savoye t. I, p. 708) von K. Emanuel: Quoyque la plupart des souverains exigent bien souvent de la flatterie de leurs sujets, ou de la complaisance des étrangers — — néantmoins le surnom de Grand; dont il fut honnoré *pendant sa vie* et après sa mort, ne fut donné qu'à ses éminentes vertus. So bei Blancas, Friedrich v. Sicilien hätte dieſe Ehre auch noch in ſeinem Leben genoſſen; und Friedrich von Preußen, dem auch der große Churfürſt vorgegangen war, erlebte gleichfalls die allgemeine Einſtimmung der Völker in dieſe Benennung. Wenn man Zeugniſſen der Art trauen dürfte, ſo wäre die

Occident denſelben auf einzelne hervorragende Geſtalten übertrug und dabei aus der Ferne natürlich nicht immer ſo ſicher beobachtete, wie in der Nähe. Dies ſcheint ſich in alter wie in neuer Zeit zu beſtätigen. So wenig als Alexander im Oſten der Große heißt, ſo wenig ſcheint der Orient den Mithridates ſo genannt zu haben und ebenſowenig einen Akhbar oder Suleiman. Derſelbe Appian, der den Antiochus unter dem Titel des Großen kennt, benennt den Mithridat nur mit dem Namen Eupator oder Dionyſos. Weder Soliman noch Akhbar werden von ihren eigenen Nationen groß genannt, ſondern die europäiſchen Völker, die mit ihnen in nähere oder entferntere Berührung kamen, haben ihnen den Beinamen beigelegt. Selbſt die ſlaviſchen Nationen haben ihn nur von den Germanen überkommen, und germaniſche Autoren benennen zuerſt einen Wladimir oder Johann III. mit ihm. Sollte Antiochus, zufolge der Stelle des Appian, wirklich von den Syrern ſo benannt worden ſein, ſo würde ich ſagen, es fügt ſich bei ihm ſo, wie auch bei dem Perſer Abbas, daß die zufällige Benennung des Großen, auf die der Orient, der jedem ſeiner Herrſcher Beinamen zu geben pflegt, wohl ein oder das andere Mal natürlicherweiſe verfallen konnte, mit der hiſtoriſchen des Occidents zuſammentraf und ſie unterſtützte. Das aber bleibt entſchieden: es liegt eine tiefe Wahrhaftigkeit in dem Gefühle der Völker und in dem Ausſpruch der Geſchichte; denn wenn einmal nach der einzigen Analogie des Alexander irgend einer unter den aſiatiſchen Regenten die Ehre theilen ſollte, ſo ſind gewiß die beiden Genannten ebenſo richtig getroffen, als in neuerer Zeit die Auszeichnung des Abbas oder Suleiman auf einer ſcharfen Beobachtung und geſunden Vergleichung mit den neueren germaniſchen Großen beruht. Nicht in des Letzteren großem Sinne, nicht in ſeiner Duldung und Frömmigkeit, noch in ſeiner Pracht und Liebe zur Wiſſenſchaft würde ich dann mit Hammer den

---

dem Großen, und dieſer wie „der große Haller“ ſcheinen allerdings in unſeren Kreis zu gehören, doch kann man auch hier wegen mangelnder Analogie nicht abſprechen.

...Einrichtung genannt

Wenn ich den Antiochus und Mithrid

Alexander unterordnete, ſo dünkt mir
gewiſſer Hinſicht neben ihn geſtellt wer
neuen Reichs in Oſten und der Gründe
ſation im Reiche. Bei ihm erſcheint, fi
Weiſe, das Wunderbare und Religiöſe
zweifeln könnte, ob ihm nicht mehr wegen
Erhebung des Chriſtenthums zur Staats
der Umbildung der Verfaſſung und Erwe
zur Hauptſtadt eines neu entſtehenden Rei
zukomme. Und eben ſo würde ich dann
ſeinem Beſtreben, das zerfallene Reich noch
dem Syrer Antiochus vergleichen und ihn
Conſtantin betrachten, als man auch bei
ob die Taufe und ſeine orthodoxe Anhäng
Glauben mehr, als die Rettung des Reichs
und die Vereinigung der römiſchen Welther
Scepter ihn in die Reihe unſerer Heroen ſte
gange von den alten griechiſchen und römiſ
niſchen Stämmen finden wir, was gleich he
Licht erhalten ſoll, die blos äußerliche Seit
dung vorwaltend, und wie jener Mithrida
mern der verfallenen griech...

Reste, sich ein neues Reich zu gründen hoffte, so tritt Theoderich mit seinen Ostgothen nach dem Sturz des Römerreichs in Italien auf und benutzt, was ihm von der römischen Cultur brauchbar schien.

Wenn man bei den germanischen Völkern nach unserem Gegenstande forscht, so theilt sich die Erscheinung auch da, wie im Alterthum. In tieferen Beziehungen treffen wir sie vorzugsweise bei den Stämmen, die dem deutschen Charakter fester anhingen und treu blieben, die auch vorzugsweise alle Stufen der Entwickelung neuerer Staaten und Staatsformen zu durchschreiten auserlesen scheinen. Je nach den Anlagen der Völker richtet sich die Vollkommenheit ihrer Geschichte, die Bestimmtheit und die völligere oder getheiltere Lösung der Erscheinungen. Drei große Umwälzungen der Staatsform erkennt man unter den glücklicheren und bevorzugteren Nationen der neuen Zeit viel deutlicher, als in den übrigen unterschieden. Die letzte der drei, die seit der Reformation ganz Europa erschütterte und fortfährt zu erschüttern, ist die, in welcher die Masse der Nationen ihre uranfänglichen Rechte, die sie aus ihren heimathlichen Sitzen mitgebracht haben, gegen die Unterdrückung des Fürstenstandes zu retten und wieder zu erobern sucht. Im Mittelalter wurde dieser Kampf auch versucht; dabei erscheint aber nur ein Theil der Nation thätig, der gebildetere, die ὀλίγοι, der Adel. Vorher finden wir endlich eine erste Umgestaltung des ursprünglichen Verhältnisses zwischen Volk und Fürst, als die erste der bedeutenderen Bewegungen, von denen ich rede; sie geht von einzelnen überlegenen Geistern aus, die auf eine geschickte Weise das Alterthümliche verknüpfen mit einer Art von Absolutismus, den ihre Ueberlegenheit, oder ihre Gerechtigkeit, oder ihr guter Eifer erträglich oder gar wohlthätig machte. Dies sind die Großen der Franken, Deutschen, Engländer und Dänen. Wie die alten griechischen Nomotheten, verbinden sie mit der Freiheit, die sie in hergebrachter Weise bestehen lassen, einen neuen Zwang. Die Neueren erreichen mit ihrem Heiligenschein, mit der Unverletzlichkeit der Person des Herrschers, die sie mit alttestamentlichen und christlichen

ıratt gehabt hat, da haben auch die E
Rolle, keine ſo entſchiedene Stelle an
der Fall mit all den Staaten, in d
Romaniſche durchgriff und vorherrſchen
Staaten erſcheinen unſere Helden meiſt
Beziehung als bloße Staaten- oder Dyn
Charakter mangelt die Tiefe, oder in ih
die Größe, die bei den deutſchern Stäm
rechne ich dann alle Fürſten von Italien
deus, als Stifter der Hauptlinie von
Emanuel, als Reſtaurator des Herzogth
nahme von Saluzzo; Alfons, als Grü
Oviedo; Sancho von Navarra, den erſte
Mauren entriſſenen Reiche; Ferdinand, d
Caſtilien; Peter, den ritterlichen Erober
Urheber der dortigen aragoniſchen Herrſ
zweiten Befeſtiger, Friedrich III. Hierher
Päbſte Gregor und Leo rechnen, welche di
und die Ausdehnung und Vergrößerung d
mats unter ihrem Ehrentitel in die Geſchic
den heiligen Baſilius, die Grundſäule der
Kirche. Die größere Unbeſtimmtheit der S
denn auch hier unter den

von Toledo, Franz Tarapha und Andern mit dieſem Beiſatze geehrt, der ſich nur in Poeſien, in einzelnen Genealogien, bei Joh. Vaſäus und ähnlichen findet. Ja, die ſonſt ſichere Stimme der Geſchichte ſelbſt ſcheint hier zu ſchwanken; ſollte dem Emanuel, unſtreitig als dem Entdecker und Beſitznehmer von Oſtindien, der Beiname mit Recht zukommen, hat ſie dann nicht eine Ungerechtigkeit an den katholiſchen Königen begangen?

Eine Mitte zwiſchen dieſen romaniſchen und den eigentlich germaniſchen Völkern ſcheinen die zu halten, bei denen auf der Grundlage eines fremden Elementes das Deutſche oder Italieniſche auf die Cultur einen bedeutenden Einfluß übte, Ungarn und Polen. Auch hier gilt, was ſich ſelbſt von jenen ſüdlichen Großen ſagen läßt, daß nämlich die Fremden den trefflichen Ludwig dort und Caſimir hier weit bereitwilliger unter ihrem Beinamen anerkennen, als die Eingebornen ſelbſt. Hier mußte nun durch den Mangel oder die Mangelhaftigkeit des Feudalweſens eine eigenthümliche Abweichung eintreten, was jetzt nicht wohl ausgeführt werden kann. Ich denke, es wird ſchon einleuchten, wenn ich bemerke, daß Urheber neuer Reiche hier nicht, wie im Süden, in unſerer Reihe genannt werden können, da hier der Anfang der Staaten im Dunkel liegt, während ſich in Italien und Spanien den dortigen Verhältniſſen nach noch ſpät neue Reiche geſtalteten. Hier alſo finde ich mehr eine Erinnerung an das, was oben über die Benennung des Soliman z. B. geſagt wurde; die Geſchichte hebt hier mehr das Verhältniß der Regenten zur innern Staatengeſchichte heraus. Ich glaube alſo, daß nicht etwa die ungeheure Ausdehnung des Magyarenreichs zwiſchen dem adriatiſchen, ſchwarzen und baltiſchen Meere für Ludwig und die Vereinigung Maſoviens und Rothrußlands mit Polen für Caſimir eine Stelle in unſerem Kreiſe öffnete, ſondern vielmehr die Veränderungen in Staats- und Rechtsverfaſſung dem Einen, dem Andern aber die Veranſtaltung der erſten Sammlung ſchriftlicher Geſetze den ächteren Anſpruch gab, wo man nur nicht auf den unſtatthaften Gedanken kommen muß, als ob dieſem nach auch ſolche Geſetzgeber, wie Alfons X., Theobald von

Navarra und ähnliche in unſern Kreis gehörten, die unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen ganz verſchiedene Geſetzſammlungen machten. Sobald indeſſen die Geſchichte im Oſten die deutliche Entſtehung eines Reiches gewahrt, wendet ſie ſich zu der Bezeichnungsart, die ihr im Süden geläufig iſt, zurück; ſie ſtellt alſo den Iwan Waſſiljewitſch, den die Ruſſen ſelbſt den Schrecklichen nennen, als den Großen auf, der von der andern Seite als rückſichtloſer Autokrat, für die Ausübung eines harten Deſpotismus über die eroberten Provinzen ſeines Reichs dieſe Ehre ſo wenig zu verdienen ſcheint, als die franzöſiſchen Könige, die die unterworfenen, von der Häreſie angeſteckten Fürſtenthümer ihre Härte empfinden ließen.

Dagegen ſcheint im Wladimir ein wäringiſch-ſcandinaviſcher Charakter noch nicht ganz erloſchen, denn er ſcheint mit Recht neben dem Franken Chlodwig die Reihe derer zu eröffnen, die im ſtrengſten, eigentlich germaniſchen Sinne unſern Ehrennamen erhalten haben. Er war der Erſte, der ſeine ſlaviſchen Stämme aus ihrem hergebrachten geſellſchaftlichen Zuſtande zu einer ſtrengeren Monarchie überführte und zwar mit den Mitteln, die hier eigenthümlich und weſentlich erſcheinen, und die an jene der alten Geſetzgeber am entſchiedenſten erinnern, mit Ein-

Die Größe des Kriegers und Eroberers wird hier mehr Nebensache; viel wichtiger ist das innere Verhältniß, das Karl zwischen Volk und Fürsten gründete und das welthistorisch bedeutend werden sollte, wie die politischen Ideen der alten Gesetzgeber den Charakter der griechischen Staaten bestimmen halfen. Wir finden ihn daher, eben wie die dort, zwischen zwei Hauptelemente gesetzt, deren Vereinigung er zu erzielen suchen mußte. Das eine ist durchaus alt, nationell, fränkisch und frei, das andre neu, unvolksthümlich, römisch und unfrei. Auf der einen Seite war er demnach genöthigt, das Altbestehende in einem gewissen Grade wenigstens festzuhalten und in das Neuhinzuzufügende überzuführen; eben wie seine Vorgänger bereits den Volksversammlungen ihre alte Bedeutung genommen hatten, so veranstaltete er in gleich vorsichtig berechneter Weise, scheinbar liberal, die Anknüpfung der longobardischen, friesischen und sächsischen Gesetzsammlungen an die schon bestehenden der fränkischen und deutschen Stämme; er wußte aber leise Veränderungen anzubringen, wie sie seinem Plane taugten. Das Bedeutendste ist die Benutzung des Christlich-Römischen, der kriegerische Charakter, den das Christenthum seit dem feindlichen Einfall der Mauren unter den Karolingern angenommen hatte und der für die ganze Geschichte des Mittelalters so einflußreich geworden ist, das Ansehen des römischen Stuhls und die Herstellung des römischen Reichs, durch die sich Karl zum weltlichen Oberhaupt der Christenheit machte. Schade, daß dadurch das Römische in Karl's Reich ein unnatürliches Uebergewicht gewann. Dieser Klippe entging Alfred in England ganz; er trat mit seinen Einrichtungen dem Geiste seines Volkes viel schonender entgegen. Auch er suchte mit einem ähnlichen Verfahren die Person des Regenten zum Mittelpunkt der ganzen Staatsorganisation zu machen, wie Karl; allein er hielt viel fester an dem Volksthümlichen, rief alle unter der dänischen Invasion vergessenen oder gefallenen alten Institutionen zurück und führte eine durchaus volksmäßige Staatsverwaltung ein. Seine Einrichtungen sind daher mit Modifikationen bis heute stehen geblieben, während Karl's Anordnungen in dem weiten

und ungleichen Reiche zerfallen mußten. Auf das Syſtem Karl's des Großen kam dann in der Stellung, die er zu Staat und Kirche annahm, Otto der Große zurück, an deſſen Verdienſt man auch ſehr gern gezweifelt hat, weil man nur ein moraliſches Verdienſt ſuchte. Die Reſtauration verlorner Macht wird in ihm belohnt, wie der anfängliche Erwerb derſelben in Karl. Dies geſchieht, gewiß viel unverdienter, ſelbſt dem Capetinger Hugo, ihm, als einem bloßen Lehnsmann. Hier zeigt ſich zugleich höchſt auffallend der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Geſchichte nach Karl dem Großen gleichſam in dieſer Beilegung unſeres Beinamens angedeutet, daß nämlich in Deutſchland durch die energiſchen ſächſiſchen Könige das Monarchiſche länger feſtgehalten wurde, während in Frankreich die frühere Zeit ariſtokratiſch iſt und die abſolutiſtiſche folgt, mehr wie in den ſüdlichen Staaten Europa's. Die Benutzung des Chriſtenthums und Roms zur Vermehrung der Herrſcherwürde ſuchte Otto, wie wir bemerkten, ebenſo wie Karl, und darin ahmte beiden wieder Kanut in Dänemark nach; ſchon die Erfahrungen, die er in dem eroberten England gemacht hatte, mußten ihn auf dieſen Weg leiten.

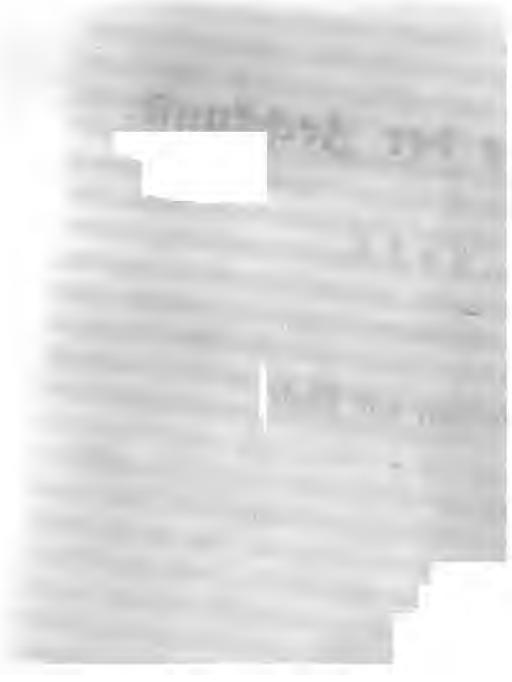
Civiliſation in die Reihe der europäiſchen Völker zu ſtellen ſtrebte. Viel auffallender aber zeigt ſich in Preußen durch eine lange Zeit unter verſchiedenen Fürſten ein und daſſelbe Syſtem eines milden, wohlthätigen, oder wie Spittler ihn nennt, eines höchſt geſcheidten Deſpotismus, der uns auch an den Regierungen unſerer Großen das charakteriſtiſche Zeichen ſcheint. Unter dieſen Regenten ſehen wir daher auch zwei, die kein großer Zeitraum trennt, mit dem Beinamen geziert. In Friedrich beſonders vereinen ſich auf eine merkwürdige Weiſe alle Eigenſchaften, die an den germaniſchen Großen hervorſtechend ſind, ſehe man nun im Allgemeinen auf die Rettung und Vergrößerung ſeines Landes, auf ſeine Geſetzgebung, auf die Concentration der Regierung in ſeiner Perſon, oder im Beſondern auf die weiſe Beſchränkung von Ehrgeiz und Eroberungsſucht, auf ſeine Unzufriedenheit mit der Bildungsſtufe ſeines Volks oder auf ſeine gewiſſenhafte Zeit- und Geſchäftseintheilung, Züge, die ihn im Großen wie im Kleinen höchſt auffallend ſeinen bezeichneten Vorfahren, z. B. dem engliſchen Alfred, nähern. Auch hat man nicht ſelten ihn mit Peter von Rußland und die übrigen untereinander verglichen; und warum ſollten ſich auch dieſe Männer unter ſo ähnlichen Verhältniſſen nicht mehr oder minder ähnlich ausgebildet haben? So ſicher alſo auch hier, trotz dem Abgange mancher äußeren Merkmale, die Geſchichte fortwährend griff, ſo können wir doch nicht unbemerkt laſſen, daß gerade die neuere Zeit oft irre zu leiten geſucht hat, eben wie wir ſchon in jenen ſüdlichen Staaten, die den modernen Charakter früher annahmen, Unſicherheit und Mangel an Uebereinſtimmung gefunden haben. So erinnert es uns an die italieniſchen Familienhäupter, die wir oben erwähnten, wenn Roscoe und andere Neuere die berühmten Medici mit unſerem Namen belegen, und ein verſchiedener, aber faſt größerer Mißgriff ſcheint es uns, wenn man ihn auf einen Ludwig XIV., auf Heinrich IV., auf Napoleon überträgt. In beiden Fällen iſt auch die allgemeine Stimme nie beigetreten. Denn nirgends hat die Geſchichte dazu berechtigt, Männer, die der Glanz, die Größe, die Bildung, die Beſtrebung ihrer Zeit und ihres Volkes erſt zu dem machte,

was sie waren, auf diese Weise zu erheben, sondern die Kraft des Einzelnen, der sich durch sich selbst über seine Umgebung hob, sollte dadurch bezeichnet und belohnt werden; und mögen Geistesgröße und Charakter die Männer der einen und andern Art einander noch so nahe stellen, so trennen sie doch die unterscheidendsten Eigenschaften wieder, und meist finden wir auf der einen Seite jene verzeihliche und verziehene Willkühr, die ein unkultivirtes Volk zu heben sucht, und auf der anderen die weit verschiedene, die eine aufstrebende Nation zu beschränken oder auch nur zu leiten sucht. Die eine hat die Menschheit in den aufgeführten Männern auf die bezeichnete Weise gesegnet und gepriesen; die andre hat die neidische Gottheit in Jason, in Philipp und Cäsar, in Karl V., in Cromwell und Buonaparte verfolgt. Die Geschichte in ihrer Weisheit und Ruhe weiß Erscheinungen von Erscheinungen wohl zu scheiden; sie theilte im letzten halben Jahrhunderte fast zu einer Zeit ihre Ehren aus an jene Eine Art von Despotie, so laute Stimmen sie auch jetzt recht verschmerzen möchten, und weigerte sie der Andern, unbekümmert um das Geschrei, mit dem die Schmeicheleien, gleichviel ob der Einzelnen oder ganzer Völker, ihren partheilosen Ausspruch zu bestechen versuchten.

Geschichte der Zechkunst.

1836.

Entwurf und Probe.



Der Entwurf zu einer Geſchichte der Zechkunſt kann einen Gegenſtand anzukündigen ſcheinen, der Manchen eines Mannes wenig würdig dünken wird, welcher ſich ſonſt die Miene gibt, auf ernſte Beſtrebungen gerichtet zu ſein und ehrenhaften Dingen ſeinen Fleiß zu widmen. Das nun iſt allerdings die Meinung nicht, weder in dem Entwurfe zu dieſem Werke die Ausſicht auf ein bloßes Schatzkäſtlein von allerhand Curioſitäten zu öffnen, noch das Werk ſelbſt auf die müßige Neugier gelangweilter Leſer zu berechnen und darin etwa ein Seitenſtück zu den Almanachen der Weintrinker oder der Gaſtronomie zu liefern. So lockern Zwecken könnten nur loſe Motive zu Grunde liegen, die in der That einem wiſſenſchaftlichen Manne wenig anſtänden. Man würde es einem Andern, der auf die Unterhaltung der Maſſe ausgeht, nicht ſo ſehr verargen, wenn er über Wein und Gelage etwa aus eignem Wohlgefallen an der Sache ſchriebe, falls er nur nüchtern ausführte, was er immerhin nach alter deutſcher Art im Rauſche beſchloſſen haben möchte; ſobald aber der Gegenſtand von einer wiſſenſchaftlichen Seite aufgefaßt werden ſollte, ſo müßte auch die Würde der Wiſſenſchaft jede frivole Behandlung, wie jeden ſeichten Zweck und jedes leichte Motiv entfernen. Möchte man auch die leichtfertige Materie mit den ernſthafteſten Geberden maskiren, es würde ſie in meinen Augen nicht entſchuldigen. Wie Vielen würde ein geringfügiges Werk über dieſen oder einen ähnlichen Stoff ge-

fügig, ſobald er nur dahin gekommen iſt, Reſultate aus ſeinen Beobachtungen zu ziehen, Geſetze, gleichmäßige Geſetze in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Betrachter gibt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloſes. Wenn daſſelbe Geſetz chemiſcher Miſchung die ungeheuerſte Körpermaſſe wie das kleinſte Atom durchdringt, wenn der Gang der Entwickelung der Menſchheit der nämliche iſt wie der des unwichtigſten Individuums, ſo iſt an ſich die Beobachtung des Kleinſten und des Größten von gleichem Belang, und jene kann mehr als dieſe dem gebrechlichſen Menſchen den Troſt geben, daß die Haare auf ſeinem Haupte alle gezählt ſind. Dies nun, glaub' ich, würde ſchon jedem ernſtlichſten Vorwurfe gegen mein Thema ernſtlich begegnen. Eine Geſchichte der Oinologie oder Potologie würde es zeigen können, daß der Menſch in der unbewußteſten Pflege eines halb phyſiſchen, halb geiſtigen Genuſſes an dieſelben Geſetze gebunden iſt, wie in der Befriedigung der höchſten Bedürfniſſe ſeines ſtrebenden Geiſtes. Und iſt dies ſo, ſo wäre wol dieſe Materie auch für den ſtrengſten ſcientifiſchen Moraliſten wählenswerth genug, und man über-

eigne innere. Das Weintrinken aber nannte ich eben einen halb körperlichen, halb geistigen Genuß, da es ja von dem Begriffe des geselligen Zusammenseins so selten getrennt wird, wie der Begriff geselligen Zusammenseins von dem des Trinkens; die Geschichte der geselligen Unterhaltung und aller Clubbs und Corporationen würde sich daher so mächtig in die der Zechkunst eindrängen, daß man hier alle Vorsicht nöthig hätte, die Grenzen zu wahren. Da nun von dem Wesen der Geselligkeit und den Formen der Gesellschaft alle menschliche Cultur ausgeht, so wird sich in dieser Geschichte ausführlich zeigen, was man lange geahnt, oft angedeutet, häufig auch belächelt hat, in wie großer und enger Beziehung der Wein mit der Cultur der Staaten, mit dem Aufblühen freier menschlicher Bildung steht, wie die Trinkkunst mit dieser Bildung und Cultur allezeit Schritt hält, sinkt und steigt. Denn nicht zu jeder Zeit verstanden die Menschen gleich weise und gut diese Kunst zu üben; nicht zu jeder Zeit sind sogar die Formen, unter denen diese Kunst geübt wird, gleich oder willkürlich, und es ist ein innerer Fortgang von den blutgierigen Weingelagen der Aegisthe zu denen der Philosophen beim Plato, von dem Schenken Hephästos zu Ganymed und Hebe, von dem schweren, dumpfen Metallbecher zu dem durchsichtigen und gewölbten Krystallglase in Lucian's oder unserer Zeit, das die Farbe zeigt, die Blume hält und den Klang fördert. Wie der Weinbau überhaupt nur den District innehält, auf dem sich die höhere Cultur der Menschheit ausbreitete und entfaltete, so taucht er auch gleich überall hervor, wo sich eine neue Cultur eröffnet, und sei es auch in Gegenden, die ihm widerstreben und in denen der Wein gleichsam nur so lange gezogen wird, bis er zu einem Bedürfniß geworden ist, das man auch trotz dem Mangel einheimischer Production nicht mehr entbehren kann. Die ersten Pfleger des Weinstocks preist die Geschichte unter den Wohlthätern der Menschheit und den Verbreitern der Bildung: der fromme Noah war Gottes Auserkorener, trotz den Unschicklichkeiten, die sein Wein hervorrief; und der alte Dionysos ein freundlicher Gott mit allen Rasereien seines Dienstes, und der Urban des Mittel-

fügig, ſobald er nur dahin gekommen iſt, Reſultate aus ſeinen Beobachtungen zu ziehen, Geſetze, gleichmäßige Geſetze in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Betrachter gibt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloſes. Wenn daſſelbe Geſetz chemiſcher Miſchung die ungeheuerſte Körpermaſſe wie das kleinſte Atom durchdringt, wenn der Gang der Entwickelung der Menſchheit der nämliche iſt wie der des unwichtigſten Individuums, ſo iſt an ſich die Beobachtung des Kleinſten und des Größten von gleichem Belang, und jene kann mehr als dieſe dem gebrechlichen Menſchen den Troſt geben, daß die Haare auf ſeinem Haupte alle gezählt ſind. Dies nun, glaub' ich, würde ſchon jedem ernſtlichſten Vorwurfe gegen mein Thema ernſtlich begegnen. Eine Geſchichte der Oinologie oder Potologie würde es zeigen können, daß der Menſch in der unbewußteſten Pflege eines halb phyſiſchen, halb geiſtigen Genuſſes an dieſelben Geſetze gebunden iſt, wie in der Befriedigung der höchſten Bedürfniſſe ſeines ſtrebenden Geiſtes. Und iſt dies ſo, ſo wäre wol dieſe Materie auch für den ſtrengſten ſcientifiſchen Moraliſten wählenswerth genug, und man überſieht dergleichen nur, weil uns relativ meiſt wichtigere Dinge näher ſtehen, und weil wir überall ſparſam in unſerer geiſtigen Oekonomie ſein müſſen. Denn man empfindet es nie ſchmerzlicher, wie armſelig des Menſchen Kräfte ſind, als wenn man unter hundert gleich feſſelnden Gegenſtänden der Beſchäftigung wählen ſoll, weil nicht hundert Hände zugleich dem ungeduldig entwerfenden Kopfe dienen können.

Es gibt eine Geſchichte des Weins und des Weintrinkens (denn von dieſem allein rede ich, von dieſem allein gebraucht man auch wol nur den Ausdruck des Zechens), es gibt davon eine Geſchichte, weil es mit unſerer geiſtigen Bildung zuſammenhängt. Schon der Wein ſelbſt zeigt in ſich das Element innerlicher Ausbildung und Veredelung, in dem Proceß der Gährung Verwandtſchaft mit dem organiſchen Leben, und in ſeiner Bewegung zur Zeit der Weinblüte eine Art von Gemeingefühl; er zeigt nach ſeiner Entwickelung an der Pflanze eine

Völkern, die an den neuen geistigen Regungen in Europa wenig oder falschen Antheil nehmen, hielten die Kaffeehäuser, ein Institut, das kaum anderthalb Jahrhunderte alt ist, die Apotheken und Weinschenken zurückgedrängt. Wie nun die Verbreitung des Weins und seine Consumtion im Gegensatze zu jedem übrigen Getränke wohlthätig auf die geistige Disposition der Völker wirkte, dies wird sich aus dieser Geschichte nebenbei von selbst lernen, und somit auch für Staatsverwaltung und Sorge für die Wohlfahrt der Völker sehr wichtige Belehrung daraus ziehen lassen. Was überhaupt accessorisch auf diesem Gebiete ausgemittelt werden kann, läßt sich kaum überblicken. Den Kameralisten würden die schönsten Winke gegeben werden können für ein Studium der geschichtlichen chemischen Veränderungen des Bodens, und zur Aufklärung des nicht hinlänglich erörterten Problems von der Möglichkeit einer Weincultur in den ungünstigsten Gegenden, wie von einem Aufhören derselben in den günstigsten. Ueber den Dionysoscultus wären ganz eigenthümliche Erläuterungen vom Standpunkte der Zechkunst aus mitzutheilen, und auf die nüchternste Weise könnte man den bacchantischen Schwung mancher Mythologen dämpfen, die in ihren Untersuchungen diese einfachste Grundlage vergaßen. Und so schiene es also, als ob, wenn in der Ausführung eines solchen Werkes nur zum kleinen Theile erreicht würde, was dem Gegenstande nach erreicht werden könnte, in der anscheinend so unbedeutenden Materie Stoff genug sei für den, der vernunftmäßig in der Welt überall Zusammenhang und ein Ganzes sucht und Willkür und Zufall zu verbannen strebt, wie für Den, der verstandesmäßig die Dinge vergleicht und prüft, und benutzt oder verwirft. Es ist aber auch Stoff darin für Den, der seiner Phantasie wirkungsvolle Bilder und gemüthliche Eindrücke verschaffen will, und dies wäre die heitere und unstreitig die lockendste Seite meines Gemäldes, falls es gelingen würde.

Es wäre die heiterste Seite, aber darum keineswegs die leichtfertigste. Ich zeigte bisher, was mein Gegenstand dem Stoffe nach an sich bietet, hier würde ich besonders zeigen müssen, welche Behandlungsart sich, grade der Lage unserer

alters ein Heiliger, obwol ihn der Wein zu den höchſten Greueln dahinriß. Und wo umgekehrt in der hellern Geſchichte ſich ein Mann um die Erweckung menſchlicher Cultur verdient machte, that er's inſtinctmäßig auch für die des Weins: ſei es nun ein Herakles Ipoetonos bei den Erythräern, oder ein Alexander, der mit ſeiner griechiſchen Bildung den Weinſtock wieder mit in das heiße Babylonien brachte; oder ein Karl IV., der ihn mit ſeiner italiſchen Aufklärung in das kalte Böhmen zwingen wollte. Wir werden ſehen, daß, wo hierarchiſche Verfaſſungen die Völker um die Vortheile der Bildung brachten, die Weisheit der Prieſter tief genug eindrang, um auch den Wein zu verbieten; und in dem Gang der muhamedaniſchen Hierarchie läßt ſich's am bequemſten beobachten, wie mit der Zechkunſt kühne reformatoriſche Abweichungen von dem Geſetze und mit dieſen jene eintrat. Wir werden ſelbſt in der chriſtlich-hierarchiſchen Periode des Weins bemerken, wie in gewiſſen Stämmen, wo der Gebrauch des Weins auf die heilige Feier des Abendmahls beſchränkt blieb, auch die Cultur ſtehen geblieben iſt. Wir können dann eine umſtändliche patriarchaliſche und heroiſche Epoche der Zechkunſt nachweiſen, wo man den Wein, wie einſt die Gallier, und wie ſogar unſere ſueviſchen Vorfahren thaten, verſchmäht, und ſpäter mit vielfachen künſtlichen Mitteln ſubſtantieller macht, als er von Natur iſt, und ihn dem Methe und Biere zu nähern ſucht, das auf ſolchen Zeitſtufen der Völker das naturgemäße Getränke iſt. In einer ariſtokratiſchen und ritterlichen Periode, welche die Geſellſchaft unnatürlich ſublimirt, ſteigert man auch den Wein noch mit gewürzhaften Kräutern und ſucht ihn noch mehr zu vergeiſtigen. Die erſte bürgerliche Entwickelung der Nationen geht auf die einfache Natur zurück; eine Fülle von Corporationen und Brüderſchaften nehmen ſich mit Wachſamkeit auf die Materie, mit Geſetzmäßigkeit in der Form einer Reinheit des Weins und der Zechkunſt an: vom König bis auf den Bettler pflegt Jeder nach Kräften die heitere Kunſt, wie ſich auch Jeder zu geiſtiger Aufklärung hindrängt. Wir erlebten dann in den letzten Jahrhunderten den ſpießbürgerlichen Rückfall zu Thee und Kaffee, und in den

wir das Handeln vergeſſen, und leben in einem Reiche der Ideen. Alles verflüchtigt ſich in einer ſublimen Allgemeinheit: durch nichts wollen wir an unſere materielle Exiſtenz erinnert werden. Wir leben lieber in dem Alterthum und in der Vergangenheit als in unſerer Gegenwart, beſchäftigen uns lieber mit dem Fernſten als mit dem Nächſten; wir gehören lieber der Welt an als einem Vaterland. Wir vergraben uns in ein ſüßes Spiel mit Empfindungen, in ein ſelbſtgefälliges Spiel mit Gedanken, in ein genialgeltendes Spiel mit Leidenſchaften, um nur nichts mit der Thätigkeit und mit dem handelnden Leben zu thun haben zu müſſen. Univerſalität, Genialität, Idealität ſind die Loſungswörter des Tages. Man bekämpft den politiſchen und moraliſchen Eigenſinn und die Beſchränkung zu Gunſten jener Univerſalität und Vielſeitigkeit, und vergißt, daß man damit jeden Charakter vertilgt, denn jeder Charakter iſt etwas der Vielſeitigkeit Widerſprechendes; man bekämpft den geſunden Menſchenverſtand zu Gunſten jener Genialität, und achtet es nicht, daß man damit jedes Talent untergräbt, denn auch jedes Talent iſt etwas Einſeitiges, aber in ſeiner Einſeitigkeit Wohlthätiges; man bekämpft jedes Materielle zu Gunſten jener Idealität, und bemerkt nicht, daß man damit alles Geſunde zugleich zerſtört, denn wir ſind einmal, wie wir Menſchen ſind, auf die materiellen Bedürfniſſe dringender angewieſen als auf die geiſtigen.

Gegen dieſe vornehme Idealität ſtellt ſich der Gegenſtand dieſes Werkes von ſelbſt. Es iſt ein materialiſtiſcher Gegenſtand, allein er liegt nicht in dem entgegengeſetzten Extreme des Gemeinen und Niedrigen, welches aller verſchönernden Würde unfähig wäre, und grade dies befähigt ihn ſo ſehr zu einer ſatiriſchen Behandlung. Ich nannte das Gelag oben einen halb geiſtigen halb phyſiſchen Genuß; es iſt unter den materiellen Genüſſen einer der geiſtigſten, unter den geiſtigen einer der materiellſten; es hält an ſich eine richtige Mitte. Die Geſchichte der Zechkunſt wird dies ausweiſen. Wir werden überall in der Geſchichte der Völker auf Perioden treffen, wo bei einer Fülle von phyſiſcher Kraft das Bedürfniß einer Veredelung des

äußern Lebens zugleich mit dem Ringen nach höherer innerer Vervollkommnung eintritt. Eine ſolche Zeit war in Deutſchland die Reformation. Solche Zeiten aber, die mit einer beneidenswerthen Energie die äußern und innern Kräfte üben und regen, die zwiſchen alter Derbheit und neuer Humanität, zwiſchen einer gewöhnten Hausmannskoſt für Phantaſie und Geiſt, und neuer Ahnung einer feinern Nahrung ſchwanken, ſolche Zeiten kennen den frohen Genuß des Weins und die Gemüthlichkeit der regelmäßigen geſelligen Freude am Tiefſten und Innigſten. Auf ſolchen Zuſtänden würde dieſe Geſchichte am liebſten verweilen; ein Bild ſolcher Zuſtände vorzuführen, würde gewiß nichts Ueberflüſſiges und Verkehrtes in unſerer Zeit ſein, die jeden Tag beſtimmter eben dieſe Zuſtände ablegt, in der die Geſelligkeit ſelten mehr ihren Zweck in die bloße Freude und Erholung ſetzt. Der geiſtige Luxus, jene falſche Sublimität, jene lüderliche Genialität führen dahin, daß man auf jene ſpießbürgerlicheren Sitten wie auf ein jammervolles Miſere zurückſieht, daß man jene Sitten und jene Zuſtände mit ihrem beſchränkten Glücke belächelt, da doch das beſchränktere Glück das echtere zu ſein ſcheint, weil jedes hinzukommende Bedürfniß zwar, wenn es befriedigt wird, unſere Genüſſe erhöht, aber

Freunden gewährte. Alle öffentliche Luſt geht aus unſern Kreiſen hinweg, und wir geben Feſte und Geſellſchaften, um uns und Andere zu langweilen. Das Ceremoniel gibt uns Mühe und Arbeit, wo wir uns erholen wollen; die Rückſicht und Etikette ſpannt unſern Kopf, wo wir die Phantaſie wollten walten laſſen. Nur wo es ſich die Männer hier und da geſtatten, nach guter deutſcher Sitte bei der Weinflaſche das Ceremoniel mit den Weibern zu entfernen, und wo kein Ausſchuß die Trinkſprüche erſt zu genehmigen braucht, nur da taucht wohl noch einmal die laute echte Freude mit der lautern, echten Zechkunſt hervor.

Denn es gibt ja auch kein geiſtiges Vermögen, das durch körperliche Genüſſe eine ſo unmittelbare, ſtärkende und belebende Nahrung erhielte als die Phantaſie durch den Wein; und während der Thee das Geſpräch im Gleiſe chineſiſchen Anſtandes hält, oder das Bier die raſche Combination abſtumpft, ſo ſchärft der Wein den Stachel des Witzes, belebt die geiſtreiche Unterhaltung, würzt und erhöht die geſellige Stimmung. Dem Dichter, der in der Phantaſie lebt und der wirklichen Welt den Rücken kehrt, war daher der Wein immer lieb, der über die Wirklichkeit hebt, der die Wirklichkeit ſteigert; es iſt das Weinlied von Anakreon an bis auf die Anakreontiker in Deutſchland ein heiterer, ein vielcultivirter Zweig der ſchönen Literatur geblieben; dem Weine ſind die erſten Erzeugniſſe der tragiſchen Kunſt geweiht, und die Dichtung räumte ihm die eigne Gattung des Dithyrambus ein, zu dem ein Dichter, der, wie Wieland, das Waſſer vor dem Weine prieſe, niemals den kühnen und gefährlichen Aufflug finden würde. Und wer auch ſonſt Urſache hat, von der wirklichen Welt ſich abzuwenden, oder die Freiheit, ſeiner Phantaſie zu leben, der hängt dem Weine an. Wenn ich mir mein idylliſches Bild durch ſatiriſche Züge verderben wollte, ſo würde ich hier die Klöſter und Mönche anführen, allein ich will lieber den wandernden Bettler nennen, dem Sorge und Noth die Welt verleidet. Man hat den Schlaf als den Freund der Armuth geprieſen, es gab aber Zeiten, wo man auch den Wein als ihren Freund rühmte,

äußern Lebens zugleich mit dem Ringen nach h[illegible] Kummer
Vervollkommnung eintritt. Eine solche Zeit w[illegible] der Wein
die Reformation. Solche Zeiten aber, di[illegible], dem Laster, das
werthen Energie die äußern und inner[illegible]worfen hat, obwohl
die zwischen alter Derbheit und [illegible] gibt, eines der edleren
einer gewöhnten Hausmannsk[illegible]ungssucht schafft dann dem
neuer Ahnung einer feiner[illegible]er, Trost für seine Besitzlosigkeit,
nennen den frohen Ge[illegible] einen Ort, an dem ihm wohl ist,
der regelmäßigen [illegible], was ihn drückt und was ihn nieder-
lauf solchen Zu[illegible] Jeder, der ihm einen Pfennig geben
weilen; ein[illegible] wegen des Mißbrauchs, der damit getrieben
nichts [illegible] Der Wein macht den Menschen freigebig und
[illegible] der dargereichte Becher ist ehedem ein Symbol gewähr-
[illegible] Gastfreundsaft gewesen; und nichts von seinen Gütern theilt
selbst der Geizige so gern mit, als die die Geselligkeit fördern,
den Taback und den Wein. Denn auch mittheilend im Verkehr
macht er und vertraulich, er knüpft Freundschaften, und ist
noch jetzt ein Symbol der Verbrüderung. Reizt er zuweilen zu
Eifer und Zwiespalt, so stimmt er auch wieder zur Eintracht,
und ehedem konnte auch keine Versöhnung geschlossen werden,
[illegible] ein gemeinsamer Trunk sie besiegelt hätte. Beim Weine

gefühls durfte man auch die Einbildungskraft ungefährdet um Rath in Staatsdingen und praktischen Geschäften fragen und auf Resultate der Berathung hoffen, die vor der nüchternen Probe am Tage nach dem vorerörternden Zechabend bestehen konnten. Denn nur solche heroische Zustände, wie sie uns von den Deutschen und von den Persern der Urzeiten dargestellt werden, haben die Tugend der Wahrheit und Treue voraus und konnten in der öffentlichsten Angelegenheit ihre Stimme hören, die immer aus dem Weine spricht, und damals brauchte nicht Einer zu fürchten, daß ihn der Wein antreiben könne, im Reden der Wahrheit zu viel zu thun. Nur solche Völker, die des Menschen handelnde Natur nicht scheuten, die der Männlichkeit und Kriegskraft vorzugsweise den Namen der Tugend gaben, konnten dem Weine seine Ehre thun, und es mußte ein Hellene sein, der wie Aristophanes fragen konnte:

Den Wein zu tadeln für die Besinnung wagst du frech?
Vor dem Weine was doch wäre thatbefördernder?
Schau an, sobald Weintrinker sind die Menschen, dann
Reich sind sie all, ausführend, sieghaft im Gericht,
Ja hochbeseligt und den Freunden förderlich.

Auch bei uns Deutschen war es ja so lange herkömmlich, daß ein Trunk jedes Geschäft abschloß, und es gab keine Verlobung, keinen Handel und kein Pactum, das nicht ein Weinkauf begleitete. Unsere ganze Geschichte durchdringt unsere Weinliebe. Bei der ersten Abscheidung unserer deutschen Grenze sahen wir darauf, daß uns die linken Rheinufer wegen der Weinfülle blieben; wir schrieben Bücher über die deutsche Nationalneigung zum Trunke; wir gliederten unsere Geschichte nach den Perioden der Zechkunst; und alte Sprüchwörter nennen unsere Trinklust als das deutsche Nationallaster, wie die Dieberei als das spanische, den Trug als das italische, die Eitelkeit als das französische. Sowie man nirgend Weine hat, die so sehr der Reinheit fähig sind als die deutschen, und mit deren echtem Weincharakter kein guter Deutscher die tückische Natur der Südweine vergleichen wird, so hat man auch nirgend so sehr für Ungemischtheit Sorge getragen, nirgend so sehr die Reinheit

der im wachen Zuſtande Träume erweckt, die den Kummer des darbungsvollen Daſeins hinweggaukeln. Denn der Wein verlockt ſelbſt den Bettler zur Verſchwendung, dem Laſter, das man dem Weine mit Recht ſo oft vorgeworfen hat, obwohl es, wenn es anders Grade der Laſter gibt, eines der edleren heißen darf. Und dieſe frohe Vergeudungsſucht ſchafft dann dem Armen Rath für ſeinen Jammer, Troſt für ſeine Beſitzloſigkeit, für ſeine Heimathloſigkeit einen Ort, an dem ihm wohl iſt, und ſie lehrt ihn vergeſſen, was ihn drückt und was ihn niederdrücken würde, wenn Jeder, der ihm einen Pfennig geben kann, ihn weigerte wegen des Mißbrauchs, der damit getrieben werden möchte. Der Wein macht den Menſchen freigebig und liberal; der dargereichte Becher iſt ehedem ein Symbol gewährter Gaſtfreundſaft geweſen; und nichts von ſeinen Gütern theilt ſelbſt der Geizige ſo gern mit, als die die Geſelligkeit fördern, den Taback und den Wein. Denn auch mittheilend im Verkehr macht er und vertraulich, er knüpft Freundſchaften, und iſt noch jetzt ein Symbol der Verbrüderung. Reizt er zuweilen zu Eifer und Zwieſpalt, ſo ſtimmt er auch wieder zur Eintracht, und ehedem konnte auch keine Verſöhnung geſchloſſen werden.

gefühls durfte man auch die Einbildungskraft ungefährdet um Rath in Staatsdingen und praktiſchen Geſchäften fragen und auf Reſultate der Berathung hoffen, die vor der nüchternen Probe am Tage nach dem vorerörternden Zechabend beſtehen konnten. Denn nur ſolche heroiſche Zuſtände, wie ſie uns von den Deutſchen und von den Perſern der Urzeiten dargeſtellt werden, haben die Tugend der Wahrheit und Treue voraus und konnten in der öffentlichſten Angelegenheit ihre Stimme hören, die immer aus dem Weine ſpricht, und damals brauchte nicht Einer zu fürchten, daß ihn der Wein antreiben könne, im Reden der Wahrheit zu viel zu thun. Nur ſolche Völker, die des Menſchen handelnde Natur nicht ſcheuten, die der Männlichkeit und Kriegskraft vorzugsweiſe den Namen der Tugend gaben, konnten dem Weine ſeine Ehre thun, und es mußte ein Hellene ſein, der wie Ariſtophanes fragen konnte:

Den Wein zu tadeln für die Beſinnung wagſt du frech?
Vor dem Weine was doch wäre thatbefördernder?
Schau an, ſobald Weintrinker ſind die Menſchen, dann
Reich ſind ſie all, ausführend, ſieghaft im Gericht,
Ja hochbeſeligt und den Freunden förderlich.

Auch bei uns Deutſchen war es ja ſo lange herkömmlich, daß ein Trunk jedes Geſchäft abſchloß, und es gab keine Verlobung, keinen Handel und kein Pactum, das nicht ein Weinkauf begleitete. Unſere ganze Geſchichte durchdringt unſere Weinliebe. Bei der erſten Abſcheidung unſerer deutſchen Grenze ſahen wir darauf, daß uns die linken Rheinufer wegen der Weinfülle blieben; wir ſchrieben Bücher über die deutſche Nationalneigung zum Trunke; wir gliederten unſere Geſchichte nach den Perioden der Zechkunſt; und alte Sprüchwörter nennen unſere Trinkluſt als das deutſche Nationallaſter, wie die Dieberei als das ſpaniſche, den Trug als das italiſche, die Eitelkeit als das franzöſiſche. Sowie man nirgend Weine hat, die ſo ſehr der Reinheit fähig ſind als die deutſchen, und mit deren echtem Weincharakter kein guter Deutſcher die tückiſche Natur der Südweine vergleichen wird, ſo hat man auch nirgend ſo ſehr für Ungemiſchtheit Sorge getragen, nirgend ſo ſehr die Reinheit

der Zechkunſt, nirgend die Trinkkönigreiche und die alten Zechſitten ſo feſt gehalten. Nur in Deutſchland konnte in neuerer Zeit die Idee zu einer Geſchichte der Zechkunſt gefaßt werden. Mir haben es vielleicht die Parzen in das etymologiſche Geſpinnſt meines Namens (ger-win, nicht gèr-wìn) gewoben, der Geſchichtſchreiber des Weins zu werden. Und vielleicht findet dieſe Geſchichte in Deutſchland auch noch einen behaglichen Leſer, der von des Menſchen natürlichem Bedürfniß zu reden und zu leſen nicht für zu indelicat hält. Nie ſoll ſich der Menſch mit thörichtem Dünkel über ſeine materiellen Genüſſe und Wünſche erheben, ihre vernünftige Pflege allein hält ihn menſchlich und der Natur nahe, und vielleicht beruht zum großen Theile der ſchlichte, auf das Verſtändige und Einfache gerichtete Sinn unſerer Nation auf dieſer Eigenheit, daß ihr dieſe Dinge nicht gleichgültig ſind; ſo lange ſich das Volk nicht vom Zeitungsleſen und vom Gaffen am Markte zu nähren verſteht wie Franzoſen und Italiener, hat es die Hände geſchäftig, die Kräfte rüſtig, die Augen offen, und wo nur lebendige Regung der Kraft iſt, da ſteht es mit einem Volke unter keiner Bedingung ſo übel. Gelingt es mir, dem Tüchtigen und Männlichgeſinnten

ſtändige Literatur des Weins geſorgt worden iſt. Ich bezeichne alſo auch die Heimat der Rebe nur, um den natürlichen Gang der Erzählung einzuhalten, und verſchiebe vorerſt noch von dem mythiſchen Urſprung des Weins oder der Weinbereitung zu reden. Forſchen wir nach dem Urlande des Weinſtocks, ſo werden wir, wie bei jeder Frage nach dem urſprünglichen Sitze der Sprache oder jedes andern Zweiges der Cultur, nach dem weſtlichen Hochlande von Aſien gewieſen, mögen wir nun der Sage von dem Altvater Noah und dem nyſäiſchen Bacchus folgen, oder den Unterſuchungen der Naturforſcher. Dieſe letztern lehren uns, daß ſchon auf den canariſchen Inſeln und auch in Amerika die Rebe nicht ſowol wild, als vielmehr verwildert, dagegen im ſüdweſtlichen Europa hier und da, z. B. in italieniſchen Wäldern, eigentlich wildwachſend gefunden wird, daß dies aber im Südoſten viel häufiger iſt und in Aſien immer zunimmt. Eigen iſt es, daß eben am Ararat, wohin uns auch die jüdiſche Sage weiſt, Tournefort in ſeiner „Reiſe in die Levante“ eine wahre Werkſtätte der europäiſchen Pflanzen entdeckte, und an den Grenzen von Georgien ſah er das Land von wildwachſenden Weinſtöcken und Fruchtbäumen bedeckt. Im Kaukaſus traf Marſhall die Rebe von ſelbſt gedeihend im Wald und Gebüſch und ganze Bäume überrankend, und noch jetzt ſieht man an der rohen und gleichgültigen Weiſe, mit der die Bewohner jener Gegenden den Wein leſen und behandeln, wie ſie ihn als ein gemeines Product anſehen; die Art der Aufbewahrung, ſowie die Quantität, die der Gruſier täglich zu ſich zu nehmen pflegt, beweiſt das Nämliche und paßt vollkommen zu Dem, was ſchon Xenophon von dem in Ciſternen aufbewahrten Weine der Karduchen erzählt. So erhielt Elphinſton, ſeinem Berichte über Kabul zufolge, von dem Sultan der Guckers Trauben zum Geſchenke, die in deſſen Lande von ſelbſt fortkamen. Nicht allein die Maſſe dieſer wilden Reben in jenen Gegenden nöthigt, dieſelben als die Heimat des Weines anzuſehen, auch die bekannte Trefflichkeit der gepflegten Trauben in Perſien zwingt dazu. Die Fülle und Güte des perſiſchen Weines konnte bewirken, daß in dieſem Theile des an Ceremonie und Religion ſo ſtreng

haftenden Orients das Geſetz des Korans, welches vom Genuß dieſes Getränkes abmahnt, nie durchdringen konnte. Olivier zog die Trauben um Ispahan allen, die er in Griechenland, den Inſeln des Mittelmeers und in Syrien verſucht, vor; keine, meint er, käme dem Kismiſch gleich, der eine kernloſe Beere trägt von mittlerer Größe, mit dünner Schale. Das dichterreiche Schiras iſt gefeiert wegen der Trefflichkeit und des Reichthums an Wein und guter Luft; und Morier in ſeiner „Reiſe durch Perſien“ ſetzt den Wein von Kazwin noch über den von Schiras; auch iſt dieſe Stadt ihrer milden und ſchönen Lage wegen mit dem Beinamen des Paradieſes von den Perſern belegt worden. Was aber die Fülle angeht, ſo ſagt ſchon Strabo, daß in Hyrkanien ein Weinſtock einen Metretes (circa 33 Quart berliner Maß) Wein zu geben pflege; in Margiana ſollen ſich Stöcke gefunden haben, deren unterſter Stamm zwei Klaftern im Umfang gehabt und deren Trauben an zwei Ellen lang geweſen wären. Noch größer ſei die Fruchtbarkeit in Aria; dort halte ſich auch der Wein in ungepichten Gefäßen durch drei Geſchlechter.

II. Unter den Negern iſt der Wein nicht einheimiſch.

Den Strich, den die höhere Cultur des Menſchengeſchlechtes in ihrem Laufe von Oſt nach Weſt bezeichnet hat, welche die gemäßigte Zone nicht leicht verließ, hat auch die Cultur des Weines genau innegehalten. [2]) Haben auch andere Gegenden, nördlicher und ſüdlicher von der bezeichneten Grenze, an jener Civiliſation einen gewiſſen Antheil gehabt, ſo ſcheint es doch jetzt ausgemacht, daß die Negerſtämme, die Ureinwohner von Afrika, außer aller nachweislichen Verbindung damit ſtehen. In dem Gebiete von Afrika aber, wo dieſe Stämme von jeher ſaßen, iſt auch bis auf den heutigen Tag kein Weinbau zu finden und die Rebe iſt in ganz Afrika in alten und neuen Zeiten ein Fremdling geweſen, und ein Fremdling, den man kaum irgendwo einen eingebürgerten nennen kann. Jenem Könige

2) S. Edouw's Pflanzengeographie, S. 204 fg.

der langlebenden Aethiopier bei Herodot, dem Kambyſes ſeine Geſchenke ſchickte, dünkte darunter der Wein das einzig Neidenswerthe, was ſie hätten, und ihm ſchrieb er das bischen Alter zu, zu dem die Perſer im beſten Fall ihr Leben zu friſten vermöchten. [3]) Seine Neger kannten alſo den Wein nicht, ſo wenig als ihn irgend ein Volk, wie wir mehrfach ſehen werden, im Zuſtande der Uncultur kennt; ſie nahmen ihn aber auch nie auf, ſo wenig als ſie überhaupt eine Civiliſation aufnahmen; ſie blieben vielmehr zu allen Zeiten bei ihrem Towak, dem aus den Blumenkolben gewonnenen Palmwein, ſtehen; ſelbſt der Lotuswein, von deſſen Bereitung Herodot wußte, ſcheint nur den Libyern zu gehören. [4]) Nur die Einwanderer älteſter und neueſter Zeit haben den Weinſtock in Afrika zu verſchiedenen Zeiten eingeführt, und dies wollen wir im Fluge überſehen. Am Erſten ſind hier die Aegypter zu nennen, kaukaſiſche Stämme, die nicht autochthoniſch in Libyen zu Hauſe ſind. Von dem alten Weinbau in Aegypten geben außer den ſchriftlichen Urkunden ſelbſt die Ruinen alter Gebäude Zeugniß, und ich werde unten von den Gemälden in den Todtengrüften bei El-Kab reden, auf welchen unter mancherlei Darſtellungen auch das Verfahren bei der Weinleſe, beim Aufbewahren und Kühlen des Weines abgebildet iſt. Mehre Gegenden werden ausdrücklich genannt als weinberühmt; Eleithyia hatte Weinbau; der mareotiſche See und Tänia, wo jetzt Alles öde und wüſte liegt, waren ihres Weines wegen geprieſen; [5]) Alexandrien führte Wein nach Rom aus und Horaz kennt den Mareotiſchen; dem Luxus aber ſchien der Falerner in ägyptiſcher Behandlung beſſer, [6]) ſowie auch ſchon der Wein von Tänia für gewürzhafter und ſtärker galt, als der alexandriner. Doch ſchon zu Athenäus'

3) Herod. III, 23.

4) Cf. Polyb. bei Athen. lib. 14. Plin. 13, 17. Theophrast. Hist. plant. VII, 14.

5) Strabo p. 1134. ed. Falcon.

6) Lucan. Pharsal. X, 161. Bei Henderſon, Cap. 5, iſt in Bezug auf dieſe Stelle ein Irrthum.

zeit [7]) war dieſe Cultur meiſt dahin, und nur der von Antylla atte damals noch einen Namen. Auch ſcheint doch ſelbſt in den eſſern Zeiten der einheimiſche Wein nicht für die Conſumtion ingereicht zu haben, denn Herodot ſpricht weitläufig über Wein- infuhr aus Hellas und Phönizien. [8]) Ob Libyer oder Berbern emals eine eigne Weincultur gekannt haben, ohne fremdes zuthun, laſſe ich dahingeſtellt. Gewiß iſt, daß in alter Zeit ie Pflanzländer der Griechen und Karthager im Norden von lfrika voll von Wein waren, und wir werden unten hören, aß der Bachusdienſt in Cyrenaica ausgebreitet war und noch etzt Spuren in Ruinen davon übrig ſind. Plinius redet von Weingärten als Spuren alter Cultur im Gebirge Dyris [9]) Atlas); noch jetzt ſind, wenn nicht des Weins doch der Trau- en wegen, Weinberge bei Tunis, im reichen Gebiet von Derna ie in dem ärmlichen von Mafen in Fezzan, in Mauritanien oll man nach Strabo auch Trauben von einer Elle im Umfang efunden haben; in den Oaſen ſah Belzoni Reben und in der on Siwah ſind ſie wie mehre andere Südfrüchte vortrefflich. n neuerer Zeit brachten Portugieſen, wie nach Madeira und en canariſchen Inſeln, von denen ich hier nicht rede, auch

die Cultur des Weins begünſtigt, ſo ſcheint dagegen der Boden deſto ungünſtiger, und Colebrooke [10]) in ſeinem Werke über den Zuſtand des Vorgebirgs der guten Hoffnung ſchiebt den Erdgeſchmack, den die Capweine unangenehm an ſich tragen, auf den Untergrund des ſonſt nicht übeln Bodens, der an vielen Orten aus thonigem und ſandigem angeſchwemmtem Boden beſteht. Was aber das Local nicht verdirbt, ſcheint die Indolenz der Holländer gar verdorben zu haben, oder liegt ſonſt ein Unſegen auf dem afrikaniſchen Lande; man erzählt ſich von dem verkehrten Verfahren bei der erſten Anlage der Weinberge am Cap eine Art von Märchen, und noch hat ſelbſt das Beiſpiel des beſſern Conſtantiaweins nicht dahin führen können, die Weinberge an felſigern Stellen anzulegen.

III. Verkümmerte Pflege des Weins und der Zechkunſt in China.

Wenn man den chineſiſchen Gelehrten trauen dürfte, ſo hätte man den Weinſtock in China ſchon mehr als tauſend Jahre vor Chriſti Geburt gekannt. Sie beziehen ſich auf alte Bücher dabei, auf den Tſchu-ly und den Schi-king; allein was den letztern angeht, ſo ſcheint dort überall von dem Fruchtwein die Rede zu ſein, der in China faſt einzig im Gebrauch iſt. [11]) In jedem Falle ſcheint nach den echteſten Zeugniſſen der Reiswein in China älter zu ſein, als der Traubenwein, denn während man für das höchſte Alter des Weins nur das ungewiſſe Zeugniß des muthmaßlichen Verfaſſers des Tſchu-ly, des Tſchukong, der 1122 v. Chr. auf den Thron ſtieg, anführen kann, ſo wird die Erfindung des Reisweins in die Zeit der Dynaſtie Hia (2207 — 1766 v. Chr.) geſetzt. [12]) Dies nun iſt auch aller anderweitigen Erfahrung gemäß, denn Biere (und weiter ſind

10) Bei Henderſon S. 283 der deutſchen Ueberſetzung.

11) Schi-king, deutſch von Rückert. S. 296:

Weither geht man Waſſer holen,
Gerſtenwein beim Dampf der Kohlen
Zu bereiten aus dem Guß.

12) Mémoires sur les Chinois, T. V, p. 48.

haftenden Orients das Geſetz des Korans, welches vom Genuß dieſes Getränkes abmahnt, nie durchdringen konnte. Olivier zog die Trauben um Ispahan allen, die er in Griechenland, den Inſeln des Mittelmeers und in Syrien verſucht, vor; keine, meint er, käme dem Kismiſch gleich, der eine kernloſe Beere trägt von mittlerer Größe, mit dünner Schale. Das dichterreiche Schiras iſt gefeiert wegen der Trefflichkeit und des Reichthums an Wein und guter Luft; und Morier in ſeiner „Reiſe durch Perſien“ ſetzt den Wein von Kazwin noch über den von Schiras; auch iſt dieſe Stadt ihrer milden und ſchönen Lage wegen mit dem Beinamen des Paradieſes von den Perſern belegt worden. Was aber die Fülle angeht, ſo ſagt ſchon Strabo, daß in Hyrkanien ein Weinſtock einen Metretes (circa 33 Quart berliner Maß) Wein zu geben pflege; in Margiana ſollen ſich Stöcke gefunden haben, deren unterſter Stamm zwei Klaftern im Umfang gehabt und deren Trauben an zwei Ellen lang geweſen wären. Noch größer ſei die Fruchtbarkeit in Aria; dort halte ſich auch der Wein in ungepichten Gefäßen durch drei Geſchlechter.

II. Unter den Negern iſt der Wein nicht einheimiſch.

der langlebenden Aethiopier bei Herodot, dem Kambyſes ſeine Geſchenke ſchickte, dünkte darunter der Wein das einzig Neidenswerthe, was ſie hätten, und ihm ſchrieb er das bischen Alter zu, zu dem die Perſer im beſten Fall ihr Leben zu friſten vermöchten. [3]) Seine Neger kannten alſo den Wein nicht, ſo wenig als ihn irgend ein Volk, wie wir mehrfach ſehen werden, im Zuſtande der Uncultur kennt; ſie nahmen ihn aber auch nie auf, ſo wenig als ſie überhaupt eine Civiliſation aufnahmen; ſie blieben vielmehr zu allen Zeiten bei ihrem Towak, dem aus den Blumenkolben gewonnenen Palmwein, ſtehen; ſelbſt der Lotuswein, von deſſen Bereitung Herodot wußte, ſcheint nur den Libyern zu gehören. [4]) Nur die Einwanderer älteſter und neueſter Zeit haben den Weinſtock in Afrika zu verſchiedenen Zeiten eingeführt, und dies wollen wir im Fluge überſehen. Am Erſten ſind hier die Aegypter zu nennen, kaukaſiſche Stämme, die nicht autochthoniſch in Libyen zu Hauſe ſind. Von dem alten Weinbau in Aegypten geben außer den ſchriftlichen Urkunden ſelbſt die Ruinen alter Gebäude Zeugniß, und ich werde unten von den Gemälden in den Todtengrüften bei El-Kab reden, auf welchen unter mancherlei Darſtellungen auch das Verfahren bei der Weinleſe, beim Aufbewahren und Kühlen des Weines abgebildet iſt. Mehre Gegenden werden ausdrücklich genannt als weinberühmt; Eleithyia hatte Weinbau; der mareotiſche See und Tänia, wo jetzt Alles öde und wüſte liegt, waren ihres Weines wegen geprieſen; [5]) Alexandrien führte Wein nach Rom aus und Horaz kennt den Mareotiſchen; dem Luxus aber ſchien der Falerner in ägyptiſcher Behandlung beſſer, [6]) ſowie auch ſchon der Wein von Tänia für gewürzhafter und ſtärker galt, als der alexandriner. Doch ſchon zu Athenäus'

3) Herod. III, 23.

4) Cf. Polyb. bei Athen. lib. 14. Plin. 13, 17. Theophrast. Hist. plant. VII, 14.

5) Strabo p. 1134. ed. Falcon.

6) Lucan. Pharsal. X, 161. Bei Henderſon, Cap. 5, iſt in Bezug auf dieſe Stelle ein Irrthum.

eit [7]) war dieſe Cultur meiſt dahin, und nur der von Antylla atte damals noch einen Namen. Auch ſcheint doch ſelbſt in den ſſern Zeiten der einheimiſche Wein nicht für die Conſumtion ngereicht zu haben, denn Herodot ſpricht weitläufig über Wein- nfuhr aus Hellas und Phönizien. [8]) Ob Libyer oder Berbern mals eine eigne Weincultur gekannt haben, ohne fremdes uthun, laſſe ich dahingeſtellt. Gewiß iſt, daß in alter Zeit e Pflanzländer der Griechen und Karthager im Norden von frika voll von Wein waren, und wir werden unten hören, aß der Bacchusdienſt in Cyrenaica ausgebreitet war und noch tzt Spuren in Ruinen davon übrig ſind. Plinius redet von Weingärten als Spuren alter Cultur im Gebirge Dyris [9]) Atlas); noch jetzt ſind, wenn nicht des Weins doch der Trau- en wegen, Weinberge bei Tunis, im reichen Gebiet von Derna ie in dem ärmlichen von Mafen in Fezzan, in Mauritanien ll man nach Strabo auch Trauben von einer Elle im Umfang efunden haben; in den Oaſen ſah Belzoni Reben und in der on Siwah ſind ſie wie mehre andere Südfrüchte vortrefflich. n neuerer Zeit brachten Portugieſen, wie nach Madeira und en canariſchen Inſeln, von denen ich hier nicht rede, auch

die Cultur des Weins begünſtigt, ſo ſcheint dagegen der Boden deſto ungünſtiger, und Colebrooke [10]) in ſeinem Werke über den Zuſtand des Vorgebirgs der guten Hoffnung ſchiebt den Erdgeſchmack, den die Capweine unangenehm an ſich tragen, auf den Untergrund des ſonſt nicht übeln Bodens, der an vielen Orten aus thonigem und ſandigem angeſchwemmtem Boden beſteht. Was aber das Local nicht verdirbt, ſcheint die Indolenz der Holländer gar verdorben zu haben, oder liegt ſonſt ein Unſegen auf dem afrikaniſchen Lande; man erzählt ſich von dem verkehrten Verfahren bei der erſten Anlage der Weinberge am Cap eine Art von Märchen, und noch hat ſelbſt das Beiſpiel des beſſern Conſtantiaweins nicht dahin führen können, die Weinberge an felſigern Stellen anzulegen.

III. Verkümmerte Pflege des Weins und der Zechkunſt in China.

Wenn man den chineſiſchen Gelehrten trauen dürfte, ſo hätte man den Weinſtock in China ſchon mehr als tauſend Jahre vor Chriſti Geburt gekannt. Sie beziehen ſich auf alte Bücher dabei, auf den Tſchu-ly und den Schi-king; allein was den letztern angeht, ſo ſcheint dort überall von dem Fruchtwein die Rede zu ſein, der in China faſt einzig im Gebrauch iſt. [11]) In jedem Falle ſcheint nach den echteſten Zeugniſſen der Reiswein in China älter zu ſein, als der Traubenwein, denn während man für das höchſte Alter des Weins nur das ungewiſſe Zeugniß des muthmaßlichen Verfaſſers des Tſchu-ly, des Tſchukong, der 1122 v. Chr. auf den Thron ſtieg, anführen kann, ſo wird die Erfindung des Reisweins in die Zeit der Dynaſtie Hia (2207 — 1766 v. Chr.) geſetzt. [12]) Dies nun iſt auch aller anderweitigen Erfahrung gemäß, denn Biere (und weiter ſind

10) Bei Henderſon S. 283 der deutſchen Ueberſetzung.

11) Schi-king, deutſch von Rückert. S. 296:

Weither geht man Waſſer holen,
Gerſtenwein beim Dampf der Kohlen
Zu bereiten aus dem Guß.

12) Mémoires sur les Chinois, T. V, p. 48.

ie Getreideweine der Chineſen nichts, nur daß ſie ſie mit
ancherlei Zuthaten von Pflanzen und Früchten, auch mit
rauben, häufig verſetzen) ſind überall früher Volksgetränk als
ein; ſowie alles Branntwein- und Liqueurartige erſt auf den
ein folgt,[13]) und auch in China erſt ſeit dem ſiebenten Jahr-
undert unſerer Zeitrechnung Traubenbranntwein genannt zu
erden ſcheint, der übrigens ein Lieblingsgetränk der gemeinen
hineſen iſt, und, von ihnen warm und ſtark faſt wie Wein-
eiſt, und ſo unangenehm er ſchmecken ſoll, in großer Quan-
tät getrunken wird. Nur zu einer verhältnißmäßig kleinen Zeit
heint die Weincultur eine eigentliche Blüte in China gehabt
u haben, ihr Frucht- und Branntwein ſcheint ihnen jederzeit
ehr am Herzen gelegen zu haben. Der Erfinder des Reisweins
ard zwar von dem Kaiſer Yu-te verbannt, weil dieſer die
raurigen Folgen vorausgeſehen hätte, doch aber erhielt ſich
es Getränk gegen alle unendliche Male wiederholten Verbote
s auf den heutigen Tag als eine Zierde der chineſiſchen Tafel.
s paßt zu dem Volke, das von nichts faſt als Reis, dieſer
aſſerpflanze, und von Thee lebt, auch an dieſem zwiſchen
aſſer und Branntwein ſchwebenden, nicht kalt und nicht heiß
nagenommenen Getränke mit derſelben Hartnäckigkeit zu han-

mete unter seinen zehn Geboten eines diesem Gegenstande, und der große Kanghi sagt in seinen Vorschriften, er habe sich trotz seines Gefallens daran nicht an Wein und Branntwein gewöhnt; bei Gelagen und Festen brächte er ihn blos an seine Lippen, und er könne daher wol von sich rühmen, daß er gar keinen tränke. Weil ferner dieser Wein eine große Menge Getreide aufreibt, was in einem bevölkerten Reiche, dessen Existenz von seinem Kornbau abhängt, nicht gleichgültig sein konnte, so hatten auch möglicherweise von diesem höhern Gesichtspunkte aus die häufigen Verbote ihren guten Grund. Allein der wichtigste Grund lag noch viel tiefer, war noch viel reiflicher erwogen, und da dieser hauptsächlich auf den Traubenwein geht, so müssen wir erst noch einen Augenblick auf die Rebencultur zurückkommen.

Wir haben oben gehört, daß die Trauben in China alt seien; der ebengenannte gelehrte, philosophische, menschenfreundliche Kanghi selbst bezeugt in seinen Bemerkungen über Naturlehre und Geschichte [16]), die Trauben seien aus Westen nach China gekommen, und er rühmt selbst von sich, daß, da sonst nur wenige Gattungen in China existirt hätten, so habe er aus Ha-mi drei neue Sorten kommen lassen, indem er lieber eine neue Frucht in seinem Lande einführen, als hundert Porzellanthürme bauen wolle; er bemerkt dabei, daß diese Reben im Süden entarteten, allein im Norden in steinigem und trockenem Boden gut fortkämen. Die Erfahrungen jedoch, welche die Missionnaire in Peking machten, waren nicht günstig; nicht allein ist der Boden entgegen und das Klima bekanntlich unverhältnißmäßig rauh, sie mögen sich auch sonst ungeschickt dazu angestellt haben. Grade von den südlichen Provinzen aber soll es gewiß sein, daß sie einst viele Weinstöcke gehabt haben, und der Wein, den man in Schan-si, Schen-si, Pe-tsche-ly, Schan-tong, Ho-nan und Hu-kuang zog, hatte die Eigenschaft, sich lange Jahre, in wohlverschlossenen Gefäßen eingegraben,

16) Mém. sur les Chin. IV, 471.

zu halten. [17]) Dies zeigt uns aus einer fernern Beobachtung, was wir ſpäter vielfach wiederholt finden werden, daß ſich das günſtigſte Terrain mit der Zeit unverträglicher mit der Rebe zeigt, daß dieſe, ähnlich wie ihr Produkt unter den Menſchen, eine jugendliche Kraft des Bodens verlangt, auf dem ſie ſchön gedeihen ſoll. In den ältern oder mittlern Zeiten von China alſo wird der Traubenwein in allen Liedern genannt, der vom Fluſſe Kiang wird beſonders geprieſen; man weiß, daß in verſchiedenen Perioden Schößlinge aus Samarkand, Perſien, Tibet, Kaſchgar, Turfu und Ha-mi eingeführt wurden; die Annalen ſelbſt erwähnen ihn deutlich unter der Regierung des Kaiſers Wu-ty, Dynaſtie Han, 140 J. v. Chr. Von da an läßt ſich der Gebrauch deſſelben faſt von Regierung zu Regierung verfolgen, und die letzte Dynaſtie hat ſeit dem ſchon genannten Kanghi noch mehre Regenten aufzuweiſen, die neue Reben aus ferneren Provinzen eingeführt haben, ſo daß die Südprovinzen ihre alte Weincultur wiederherzuſtellen anfangen. Allein meiſtens ſcheinen die Trauben in Ha-mi und Schan-ſi zu Roſinen verbraucht zu werden, und was wir gelegentlich von der Beſchaffenheit derſelben in Hoai-lai-hien hören, daß ihre Beeren rieſenmäßig groß, wie Pflaumen ſeien, mit dicker Schale, und

allzugut in China fortgekommen; er habe mancherlei Revolutionen veranlaßt. So oft die Regierung Befehl gegeben habe, die Bäume, welche den Saatfeldern hinderlich waren, auszurotten, sei das unnütze Gewächs der Rebe nicht ausgenommen worden, und wenn das Gedächtniß die Berichterstatter nicht trüge, so sei es sogar einige Male ausdrücklich genannt worden. Gewiß ist, daß die Ausrottung des Weinstocks in den meisten Provinzen unter verschiedenen Regierungen so weit getrieben wurde, daß man selbst die Erinnerung daran verloren habe, und dies veranlaßte dann, daß man nachher oft geglaubt hat, die Rebe sei sehr spät erst nach China aus dem Occident gebracht worden. Man hat also immer geschickt den Vorwand vorgeschoben, der Weinstock ziehe vom Getreidebau ab, obgleich doch mit guter Pflege vielleicht auf demselben Raume dieselbe Quantität eines edlern Getränkes hätte erzielt werden können als durch den Reis oder die Gerste, die man da zog, wo man die Rebe vertilgt hatte. Allein man fürchtete augenscheinlich die geistige Wirkung vor jeder andern. In einem so regelrechten Räderwerk, wie der chinesische Staat ist, was konnte da gefährlicher sein, als eine unregelmäßige Bewegung in den Köpfen, die durch den Wein so gar zu leicht hervorgebracht wird! Selbst den Kornwein hat man daher so oft zu machen verboten; als es nichts half, hat man seinen Gebrauch auf Feste, Mahle, Opfer, oder für Gäste und kraftlose Greise eingeschränkt; nicht genug, man hatte bei solchen Gastmahlen selbst den königlichen Prinzen einen eignen Mandarin bestellt, der ihnen auf die Finger sah, daß sie nicht mehr als drei Gläser tranken; noch mehr, man hatte bestimmte Ceremonien vorgeschrieben, weitläufige Gesundheiten und Reverenzen, die vor jedem Glase, das Einer trinkt, hergehen müssen, Weitläufigkeiten, über die nur ein Freigeist, wie die Jesuiten sagen [20]), lachen kann, in denen aber ein Philosoph bewundert, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber, und mit welcher Geschicklichkeit er die Unmäßigkeit und die verderbliche Freiheit der Rede sammt aller Unordnung,

20) Mém. sur les Chin. T. IX, p. 366.

welche die unzertrennliche Begleiterin derſelben iſt, aus ſeinem Volke verbannt habe! Wir haben ſchon geſehen, welcherlei die Wirkungen des Kornweins in China ſind; der weiſe Kaiſer Kanghi klagt, daß der Wein ſtumpf und dumm mache und die Gedanken verwirre. Wie viel furchtbarer mußten die Wirkungen des Traubenweins ſein! Von ihm iſt daher wohl die Rede, wenn ein gewiſſes Buch [21]) aus der Dynaſtie Tſchu den warnungsvollen Aufſchluß über die nur allzugegründete Beſorgniß der chineſiſchen Regierungen gibt, daß, wenn unter den Völkern in China damals ein Geiſt der Rebellion und des Aufruhrs herrſchte, wenn ſie von ihren alten Tugenden und Grundſätzen ungeheuer verloren hätten, die Urſache davon einzig die Wirkung des Weines ſei. Hinweg alſo mit jener verruchten Keckheit, welche die vom Wein gelöste Zunge verräth, jenem lauten Weſen und dem läſterlichen Vertrauen auf die eigne Kraft, dem Erhöhen der Geiſter, das dem gelehrten Kaiſer einerlei mit Verwirrung ſcheinen mußte, dem frechen Verletzen der guten alten Anſtandsregel, dem muthwilligen Heraustreten aus dem alten guten Gleiſe! Wie ſollte dies Alles, das mit dem Weine unzertrennlich zuſammenhing, dem philoſophiſchen Staatshaupte

ders, daß dem Gaſt die Ehre des Bechers, aber auch ihm mit der beſcheidenen Sparſamkeit gegönnt wird, wie ſie dem ſchmuzigen Geiz des Chineſen gemäß iſt, der ſchon darum keine Trinkkunſt verſtehen konnte, weil ihm die Liberalität, was der Orient die fließende Hand nennt, abgeht. Es heißt in einem Gaſtliede: [23])

Ein edler Gaſt iſt bei uns eingekehret,
Gerühret ward das Saitenſpiel,
So lang es unſerm Gaſt gefiel,
Und mit dem Becher hab' ich ihn geehret. —
Der Saitenklang beſtändig quoll,
Und immer war der Becher voll,
Und uns zu Ehren hat er ihn geleeret;
Der Wein war leicht und rein und hat ihn nicht beſchweret.

Und anderswo:

Am Spieße brät ein Häschen,
Das Blatt vom Kürbis pflücken wir,
Dem Gaſt ein Gaſtmahl ſchmücken wir,
Und ſchenken ein vom guten Wein ein Gläschen.

Wir haben oben aus andern Quellen gehört, daß den Greiſen hauptſächlich der Wein reſervirt blieb; hier wird es beſtätigt: [24])

Tragt, ihr Geſchürzeten, Becher im Kreiſe,
Wein den gewürzeten trinken die Greiſe,
Daß ſich erneuere ihnen die Friſche,
Aber die Euere braucht kein Gemiſche.

Bei den Feſten ſelbſt, wo der Wein geſtattet war, brauchte man die Vorſicht, weitere Einſchränkungen zu machen. Alle Mahle und Gelage ſind einer ſo ſtrengen Etikette unterworfen, faſt wie die, welche der Hof den Geſandten zu geben pflegt; bis auf die Art der Zubereitung und Auftragung der Speiſen erſtreckt ſich das ſorgſame Geſetz und beſchneidet der Koch- und der Zechkunſt die Flügel. Wenn ein Kaiſer U-tſe ſeinen Kriegern ein Feſt gab, um ſie ſich zu gewinnen, ſo durfte doch die ſteifſte Rangordnung in Sitz, Speiſe und Trank nicht fehlen;

23) Schi-king, S. 164.
24) Ebendaſ., S. 347.

und vom Kaiſer Tſie-ſche-hoang wird unter Anderm die Herſtellung der alten Einladungen und Feſte gerühmt, und wie da jede einzelne Ceremonie ihren gehörigen Gang, Anfang und Ende hatte, daß eine beſcheidene und anſtändige Freude in allen Augen ſtrahlte. Daß dem häuslichen Feſte ein Muſter gegeben werde, ſind öffentliche Feierlichkeiten in allen Städten angeordnet [25]); Mandarine präſidiren dabei, das Geſetz ladet die Gelehrten und die Bürger von Ruf dazu ein; auch hier iſt bis ins Kleinſte das Ceremoniel vorgeſchrieben. Der Hauptzweck dieſer Feſte iſt, das Verdienſt hervorzuheben, die Sittſamkeit, den freundſchaftlichen, conventionellen Anſtand zu wahren, und der Präſident lieſt in dieſem Sinne gewiſſe Geſetzartikel im Namen des Kaiſers vor, in deren Eingang ausdrücklich daran erinnert wird, daß man ſich nicht eigentlich wegen des Vergnügens an Speiſe und Trank verſammelt habe, ſondern um die Treue gegen den Fürſten aufzufriſchen und dergleichen mehr, und darauf haben alle Geſänge und Muſikſtücke ihren Bezug. Ein einziges Trinklied von freierer Bewegung iſt mir im „Schi-king“ aufgefallen, wo ich freilich nicht weiß, wie viel Antheil der Ueberſetzer, namentlich an der Form hat; ſonſt iſt der Inhalt

Wir gehen bei dem nachfolgenden Aufſatze von der Frage der Verpflanzung des deutſchen Unterrichts- und Erziehungsweſens nach Frankreich aus und haben dabei vorzugsweiſe die Vorſchläge im Auge, die Herr Couſin dem franzöſiſchen Cultminiſterium gemacht hat. Wir ſind dabei nicht geſonnen, die Berichte dieſes Mannes von dem Geſichtspunkte aus zu betrachten, von welchem derſelbe ſeinen Gegenſtand hauptſächlich erforſcht, weil von dieſer Seite her ſein Werk ſchon in mehren deutſchen Blättern zur Sprache gekommen iſt und von Männern beſprochen ward, die auch berechtigter waren, über die äußere und innere Organiſation des deutſchen Schulweſens und über die Art der Verpflanzung deſſelben nach Frankreich, wie ſie von Couſin vorgeſchlagen wird, zu ſprechen. Uns aber ſchien es, als hätte dieſer Gegenſtand auch von andern Seiten her, die der franzöſiſche Reiſende überſah, aufgefaßt zu werden verdient, und als hätte von dieſen andern Seiten aus jene Frage der Transplantation vielleicht mehr Licht erhalten, ſei nun von ihren Grenzen, ihrer Natur oder ihrer Statthaftigkeit überhaupt die Rede. Einen dieſer Geſichtspunkte, und einen ſolchen, der uns und unſern Beſchäftigungen der verwandtere iſt, und der zugleich der Sache ein hohes Intereſſe für unſer Deutſchland ſelbſt abgewinnt, wählen wir uns für dieſen Aufſatz und glauben, daß ſelbſt eine noch unbedeutendere Arbeit über eine ſo große und theure Angelegenheit nicht ganz überſehen werden

Zwar du führeſt mich in Pfützen,
Doch mir ſelber ſchwankt der Kopf,
Laß auf deinen Arm mich ſtützen,
Und ich halte dich beim Schopf.

Mit dieſem äußerſten Punkte des Trinkens will ich ſchließen. Dieſe ſtumpfe Trunkenheit iſt ſo, wie ſie ein warmer Kornwein wird hervorbringen können, und paßt zu dem häßlichen Charakter des Chineſen ſo gut, wie der Zug, der in einem andern Liede vorkommt, indem ſich Einer, deſſen geladene Gäſte nicht zu rechter Zeit kommen, ordentlich froh darauf tröſtet, ſeinen Wein allein zu trinken. Den Werth des Weins zur Geſelligkeit kann man ja wohl auch da nicht kennen, wo die Convenienz die Zunge bindet und ein Ceremonientribunal exiſtirt, und wo der Theekeſſel nicht vom Feuer kommt, der ja auch bei uns nichts fördert als die Strickerei, die üble Nachrede und die Nervenſchwäche; und dann iſt überall die lüſterne Begierde nach dem phyſiſchen Genuß Das, was dem Chineſen ſeinen Wein wie ſeine gewürzten Brühen lieb macht, was ihn ſogar hier zur nie erhörten Widerſetzlichkeit gegen ſeine Regierung gebracht hat. Wie ſchrecklich aber iſts, dieſe kindiſchen und eckigen Reſte uralter Gewohnheiten mit den raffinirteſten Bedürfniſſen und

Ueber

deutſches und franzöſiſches

Unterrichtsweſen.

1834.

Wir gehen bei dem nachfolgenden Aufſatze von der Frage der Verpflanzung des deutſchen Unterrichts- und Erziehungsweſens nach Frankreich aus und haben dabei vorzugsweiſe die Vorſchläge im Auge, die Herr Couſin dem franzöſiſchen Cultminiſterium gemacht hat. Wir ſind dabei nicht geſonnen, die Berichte dieſes Mannes von dem Geſichtspunkte aus zu betrachten, von welchem derſelbe ſeinen Gegenſtand hauptſächlich erforſcht, weil von dieſer Seite her ſein Werk ſchon in mehren deutſchen Blättern zur Sprache gekommen iſt und von Männern beſprochen ward, die auch berechtigter waren, über die äußere und innere Organiſation des deutſchen Schulweſens und über die Art der Verpflanzung deſſelben nach Frankreich, wie ſie von Couſin vorgeſchlagen wird, zu ſprechen. Uns aber ſchien es, als hätte dieſer Gegenſtand auch von andern Seiten her, die der franzöſiſche Reiſende überſah, aufgefaßt zu werden verdient, und als hätte von dieſen andern Seiten aus jene Frage der Transplantation vielleicht mehr Licht erhalten, ſei nun von ihren Grenzen, ihrer Natur oder ihrer Statthaftigkeit überhaupt die Rede. Einen dieſer Geſichtspunkte, und einen ſolchen, der uns und unſern Beſchäftigungen der verwandtere iſt, und der zugleich der Sache ein hohes Intereſſe für unſer Deutſchland ſelbſt abgewinnt, wählen wir uns für dieſen Aufſatz und glauben, daß ſelbſt eine noch unbedeutendere Arbeit über eine ſo große und theure Angelegenheit nicht ganz überſehen werden

dürfte, weil unter den Beiträgen zu dem allgemeinen Schatze der Beförderungsmittel der Humanität auch ein kleines Scherflein — wenn nur echter Münze — nicht verſchmäht werden ſollte. Vielleicht wird ſich nun Mancher wundern, daß wir uns in dem Augenblicke, wo wir ſelbſt grade dieſe Echtheit der Gabe zur Bedingung machen, mit uns ſelbſt wie im Widerſpruche, in dem Nachfolgenden eine Münze von einem, nicht ganz fremden, doch wol etwas abweichenden und ungewohnten Gepräge in dem bezeichneten Fond niederzulegen erbieten. Der Mühe müſſen ſich alſo Diejenigen, welchen die Verwaltung jenes Schatzes gleichſam in die Hände gegeben iſt, ſchon unterziehen, die gebotene Gabe inſoweit zu unterſuchen, ob das Metall wenigſtens rein, und welcher Art und welches Werthes es iſt; wir wünſchten nicht, daß man auf das vielleicht Auffallende der Prägung hin das Geſchenk unfreundlich und ungeprüft abwieſe, und noch dringender möchten wir fodern, daß Die, welche es analyſiren werden, zum mindeſten das Lautere von dem Falſchen, das Echte von dem Unechten auch wirklich zu unterſcheiden wiſſen.

Doch genug der Bilder, wir wollen zur Sache ſelbſt kommen. In Deutſchland wird ſich Mancher beim Leſen der Briefe das

niß von dieſem Theile unſerer geſellſchaftlichen Einrichtungen zu verſchaffen. In dieſer Abſicht wandte er ſich an die Familienväter der untern Claſſen und fragte ſie über die Erziehung, die ſie erhalten hatten, und über die, welche man ihren Kindern gab. Er durchlief ebenſo die mittlern Claſſen und ging zu den höhern über; er wandte ſich ſelbſt an eine große Anzahl von öffentlichen und Privatlehrern, und während eines ganzen Jahres, ſo lange ſeine Reiſe in die Hauptſtädte des Reichs dauerte, ſtellte er ungefähr dieſelben Fragen an alle Diejenigen, mit denen er in einige Verbindung kommen konnte, indem er überall eine genaue Notiz von ihren Antworten nahm.

Hierneben nimmt ſich freilich die größere Leichtfertigkeit des miniſteriellen Abgeordneten unvortheilhaft aus, die ihm auch ſchon öffentlich vorgeworfen worden iſt. Allein wir müſſen nicht vergeſſen, daß Herr Couſin einer der genaueſten Kenner von Deutſchland iſt und als ſolcher leichter beobachten konnte. Wir geſtehen, daß, als wir ſeine für Deutſchland ſo ſchmeichelhaften und für Frankreich, ſo Gott will, ſo fruchtbaren und erfolgreichen Berichte über unſere Schulen laſen, wir nicht anders als den richtigen Takt bewundern konnten, mit dem er die ganze Aufmerkſamkeit der Behörde, welcher die große Reform des franzöſiſchen Unterrichts anvertraut iſt, nicht auf das Erreichbare allein, ſondern noch mehr auf das wirklich Erreichte, noch mehr auf das Beſtehende, als auf das Mögliche richtete, und wie er meiſterhaft mit der Gegeneinanderſetzung der ganz praktiſchen, reellen und anwendbaren Einrichtungen und Geſetze der deutſchen Schulen und des Pomphaften und Utopiſchen in dem in Frankreich Herkömmlichen allen Nachtheil, der aus dem Unbeſtimmten und Imaginairen fließt, grell neben den Vortheil ſtellte, den eine ganz den Nutzen und das klare Verſtändniß bezweckende Organiſation hervorbringen muß. Es iſt ein großes Verdienſt, das er ſich dadurch erworben hat, daß er dem alten und eingewurzelten Uebel, das in Frankreich verbreitet und weit genug gediehen war, um auch große und kühne Männer von dem Verſuche der Abhülfe gänzlich abzuſchrecken — daß er, ſagen wir, dieſem Uebelſtande einen geordneten Zuſtand mit

llen Einzelnheiten entgegenstellte und überall die Einfachheit, ie Natürlichkeit, die Zweckmäßigkeit, den Erfolg auf dieser Seite so klar ins Licht setzte, daß selbst ein Verzagter und Klein-nüthiger die großen Schritte zur Verbesserung wagen müßte, elche er vorzeichnete.

Je mehr aber zu wünschen ist, daß die bereits erfolgten oder och zu erwartenden Umänderungen in dem französischen Un-errichtswesen zu einem frohen Ende führen möchten, um so rspießlicher würde es gewesen sein, wenn man den großen Gegenstand immer von neuen Seiten beleuchtet und nichts un-eachtet gelassen hätte, was, sollte er auch vorerst noch in eiter Ferne liegen, doch als ein wünschenswerthes Ziel vor-eht. Man hätte auch das Innere neben dem Aeußern berück-ichtigen sollen, das Allgemeine, was in Deutschland dem Be-ondern unterliegt und in Frankreich unterliegen muß; man llte doch auch das Mögliche neben dem Wirklichen betrachten, as an Einem Orte Förderliche nicht schlechthin für förderlich, as Gute nicht für unverbesserlich nehmen; nicht, um unvor-ichtig mit allerhand ausgedehntern Einrichtungen, auf die eine lche vielseitigere Betrachtung vielleicht geleitet hätte, die beab-

gleicher Zeit deutſche Männer oder auch Franzoſen, die ſich lange genug unter Deutſchen aufgehalten und das Land und ſeine Sitten genau genug kennen gelernt hätten, um über ſo ſchwierige Dinge zu urtheilen, angeregt hätte, in gründlichen Preisſchriften — nicht um Lohn des Geldes, ſondern der Ehre — zu entwickeln, welch ein innerer Sinn den äußern Einrichtungen im Unterrichts- und Erziehungsweſen in Deutſchland zu Grunde läge, welche Züge des Nationalcharakters oder welche Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur überhaupt grade dieſe Form der Schule bei uns hervorbrachten, wie ſich dieſe hiſtoriſch geſtaltete, was an ihrer Geſtaltung nationell und unverpflanzlich oder auch andern Völkern angemeſſen ſei. Eine ſolche Erforſchung der letzten Gründe des deutſchen Erziehungsweſens hätte zu mehrfachen Zwecken hingearbeitet. Man würde unſtreitig nicht allein auf eine viel einfachere Weiſe ſcheiden gelernt haben, was in unſern Inſtitutionen als Ausfluß des Volkscharakters unübertragbar und mit der franzöſiſchen Natur unvereinbar iſt; man würde auch dieſe deutſchen Einrichtungen ſelbſt genauer zu beurtheilen gelernt, man würde gefunden haben, daß viele feine Nuancen, die oft unbeachtet bleiben, ihre tiefere Bedeutung haben, daß viele ſcheinbar üble Gebräuche Nothwendigkeiten ſind, die nur zum Theil mißbräuchlich ausgeartet ſind, und daß mancherlei geprieſene Gewohnheiten in der That eher für Mißbräuche gelten müſſen, als was man gemeinhin dafür gelten läßt. Man würde ſich überzeugt haben, daß viele der beſtehenden Ordnungen mit dem Geiſte, von dem ſie in urſprünglicher Geſtalt ausgingen, in ihrer gegenwärtigen Form im ſtärkſten Widerſpruche ſtehen, und daß nicht Alles, was man in Deutſchland gut preiſt, wirklich das Gute iſt; man würde den reinen Grundſatz, der in der Nation wurzelt, gefunden haben, und mit ihm die irrende Anwendung, welche die Individuen davon machen. Es iſt nur gar zu häufig, daß der Menſch ſchlechter iſt in der Gewohnheit ſeines Lebens, als in ſeinen Maximen; bei Völkern aber iſt es immer der Fall, daß ihre ganze Richtung unter der Leitung ihres Inſtinkts viel beſſer iſt, als die Einſicht der Individuen weiß; daß dieſe oder

jene unverwüstliche Gewohnheit des Ganzen viel besser ist, als die Verbesserungen, welche die Träger jener Gewohnheit selbst einzuführen meinen. Die Völker lenkt mehr das Gemeingefühl und der nähere Impuls des Menschenschicksals, das nicht irrt; der verständig gereifte Einzelne macht seinen Willen und sein Wissen geltend, die nur beide so gar selten zureichen, die Natur der Welt und der Menschen recht zu erkennen, geschweige mit ihr eingestimmt, sie zu fördern und zu unterstützen. Wollte man also dem Trefflichen und Wahren wirklich nahe rücken, so kam es in der That darauf an, daß man die Richtung, welche die deutsche Nation in der Ordnung ihres Erziehungswesens so unveränderlich einschlug, daß keine Willkür von Cultministerien und Schulräthen, kein Traum der pädagogischen Theoretiker und Methodiker sie davon abbringen konnte, aufs gründlichste erforscht hätte; in ihr mußte man das Princip suchen, von dem die deutsche Erziehung ausgeht; aus diesem Princip sich jede einzelne bestehende Einrichtung nach ihrer Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung oder ihrem Widerspruch mit dem letzten Grundsatz erklären. Befolgte man diesen Weg auf der andern Seite auch in Erforschung des Wesens und der Bestrebungen der französischen Nation auf diesem Felde, dann war es unvermeidlich, daß man auf ein reines, für Gegenwart und Zukunft lehrreiches Resultat gekommen wäre.

Ob aber damit grade die Ausführung des großen Werkes, das man in Frankreich vorbereitet, leichter geworden wäre oder in ihrem Erfolge gesicherter als so, darüber möchten wir nicht wagen abzuurtheilen. Es scheint sich — traurig genug für unser Geschlecht — so zu treffen, daß die Einsicht und das reifere Nachdenken über unsere menschlichen Zustände immer erst dann sich in den Völkern zeigt, wenn bereits die schönsten und frischesten Kräfte des Körpers oder des Geistes, die nöthig wären, um den aufgefundenen Regeln und Verbesserungen Folge zu geben, geschwunden sind. Wir meinen, wie auch die einzelnen Menschen sich erst im gesetztern Alter über ihr Leben besinnen und sich über die verbrachte Zeit und deren Anwendung Rechenschaft geben, und wie sie dann meist mit dem Bedauern

auf die geschwundene Jugend zurückblicken, daß deren reger Spannkraft die Verbindung mit der Besonnenheit ihres Alters versagt sei, daß die eine verrausche, ehe die andere eintrete, die letzte aber vergebens nachzuholen suche, was nur mit der Hülfe der erstern zu erreichen sei, so pflegen sich auch die Völker gewöhnlich erst dann mit Theorien zu befassen, wenn die praktische Uebung schon gewissermaßen erschöpft ist. Nirgends sind die landwirthschaftlichen Anstalten, Versuche, Verbesserungen, Methoden und Schriften häufiger, als wo der Boden bereits der Productivität zu ermangeln beginnt, in der er sonst auch ohne viel künstliche Pflege dem Landmann wuchernd sein Samenkorn wiedergab; wenn Aristoteles seine Poetik schreibt, wenn Plato seinen ideellen Staat erschafft, wenn Macchiavell seinen Reformgedanken nachhängt, dann ist bereits die dichterische und politische Kraft aus den Nationen so geschwunden, daß nirgends mehr Heil und Hoffnung ist. Und so, fürchten wir denn auch, könnten die Beobachtungen, die man über die Natur des menschlichen Wesens in Bezug auf Erziehung anstellen möchte, selbst in unserer deutschen Nation zu spät kommen, nachdem sich überall das Zeitbedürfniß ungestüm mit allerhand zerstörenden Foderungen in die Schule drängt. Doch dies kann nicht eben abschrecken. Denn fördert auch der Mensch, der in Selbstbetrachtung sein vergangenes Leben mustert, sich selbst nur wenig mehr in Bezug auf praktischen Nutzen, so geht doch, zwar nicht die ganze Masse seiner Erfahrungen und Belehrungen, aber doch ein Theil derselben auf den Sohn oder Schüler über, der ihm nahe steht, und so kann gewiß jede gefundene Wahrheit, wenn sie auch nicht im Augenblick augenscheinlichen Nutzen bringt, doch künftig einmal ihre Früchte tragen und hat übrigens in sich selbst ihren Lohn. Diese oder ähnliche Gedanken bestimmten uns, das Nachfolgende aufzuschreiben, womit wir aber keineswegs das Problem, das wir oben gestellt wissen wollten, zu lösen, sondern nur versuchsweise deutlicher auf den Weg zu leiten meinen, der eingeschlagen werden mußte, wenn diese Aufgabe wirklich gelöst werden sollte.

Wenn man nur einen ganz im Allgemeinen vergleichenden

Zeit, wo beide Völker politiſch
niger geſchieden waren, zeigen ſich doc
innern Verhältniſſen Urſachen genug, a
Verſchiedenheit der beiderſeitigen Bildu
In Frankreich war überall römiſche Cul
den; die alten Kaiſerſchulen gingen zw
wanderung verloren, allein an vielen Ort
hatten, traten ſpäter chriſtlich-geiſtliche Sc
Errichtung von Univerſitäten nahm man
Landen, wie ausdrückliche Beiſpiele bewe
Sitze Rückſicht, wenn auch die letzte Spur
ten erloſchen war. Solcher Schulen nun g
eine große Menge, in Deutſchland nur weni
Hier ward auch ihr Faden, wie in England,
in Gallien aber gab es rhetoriſche und Rec
mont, in Bec und in Toul in ſo frühen Z
man faſt auf eine ununterbrochene Fortdauer
Zeit her ſchließen möchte. Dadurch, daß das S
in die Hände der Geiſtlichkeit kam, ward zwa
Mittelalters das Erziehungs- und Unterrichtsn
Europa gemeinſam, gleich eng und beſchränkt,
die Entfremdung der Kinder von dem älterlic
der in urſprünglichen Zeiten der einzige
hungsort den

chalischen Bande zwischen Aeltern und Kindern lange vermieden; die Verspätung der deutschen Cultur im Allgemeinen brachte den Vortheil, daß die Hauszucht und Hauslehre, wie sie nun immer gewesen sein mag, sich so fest einpflanzte, daß die deutsche Erziehung sich niemals aus dem Einfluß des Hauses und der Familie entfernte, und daß auf diese Weise das häusliche Leben nicht so bald hier wie in Frankreich untergraben werden konnte, welches überall die Grundlage jeder liberalen Erziehung sein muß und überall war, wo die Völker sich freier entwickelten; bei den Juden, wo Hausandacht und Gottesverehrung alle Erziehung in sich faßte; in Athen, wo sie der Hausvater leitete und die Familien; in Florenz, wo Verwandte höchstens und die Zunftgenossen influirten. Die Menschen bedurften langehin nichts weiter, als was ihnen eben der Vater geben konnte; alles Andere mußten sie in Klöstern suchen, und je häufiger dies in Frankreich bei der häufiger gebotenen Gelegenheit geschah, desto mehr trug dies zu der frühen Verschiedenheit der Bildung beider Völker bei. Dazu kam die Staats- und Regierungsform in beiden Landen, die in Frankreich sich schnell ebenso fest und straff gestaltete, wie in Deutschland locker und lose, was auf das Schulwesen dort ebenso übel als hier gut einwirkte. Es war ferner von einem großen Einfluß, daß die Universität in Paris, die eine so ungemeine Bedeutung im Mittelalter gewann, nicht wie die italienischen und deutschen hauptsächlich den Charakter einer Rechtsschule trug, sondern mehr einer theologischen Anstalt; die Freiheit der Lehrenden und Lernenden litt dabei unter dem Einschreiten der geistlichen Oberbehörde, welche sich abwechselnd mit den Königen in die Angelegenheiten der Universität mischte, sie ordnete und ihre Privilegien bestimmte. Diese Universität nahm sich übrigens das Regiment der französischen Könige und ihre Herrschsucht und Willkür zum Vorbild, und wie in der politischen Geschichte die Neigung zur absoluten Gewalt in den Fürsten vortritt, so in der des Schulwesens das usurpatorische Streben bald der geistlichen, bald der weltlichen Corporationen der Universität. Von dieser und andern höhern Lehranstalten aus, die nur für Jünglinge bestimmt waren, ver-

breiteten sich nachher auch Schulen für Kinder in das übrige Volk, wie, um Ein Beispiel statt Vieler zu geben, aus den Decreten des Lateranconcils von 1179 hervorgeht. Dies, sowie das Emporkommen der Collegien, welche bald alle Erziehung an sich rissen, hatte die freiste Gestaltung des öffentlichen Unterrichts zur Folge, die Frankreich, im Verhältniß zu den Zeiten geredet, vielleicht je hatte; man dehnte die Erziehung in den Collegien auf Knaben und Jünglinge aus, auf moralische und intellectuelle Bildung, man riß sie von der Universität los und errichtete solche Anstalten in vielen Städten; die Mannigfaltigkeit der Tendenzen und der eingeschlagenen Wege, die Rivalität zwischen den Mönchsorden und den weltlichen Collegien der Privaten oder Gemeinden, die strengere Disciplin, die größere Unabhängigkeit von den Königen, Alles trug zur Vervollkommnung bei. Allein es folgte aus dieser Freiheit ein doppelter und großer Nachtheil. Dadurch, daß der Unterricht auf der einen Seite die Sache von Privatunternehmern solcher Collegien geworden war, verlor der Staat allmälig alle Autorität und allen Einfluß auf denselben; kein nationales Bedürfniß und kein allgemeines Ziel ward ins Auge gefaßt, Zügellosigkeit, Sittenverderbniß und Unwissenheit nahm überhand, und Verachtung folgte. Auf der andern Seite aber fehlten jene allgemeineren Zwecke und jene Abhängigkeit vom Staate auch in den Collegien der geistlichen Corporationen. Die Dominicaner zuerst brachten ihr Ansehn zu einer ungemeinen Höhe; später geriethen die Anstalten in die Hände der Jesuiten, die sich schlau dem herrschenden Drang nach Wissen zu accomodiren wußten, sie gründeten zahllose neue Collegien und bewirkten, daß factisch die religiösen Orden den ganzen Unterricht in Besitz nahmen, daß derselbe in keinerlei Uebereinstimmung mit den Institutionen des Staats, sondern nur mit denen der Congregationen war, daß der Staat fortwährend alles Einflusses beraubt blieb, wie z. B. nach dem unvollkommenen Reformversuch Heinrich IV. im Jahr 1598 („Recueil des lois et règlemens concernant l'instruction publique depuis 1596, jusqu'à ce jour." Thl. I.) während eines ganzen Jahrhunderts von Regierungswegen nichts geschah

und nur dem Gebrauch überlaſſen wurde, was er etwa Neues einführen möchte (Rollin, „Traité des études“). Man kann das Gute, was die Jeſuiten eben durch ihren Unterricht hervorgebracht und durch die Gelehrten, welche ſie bildeten, anerkennen, muß aber darum doch der Herrſchaft dieſer Congregation den völligen Ruin der franzöſiſchen Nationalbildung hauptſächlich zuſchreiben. Es iſt nicht genug überdacht worden und iſt auch nicht leicht zu überdenken, welch einen ungeheuern Schaden es brachte, daß einmal durch die Uebung einer formellen und leeren Andacht in ihren Schulen alle großen Begriffe von Religion zu Grunde gingen, und dann durch die Uebung eines barbariſchen Lateins und des mechaniſchen Theils der Sprachen aller Sinn für die echte Claſſicität. Dies hatte die unausbleibliche Folge, daß alle Häuslichkeit, Einfalt, Frömmigkeit und ſchlichte Sitte hinſchwand — ein nie wieder zu erſetzender Verluſt! — und daß hier die Perrault und Locke gehört wurden, welche die claſſiſchen Studien verhöhnten und verwarfen. So fanden alsdann die phantaſtiſchſten Methodiker und pädagogiſchen Grillenfänger breite Bahn, ihre Syſteme feilzutragen, die nur auf der Verdorbenheit des häuslichen Lebens und auf den Mangel aller wahren, am Quell griechiſcher Einfachheit und Natur geſchöpften, menſchlichen Bildung erwachſen konnten, und die doch durch Geiſt ſo vorſtachen, aber auch durch Wunderlichkeit ſo abſchreckten, daß man nachher faſt alle Stimmen über das Unterrichtsweſen zu überhören und unbeachtet zu laſſen gewohnt ward; und als endlich in der Revolution und Reſtauration (wovon gleich hernach mehr) die Regierungsbehörden wieder einſchritten, geſchah dies theils ſo unbeholfen und chimäriſch, theils ſo unſchlüſſig und engherzig, und war zugleich von einer ſolchen Flut zwar nicht mehr ſo ſonderbarer, aber meiſt ſo ſeichter und windiger Schriften Befugter und Unbefugter begleitet, daß der alten Geringachtung, ja faſt der Verzweiflung an der ganzen Erziehungsſache neuer Grund gegeben ward. Izarn, in dem angeführten Schriftchen, ſagt S. 4:

Quand j'ai voulu connaître l'histoire de cette partie de nos institutions sociales, qui a pour objet l'instruction de la

jeunesse, et que je me suis livré à une étude approfondie de la marche qu'elle avait tenue, depuis son origine jusqu'aux temps où nous sommes, combien de fois n'ai-je pas été surpris de voir une nation si éclairée se tenir si longtemps dans une fausse route. Mais lorsque j'en suis venu à la lecture de tant de bons ouvrages publiés sur cet objet depuis le commencement du siècle précédent, avec quels pénibles regrets n'ai-je pas reconnu, combien les temps et l'habitude ajoutent de forces à l'erreur, et rendent tout amendement difficile. Je ne crois pas qu'il y ait une partie de nos institutions dont on ait mieux fait sentir les vices et pour laquelle on ait proposé des moyens plus roisonnables d'amélioration, et pourtant elle demeurait toujours la même; que dis-je, elle empirait encore, et on laissait faire.

Allein wir haben den vortheilhaften Begriff von jenen „guten Werken“, von jenen vorgeſchlagenen, „verſtändigen Mitteln“ nicht; wir erkennen in ſolchen Schriften, wie die bekannte von L. René de Caraduc de la Chalotais („Essay sur l'éducation nationale“), die leicht eine der beſten iſt, nur den guten Willen als das Beachtenswertheſte an, und wir zweifeln, ob das nicht

und Unterrichtsweſens anzuknüpfen. Der Unterricht war und blieb in den Händen von Corporationen, welche zugleich meiſt die Hauserziehung erſetzten, und die mit der Univerſität bald in feindlicher, bald in freundlicher, in näherer oder entfernterer Beziehung ſtanden. Dieſe Körperſchaften unter ſich gehen über von weltlichen zu geiſtlichen, von geiſtlichen wieder zu weltlichen, nach jeſeitiger Entfernung in einem einzigen großen Cyklus. Erſt die Univerſität von Paris mit ihren großen Privilegien unter Philipp Auguſt, deren Körper weſentlich weltlich war; ſeit 1229, wo aus beſondern Umſtänden die Vorleſungen an der Univerſität ausgeſetzt waren, ergriffen die Dominicaner die Gelegenheit, ſich emporzubringen, was ihnen auch nach einem langen Kampf von 1243 — 57 gelang, wo ſie das Recht erhielten, Lehrer in ihren eignen Klöſtern anzuſtellen, welche als Glieder der Univerſität gelten und deren Decrete denen der Univerſität gleich gehalten werden ſollten. Dazu die Sorbonne mit ihrem großen Einfluß auf Univerſität, Volk und Regierung; dann die Jeſuiten mit ihrem eminenten Anſehen, nach denen man ſich noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückſehnte, wie ſpäter zwiſchen 1762 — 89 nach den Benedictinern; endlich die allmächtige Univerſität von Frankreich, die Schöpfung Bonaparte's. Ueberall tritt hier wie in der geſammten innern und äußern Geſchichte von Frankreich der Eine Zug hervor, nach welchem man hier alle Volksangelegenheiten von Oben herab durch Willkür von Einzelnen oder von Körperſchaften zu leiten ſtrebte.

Vergleicht man nun dies Concentrationsweſen mit dem Zuſtand des deutſchen Unterrichts und der Schule, die völlig auf Freiheit und Unabhängigkeit von Univerſitäten und Akademien beruht, ſo wird man leicht einſehen, wie die Formen unſers Schulweſens gar zu eng mit der Natur des Volks zuſammenhängen, und daß die Frage von der Verpflanzuug deſſelben immer ſchwieriger wird, je tiefer man in die Sache eindringt. Frankreich hat Schulen, Univerſitäten, Akademien, Lehrſtühle der Sprachen und Alles von ſeinen Königen und Geiſtlichen erhalten, in Deutſchland ſchuf ſich das Volk Alles und riß Alles

an sich, und man kann in den äußerlichsten Dingen zeigen, wie Das, was in Frankreich immer eine Erscheinung oder ein Werkzeug in den obern Sphären blieb, in Deutschland seinen Hauptflor in den untern hatte, wie z. B. die Landsmannschaften bei uns fast überall nur in den Corps der Studirenden dauerten, und die Cassation eine Waffe in der Hand der Schüler ward. Nie vergiftete die Pest mönchischer Erziehungsanstalten Deutschland in dem Maße, und man hat nie einer Congregation, die an den Staat nicht gefesselt war, die sich und ihre Institutionen über das Vaterland und die Gesetze stellte, und die ein fremdes Haupt anerkannte, den Unterricht preisgegeben. Deutschland ward durch die republikanischen Regungen in der Schweiz, den Städten und in Holland zu dem eigentlichen Bürgervolk der neuen Zeiten; das Treiben der Handwerker und Gewerbsleute in Deutschland, das sich so frei, so strebend, so poetisch gestaltete, vermittelte nachher den wohlthätigen Eingang der Reformation, durch welche Aufklärung, gesunder Verstand und Geistesfreiheit, Tiefe und Ernst erst recht zum bleibenden Eigenthum der Nation ward, bis in den Bürger- und Bauernstand herunter. Schon vor der Reformation rangen sich die Niederländer von dem geistlichen Zwang zu freiern Schulanstalten los, welche von Deventer aus eigentlich auf Deutschland übergingen. Es traten jene merkwürdigen Männer vor und in der Reformation auf, die das Geschlecht von dem alten Dunkel erlös'ten. Unser besseres und uns eigenthümliches Schulwesen begann erst von da, wo die Antipapisten den alten Unfug zerstörten, als die Bibel Volksbuch ward, als Luther seine Katechismen schrieb, als Melanchthon neue Schulbücher schrieb und Humanisten bildete, als Johannes Sturm seine Schulen errichtete und den Unterricht umschuf, als Trotzendorf die alten Gegenstände der Rhetorik, Ethik, Dialektik und Philosophie aus der Schule verbannte. Wir fürchten, nur mit großer Vorsicht und nur mit genauer Kenntniß und Erwägung der Neigungen der französischen Nation möchten auch nur

einer Organisation, die ganz und in aller

dem Protestantismus ruht und auch m

Ländern Deutschlands mit Erfolg besteht, die ganz sich gründet auf das fromm verständige Wesen des deutschen Mittelstandes, in ein Land zu übertragen sein, das zwar an den ersten Regungen jenes Geistes einigen Antheil nahm, aber von Aquaviva und der pädagogischen Thätigkeit seiner Genossen in eine ganz entgegengesetzte Richtung zurückgeworfen ward; in ein Land, wo das scholastische Treiben und die Mathematik Mittelpunkte der Pädagogik wurden, was alles Gemüth und alle menschliche Empfindung um so mehr beengen mußte, als sklavisches Bewachtsein, mönchischer Zwang und Mangel an aller echten Aufklärung hinzutrat. Es war daher natürlich, daß, während in Deutschland der edle Spener mit seinen Verbesserungen im Religionsunterricht auf guten Boden traf, während Hermann Franke's und Aehnlicher Wirken voll Erfolg blühte, die ähnliche Erscheinung eines Fénélon in Frankreich wie ein Spott aussah; stand es auch damals herzlich schlecht mit unsern Schulen, so stand es doch um die Erziehung des Herzens gut, die hausväterliche Zucht war groß, die Hausandacht war noch nicht verbannt und hatte noch Sinn und Bedeutung. Es war natürlich, daß in Deutschland die Basedow und die frühern und spätern Theoretiker meteorisch vorübergingen und hinschwanden, mehr verlacht als beachtet, während sie in Frankreich, ausgearteter in ihren Hirngespinnsten, größeres Aufsehen machten. Es war natürlich, daß endlich unter der letzten glänzenden Epoche unserer Literatur, unter dem herrlichen Aufschwung der Geister, unter der Einführung griechischer Cultur in lebenvoller Gestaltung, sich in Deutschland das Schulwesen völlig auf seine Höhe hob, still, gleichförmig, von unten gepflegt; während in Frankreich die lautesten und ungeheuersten Anstrengungen der Schreiber und der Regierungen immer zu keinem Ziele führten und nur die üble Lage der Sache heller ins Licht setzten.

Wir können nämlich unter der Gährung der Revolution ähnliche Erscheinungen beobachten in Hinsicht auf das Unterrichtswesen wie im Politischen. Man griff mit einer unbändigen Leidenschaft die alten Institute an, entwarf Riesenpläne, un-

geheuer frei und ſchrankenlos, was die äußere Organiſation betrifft, und ungemein eng, wo es auf das Weſentliche ankam. Man hatte ſich im 18. Jahrhundert erſt die Jeſuiten zurückgewünſcht, ſeit 1762 fing man an ſie zu verachten und ſuchte die Doctrinairs wieder; nach 1790 lehnte man ſich gegen alle dieſe feſtſtehenden und unbeweglichen Körperſchaften auf und verlangte volle Freiheit des Unterrichts. Die assemblée constituante erließ am 3. und 14. September 1791 das Geſetz, das einen großen und gemeinſamen Nationalunterricht ſchaffen ſollte. Dies blieben natürlich nur Worte und Projecte. „In der Revolution", ſagt Guizot („Essai sur l'histoire et l'état actuel de l'instruction publique en France." Paris 1816), „ſchien es, als ob die Menſchen den wahren Typus des Univerſums aufgefunden hätten und darnach die wirkliche Welt ordnen wollten, welche bis dahin das Werk einer blinden Gewalt geweſen ſei, und jetzt durch Vernunft geregelt werden ſollte. Heiliges und Weltliches griff man gleich zerſtörend an. Die moraliſche Bildung kümmerte dieſe großartigen Planmacher nicht; nur die Verbreitung aller Art von Wiſſenſchaft unter allen Ständen und Altern ſetzte man in eine Verbindung mit der Verbreitung des Freiheitsſinnes, denn die Forderung nach Erweiterung ſolider Kenntniſſe hatte

gemeinsamen, unentgeltlichen Nationalerziehung für Jung und Alt ahmte man also auch hier, wie sonst, das Alterthum irre gehend nach, und ohne sich Rechenschaft von dem Verkehrten zu geben, das darin läge, sowie man jeden Augenblick Anordnungen traf, die von gänzlicher Verkennung aller menschlichen Natur zeugen, wie z. B. als man die strenge Schuldisciplin, ohne die nie eine Schule bestehen kann, in jenen Zeiten verbannte; als in einem Rapport über das Unterrichtswesen an die gesetzgebende Versammlung geäußert war, es müsse sogar der Gehorsam des Soldaten gegen die Vorschriften seiner Disciplin in nichts verschieden sein von dem des Bürgers gegen das Gesetz, und die Vernunft und Vaterlandsliebe müßten ihm eher Befehle ertheilen als die Gewalt und die Furcht vor der Strafe. Von dieser Zeit an fehlt in Frankreichs Schulen die nöthige Subordination. 1793 decretirte der Convent den Verkauf aller Güter der Collegien und unterdrückte endlich diese Anstalten selbst sowie die Facultäten, und gab den Unterricht völlig frei. Von da an stritt man sich, besonders in der Restauration, in einer Unzahl von Schriften für diese völlige Unabhängigkeit, oder für den Einfluß der Staatsgewalt auf den Unterricht. 1795 errichtete man die Centralschulen, weil unter der Vernichtung der Collegien die Zügellosigkeit gar zu fühlbar ward. In jeder Hauptstadt der Departements sollte eine große Schule errichtet werden. Man setzte aber Professoren dahin, welche die höchsten Zweige der Wissenschaften lehrten, für die es ganz an Vorbereitungsschulen fehlte; diese Lehrer mußten sich also zu einem Elementarunterricht herablassen, mit dem weder die innere Ordnung dieser Schulen, noch die Natur ihrer Unterrichtsgegenstände zusammenstimmte. So blieben auch diese Schulen Versuche. Es wurden Decrete zu Primairschulen erlassen, allein gleichfalls ohne Erfolg. Nur der Specialunterricht blieb unangetastet, und es zeigt sich der Genius der französischen Nation darin, daß, während der Verfall aller niedern Schulen beharrlich fordauerte, die verschiedenen medicinischen, ökonomischen, polytechnischen Anstalten, die physikalischen und exacten Wissenschaften gediehen. Diese Richtung ist in Frankreich durchaus

ntſchieden. Die Nation knüpft Alles und bezieht Alles auf das raktiſche Leben, der Staat ſelbſt begünſtigte die Einmiſchung en allerhand wunderlichen und heterogenen Begriffen, und ſo agt man dort auf der einen Seite imaginairen und geträumten Phantomen nach und ſchließt ſich auf der andern zu eng der emeinen Praxis an. Was mag ſich doch der Geſetzgeber dabei edacht haben, der noch 1821 in einer Ordonnanz vom 27. Febr. agen konnte: „Les bases de l'éducation des collèges sont a religion, la monarchie, la légitimité et la charte"!! Das Decret vom 21. Oct. 1793 ſchreibt vor, in den erſten Schulen es Elementarunterrichts ſollen die Kinder ihre erſte phyſiſche, noraliſche und intellectuelle Erziehung erhalten; ſie ſollen ſpre- hen, leſen, ſchreiben und etwas franzöſiſche Geographie lernen; ann „on leur donne les premières notions des objets natu- els, qui les environnent, et de l'action naturelle des élémens. ls s'exercent à l'usage des nombres, du compas, du niveau, es poids et mesures, du levier, de la poulie et de la mesure u tems." Etwas allgemeiner lautet das Decret vom 18. Nov. 794; nach einem andern vom 15. Nov. 1811 ſoll der Elementar- nterricht wieder gar nicht über Leſen, Schreiben und Rechnen

und Geſetzgebung. Ganz der Richtung auf die exacten Wiſſenſchaften folgte auch Buonaparte, als er ſich in die Arbeiten ſeiner Commiſſion für die Schulreform miſchte.

Il dicta, ſagt Guizot (a. a. O. S. 54) sur-le-champ un projet de décret different, ou se retrouvait, à chaque article, l'empreinte de cet esprit incohérent et gigantesque, dans lequel fermentaient incessamment une multitude d'idées bizarres, qu'il prenait pour des inventions sublimes, et dont il voulait faire la loi du monde. On y lisait, p. e., qu'il n'y aurait que 8 professeurs dans chaque lycée, savoir 4 professeurs de latin, et 4 de mathématiques; que l'un des professeurs de methématiques enseignerait la composition et la décomposition des métaux dans leurs rapports avec la société, ce qui semblait dire, qu'il enseignerait la pierre philosophale etc.

Als nach der Verſtändigung des Conſuls mit ſeiner Commiſſion das Geſetz vom 11. floréal an 10 („Recueil" Thl. II, S. 43 fg.) erſchien, nach welchem der Unterricht in Primairſchulen, die von den Gemeinden errichtet werden ſollten, in Secondairſchulen, die von den Gemeinden und Privaten, in Lyceen und Specialſchulen, welche von dem Staate unterhalten wurden, ertheilt werden ſollte, kehrte man in vielen Stücken in Gegenſtand und Form des Unterrichts zu den alten Einrichtungen zurück; für die königlichen Collegien wurden als Hauptgegenſtände alte Sprachen, Rhetorik, Logik, Moral, Elemente der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften vorgeſchrieben. Die Primairſchulen blieben auch damals ebenſo vernachläſſigt und das Geſetz darüber ebenſo unausgeführt, wie vorher unter dem Convent; nichts ward erreicht, als daß doch endlich einmal wieder die Leitung des Unterrichts an die Staatsgewalt kam. Und doch, auch jetzt litten die königlichen Lyceen wieder von dem Corps der Geiſtlichkeit; es entſchlüpfte dem Staate gleichſam wieder ſeine Autorität; jene riß Vortheile an ſich, die Napoleon ſelbſt geſucht hatte. Dieſer hatte die neuen Schul-Einrichtungen benutzen wollen, um ſich Creaturen zu ſchaffen; auf Staatskoſten ſollte eine Anzahl von Penſionnairen in den Lyceen erzogen werden, die man aus den Söhnen

der ums Vaterland Wohlverdienten wählen wollte. Als nachher die Lyceen wegen der Sittenloſigkeit ihrer Zöglinge verrufen wurden, litten ſie erſt unter der Concurrenz der Penſionslehrer, beſonders aber unter den kleinen Seminarien. Seit 1802 waren nämlich die Biſchöfe autoriſirt, Seminarien für Leute zu errichten, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten. Allein nach der Revolution fanden ſich wenige, die dazu Luſt zeigten; die Prieſter fanden alſo für nöthig, die Erziehung der künftigen Geiſtlichen von Anfang an zu übernehmen; ſie gründeten alſo kleine Seminarien, Collegien oder Penſionnate für den Secondairunterricht, für Kinder, zu welchem Stande ſie auch ſich bilden wollten. Der billige Penſionspreis, die muthmaßlich beſſere Sorge für Religion und Moral ſchafften den Seminarien Zulauf, die auf dieſe Weiſe Vieles für unentgeltliche Erziehung junger Geiſtlichen aufwenden konnten. Indeſſen ging nachher die Univerſität in Frankreich wieder ſtrenge von dem Princip aus, daß die Unterrichtspflege Staatsſache ſei; und die kleinen Seminarien wurden der Univerſität übergeben, die aber ihre Autorität mit Schonung übte. Wieder blieb aber, auch nach Errichtung der Univerſität, das Alterthum, die moraliſchen

keit der Franzosen und ihre unbegreifliche Indifferenz für ihre eignen Institutionen und die steten Declamationen über diese Materie erwähnt, die von der tiefsten und allgemeinsten Unkunde in der Sache zeugen, und wenn er dann die Bemerkung macht, daß die Nation groß ward ohne Unterricht. Völker, die durchaus nach einer andern Größe als der durch Wissenschaft und Geist ringen, scheinen weniger um innere Angelegenheiten dieser Art bekümmert zu sein; so sorgte auch Rom nie für eine Abhängigkeit des Unterrichts vom Staate; auch dort war die praktische Richtung so vorherrschend, daß ein Quintilian schon bei der frühesten Erziehung die künftige Bestimmung des Knaben zu berücksichtigen lehrte. Dieser praktische Sinn dominirt in allen vorgerückten Nationen und greift zusammen mit dem Geist der Nationalität. In England erzieht man die Jugend nicht zu guten, natürlichen, vorurtheilsfreien Menschen, sondern das höchste Ziel, das man dem Schüler steckt, ist das Benehmen und die Kenntnisse, oder auch nur der Schein der Kenntnisse, die einen Gentleman machen; in diesem Begriffe preßt man, aus Urzeiten her, wo man zwischen Politik und Moral noch nicht schied, Das, was für sittliche und bürgerliche Tugend in England gilt, zusammen. An die Stelle von etwas Aehnlichem setzen in Frankreich heute die Parteien wol Verschiedenes; indessen wollen Alle eher Franzosen bilden als Menschen. Die Franzosen sind ganz Nation und Staat, wo wir Menschen und Welt sind. In Deutschland genügt es hier und da noch den Vernünftigen, ihre Kinder zu Menschen gebildet zu sehen; doch regt sich auch hier schon mit einer gefährlichen Macht die Anfechtung gegen die alte gute Sitte: der Eine fodert mit Ungestüm Sorge für physische Erziehung, die jeder Vater viel besser geben kann, als die Schule; dem Reichen wird die Hauserziehung zur Last, er sucht Pensionnate und Institute und stößt sein Kind in die Fremde; ein Anderer will deutsche Sprache, die Nibelungen und Otfried's Evangelienharmonie, um Deutsche zu erziehen; und wieder Einer, der seinem Säugling schon in der Wiege eine Bestimmung gibt, lehrt ihn mit der Muttermilch zwei, drei Sprachen und vergiftet ihm alle tiefere Freude

am Leben, indem er ihm den behaglichen Sinn für Eine Heimat nimmt.

Versuchen wir im Folgenden, dieser nationellen Richtung im französischen Erziehungswesen die weltbürgerliche der deutschen gegenüberzustellen, um auf einer noch höhern Stufe den Gegensatz recht deutlich kennen zu lernen.

Die Erziehung der Völker ist im früheſten Anfang ganz Eins mit dem Leben selbst; sie wird später national, d. h. die spätern Zeiten nehmen aus den frühern die Elemente ihrer Bildung und leben in der Erziehung der jüngern Generation gleichsam die Geschichte des Volks nach; bei einzelnen Völkern, aber nur ganz wenigen, ging sie noch weiter und faßte, entweder vorwärts oder rückwärts schauend, die ganze Menschheit ins Auge und bildete sich an ihr und für sie weiter aus. Diese Sätze sind an wenigen Beispielen ganz evident zu machen.

Die Schule, der kleine Staat der Kinder, bildet in China den Staat der Erwachsenen aufs treueſte ab. Getrennte Adels- und Volksschulen zeigen die herrschende Rangordnung und das Vorragen einer Gelehrtenklasse; der Unterricht selbst, pedantisch, verfrüht, beschränkt, pure Gedächtnißsache, erklärt einfach den Charakter der ganzen chinesischen Bildung, oder diese ihn. In Indien ist derselbe Fall mit dem schmalen Volksunterricht und dem geheimen und heiligen der Braminen; in Aegypten erscheint die ungefähr gleiche Geltung des weltlichen und geistlichen Adels in den Priestercollegien für die wissenschaftliche Kastenbildung des Adels und der Priester zugleich. Im alten Persien, das den Wissenschaften fremd blieb, ist eine gemeinsame, auf das Moralische und Physische blos abzweckende Stammerziehung; und alle patriarchalischen Staaten alter und neuer Zeit, sowie alle patriarchalischen Anfänge der Völker gehören hierher. Hier also bringt die Schule den Staat, der Staat die Schule nicht weiter; Eins spiegelt das Andere ab.

Die nationale Erziehung ist die deutlichste, gewöhnlichste, bei allen Völkern, die eine reifere Entwickelung hatten, gleicherweise vortretende. Die Erziehung der Juden repräsentirte das Stamm- und Familienmäßige des ganzen Staatsorganismus, sie grün-

dete ſich auf Häuslichkeit; der Unterricht, ſo weit er da war, war ein hiſtoriſch-nationaler. Wie die Propheten das Volk erinnerten an Gottes Wohlthaten, an die man die glänzendſten Punkte der alten Volksgeſchichte knüpfte, ſo lehrte der Vater den Sohn in der Hausandacht den Gott kennen, der ein nationaler, ein hiſtoriſcher Gott war; alle Ermahnungen der Propheten erinnerten an die glückliche Vergangenheit des israelitiſchen Volkes, die dieſer Gott geſchenkt; alle Drohungen an die gefährdete Gegenwart, die dieſer Gott herbeigeführt. Das Land, das der Jude bewohnt, und der Regen, der es befruchtet, iſt nur unter der Bedingung gegeben, daß das Volk ihm treu bleibe, und das Geſetz befiehlt den Vätern: „Lehrt dieſe Worte eure Kinder, daß du davon redeſt, wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt, oder auf dem Wege geheſt, wann du dich niederlegſt und wann du aufſtehſt.“ Die berühmte Volkszucht der Spartaner könnte man faſt eher in jene erſte Reihe ſtellen, nur daß ſie doch mit der Zeit einige paſſende Elemente aus der poetiſchen und muſikaliſchen Bildung Griechenlands in ſich aufnahm. Es iſt ein ſtreng hiſtoriſcher Gang in der atheniſchen Erziehung, wie ſie in Plato's „Protagoras“ geſchildert wird; wo erſt das Kind von Mutter und Vater, von Wärter und Amme Anſchauungen und Begriffe erhält, dann Leſen und die epiſchen Dichter verſtehen lernt, dann die lyriſchen, dann durch Gymnaſtik zum äußern Staatsdienſt vorbereitet, endlich von dem Staate ſelbſt die Geſetze zu beobachten gelehrt wird. So hängen die meiſten Staaten des jetzigen Europas an den Formen und den Unterrichtsgegenſtänden, die ihre Vorzeit, das Mittelalter, ſie gelehrt; wenige ſchüttelten ſie in etwas ab.

Dieſen zweiten Weg gingen auch jene Nationen, die wir als die erwählten bezeichneten, welche gleichſam die Menſchheit zu vertreten beſtimmt waren; allein ſie riſſen ſich von der Nationalität zur Zeit ihrer politiſchen Geſunkenheit und ihrer geiſtigen Reife los und ſetzten ſich ein größeres Ziel. Zuerſt trat unter den Juden Jeſus Chriſtus auf; frei von allen nationalen Rückſichten und Vorurtheilen, ſchied er für alle Zukunft das geiſtige Reich von dem irdiſchen und veränderte durch ſeine Lehren von

Bruderliebe und Menſchenwerth die ganze Ordnung des Lebens: dieſe ſeine Lehren ſind ewig, ſind für die Dauer des Menſchengeſchlechts. Die Juden alſo wirkten durch dieſen Einen Lehrer auf alle folgenden Jahrhunderte, auf den ganzen gebildetern Theil der Menſchheit. Vorgearbeitet hatten der Ausbreitung dieſer Lehren Sokrates und ſeine Schüler. Er trat in einer ähnlichen Zeit des Sinkens nationaler Kraft gegen die nationale Erziehung auf, gegen den Dichter, der für die griechiſche Nation und ihr Erziehungsweſen völlig Das war, was Moſes für die Juden; er ſchien wie Jeſus den alten Propheten reinigen zu wollen und warf ſein Anſehn nieder. Des griechiſchen Philoſophen Apoſtel und ihre Schulen waren, wie ſeine eigne Lehren, gegen das Nationelle, und wieſen vom Bürgerlichen weg auf das Menſchliche; ſie gründeten nicht eine Religion, ſondern eine Wiſſenſchaft, in der man ſich, nicht beſchauend, ſondern aufklärend, über die irdiſchen Verhältniſſe ſollte wegſetzen lernen; ſie ſetzten an die Stelle der alten nationalen Muſik die Muſen überhaupt. Indem Plato einen doppelten Curs des Unterrichts für die verſchiedenen Jugendalter in ſeinen Geſetzen vorſchrieb, und die neuen Gegenſtände der Arithmetik und Geometrie, der Dialektik und andere in den Unterricht einführte; indem Ariſtoteles allen

Florentiner, die die alte Philosophie poetisch zu verjüngen suchten, zu erlösen strebten; doch blieb das Werk den deutschen Reformatoren vorbehalten. Die großen Völker und ihre großen Lehrer reichten sich in dieser großen Zeit gleichsam die Hände zum Bunde, unsere Luther und Melanchthon vernichteten Pfaffenwesen und Scholastik, und setzten eine reine Gotteslehre und eine echte Weisheit an die Stelle der alten Barbarei. Die Griechen hatten die Stufe ihrer allgemeinen Wirksamkeit für das Menschengeschlecht erstiegen, als sie, vorschauend und für kommende Generationen schaffend, die Wissenschaften und die Bildung des Verstandes cultivirten; die Deutschen begannen ihre geistige Mündigkeit anzutreten, als sie rückschauend den Geist griechischer Humanität in sich aufnahmen, das barbarische Latein verschmähten und die kalten römischen Autoren unzureichend fanden. Diese eigenthümliche Form der Begegnung beider Nationen ist ihrem übrigen Auftreten in der Geschichte der Menschheit ganz analog, indem wir die Griechen überall schöpferisch und erfindend, die Deutschen, so weit sie ihre Entwickelung bis jetzt gebracht hat, immer nachahmend und aufnehmend, beide aber in beidem genial und originell und unter sich, wie Humboldt gesagt hat, verwandt finden, eine Verwandtschaft, die eben nur in der ähnlichen Vertrautheit beider Nationen mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit liegt. Alle die Völker, die wir nannten, sind auch schon während jener Zeit, wo sie noch ihrer nationalen Entwickelung folgten, eigentlich die einzigen Repräsentanten der Menschheit. Die drei Hauptseiten einer jeden Erziehung und menschlichen Entfaltung, die religiös-moralische, die physisch-sinnliche und ästhetische und die intellectuelle werden in diesen drei Völkern aufs vollkommenste und reinste dargestellt. Bei den Juden bezog sich alle Erziehung und aller Unterricht, sei's in Familie oder Volk, durch Lehrer, Schriften oder Propheten, auf Religion, auf die Verehrung des Einen nationalen Gottes, der nachher, unter geläuterten Begriffen, wenn es nicht zu beschränkt oder unfromm klingt, ein Eigenthum der Menschheit ward; sie knüpften zu einer Zeit, wo die religiöse Bildung die einzig existirende war, ihr ganzes Leben in Staat und Haus an den

Gott der Väter. Die Griechen, in einer Zeit, welche die üppigſte phyſiſche Kraft nährte, alle Sinne zu einer merkwürdigen Schärfe und die Einbildungskraft zu einem nie wieder erfolgten und nie wieder zu erwartenden Grade von ſchöpferiſchem Wirken trieb, knüpften Alles an Muſik und Gymnaſtik und an den harmoniſchen Einklang der innern und äußern Natur; ihre Wiſſenſchaften waren während der Zeit ihrer nationalen Bildung mehr Werk der Phantaſie, ihre Religion ſogar war ihrer Kunſt untergeordnet, und es iſt ein völliges Mißverſtehen, wenn man hergebrachten Sentenzen zu Gefallen das umgekehrte Verhältniß behauptet. Deutſchland aber pflegt das Intellectuelle; geſunde Richtung des Verſtandes war von je der Ruhm der Nation; die Reformation ſprengte die Feſſeln, die man dem freien Denken anlegen konnte, und ſeitdem ordneten wir, wie die Juden der religiöſen, die Griechen der künſtleriſchen, Alles der wiſſenſchaftlichen, intellectuellen Bildung unter, welche die verſtändige Richtung der Zeit auf ernſte Lehre und Kenntniſſe einzig fördert, und wir hielten dieſe ſogar in unſerer eben dadurch ſo originellen poetiſchen Literatur innerlichſt feſt. Die griechiſche Zeit konnte ihrer Natur nach und mußte vielleicht von den ur-

Genien unter den einzelnen Menſchen im Grunde nie etwas Anderes bewundern, als ihre enge Verwandtſchaft mit der Natur und mit dem allgemeinen Charakter der Menſchheit. Wir werden finden, wie ungemein ſicher der Inſtinkt der Völker leitet. Das Gemeingefühl unſerer Nation traf das Wahre, ohne es zu wiſſen, ſetzte ſich, verfolgte und erreichte ein Ziel, ohne es zu kennen. Dies iſt die Eigenſchaft des Inſtinkts überhaupt; er geht auf ein Ziel auf grabem Wege los, während der freie Wille, der ſich aus ihm, durch Erfahrung und Leben hervorgerufen, entwickelt, ſichere Wege ſucht und oft irrt. In einzelnen Menſchen nur ſteigert ſich der Wille zu einer großen Höhe, nie aber ſo, daß er den Inſtinkt ganz verdrängte; in Völkern aber behauptet dieſer über das bewußte Handeln ein ſtetes großes Uebergewicht. Der Takt der Nation erkannte richtig ihre Stellung und ihre Aufgabe; von ihr müſſen wir Grundſätze der Erziehung lernen, denn wir lernen dann an der Natur ſelbſt, die untrüglich iſt. Und uns wäre es gar nicht ſo überflüſſig, uns ſelbſt über unſer Treiben in den Schulen aufzuklären, ehe wir uns mit der von den Nachbarn uns angethanen Ehre brüſten. Es iſt unter der Leitung von Schulcommiſſionen, die nichts von dem Unterrichtsweſen verſtanden, unſägliche Verkehrtheit eingeriſſen, und wol mehr noch durch unſere ausübenden Pädagogen, denen man viel zu früh das Lehren und Erziehen geſtattet. Aus einer ſolchen Verfrühung, aus der freilich nothwendigen Bildung von Seminariſten (die man nur viel zu handwerksmäßig betreibt) und Candidaten entſteht der große Schaden, daß dieſe allzubald auf ihr Geſchäft wie auf eine vollendete Kunſt blicken, das ſie doch erſt mit langen Beobachtungen an der Jugend und an der Natur der Menſchen erlernen ſollten. Aus dem totalen Mangel an ſolchen Beobachtungen aber kommt es, daß nie ein Theoretiker, ein Philolog oder praktiſcher Schulmann im Feſtſetzen der Objecte des Unterrichts oder der Grenzen der Erziehung einfach die Natur traf, und daß faſt nie Einer an die Ordnung gedacht hat, in der die Kenntniſſe dem jungen Geiſte vorgeführt werden müſſen. An der Stelle von ſolch einem univerſellen Princip ruht bei der

Maſſe unſerer Philologen nur Steckenpferdreiterei, pedantiſche Gelehrſamkeit, ehrliches Nachtreten in die vorgezeichneten Spuren, und wo ſich ja einmal Einer zur Reflexion über ſein Amt erhebt, bringt er es denn auch zu einem Grundſatz, wie man das nennt, d. h. zu einem Gemeinplatz, zu einer moraliſirenden Floskel, die nicht viel mehr als nichts iſt. So iſt zu fürchten, daß, wenn uns auch das wahre Princip aller Erziehung durch eine geglaubte Offenbarung bekannt würde, ſich kaum Jemand finden dürfte, der nur irgend fähig wäre, eine Anwendung davon zu machen. Dieſem Princip aber läßt ſich, wie wir ſchon ſagten, wenn man bei der Nation fragt, in der That auf die Spur kommen; das Allgemeine läßt ſich bei ihr auskundſchaften, nachdem das Einzelne mehr oder minder conſequent ſich geſtaltete.

Denken wir uns folgende allgemeine Züge der Erziehung eines deutſchen, den Studien beſtimmten Knaben, deren Zuſammentreffen in Einem einzelnen Falle man vielleicht ſelten finden wird, deren ſtrictes Vorhandenſein aber Niemand leugnen kann, der mit der einfachen Claſſe des deutſchen Mittelſtandes bekannt iſt, wo er noch nicht im Peſthauch des vornehmen Lebens verdorben, kränkelnd und empfindſam, weich und äffiſch-beſorgt,

gibt den Vorstellungen mit dem Einüben der Worte und Namen beharrliche Gestalt und nährt so das Gedächtniß. Er freut sich aber der Unbeholfenheit des kindischen Sprechens; weit entfernt, das Kind frühzeitig in eine Rechtsprechung hineinzuschrauben, seine Organe zu quälen und Satzverbindungen nachplappern zu lassen, ahmt er wol selbst nach und gebraucht seine versetzenden Benennungen und läßt sich zu ihm herunter. In einer spätern Periode läßt der weise Erzieher dem Kinde noch lange hin Raum, seine Phantasie und seinen Drang nach Beschäftigung am Spiel zu bilden. Er gibt dem Nachahmungstrieb Nahrung, der sich im Malen und Zeichnen und dergleichen kundgibt; Vater oder Amme führt es in den ungeheuern Reichthum der Märchen und Sagen ein, deren Wunder es nicht allein in Unkenntniß der Möglichkeiten glaubt, sondern auch ähnliche erfindet und als Wahrheiten erzählt. Dieser scheinbaren Gewöhnung an Unwahrheit tritt man nur sehr vorsichtig entgegen, sowie den Egoismus dieser Jahre der Vater zwar mit ernster und strenger Gewöhnung an Gehorsam, die Mutter mit Gewöhnung an Andacht und heilige Scheu zu hemmen sucht, ohne daß sie jedoch über die natürliche Erscheinung sich Sorge machten. Die ersten Elemente des Wissens bringt man dem Kinde im Hause bei, um den Charakter des Spiels auch hier festzuhalten, denn Nachahmung und Neugierde sind die gemeinschaftliche Wurzel des Spielens und Lernens. Sein erster Unterricht nach dem Lesen war vielleicht noch biblische Geschichte, besonders des alten Testaments, womit es übrigens auch die Schule empfängt. Den Verstand übt dann kräftiger die Schule an den alten Sprachen und an mäßigem, aber gründlichem mathematischen Unterricht. Doch fesselt man vorzüglich noch des Knaben Phantasie mit der Homer'schen Sage, den Heroengeschichten, mit griechischer und römischer Historie; in der Geographie mit Robinsonaden, Reisewundern, nie Gesehenem und Gehörtem, so auch in der Naturgeschichte. Bei allem Lerneifer aber liebt selbst der geistreiche Schüler das Spiel mehr als das Buch, und die deutsche Schule, die nicht in Pensionnate einengt, gibt Raum und Zeit, um frei zu toben, und kluge Aeltern wehren ihren

indern die Lauffreiheit nicht. Mit dem reifenden Verſtande
itt man in den genannten Gegenſtänden eine Stufe höher;
as Alterthum aber bleibt der Mittelpunkt, an deſſen Mark ſich
er Knabe, ohne es zu wiſſen, ſo kräftig ſaugt, daß die ein-
retende franzöſiſche Sprache ihrem antiantiken Charakter nach
eteſtirt, ſo daß man wohl thäte, ſie noch weiter hinauszu-
chieben, wenn man nicht ziemlich feſt auf die Dauer des claſſi-
chen Sinnes rechnen kann. Im vierzehnten Jahre wird der
Knabe confirmirt. Weiß ihm der Lehrer ſeinen Religionsunter-
icht ans Herz zu legen und für ſeinen Geiſt faßlich zu machen,
o läßt dieſe Handlung neben der großen Derbheit, die dieſes
lter eigen hat, den Eindruck einer großen Heiligkeit und Sanft-
eit zurück. Mit der Entwickelung der Pubertät zeigt ſich noch
ehr dieſer Gegenſatz zwiſchen dem Uebermuth reifender Kraft
nd den ſtillen Momenten ſinniger Verſenkung. Vater und Lehrer
rbeiten in dieſen Jahren beſonders darauf hin, den Egoismus
er Knabenjahre zu unterdrücken, das lebhafter gewordene Ge-
ühl und die lebendige und leicht verleitbare Einbildungskraft
u ordnen und zu lenken; ſie führen ihn daher in neuere deutſche
iteratur ein und laſſen ihn eher einmal im Zuviel irren, als

Studenten ein mehr pfäffiſches und mönchiſches, oder ein pedantiſches und ſcholaſtiſches zu ſetzen, wofür uns der Himmel in Gnaden bewahren möge! Die Sitte verlangt ein Examen, das Examen verlangt in den letzten Univerſitätsjahren Fleiß und Rückkehr zu den Studien. Mit den Acceſſiſten- und Candidatenjahren tritt ein ſogenanntes Philiſterium ein, das dann in das praktiſche Leben einen Uebergang bildet.

Vergleicht man dieſen in der Erziehung im Hauſe, in der Schule, im Leben zur Gewohnheit gewordenen Gang mit der Geſchichte der Menſchheit, ſo iſt es ganz leicht, das allgemeine Bild menſchlicher Entwickelung in beiden zu entdecken, und wer es wollte, könnte dieſen Umriß mit viel größerer Beſtimmtheit und deutlicherer Zeichnung geben, und er könnte aus der Natur des Menſchen die Nothwendigkeit des gleichen Ganges darlegen. Die Mutter Natur erzog die erſten Völker einfach, langſam, zwiſchen Rohheit und Unthätigkeit, die Thiere waren ihre Lehrer, aber die Natur ſelbſt war ihre ſorgſamere Pflegerin. Als ob es ewig in dem kindlichen Zuſtande beharren wollte, zeigen die erſten Jahrhunderte oder Tauſende des Menſchengeſchlechts wenig innere Entwickelung, bis in Aegypten und Judäa plaſtiſche Kunſt, Poeſie und Sagengeſchichte hervortrat. Hierarchie und Deſpotie mußte eintreten, wenn die Rohheit der Völker gemildert und gebändigt werden ſollte. Die Juden ſind das erſte Volk, die in der Bildungsgeſchichte der Menſchheit mit ihrer freiern religiöſen Entwickelung Epoche machen. An ſie ſchließen ſich die Völker des claſſiſchen Alterthums und lehren zum Guten das Schöne, zum Abhängigen das Freie, zur Scheu vor den Göttern das Vertrauen auf die menſchliche Kraft. Das Uebermaß des letztern zähmte das Chriſtenthum, ohne jedoch vorerſt die rohe Gewalt niederhalten zu können. Das Mittelalter und ſein lyriſcher und epiſcher Geſang wirkte dahin entſchiedener, und die edlere Sinnlichkeit, die zugleich ſinnig macht. Die Reformation warf die unmündigen Religionslehren ab, ſie ordnete der Vernunft das Reich der Kenntniſſe unter und brachte in ihrem Gefolge alle Zügelloſigkeit im Großen, die wir noch heute in der Univerſitätswelt im Kleinen beobachten; aber ſie

machte uns eben frei von Pfaffen und Pedanten, zu denen wir nicht wieder herabſinken wollen. Die große Ausartung der Zeit hatte einen Rückfall in eine Perückenperiode zur Folge, nach deren Ablegung erſt wieder die freiere Aufnahme und Verwirklichung des in der Reformation Begonnenen eintreten konnte.

Was nun Alles aus einer auf dieſen Grundlagen weiter gehenden Vergleichung und Erforſchung des deutſchen und franzöſiſchen Nationalcharakters, in ſofern er ſich in dem Erziehungsweſen beider Völker ausſpricht, für Aufſchlüſſe über die Art der Verpflanzung der Schule des einen Volkes auf das andere zu holen ſind, ziemt nicht uns, hier lehren zu wollen; es gehört dazu wieder ein Franzoſe ſelbſt, der die einzelſten Verhältniſſe in Frankreich bis ins Innerſte kennt. Grade darum weil die deutſche Schule ſo ſehr auf der allgemeinen menſchlichen Natur ruht, ſollte es ſcheinen, als müſſe ſie ſich ſehr zur Uebertragung auf jede Nation eignen. Und dem iſt wol in der That ſo. Aus eben dieſem Grunde konnte auch das Griechiſche nach Aſien, nach Aegypten und Rom verpflanzt werden. Allein bedenken wir, daß es dort überall von Griechen ſelbſt in Maſſe eingeführt ward, daß Griechen ſelbſt es accommodirten, und daß es in Rom doch eben nie in das Volk, ſondern nur in die Claſſen einging, die ſich zugleich der griechiſchen Sprache bemächtigen konnten. Wir wiſſen daher nicht, ob grade auch in dem nationalen Frankreich dies Weltbürgerthum leicht Eingang finden wird; in Frankreich grade, dem wahren Lande der Scholaſtik, die man in Deutſchland vernichtete, als die deutſche Schule gegründet ward; in Frankreich, das mit ſeiner leeren und verkehrten Literatur Europa eine Zeitlang auf Abwege führte und alle moderne Verſchrobenheit pflegte, nach deren Zerſtörung im vorigen Jahrhundert erſt die wahre Reſtauration der Schule in Deutſchland erfolgte; in Frankreich, wo die Erziehung nicht auf die Sitten, ſondern auf Tournure, nicht auf Sachen und ernſte Kenntniſſe, ſondern auf Worte und Schein ausgeht, was man bei uns ſo antipodiſch haßt; in Frankreich, dem Land der Syſteme, die man bei uns ſo verachtet, dem Land der geſunkenen Religioſität, auf deren Baſis unſere Schule gebaut iſt;

in Frankreich, wo der schwierige, der Nation nicht anpassende, und wir wissen nicht, ob überhaupt mögliche Rückschritt von dem Vorwalten der exacten Wissenschaften zu dem der moralischen zu machen wäre, wenn dem Wesen, nicht blos der Form nach das Unterrichtswesen mit dem unsern in Uebereinstimmung gebracht werden sollte. Welch eine Masse von schwer zu lösenden Problemen sich hier darbietet, lernt man auch in Cousin's Werk sehr genau; der gründliche Kenner beider Nationen weiß das nur allzu gut und verbirgt es auch nicht, daß er es weiß. Er braucht Religion, er braucht die Bibel zur Grundlage des Volksunterrichts; aber mit welchen Aeußerungen muß er dies der Nation empfehlen? „Man müsse sich nicht fürchten, laut den Grundsatz zu bekennen, daß die Religion die Basis des Volksunterrichts sei; er sei ebenso politisch als schicklich"!! Und welche Methode des Religionsunterrichts schlägt Cousin vor zur Einführung? Für die Anfänger, bemerkt er vortrefflich, genüge der Katechismus und die biblische Geschichte; allein die in den humanen und rhetorischen Wissenschaften gereiften Zöglinge will er durch einige Jahre genau vertraut machen mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern und ihnen so ein Christenthum einpflanzen, das keine Spötterei erschüttern solle! Wenn er von dem Erziehungscorps spricht, so erscheint er in ähnlichem Zweifel. Die französische Geistlichkeit kann er nicht brauchen, und doch meint er, die Geistlichkeit überhaupt nicht entbehren zu können. Er sagt (Thl. II, S. 149 fg. in der Uebersetzung von Kröger):

„Nach den Verwaltungsbehörden sollte die Geistlichkeit die größte Rolle bei dem öffentlichen Unterricht spielen. Wie hat sie einen solchen Auftrag vernachlässigen und selbst abweisen können! Es ist aber eine beklagenswerthe und anerkannte Thatsache, daß die Geistlichkeit sich in Frankreich größtentheils gleichgültig und feindselig gegen den Volksunterricht bewiesen hat. Möge sie sich, wenn das Gesetz ihr keinen großen Einfluß auf den Elementarunterricht gewährt, ihn selbst nehmen; denn es ist ihre Sache, dem Gesetz voranzugehen und sich voraus den nöthigen Platz zu

ſchaffen. Das Geſetz, Tochter der Thatſachen, würde ſich dann ein wenig auf die Geiſtlichkeit ſtützen können; aber wenn es ſie gänzlich davon entfernen wollte, ſo beginge es einen ungeheuern Fehler, denn es würde die Geiſtlichkeit ausdrücklich dem Elementarunterricht entgegenſetzen und ſich in einen erklärten, anſtößigen und gefährlichen Kampf einlaſſen. Der natürliche Mittelweg iſt, den Pfarrer oder Paſtor, oder, wenn es ſein kann, Beide zugleich in die Gemeindecommiſſion und den oberſten Geiſtlichen des Departements in die Departementscommiſſion zu ſetzen. Den Geiſtlichen das Präſidiat dieſer Commiſſion zu geben, wie es durch die Reſtauration für die Cantonscommiſſionen geſchah, das hieße wollen, was ſie wollte: daß dieſe Commiſſionen ſich nie oder umſonſt verſammeln; ſie dagegen ausſchließen, wie gewiſſe Leute wollen, welche ſich für große Philoſophen halten, würde eine in jeder Beziehung ſehr üble Gegenwirkung hervorbringen. Man muß daher unſere Commiſſionen weder den Geiſtlichen übergeben noch ſie davon ausſchließen, ſondern ſie darin aufnehmen, weil ſie das Recht haben, darin zu ſein und die Religion zu repräſentiren. Die rechtlichen, vernünftigen und angeſehenen Leute, welche die Com-

und sie würde in diesem Kampfe die Theilnahme aller rechtlichen Menschen, aller guten Familienväter und selbst des Volkes für sich haben. Sie, Herr Minister, sind Gott Lob zu einsichtsvoll, zu sehr Staatsmann, um zu meinen, daß es einen wahren Volksunterricht ohne Moral, Volksmoral ohne Religion und Religion ohne Gottesdienst geben könne."

Eine sorgsame Pflege für Bildung von Volkslehrern in den Normalschulen könnte wohl mit der Zeit auf das verfallene Familienleben der Franzosen wohlthätig rückwirken (was indeß vielleicht durch musterhafte Pensionnate noch besser geschehen könnte, deren gänzliche Abstellung in Frankreich sehr schwierig sein möchte); allein dann wäre durch Jahre hin bei der Aufnahme von Zöglingen in die Seminarien aufs vorsichtigste zu wachen, daß man keine verschrobenen Naturen zuließe und nicht, wie in Deutschland so häufig ist, eine Planzschule von arroganten und am Ende doch unerfahrenen Lehrern gründete. Und welchem Seelenkenner sollte man dies Amt vertrauen? wem die Einrichtung dieser Anstalten, wem ihre Leitung? Herr Cousin, der sich so viel und so aufrichtig mit diesen Angelegenheiten beschäftigt hat, verlangt, daß die Seminaristen noch als Lernende beständig im Lehren geübt werden. Damit öffnet er wieder aller Oberflächlichkeit und aller unfreien Beschränktheit Thür und Thor. Er hat in Deutschland, wo er aus einzelnen Beobachtungen die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts viel zu voreilig für durchaus kirchlich hält, nicht einmal daran denken gelernt, seinem Vaterlande die Errichtung einer philologisch-pädagogischen Facultät vorzuschlagen, die in der freien und aufgeklärten Weise deutscher Universitäten Leute für den Unterricht mit Wahrung der Individualitäten bildete und nicht in zwanglosen Normalschulen corpsmäßig abrichtete. Herr Cousin sieht die Nothwendigkeit der allgemeinen Verbreitung des Unterrichts ein, und doch wagt er es nicht, ein Gesetz vorzuschlagen, das selbst nur einen gelinden Schulzwang auflege.

„Die Idee, daß es Pflicht aller Aeltern sei, ihre Kinder in die Schule zu schicken, ist vielleicht nicht allgemein genug unter uns verbreitet, um sie in das Gesetz aufzunehmen; aber Jeder-

mann hält die Errichtung einer Schule in jeder Gemeinde für nothwendig, und man erkennt willig, daß die Unterhaltung dieſer Schule eine allgemeine Laſt ſein, und die Gemeinde, welche zu arm iſt, vom Departement, und das Departement vom Staate unterſtützt werden müſſe. Dies iſt ein beinahe zugeſtandener Punkt und ſoll in das Geſetz aufgenommen werden. Die Ausführung ſelbſt iſt dieſem Geſetze vorangeeilt, und ſeit einem Jahre bewilligen überall die Municipalräthe, ſowie ſie können, die meiſten der Fonds für den Volksunterricht in ihren Gemeinden. Es kommt nur darauf an, dieſe faſt allgemeine Thatſache in eine geſetzliche Verpflichtung zu verwandeln."

Ganz vortrefflich predigt er gegen alle chimäriſchen und wunderlichen Hirngeſpinnſte, gegen die Oberflächlichkeit und fade Sentimentalität der franzöſiſchen Volksbücher; er neigt ſich mehr für die ernſten, gründlichen, praktiſchen, ſächlichen Schulſchriften der Deutſchen; nur ſchien er uns hier und da allzu ſehr in das deutſche Extrem der Kleinlichkeit zu fallen. Es hat uns gewundert, daß ein Franzoſe und ein Mann wie Couſin noch Gott danken mag, daß auf allen deutſchen Gymnaſien die lateiniſchen Einführungs- und Actusreden der Profeſſoren üblich ſind, und daß er den in unſern Programmen mitgetheilten Ge-

langen sollen, denn daran möchte die französische Schule sogleich wieder scheitern; die Gegenstände weder, noch die Fortschritte müssen zu sehr ausgedehnt werden; Gründlichkeit und Ausdehnung in die Tiefe kann nicht genug empfohlen werden. Herr Cousin erklärt sich, im Allgemeinen wol sehr mit Recht, gegen die Pensionnate, trotz seiner Anerkennung der Schulpforte; er räth, die collèges à pensionnat in collèges d'externes überzuführen; seine Vorschläge für Administration und äußere Organisation sind überhaupt glücklich und weise, nur möchte man fürchten, man werde wieder dabei stehen bleiben und nicht in das Wesentlichere eindringen, wie es z. B. bei Cousin selbst wieder gar zu französisch in alter Weise klingt, wenn er von drei Lehrern drei Elementarbücher entwerfen lassen will, die von dem königlichen Conseil bestätigt und den Departementsschulen — doch glücklicherweise nur empfohlen werden sollen. Er will, und das dünkt uns sehr weise, für Frankreich die physikalischen und mathematischen Wissenschaften in Ausdehnung erhalten wissen, daneben aber die humanen gehoben. Wir möchten Mittel und Wege genau angegeben wissen, wie das geschehen soll, denn das dünkt uns eine der allermißlichsten Aufgaben, und sollten wir blos aus dem schon berührten Takte unserer Jugend schließen, die das Widersprechende in der französischen Sprache und Literatur mit dem Antiken so sehr empfindet. Ganz gegründet scheint auf der einen Seite der Wunsch, kein permanentes, sondern vorerst ein provisorisches, wieder zu revidirendes Gesetz über den Elementarunterricht entworfen, einen leisen Anfang gemacht, ein behutsames Verfahren eingeschlagen zu sehen. Er sagt (Thl. II. S. 133 fg.):

„In Frankreich, Herr Minister, ist bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge ein Gesetz über den Elementarunterricht durchaus nothwendig; aber wie hier eins entwerfen, wo vorangegangene und alle Erfahrung in dieser so wichtigen Angelegenheit fehlen? Der Volksunterricht ist bisher so verlassen gewesen, es haben so wenig Versuche stattgefunden, oder diese haben so wenig Erfolg gehabt, daß uns in dieser Hinsicht die allgemeinen Ideen mangeln, die im Geiste und den

Gewohnheiten gewurzelten, vorgefaßten Ansichten, welche die Bedingungen und Grundlagen einer echten Gesetzgebung sind. Ich wünsche daher ein Gesetz und fürchte es zu gleicher Zeit; denn mir graut, daß wir damit beginnen, uns in hirngespinstische Entwürfe (utopies) zu stürzen ohne das Bestehende zu beachten. Gebe Gott, daß wir begreifen, ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht könne gegenwärtig nur ein vorläufiges (provisorisches), aber kein für immer festgesetztes (definitives) Gesetz sein; daß es nothwendig in einem Jahrzehend wieder umgearbeitet werden müsse, und daß es blos darum zu thun ist, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen und den unbestreitbarsten Punkten eine gesetzliche Bestätigung zu geben."

Wenn aber nur auf diesen Vorschlag hin nicht wieder halbe Maßregeln ergriffen, zögernde und unschlüssige Versuche gemacht werden; wenn man nur nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wie so oft in Frankreich geschehen ist. Nur bei langsamem Reifen und Fortschreiten wird das Echte erreicht werden; es ist also gut, daß man sicher geht, so neues Leben läßt sich nicht mit Einem Schlage schaffen; allein, hat die Nation auch die Ausdauer, welche einzelne Franzosen selbst so oft an ihr vermißten, um mit Geduld auf diesem neuen und fremden Wege zu wandeln? Und doch ist diese Geduld so unumgänglich nothwendig. Die Lage von Frankreich ist nicht die von Preußen, das die Ausführung seines praktischen Schulgesetzes zur Hälfte dem Verständniß und der Erfahrung der untern Behörden überlassen konnte, da die Grundlage desselben schon seit hundert Jahren volksthümlich war. Frankreich aber muß den Unterricht und die Unterrichtenden neu schaffen. So oft man an diese Aufgabe zurückdenkt, drängen sich wieder und immer wieder die Fragen auf: werden die Fächer des Wissens, wird die Methode und Behandlungsart, welche Deutschland eigentlich so geistig frei machen, in Frankreich je heimisch werden können? wird sich je der Widerspruch ausgleichen zwischen den alten Formen im Religionswesen und den neuen Ideen, die frivole Steigerung der letztern in den obern Classen und das stumpfe Beharren der

Volksclassen in den erstern? In dieser Hinsicht steht das französische Volk seit langer Zeit gleichsam fest und still; das deutsche geistige Treiben zeichnet sich grade durch Dauer und Stärke der innern Thätigkeit aus. Ob nun diese dort wieder vortreten kann? Solche beharrliche Thätigkeit ist überhaupt nur das Eigenthum geistig tieferer Nationen und Individuen; Frankreich aber duldete von jeher zu viele Schranken gegen seine Thätigkeit.

Bei einer solchen Unzahl von zu berücksichtigenden Dingen also kommt uns Deutschen nichts weiter zu, als bescheidene Winke zu geben, die unsere Nachbarn genauer erwägen werden. Ueberdächten wir aber reiflich unsere eigne Natur und den Pfad, auf den uns unser Volk hinweist in seiner Geschichte und seinem Leben, so könnten wir aus diesem Nachdenken und aus entsprechenden Beobachtungen unendlich Vieles lernen über unsere eignen Zustände. Mit Grauen sehen wir dem einbrechenden Geist der Verweichlichung und Neuerung zu, der alle gesunde Gewohnheit vertauschen möchte mit den ausgeklügelten Vorschriften halber Pädagogen und halber Physiologen, die des Menschen geistige Natur nur aus Ferne und Nebel kennen. Mit dem ängstlichen Bewachen und Pflegen der ersten Monate und Jahre der Kindheit hat man sich ein weites Feld geöffnet, die ganze Entwickelung der Kinder zu verfrühen und zu übertreiben; und dies vorzüglich ist der Krebs, der an unsern Generationen nagt. Statt das geistig erstarkende Kind so lange als möglich in seinem eigenthümlichen Elemente, in Spiel, in Freudigkeit und Frohsinn, in schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit zu halten, die ihm die Schule und das Leben so bald verbittert und wegnimmt, lehrt man es in Worten und Bewegungen allerhand Zierlichkeit und Convenienz, lehrt es Zahlen und Buchstaben lallen und witzige Antworten automatisch herplappern und treibt mit physischer und geistiger Nahrung Körper und Geist zu einer schnellen Reife, die im natürlichen Menschen unheimliche Pein hervorruft. Oft schlägt man das andere Extrem ein und dünkt sich ungemein weise, wenn man vom Kinde alle schwere Nahrung entfernt, alle frühe Geistesübung flieht, beson-

ders aber wenn man über die Sprachen schimpft und bis in hohe Jahre dem Knaben Kinderbücher voll weichlicher und läppischer Sentimentalität in die Hände gibt, der größte Unsinn, der sich zum Ruin des Geschlechtes mit jedem Jahre neben Kinderbällen und Maskeraden und Gesellschaften weiter einschleicht, wobei man sich denn überall entschuldigt hält, wenn man dergleichen mißbilligt und belächelt, aber mit verwünschenswerther Schwäche das Alles so hinbestehen läßt. Dies heißt die Hauptquelle aller Lernbegierde, den Trieb der Nachahmung, das Aufblicken an den Erwachsenen, denen gleich zu werden das Ziel aller Kindheit und alles Treibens der Kindheit ist, mit schmählichem Leichtsinn verstopfen. Wenn man dem Knaben Kindergeschichten in fader, ekler Erzählung ohne Ende auftischt, so engt man ihn damit in die Formen ein, denen man ihn doch entwachsen sehen will, sowie, wenn man ihm vorzeitig die Verstandeswerke neuerer Schriftsteller in die Hand gibt, man ihn in weite Formen ausreckt, zu denen er noch nicht herangewachsen ist, mit Verrenkung seines gesammten innern Organismus.

Es kann nicht oft und laut genug gesagt werden: das lebendige und ausgelassene Spiel ist des Knaben einzige Erholung und Freude; die einzige Lecture für ihn sind alte Mythen und Sagen, die Geschichte der Griechen und Römer und alles Einfache und Große in andern Zweigen, das diesem ähnlich ist; dort hat er ein erwachsenes Geschlecht voll Kindlichkeit und eiserner Kraft handelnd als Muster vor sich, ein Geschlecht, dessen Sprache und Handlungen ihm verständlich und seiner Fassungskraft angemessen sind. Das Große, das Edle, das ihm hier vorgeführt wird, dient unendlich viel besser, die trotzige Starrheit, den Muthwillen, den Egoismus, die Rohheit, ja die Gewaltthat, Dieberei und Plünderungssucht der Knabennatur zu bändigen, als alle moralische, religiöse und pietistische Predigt, die der Knabe grade am wenigsten beachtet, und es ist eine klägliche Verkehrung der Begriffe, wenn man mit aufgezwungenen Andachtsübungen meint, religiösen Sinn zu fördern, statt daß man an großen Beispielen und an einer nach

der Seite der Moral hin gewandten Erzählung einfach großer Geschichtsstoffe erst die nöthige Grundlage legt, auf die man später, wenn sich im reifern Knabenalter die Stimme des Gemüths regt, die dem jungen abgeht, religiöse Begriffe und Gefühle pflanzen kann, die vor dem vierzehnten bis sechzehnten Jahre nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge auf Sand gebaut sind und es bei unserm üblichen Religionsunterricht meist für immer bleiben, weil wir denselben statt zu einer reinen Angelegenheit des Herzens mit vorzeitigen, zu schweren, abstracten Vorträgen ganz zur Verstandessache machen. Wenn man diese Grundlage mit weiser und besonnener Wirkung auf des Knaben moralisches Gefühl durch Geschichte und Beispiel nicht legt, so ist für alle Zukunft alle Hoffnung auf ein festes Fortrücken des innern Lebens ganz verloren; es ist grade, wie wenn man das Kind, um sein Ohr zu bilden, statt an einfache Vocalmusik und frohe festliche Lieder an einen ihm ganz unverständlichen Instrumentallärm gewöhnt; wenn man es an das Clavier zwingt mit Gliedern und mit einer Gemüthsstimmung, die beide innerlichst widerstreben; es ist, wie wenn man (was merkwürdigerweise noch immer geschieht) alte Chrestomathien, aus der gereimten Prosa unserer Gellert und Pfeffel zusammensetzt, oder neue, in die sich die verschrobenen Poesien unserer modernen Dichterlinge eindrängen, in den Händen der Schuljugend zu Declamationsübungen läßt, was so viel ist, als methodisch ihren Geschmack an aller Poesie, dem herrlichsten Bildungsmittel der Spätjugend, rein zu untergraben.

Es ist eine Wahrheit — sagen die Fragmente über die Literaturbriefe irgendwo — die mehr als Eines Schulprogrammes werth wäre, daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein anderes Opfer als die Erstlinge unserer Jahre, unserer Munterkeit und unserer Begierde annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlerblick nöthig sei, die man, wenn dieser fehle, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denkt und im ganzen Umfang erfaßt. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlt, so

iſt Alles verloren; verloren der erſte unerklärliche Scharfſinn, der nie durch Geduld und Fleiß erſetzt wird; verloren das innerliche Gefühl des Bewußtſeins, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherrn- und Eigenthumsrecht, mit dieſen Begriffen ſchalten und walten zu können.

Wenn wir das nicht bedenken, dann erziehen wir uns eine unglückliche Nachkommenſchaft. Wenn wir die Ausbildung der Einbildungskraft nicht über der alleinigen Begünſtigung des Verſtandes wollen erſtickt ſehen, dann müſſen wir aus dem früheſten Unterricht die übermäßige Quälerei der Jugend mit der Grammatik, den übertriebenen Unterricht in Mathematik, alle ſchwierige Fragen in phyſikaliſchen und geographiſchen Wiſſenſchaften, alle neuere Geſchichte und Statiſtik, alle ſtrenge Chronologie, Nomenclatur und Tabellen entfernen. Wenn wir nicht vorzugsweiſe mit der Beſchäftigung der Phantaſie anfangen und ihr in dem ihr angehörigen und von ihr beherrſchten Alter ihre Geltung laſſen, dann entſtellen und verunzieren wir die junge Seele, nehmen ihr allen erſten Impuls und Kraft weg, werfen die friſcheſte Luſt darnieder und lähmen und feſſeln den Geiſt im Anfang ſeiner werdenden Thätigkeit.

genug; und es ist ein Zug, der des preußischen Schulwesens im höchsten Grade unwürdig ist, daß man die mathematischen und Naturwissenschaften augenscheinlich begünstigt und die Geschichte fürchtet und meidet. Man rückt so einen Zweig der Wissenschaften, der uns noch entfernter liegt, gewaltsam näher und unterdrückt damit einen andern, der grade die ganze Zeit beherrscht, und was mehr ist, der grade weit die größte Bürgschaft für die echte Civilisation eines Volkes in sich trägt. Die mathematischen Wissenschaften sollten in der Schule mit weit größerer Gründlichkeit auf der einen Seite, auf der andern aber mit weit größerer Einschränkung gelehrt werden. Die einfachste Arithmetik und Geometrie bei dem Knaben durch stete Wiederholung und neue Auffassung in Begriffe übergeführt, genügt für die allgemein menschliche Bildung; die Fachbildung des Studirenden muß immer der Universität vorbehalten bleiben, der man ebensowenig die höchsten Stufen des geschichtlichen und physikalischen Unterrichts muß entreißen wollen. So treibt man auch die alten Sprachen auf den Schulen allzu weit. Wenn die Primaner mit der Kenntniß des Aeschylus und Pindar auf die Akademie kommen, wozu noch philosophische Seminarien und Professoren? Ueber allen solchen Uebertreibungen versäumt man das Reelle, lehrt Sprachen ohne Sachen, gibt von dem Alterthum eine unverstandene und unlockende Form, aber führt nicht in das innere Heiligthum ein. Kenntniß der Geschichte und Poesie, der Kunst und Sitte der griechischen Völker ist und bleibt das allein echte Bildungsmittel der Jugend; sie muß aber dem Knaben auch auf andern Wegen nahe gebracht werden, als auf dem der Sprachen, denn dieser Weg ist lang und schwer und verdient Verschönerung und Erleichterung. Aus jenen alten Gedichten hören wir eine lebendige Sprache voll Seele und Jugend, die wir in allen neuern, auch den besten Dichtern vergebens suchen; verbannen wir sie, dann verbannen wir allen guten Geschmack und einfachen Sinn und Natur; lebendig eingeführt müssen sie wenigstens einen Theil der wundervollen Wirkung üben, die sie im Alterthum geübt haben; sie haben diese Wirkung auch auf unsere Nation geübt; allein ver-

kennen wir es ja nicht, nicht damals, als die vortrefflichſten Philologen ihre Commentare und Texte der Autoren lieferten, nicht einmal in der Reformationszeit, wo man gewiß auf die Sache ging, aber nur auf dem Weg durch die alten Sprachen, ſondern damals, als man wetteiferte, mit trefflichen Ueberſetzungen, mit Belebung der Geſchichte, mit Beleuchtung der Kunſt des Alterthums das Alterthum uns nahe zu ſtellen und die Alten, wie Niebuhr ſagte, zum räumlich entfernten, mitlebenden Geſchlechte zu machen. Uns ſcheint es auch überhaupt, als ob die alten Sprachen nicht blos darum bei uns gelehrt werden, weil ſie Mittel zu dem Zwecke ſind, das Alterthum kennen zu lernen, ſondern weil wir ſie, eine angewandte Logik, mit weiſem Sinn an die Stelle der wiſſenſchaftlichen Logik des Mittelalters ſetzten, an deren Stelle Niemand die Mathematik als vorzüglichſtes Bildungsmittel des Verſtandes empfehlen wird, der Menſchen fürs Leben an einer Mannigfaltigkeit von Dingen üben und erziehen will; wir wählten dazu grade dieſe alten Sprachen, weil ſie, wenn ſie auch nicht jener anderweitige Zweck allerdings empfähle, in ſich logiſcher und feiner in ihrem grammatiſchen Bau ſind als alle neuern, als franzöſiſche und vater-

allein den grammatischen Unterricht; deutsche Grammatik ist dazu aber nicht tauglich, auch abgesehen von der Thorheit, die in dem grammatischen Erlernen der Muttersprache liegt, ein Vorwurf, den der treffliche Jakob Grimm den deutschen Sprachlehrern zu Gefallen nicht hätte zurücknehmen sollen. Die Alten waren auf das Erlernen ihrer Sprache hingewiesen, sie übten daran das Denkvermögen; ihnen fehlte aber vergleichendes Sprachstudium, das wir besitzen. Ihr Lese- und Buchstabirunterricht zielte schon dahin; allein sie lernten darum in ihrer guten Zeit nicht Das, was wir Grammatik nennen, und schon dem mühseligen Lesenlernen suchten sie ein Gegengewicht zu halten mit der feinen musikalischen Declamation ihrer alten Gedichte, das eine Freude an ihrer lebensvollen Dichtung hervorbrachte, welche ihnen ihr übriger Sprachunterricht nicht vergällen konnte, während wir unter unsern Pädagogen nur wenige wüßten, die auch nur mit einer passenden Wahl von guten deutschen Poesien der Qual des Auswendiglernens entgegenzuwirken wüßten; unter unsern deutschen Sprachlehrern nur Wenige, die den glücklichen Einfall hätten, ihre Schüler die Themata zu Stylübungen selbst wählen zu lassen oder ihnen mindestens eine große Masse von Quellen zur Belehrung über ihre Aufgabe anzugeben, da ja sogar den Erwachsenen niemals das Loos trifft, über etwas schreiben zu sollen, über das er nichts weiß oder wissen konnte; eine Anfoderung, die man lächerlich genug bei jedem aufgegeben Aufsatz an die Knaben macht, statt daß man die Stylübungen von allen Lehrern der Realien und alten Sprachen in freiern Uebersetzungen oder Behandlung freigewählter Partien ausführlich vorgetragener Gegenstände aus verschiedenen Fächern leiten ließe. Wir vertheidigen also streng grammatischen Unterricht nur in den alten Sprachen; wir verdammen aus dieser Ansicht die Erleichterung desselben mit Hamilton'schen oder gar noch wahnsinnigern neuern Methoden, dem Maschinenwerk des Geistes; es gilt uns nicht, die griechische und lateinische Sprache in Eile zu lernen, sondern langsam, aber reif den jungen Verstand an ihnen zu bilden und nicht mit der gräßlichen Barbarei von Interlinearüber-

ſetzungen das behagliche Wohlgefühl an der mütterlichen Sprache mit frevelhafter Thorheit in der Wurzel zu zerſtören; wir ſind aber auch nicht für abſichtliche Erſchwerung, ſondern lieben mit Bacon weder die Einengung durch Compendien, noch die Präcocität und übereilte Reifung zu den Wiſſenſchaften, die Dünkel und Prahlerei erzeugt; wir empfehlen mit ihm die weiſe Verbindung der zwei Methoden, die er verſinnlicht mit dem Beiſpiel der erleichternden Blaſen des Schwimmmeiſters und der erſchwerenden Schuhe des Tanzlehrers. Aus doppelten Gründen würden wir im alten Sprachunterricht die Bevorzugung der griechiſchen Sprache vor der lateiniſchen und den Beginn mit jener vor dieſer als eine Lebensfrage für echte Bildung empfehlen. Hier iſt überwiegender Reichthum an Formen, größere Feinheit und Freiheit der Structur, hier weit nicht ſo viel Gedächtnißwerk als im Lateiniſchen. In dieſer Sprache iſt eine unerſchöpfliche Quelle, den Knaben zu reizen und zu begeiſtern, was im Lateiniſchen durchaus mangelt. Es iſt nicht genug zu beklagen, daß trotz dem Flor unſerer Kenntniſſe der griechiſchen Sprache und Literatur und dem geſteigerten Werth, den ihr die neuere Zeit vor der lateiniſchen wiedergegeben hat, ſich nicht Eine

der Europäer kennen muß. Dazu hat ſie durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften in allen Fächern den alten Anſpruch auf eine lehrende Sprache ganz verloren, und es dünkt uns von allen Seiten eine große Schmach, daß wir in Disputationen und Antrittsreden, in Diſſertationen und in andern Büchern, als etwa in Werken über orientaliſche Sprachen und dergleichen ſchwer Abgängiges und theuer Anzuſchaffendes, noch dieſe Sprache neben der reich entwickelten Mutterſprache dulden, und daß wir in Schulen mit lateiniſchem Styl oder gar Verſen ſo viel Zeit und ſo viel guten Sinn und geſunden Geſchmack verderben, daß wir häufig trotz der geringen Zeit, die verhältnißmäßig auf das Griechiſche gewandt wird, größere, wenigſtens erfreulichere Fortſchritte und mehr Gefallen an dieſer Sprache in der Jugend finden. Wir ſchreiben nicht und ſprechen nicht Griechiſch, und doch iſt unſere Kenntniß der Sprache und Literatur der Hellenen vielleicht im Weſentlichen bedeutender, in jedem Fall, obgleich ſie ſo jung noch iſt, viel heilſamer und fruchtbarer geweſen, als die der lateiniſchen; denn Homer und Herodot ſind eine Nahrung für die jugendlichen Geiſter, die ewig lockt und reizvoll anzieht; Cornel und Cicero aber werden wir nie dem jüngern Schüler lieb machen. Man führt uns lange Jahre in der kalten, ſtrengen Sprache und Bildung des rohen, nur durch Waffenruhm großen Volkes herum, und wir laſſen zur Seite die Nation, die in Kunſt und Wiſſenſchaft aller Folgezeit und dem ganzen Menſchengeſchlechte Ordnung und Maß, Geſetz und Regel vorſchrieb; wir thun es, die wir uns rühmen, die Finſterniß der frühern Jahrhunderte abgeſchüttelt zu haben; die wir beobachten und unwiderſprechlich nachweiſen können, wie überall, wo die lateiniſche Literatur vorherrſchend den Geſchmack und die geiſtige Thätigkeit des Volkes beſtimmte, wie in allen romaniſchen Landen, ſelbſt in Italien, die Höhe der nationalen Bildung nicht erreicht ward, an die wir zweimal reichten, als der griechiſche Genius über uns webte: in der Reformation und in den letztverfloſſenen Jahrzehnden. Es gilt uns, einen ſicher greifenden Verſtand in der Jugend zu reifen, nicht griechiſche und römiſche Verskünſtler zu machen; es gilt, edle Menſchen von wahrer

Humanität zu bilden, nicht dem Knaben mit Ueberfülle von fremden Lehrgegenſtänden das Lernen zu verbittern; es gilt, bei der hervortretenden Individualität den Schüler mit Einſicht und Umſicht auf einen ihm tauglichen Weg zu leiten, nicht ihn mit rein unbrauchbaren Kenntniſſen oberflächlich ausgerüſtet in die weite Welt zu jagen. Darum, weil wir die natürliche Heiterkeit der Jugend zerſtören, pflegen wir die Keime zu unglücklichen Menſchen, und wir ſehen jene unſelige Claſſe von Jünglingen überhandnehmen, die, in keinerlei Kenntniß ſicher, weder die Wiſſenſchaft noch das Leben verſtehen; jene Generation von Spöttern und Träumern, von Menſchenhaſſern und unruhigen Geiſtern, die, weil ſie nicht den natürlichen Gang des Lebens zu gehen ſich getrauen, zu jedem Wagniß bereit ſind, das ihnen eine noch ſo erträumte Aenderung der Dinge verſprechen könnte. Wir müſſen weniger und gründlicher lehren und von den Alten lernen, viel Denken und viele Gewöhnung in die Schule zu verpflanzen. Wenn dazu Raum gegeben wird, dann ließe ſich für eine beſonnenere Jugend ſtehen. Verſchließt man aber den Weg dahin, wer will da die Folgen überſehen? Wenn der Wahnſinn weniger mißleiteter Jünglinge Strafen auf die ganze Nation herabruft, wenn um der Verblendung einzelner unmündiger Köpfe willen

Plan

zur

Reform der deutschen Universitäten.

1835.

Ein Ministerialbericht.

Seit dem Wiederaufblühen unſerer geiſtigen Cultur im vorigen Jahrhundert haben ſich in Deutſchland durch mehrere Jahrzehnte in verſchiedenen Perioden ſehr verſchiedene Beſtrebungen offenbart, der neu errungenen Superiorität der Nation im Gebiete der Wiſſenſchaften und aller Bildung in den Schulanſtalten eine Bürgſchaft der Dauer und Erhaltung zu gründen. In den Volksſchulen und Gymnaſien, ſcheint es, hat man nach mannigfachen Verſuchen die Form gefunden, mit der eine Beruhigung der Anforderungen der Zeit eingetreten iſt, beſonders nachdem man auch in neuerer Zeit den polytechniſchen und Realſchulen mehr Aufmerkſamkeit widmete. Nur in den Univerſitäten haftete man ſtrenger an dem Althergebrachten, berückſichtigte man weniger, was mehrfach das Bedürfniß der veränderten Bildung laut verlangte: man ſollte glauben aus einer gewiſſen Scheu, an ſo ehrwürdige Anſtalten zu taſten, an die ſich ſeit ihrem Entſtehen ein Theil des Ruhmes und des Glückes der Nation anknüpfte. Gleichwohl ruht die öffentliche Stimme auch jetzt nicht, ſtets ihre Wünſche neu aufzufriſchen und gerade dieſe letzten Zeiten ſcheinen wieder ungeſtümer als alle früheren auf eine Reform der hohen Schulen zu dringen. Ew. — Miniſterium der öffentlichen Bildung und Erziehung glaubte ſich daher nicht länger der Pflicht entziehen zu dürfen, dieſe große Angelegenheit zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung zu machen, und in dem beifolgenden Plane einer Reorganiſation der Univerſitäten haben wir die Ehre, dem Throne die Reſultate derſelben vorzulegen.

Indem wir die verſchiedenen dahin abzielenden Entwürfe einzeln in Ew. — Hände geben, iſt es ſowohl zu deren beſſerem Verſtändniß nothwendig, als auch durch die Gewohnheiten dieſer Regierung uns vorgeſchrieben, daß wir die Grundſätze ausführlich angeben und veröffentlichen, die uns bei unſeren Vorſchlägen geleitet haben. Wir haben nichts verſaumt, was unſeren Entwürfen Zufriedenſtellung der allgemeinen Forderungen und Billigung von Seiten der Sachverſtändigen verſprechen konnte; wir haben außer der herkömmlichen Conſultation der Studienbehörden uns mit allen alten und neuen Schriften über dieſe theueren Gegenſtände bekannt machen zu müſſen geglaubt, um ja von allen Seiten dieſelben beleuchtet zu ſehen. Unter Ew. — Regierung, die einen Ruhm darein ſetzt, die beſte Einſicht und den beſten Willen um ſich zu verſammeln, ſcheut man ſich weder, die öffentliche Stimme vor dem Beſchluſſe um Rath zu fragen, noch nach dem Beſchluſſe ihrem Urtheile Raum zu geben. Denn die Ueberzeugung herrſcht hier, daß ſeit ewigen Zeiten in dem Staate die Regierenden und Regierten als Parteien gegen einander über ſtehen, deren größere Prozeſſe auf die Dauer nicht durch die Willkür der Herrſcher, noch durch die

gierung hat sich die Einsicht Bahn gebrochen, daß das Regieren eine selbstständige Kunst ist, die von Routine sowohl wie von Gelehrsamkeit nur spärlich unterstützt, von leidenschaftlichem Partei-Eifer und Systemmacherei aber geradezu untergraben wird, deren Meister vielmehr von Natur eine Sympathie mit dem Vaterlande und der Nation mitbringen, und dann an der unmittelbaren Erfahrung des Lebens und der mittelbaren aus der Geschichte lernen muß, und der sich demnach immer, auch wo er einer umsichtigern und weiseren Stimme aus dem Volke gegenübersteht, in einer gewissen Unabhängigkeit fühlen wird, die ihm das vertrautere Verständniß seiner Kunst mittheilt, und die man sich auch gerne auf der anderen Seite im Volke gefallen läßt, da sie ein Zeichen von Sicherheit und Grundsätzlichkeit der Verwaltung ist, mit der man Energie, Consequenz, Garantie und Erfolg überall gepaart sieht, während sonst überall Schwanken und unbestimmter Versuch auf Gerathewohl herrscht und der Eigensinn politischer oder gar philosophischer Farben, mit denen eben so nothwendig Schwäche, Unentschlossenheit und ein provisorischer Zustand verknüpft ist.

Auch unsere Entwürfe zu einer neuen Einrichtung des höheren Schulwesens und besonders der Universitäten werden sich in dieser eigenthümlichen Unabhängigkeit halten, sowohl von den Wünschen so Mancher, die aus diesen Angelegenheiten einzelne Beziehungen herausgreifen, sie einseitig beleuchten, oft nach persönlichen Neigungen, wenn nicht nach schmutzigeren Motiven beurtheilen und darauf ihre Anträge gründen; als auch von den Forderungen der Gelehrten, die einseitig in ihre Studien versenkt auch in ihren Wünschen für die Wohlfahrt ihrer particularen Wissenschaften übersehen, daß im Einzelnen manches eine Verbesserung scheinen kann, was im Ganzen eine Hemmung sein würde; ja wir werden in unserem Plane selbst von den competentesten und vielseitigsten schriftstellerischen Rathgebern hier und da so abweichen, wie etwa ein bildender Künstler die Ausstellungen und Angaben eines Kenners, der nicht selbst die Kunst übt, wohl beherzigen würde, allein zu Folge der Gränzen der Technik zum Theile dahinter zurückbleiben müßte, zum Theile

auch wohl sie übertreffen könnte. Die Einen, die nur abgerissene und vereinzelte Motionen machten, vergessen, daß man aus dem Allgemeinen erst auf das Besondere herabkommen muß, und scheinen überhaupt die Wichtigkeit der Sache nicht umsichtig zu kennen, da sie wohl mit der Frage über die Honorarien eine Angelegenheit zu besprechen anfangen, die, wenn sie erledigt werden soll, wobei man so kleinliche Rücksichten füglich ganz aus dem Auge lassen und dem Gebrauche überlassen darf. Die Anderen, welche allgemeine Systeme schaffen, übersehen zu leicht, daß nicht Alles im Staate möglich ist, was sich in der Imagination vortrefflich ausnimmt. Jenen Charakter vereinzelter Rathschläge, mit denen keine Hülfe geschafft werden kann, tragen fast alle Anträge der in unseren Tagen erschienenen Schriften, und auch in den besseren wird oft eben da abgebrochen, wo man eigentlich nach der Rüge des Bestehenden die Angabe des Besseren erwartet hätte.*) Viel wichtiger als alles in dieser letzten Zeit Erschienene dünkten uns verschiedene Arbeiten aus jenem schweren Jahre des französischen Kaiserthums, wo unsere Universitäten wie unser Vaterland ein völliger Untergang bedrohete und wo die trefflichsten Männer unter Deutschen und Franzosen ihre Stimmen zu erheben sich aufgefordert fühlten.**) Allein auch von diesen war es uns nicht vergönnt so vielen Gebrauch zu machen, wie man ihrer Vortrefflichkeit nach erwarten sollte, weil alle Verhältnisse sich zwischen jener und unserer Zeit allzusehr verändert haben. Als diese Schriften entstanden, lebte man in einer Periode der Auflösung aller nationalen Bande und einer Unabhängigkeit der Wissenschaften, die durchaus nur einem Zustande eigenthümlich sein konnte, wie er damals war, unmöglich aber heute noch Statt haben könnte, wo man die Nationalbande wieder enger zu ziehen strebt. Die ausgezeichnet-

*) Hiermit mag wohl die Schrift von Huber (Hamb. 1834) gemeint sein, die auch wirklich am Schlusse gleichsam an der Möglichkeit der Abhülfe verzweifelt. Die Redaction d. deutsch. Jahrb.

**) Offenbar wird auf die lateinischen, französischen und deutschen Broschüren von Tittmann, Villers, Wachler und Schleiermacher, sämmtlich aus dem Jahre 1808, gedeutet. Die Redaction.

sten jener Schriftsteller nahmen eine fast vollkommene Unabhängigkeit der Schule von dem Staate in Aussicht, erklärten sich gegen die herrschende Meinung, daß der Zweck der Universitäten sei, junge Männer für den Staatsdienst zu bilden, und sie setzten den Selbstzweck der Wissenschaft an dessen Stelle. Wir sind dieser Ansicht keineswegs fremd und hoffen unsere Entwürfe in großen Beziehungen damit in Einklang zu zeigen, glauben aber doch, ihr Gränzen stecken zu müssen: wir glauben nach ganz allgemeinen Gesetzen der Billigkeit die Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staate nicht weiter zugeben zu können, als der Staat seinerseits von der Wissenschaft unabhängig ist. Man hat wohl die Selbstständigkeit der literarischen Academien in Anspruch für die Universitäten genommen; man hat aber übersehen, daß diese ihr wissenschaftliches Wirken vom Staate ganz abtrennen, von diesem also ganz füglich jeden Einfluß verbitten durften. Allein wenn heutzutage die Wissenschaft anfängt, ihre eigene innere Vollendung nicht für sich genügend zu finden, wenn sie in die äußere Welt hinüberstreift, auf den Staat und seine Einrichtungen, und alles in der politischen Welt Geschehende ihren Einfluß zu üben sucht, wenn man aus Romanen und Poesie Staatssysteme entwirft und auszuführen strebt, wenn die Cameralistik jedes practische Talent zu irren und die Rechtsgelehrtheit sich jedem Landesgesetze zu widersetzen bemüht ist — wie, sollte da der Staat nicht wenigstens eine Nothwehr gebrauchen und da, wo die Wissenschaft selbst aufhörte sich Selbstzweck zu sein, dem gemäß der Wissenschaft sich gegenüberstellen dürfen? Nur daß freilich diese Nothwehr auf nichts mehr als auf Abwehr und nicht auf Unterdrückung ausgehe.

Wenn also jene Neueren hinter uns zurückblieben und uns da verließen, wo unsere Pflicht erst anhebt, welche kein Raisonnement, sondern Verbesserungen, keine Ausstellung, sondern Herstellung heischt, so bleiben wir hinter jenen Aelteren zurück, weil die veränderten Zeitverhältnisse ganz andere Gesichtspunkte verlangen und andere Maßregeln gebieten. Das aber dürfen wir von diesen früheren Verfechtern der deutschen academischen Einrichtungen lernen, in eine ähnliche Uebereinstimmung mit den

Bedürfnissen unserer Jahre zu treten, wie sie damals mit denen der ihrigen standen: da man damals eine Verschmelzung der deutschen hohen Schulen nach dem Muster der Pariser Universität oder eine Zersplitterung in Specialschulen gleichmäßig und mit gleichem Rechte fürchtete, indem jedes den Ruin unseres ganzen Schulwesens mit sich führen würde, wie konnte man anders als sich des Bestehenden mit regem Eifer annehmen, dies Bestehende vor Allem gegen den plötzlichen Sturm der fremden und unverständigen Reformer retten und im Sinne dieses Bestehenden noch größere Forderungen machen? Gerade die tüchtigsten Männer aber fanden, wenn auch nicht den inneren Geist der Lehre, der Lehrer und der Lernenden, doch die Lehranstalten und deren Formen in allem Bestehenden so vortrefflich, wußten aus denselben das Wesen der Universitäten so schön herzuleiten, daß sie sogar mit großem Scharfsinne aus den bloßen verschiedenen Benennungen dieser Anstalten das Verhältniß derselben unter einander auszumitteln, oder das bereits ausgemittelte System daraus zu bestätigen wußten. Allein heutzutage ist die Lage der Dinge eine durchaus geänderte. Keine plötzliche Gefährdung von außen bedroht den hergebrachten Zustand der Schule, und es bedarf jetzt nicht des leidenschaftlichen Schutzes von Anstalten, die nicht mehr angetastet werden können. Vielmehr findet man heute die Gefahr im Innern, findet sie in der Ausartung von alten Einrichtungen, im Gange des ganzen Unterrichts, in den Sitten der Schüler, und mag man auch vielfach in den Ansichten über die Art und den Umfang der Reform abweichen, so scheint doch von den Regierungsbehörden nicht allein, sondern auch allgemein in der Nation eine Reform überhaupt als unerläßlich angesehen und laut auf die Abstellung alles Mißbräuchlichen gedrungen zu werden, so daß es jetzt vielmehr der Ueberlegung bedarf, was von dem Bestehenden anzufechten sei? wo wirklicher Mißbrauch und wo dieses wirklichen Mißbrauchs Quelle liegt? welches die geeigneten Mittel zur Herstellung sind? und welche unter den laut gewordenen Wünschen dabei berücksichtigt zu werden verdienen?

Und um dies auszumitteln (was freilich schwerer ist, als

mancher ungestüme Idealist und mancher unzufriedene Angehörige des Schulkörpers denken dürfte), und um alsdann unserer besten Einsicht die zweckdienlichsten Maßregeln folgen zu lassen, schlagen wir zwei Wege ein, die nach unserem Urtheil zugleich betreten werden müssen, wo in politischen Dingen zu einem festen und sichern Ergebniß gelangt werden soll, ohne welche Begründung jede Regierungsverordnung stets nur wie die Vorschrift eines unverständigen Arztes, der urtheilslos Andern ablernt und selbst kein Verhältniß zwischen Krankheit und Heilmittel kennt, auf gutes Glück versucht wohl einmal zufällig eine gute Wirkung haben könnte, in den meisten Fällen aber unmerklich das Wohl des Volkes und den Ruf des Pflegers untergraben würde. Wir halten an das Bestehende die Tageswünsche der Menge und die Anforderungen der Gegenwart und prüfen neben diesen lauten Stimmen noch aufmerksamer die stillen Einwirkungen des Gebrauchs und der Richtungen in Zeit und Volk, die sich von selbst Bahn zu brechen pflegen; und auf der andern Seite halten wir daran die Geschichte und die Vergangenheit und suchen die Ergebnisse des Ganzen an den Gesetzen der allgemeinen menschlichen Natur zuletzt zu prüfen. Niemand hat uns hier einen Vorgänger abgegeben: denn die am lautesten schreien, verstehen oft selbst die wahren Wünsche ihrer Umgebung am wenigsten; einer beruft sich auf geschichtliche Erfahrung und vergißt, daß dieselben historischen Erscheinungen nach der veränderten Lage der Menschheit jetzt heilsam und dann wieder schädlich sein können, und die kleinste Anzahl dachte je daran, daß, um pädagogische Rathschläge zu geben, um eine Stimme über Erziehung und Unterricht zu haben, vor allen Dingen eine erfahrungsmäßige, physiologische Kenntniß des Menschen nöthig ist, die wieder ihrerseits nicht blos aus der Schulpraxis entnommen sein darf. So unzertrennlich hier die Einsicht in das Eine auch die in das Andere in sich schließen zu müssen scheint, so ist es doch nur zu natürlich, daß eben der, welcher am eifrigsten in der Gegenwart und für sie lebt, am abgesagtesten dem Forscher in der Vergangenheit feind ist, und daß wieder dem gelehrtesten Historiker die nächste Umgebung ein gleichgültiges

Räthſel iſt. Was in dem Reiche des Wiſſens augenſcheinlich ſo getrennt auseinander liegt, das ſoll der echte Staatsmann in ſich vereinen, und darum haben alle Zeiten ſein Geſchäft eine Kunſt genannt (weil die Kunſt überall ſtrebt zu binden, wo die Wiſſenſchaft und der Verſtand ſcheidet und trennt), und nur die neueſte Zeit brachte das Unding einer Staatswiſſenſchaft auch bei uns ſchon zu einer Geltung, die ſie ſeit dem Beſtande der Welt nur in Ländern zu erhalten pflegte, wo bereits mit der Staatskunſt der Staat ſelbſt auf der Neige war, und die ſie in unſerem mehr erſt werdenden Vaterlande, indem ſie die Fremde nachahmt, uſurpirt.

Sollen wir zuerſt von den Tendenzen der Zeit und den Deſiderien der Gegenwart ausgehen, ſo kann es Niemanden entgehen, wie ſich hier im ſchroffſten Gegenſatze zwei ganz verſchiedene Beſtrebungen geltend zu machen ſuchen, deren Verſöhnung, wie es ſcheint, außer dem Reiche der Möglichkeit liegt. Die Mehrheit, dies iſt nicht zu verkennen, ſtrebt mit einem ganz practiſchen Sinne nach einem völligen Materialismus in der Wiſſenſchaft. Dem Knaben ſo früh als möglich eine Beſtimmung zu geben und ihn zu dieſer Beſtimmung auf dem kürzeſten Wege

früh reifende Talent des Kindes, bietet man Alles auf, um die aufschießende Pflanze noch mehr zu treiben; das Haus unterstützt die Schule im Anhäufen von Kenntnissen durch Privatstunden und Nachhülfe, und im Reifen des Verstandes durch Einweihung in alle bürgerlichen Verhältnisse, in alle Familien- und Stadtgeschichten und vielleicht auch durch Aufdecken der Fehler des jeweiligen Lehrers an der Schule; man lehrt die Knaben mit vier Jahren Rechnen; mit sechs französisch; man klagt über die schleichenden Fortschritte, über die mangelnden und über die überflüssigen Unterrichtsgegenstände und über die schlechte Methode, an deren Stelle man die mechanischste als die beste empfiehlt, um hier und da etwa einen nachgiebigen Lehrer zu gewinnen; man schreit nach neuern und über die alten Sprachen; man findet es unsinnig, dem künftigen Cameralisten die nutzlosen Sprachen der Griechen und Römer überhaupt, dem Juristen außer der Sprache seiner Rechtsquellen, dem Mediciner außer seinem Apothekerlatein auch noch das Griechische aufzubürden. Mit der Universität aber steht diese Partei besser. In der Schule hätte sie gar zu gern die Gewalt der Regierung ein wenig gemäßigt, die strenge Disciplin ein wenig lockerer gehabt, allein auf der Universität herrscht Freiheit der Studien und nur daß der hoffnungsvolle Sohn diese Freiheit auch auf seine Zeit- und Geldverwendung ausdehnen kann, ließe vielleicht Manchen wünschen, daß hier einige Beschränkungen eintreten möchten. Sonst aber stimmen meistens die Vorschriften der Väter mit den Wünschen fauler Söhne am besten: sich ja nicht anderswohin umzusehen, als nach dem, was das Brodstudium und das Examen rigorosum verlangt. Hier kommt auch die Universität diesen Wünschen und Vorschriften entgegen und behandelt eben solche nothwendigere Fächer, Pandecten und Physiologie und Kirchenhistorie u. s. w. in einer so behaglichen Breite, daß dem, der schon einigen Begriff von einem Examen von Hause mitbringt, nichts zu wünschen übrig bleibt.

Man darf wol in dem angefangenen Bilde fortfahren und sagen: Diese Mehrheit mit diesen Bestrebungen hat in ihrer Mitte einen Ausschuß von Sachverständigen, der seiner großen

Majorität nach nicht mit dieſen Anſichten der Menge ſtimmt. Es ſind die höher Gebildeten, die jene materielle und reale Richtung in der Wiſſenſchaft verabſcheuen. Dem Knaben ſchon in der Wiege oder in der Schule eine Beſtimmung zu geben, ſcheint ihnen eine der unſeligſten Folgen, welche die Schwierigkeit der Subſiſtenz in unſeren Zeiten mit ſich führt, und eine der Haupturſachen, warum in unſeren höheren Ständen ſo wenige Zufriedenheit mit dem Berufe und den Geſchäften des Tages anzutreffen iſt. In der frühen Reife des Knaben ſehen ſie den ganzen Ruin der Zeit; ſie iſt die einzige Quelle jener Altklugheit, die im Jünglinge die voreilige Thätigkeit des Verſtandes zeitigt und unſere Jugend auf unnatürliche Beſchäftigungen hinlenkt, in denen ſie zu nichts als zu Verirrungen kommen müſſen. Wenn man die Wiſſenſchaft ſich ſelbſt Zweck ſein laſſe auf der Schule, ſo halten ſie die Entwickelung der Knaben in Ruhe und Glück für geſichert. Auf den Gymnaſien wollen ſie nichts als eben die Allgemeinheit des Lernens, die jene bekämpfen; die ganze menſchliche Bildung ſoll das Ziel der Schule ſein und nicht die Fachbildung des Profeſſioniſten; nicht auf das Lernen von dieſem und jenem, nicht auf die Kenntniß von Thatſachen

Schule durchaus gewehrt werde, und wünſcht nur vielleicht die allzu ängſtliche und pedantiſche moraliſche Behandlung aller Knaben nach Einem Leiſten freiſinniger ermäßigt; ſie billigt die Einhaltung periodiſcher Courſe, weil ſie das Zurückhalten eines ſchnellen Talentes für unſchädlicher hält, als das haſtige Antreiben; ſie hält den Knaben in ſeiner Sphäre, verleidet ihm das Zuſammenſein mit Alten, jagt ihn in die Geſellſchaft ſeiner Altersgenoſſen, gönnt ihm ſeine freien Stunden zum Spiel und läßt ihn lieber, was er im Addiren und Subtrahiren oder im Lernen der franzöſiſchen Phraſen verſäumt hat, im Jünglingsalter nachholen, wo der Begriff vom Zweck des Lernens erſt erwacht; ſie heiligt das Anſehen auch des mittelmäßigen Lehrers und die Achtung der Schule; ſie preiſ't die antike Bildung, leitet von ihr, oder von dem Griechenthum, alle unſere Weisheit, unſere Beſonnenheit, unſer inneres Glück her, und fängt mit größerer Beſtimmtheit an, die Bevorzugung des Griechiſchen vor dem Lateiniſchen zu verlangen; *) ſie weiſ't in dem Schulgebrauche in Deutſchland aus Phyſiologie und Pſychologie, aus Natur und Geſchichte der Menſchheit nach, wie ein wunderbarer Einklang darin mit den ewigen Geſetzen jeder menſchlichen Entwickelung herrſcht, was neben der Art, wie ſich der humane Unterricht gegen jeden Sturm der gegneriſchen Mehrzahl in impoſanter Unerſchüttertheit erhält, ein Beweis iſt, wie ſehr die geiſtige Macht der materiellen überlegen, wie überlegen zugleich der Inſtinct der Nationen dem tadelſüchtigen Beſſerungsſtreben der Menſchen iſt. Sollte man auf dieſer Seite etwas an den Gymnaſien tadeln, ſo wäre es gerade die ſchon zu große Nachgiebigkeit gegen jene Gegenpartei: man findet die Humaniora noch gegen die exacten Wiſſenſchaften zu ſehr im Nachtheil, die moraliſchen Wiſſenſchaften zu ſehr gedrückt, man vermißt ſelbſt in den humanen Lehrgegenſtänden die auf wahre

*) Es ſcheint, dieſe ganze Stelle geht hauptſächlich auf die Briefe über die Natur und den Zweck des höheren Unterrichts von van Heusde (überſ. v. Klein), ein Buch, das zur Schande der deutſchen Schulmänner wenig bekannt iſt, und auf das wir gerne in einem beſondern Artikel zurückzukommen wünſchen. Die Redaction.

Humanität abzweckende Behandlung, die mehr auf Herz und Phantaſie gehen ſollte, als auf Gedächtniß und Verſtand, man klagt über das Polytechniſche, das ſich ſelbſt in die Gymnaſien eindränge. Mit der Univerſität ſind aber eben dieſe Klaſſiſchen deſto unzufriedener, je zufriedener die andern. Sie haſſen die Brodſtudien und haſſen die unwiſſenſchaftliche Art des Vortrags, die nur darauf ausgeht, das Detail der Wiſſenſchaft zu erſchöpfen für's Gedächtniß und Examen, nicht ihre letzten Ergebniſſe fruchtbar zu verſammeln für das Leben und den Menſchen. Sie wollen, daß ſich Rechtsgelehrtheit, Medicin, Theologie ſtets abhängiger erklären von der Philoſophie, während ſie ſich in der That ſtets unabhängiger erklären, was von dieſen als ein höchſt trauriges Zeichen von dem troſtloſeſten Rückgange der Zeit in aller ächten Wiſſenſchaft betrachtet wird; ſie beklagen, daß die Abtrennung der einzelnen Disciplinen ſtets ſchärfer wird, daß die Facultäten ihre Gränzen ſtets ſtrenger ziehen, daß der Gebrauch das Naturrecht und die Religionsphiloſophie in die Hände der Juriſten und Theologen legt und wol gar die Statute den Hiſtoriker aus der Kirchen- und Rechtsgeſchichte weiſen. In die unterdrückte philoſophiſche Facultät würden dieſe den Kern

wird von beiden Seiten der Halbheit und Unentſchloſſenheit ſeiner Maßregeln wegen angeklagt, und dies eben ſind die Eigenſchaften, die man heute am ungernſten nachſieht, denn es fängt an mehr eingeſehen zu werden, was bisher nur dunkel gefühlt ward, daß an dieſen unſeligen Schwächen der ganze Continent niederliegt, daß ſie die Hauptquelle ſind von all' dem geheimen Unmuth, der in den Nationen gährt, die ſich meiſt wie kräftige Heere unter zaghaften Anführern zwiſchen der Scheu vor der Disciplin und dem ſchmerzhaften Gefühle ihrer unbenutzten Kraft und unbehaglicher und erwartungsvoller Ruhe halten. So iſt es in allen den deutſchen Staaten, wo noch die Erziehung der Jugend, das einzige politiſche Bildungsmittel der neuern Zeit, das ſich dem Bande vergleicht, welches die alten Staaten um ihre erwachſenen Glieder ſchlangen, als ein großes und heiliges Moment in der Sorge für das öffentliche Wohl angeſehen wird. Wir ſchweigen von denen, wo ſie als ein gefährliches Mittel des Neuerungsgeiſtes danieder gehalten wird und von der ganzen Reihe derer, die zwiſchen dieſen beiden Aeußerſten inne ſtehen und die Leitung des Schulweſens, zu ihrem ſichtbaren Schaden, wie einer geringfügigen Nebenſache in die Hände von Cameraliſten und Juriſten hingeben und man möchte ſagen, es wie ein nothwendiges Uebel toleriren und friſten. Allein ſelbſt in den aufgeklärteſten Theilen des gemeinſamen Vaterlandes, unter die wir Ew. — Lande obenan ſtellen dürfen, herrſcht jener ſchwankende Zwieſpalt in der Stellung der Regierung zu den Schulen. Sie theilt ſich auch hier und wendet ſich wechſelnd mit halben Conceſſionen bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Wir ſahen, Ein Theil der Schulanſtalten befriedigt im Allgemeinen die Eine Partei, ein Anderer die Andere. Die Regierung iſt aufgeklärt genug, um einzuſehen, daß eine tiefere Einſicht in den Forderungen des Klaſſiſchen ſich überall ſiegreich kund gibt; allein ſie iſt nicht genug dem practiſchen Intereſſe entfremdet (und kann es nicht ſein), um ſich ganz von jenen Realiſten wegzuwenden, die ihr von weit unmittelbarerem Nutzen, für den Moment weit unentbehrlicher, wenn auch nicht für das innere Gedeihen des geſammten Staates

förderlicher ſind, als dieſe. Die Regierung neigt ſich alſo zu den Klaſſiſchen und gewährt ihnen die niedere Schule, entzieht ihnen und ihren Forderungen aber noch die höhere; ſie gewährt ihnen das Unumgänglichere: denn wäre die Univerſität mehr nach ihren Wünſchen geſtaltet, das Gymnaſium aber weniger, ſo würde hier im Keime Alles erſtickt, was ſich wenigſtens im beſſern Schüler manchmal auch durch die Inconvenienzen der Univerſität erhält. In der Errichtung von polytechniſchen und Realſchulen begünſtigt ſie mehr dieſe als die andere Partei: ſie ſcheint diejenigen, welche die Wiſſenſchaft aus ſo materiellen und induſtriellen Geſichtspunkten betrachten, ganz aus der Wiſſenſchaft weg mit richtigem Tacte auf die Induſtrie hinweiſen und den Uebergang hierhin vermitteln zu wollen. Allein nicht Jedem von der andern Farbe iſt damit gedient; und um auch dieſen etwas zu bewilligen, finden nun neuere Sprachen, Mathematik und alles ähnliche Reale mehr Zulaſſung auf den Gymnaſien. Nun klagen die Einen über Hemmung der klaſſiſchen Studien durch dieſe Zugabe und die andern durch die Beibehaltung jener neben dieſer Zugabe, die nach ihren Wünſchen mehr Hauptſache ſein ſollte. Dieſe möchten aerne, daß ſich der Staat mehr ſeines

Majorität weder durch ihre ungestüme und ihre freundliche Annäherung an den Staat, noch die Minorität durch ihre Weisheit und ihre Opposition bedeutend. Was auch der Staat den Realisten gewährt, entzieht er ihnen auf einer andern Seite wieder. Er befördert ihr polypragmatisches Wesen: er quält sie aber desto mehr mit entsprechenden Examinen: und eben in der Wissenschaft, die zum Jammer jedes vernünftigen Menschen in stets engere Verbindung mit der Staatsverwaltung gesetzt wird, und die das materielle Princip im Cyclus aller Wissenschaften recht eigentlich vertritt, häuft man die Gegenstände des Examens am ärgsten, fordert von dem Forstbeamten alte Sprachen, und vom Architecten neben den alten auch zwei bis drei neue, und von dem, der sich gerne mit einem Mauthdienste begnügte, Kenntnisse in Chemie und in höherer und höchster Mathematik. Fördert man auf der Universität zum Verzweifeln der strenger wissenschaftlichen Partei jene Methode des Vortrags und der Lehre, welche die Vorbereitung zum Staatsdienste besser ins Auge faßt, so schärft man dagegen auch die Forderungen und verlangt nach dem ersten auch noch ein zweites und drittes Examen; läßt man auf der andern Seite die wissenschaftlichen Disciplinen fallen und vegetiren so gut sie können, so übt man dagegen auch in dem Examen der zur Docentenwürde Promovirten, die sich also ganz der Wissenschaft widmen, die nämliche Nachsicht, und duldet die ähnliche Schlaffheit, wie man dort in den Specialwissenschaften die Zügel schärfer faßt. Es scheint ein ganz genaues Entsprechen zu herrschen zwischen dem Bestreben unten und dem Thun und Treiben oben: man weiß nicht, hat die erweiterte Kenntniß in den Hochstudien die geschärften Prüfungen oder diese jene hervorgebracht, der Verfall der philosophischen Facultät den Verfall der Doctorwürde oder umgekehrt; und es wäre die Frage, ob, wenn die philosophische Facultät die Kraft hätte, sich mit innerer Begeisterung wieder selbst zu heben, der Staat ihr nicht entgegenkommen würde, eben wie z. B. die Naturkunde sich so emporhob, daß sie der Staat alsbald materiell unterstützte und sich und den jungen Staatsdienern dabei in seiner Begünstigung z. B. chemischer Studien oft linkisch genug neue und nutzlose

Laſten aufbürdete; eben wie in einem befreundeten Lande ſogar philoſophiſche Syſteme zu ſolcher Achtung gekommen ſind, daß ſie eine Begünſtigung von Seiten des Staates hervorriefen, die nur allzu ſehr die Freiheit der allgemeineren Studien angriff und gefährdete und die Freunde der Wiſſenſchaftlichkeit aufmerkſam machen ſollte, in ihren Forderungen und Wünſchen nichts weniger zu verlangen, als ſolch' eine directe Unterſtützung des Staates. Sieht man nun dies Alles, ſo ſcheinen die Verhältniſſe, die im Anfang ſo gar verwirrt und widerſinnig ſchienen, ein weit anderes Anſehen zu erhalten und weit natürlicher und nothwendiger zu ſein, als man glauben ſollte. Und in der That, ob zwar es wünſchenswerth iſt, daß zwiſchen der reinen Wiſſenſchaft und dem Staate heutzutage ein engerer Verband gepflegt werde, als in früheren Zeiten, wo ſie unter dem Namen der freien Kunſt unabhängiger für ſich und reine Schulſache war, und daß eine Wechſelwirkung eintrete, etwa ſo, wie in den ſchöneren Zeiten Griechenlands der Staat auf die Kunſt wirkte, damit die Kunſt auf den Staat nicht anders als lauter und wohlthätig zurückwirke, ſo iſt es doch durchaus natürlich, daß ſie ſich ihrerſeits durchaus auf nichts anderes als auf ſich ſelbſt

er, was ihn zunächst fördert, zunächst wieder fördere. Alle diese Zweige waren ursprünglich bloße empirische, practische, traditionelle Kenntnisse; und dem Meister alles Wissens, Aristoteles, als er die Grenzen aller echten Wissenschaft absteckte, würde vor dem Mißgedanken gegraut haben, positive Rechts- oder Religionslehre in seinen wissenschaftlichen Cyclus aufzunehmen. Nur der Verfeinerung späterer Zeiten konnte es einfallen, diese practischen Fächer theoretisch zu begründen, und der Speculation das Herkommen, die Gewohnheit und die Ueberlieferung zu opfern. Ihr zu Gefallen konnte der Staat unmöglich seine Aufsicht über diese rein pragmatischen Disciplinen, die erst aus ihm und seinem Bedürfniß flossen, aufgeben. Umgekehrt hat kein unmittelbares Bedürfniß des Staates die freien Künste und was Alles damit zusammenhängt, gestaltet, sie sind auch nicht unter besonderer Fürsorge des Staates geworden, noch für den Dienst des Staates zunächst berechnet. Ihre Pflege gehört der Menschheit an, da ihr Zweck nur ein rein menschlicher ist, und zu ihrem eignen Schaden würden sie sich diesem freien Spielraum entziehen und sich dem Staate verpflichtet machen; die Specialwissenschaften aber gehören der Pflege des Staates an, da sie auf das geistige, moralische oder physische Wohl der Gesellschaft zunächst abzielen. Dennoch sollen beide nicht verbindungslos neben einander liegen, der Staat sich nicht den Einen ganz entfremden, noch die Andern ihrem Verbande mit der strengen Wissenschaft ganz entreißen wollen, wie denn in allen Verhältnissen der inneren Politik neuerer Zeit die erhabene Aufgabe gestellt scheint, die menschliche Freiheit mit dem natürlichen Gesetze der Gesellschaft in Einklang zu bringen. Ob nun die Art der Verbindung, die zwischen beiden Statt hat, die rechte sei, scheint nach der Unzufriedenheit, die darüber herrscht, nicht anzunehmen zu sein: und diesem Probleme näher zu kommen, glaubten wir daher auf einem andern Wege versuchen zu müssen, als auf dem bisher betretenen; denn die Begehrungen und Zustände der Gegenwart durchkreuzen sich so, daß es blos aus der Wahrnehmung dessen, was sie darbietet, schwer sein möchte, sich aus diesem Labyrinthe zu finden.

Wir wollen daher nur in einen ganz kurzen Ueberblick bringen, was die Geſchichte dieſer höheren Schulanſtalten ganz Allbekanntes an die Hand gibt, um vielleicht hieraus neue Winke zu ziehen, die uns in unſerer Aufgabe förderlich ſein können. Die Univerſitäten haben, wie Alles, was die Wiſſenſchaft und ihren Betrieb angeht, ihren Anfang in Griechenland. Wenn man nicht zu weit zurückgehen will, kann man ihren Urſprung in Sokrates und ſeinen Schülern ſuchen. In den Schulen dieſer großen Männer und ihrer zahlloſen Nachfolger ging noch alles Beſtreben auf die allgemeine ſittliche und geiſtige Bildung der Jugend. Kein Bezug auf etwas Handwerksmäßiges, kein Verband mit dem Staate war irgend ſichtbar, und die größte Unabhängigkeit war ſo vorausgeſetzt, daß, als ein Sophokles in Athen das Geſetz gab, es ſolle kein Philoſoph ohne die Beſtätigung des Rathes einer Schule vorſtehen, alle Weiſen die Stadt verließen, ſo daß das Geſetz zurückgenommen und der leichtſinnige Nomothet um fünf Talente beſtraft ward. Dieſe Schulen waren im Alterthume in zahlloſer Menge in Griechenland und allen römiſchen Provinzen verbreitet, denn es waren Unternehmungen von Privaten und von Städten. Ueberall aber

als auf die sieben freien Künste berechnet. Ihre Unabhängigkeit vom Staate war ganz entschieden und sie lehnten sich vielmehr an die Kirche; sie opponirten der Kirche und dem Staate; sie hatten ihre eigenen Gesetze; ja jede einzelne Corporation hatte ihre besonderen Statute unter sich, und hier und da war die gesetzgebende Gewalt sogar bei den Schülern und nicht bei den Lehrern. Von einer Vorschrift oder Beschränkung der Unterrichtsgegenstände oder von irgend einem nach dieser Seite gewendeten Einfluß des Staates konnte also gar keine Rede sein; auch gab es bis ins zwölfte Jahrhundert noch keine Facultäten und Facultätswissenschaften, die dem Staate einen solchen Einfluß hätten besonders wünschenswerth machen können. Erst unter den Capetingern wurden in Paris die Theologen zugezogen, als sie schon anfingen, sich mit fremden Dingen zu beschäftigen und die Religion mit der Philosophie zu verbinden suchten. Sonst aber ward in Paris weder das Recht, noch in Bolognas Rechtsschule die Theologie, noch in beiden die Medicin, noch in dem arzneigelehrten Salerno jene beiden Wissenschaften gelehrt. Auch hier also lagen die philosophischen und die pragmatischen Disciplinen getrennt, und erst seit den Zeiten des Gratian und der Schüler des Honorius geschahen die ersten Schritte, die medicinischen und die Klosterschulen mit den philosophischen und juristischen zu vereinigen. Diese Vereinigung war ein offenbarer Auswuchs und eine Ausartung von dem ursprünglichen Zustande. Sie zeigte sich in der äußern Form und Umgestaltung: die alten Nationen, die in den philosophischen Schulen geherrscht hatten, die mit ihrer rein richterlichen Gewalt eine vollkommene republikanische Colonie dargestellt hatten, verschwanden; sobald die pragmatischen Fächer hinzutraten, hörte die alte Freiheit auf; es blieb den Facultäten, die an die Stelle der Nationen traten, von der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt dieser letzteren wenig, sie behaupteten nur die Gewalt gelehrter Richter, die ihnen wie jene auch bis heute nur noch im Schatten übrig geblieben ist. Seit dem Hinzutreten der drei sogenannten höheren Facultäten schrumpften sämmtliche Nationen der alten Philosophenschule in Eine Facultas artium zusam-

men, eine Zeitlang behauptete diese noch ihr ursprüngliches Primat, behielt Anfangs noch die Rectorwahl, die Aufsicht über die Casse, die Gerichtsbarkeit und alle ersten Privilegien. Hierauf aber entspann sich ein Jahrhunderte andauernder Kampf zwischen den drei Facultäten und der philosophischen; die letztere ward erst äußerlich aus allen Privilegien gedrängt und neuerlich ist auch ihre innere Entwürdigung und mit ihr ihre völlige Niederlage entschieden.

Wenn also so manche Stimmen in neuerer Zeit unsere Universitäten und ihre Einrichtungen einen barbarischen Rest des Mittelalters genannt haben, so müssen wir, was diese eben berührten Verhältnisse angeht, noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, diese ungeschickte Verschmelzung der speculativen und practischen Wissenschaft und der Vorzug der letzteren vor der ersteren sei sogar eine Ausartung der ausgearteten Einrichtungen des Mittelalters und komme nicht einmal an Reinheit den ursprünglichen Instituten dieser sogenannten barbarischen Zeit bei. Von Deutschland aber besonders muß man geradezu noch hinzufügen, daß es diese Anstalten in ihrer reineren Gestalt gar nie besessen hat, sondern daß es seine Universitäten

nach seinen Zwecken zu nutzen, in den Weg legt, oder es war nur die partielle Blüthe eines einzelnen Faches, die durch ein Zusammentreffen begeisterter Lehrer oder auch Schüler veranlaßt war. Unsere alte Poesie und Wissenschaft, wie unser alter Kaiserstaat kam nicht zu einem nationalen Gedeihen, weil weder da noch dort das Volk einen Antheil an den Gesängen der Hofpoeten, den Büchern der Schulmänner, und den Richtungen der Fürsten nach der Fremde nahm. Erst die neueste Zeit nimmt in allen ihren Bestrebungen das ganze Volk in Anspruch und in Poesie und Wissenschaft sahen wir bereits die schönsten Früchte. Der Grund hierzu ward in der Reformation gelegt, in welcher alle Kräfte der Nation zu einer Erregung kamen, die hoffentlich noch Jahrhunderte lang nachwirken wird. Wie wir damals begannen, die Wissenschaft von dem mittelaltrigen Wust und der Scholastik zu reinigen, und diese Reinigung heute erst völlig zu beendigen suchen; wie wir damals Elemente einer neuen Poesie werden sahen, die das vorige Jahrhundert erst zu einer herrlichen Blüthe brachte; wie damals die Herstellung der Religion begonnen ward, die erst heute und gestern ihre sichtlicheren Früchte trug, so fing man damals auch unser Schulwesen an zu reformiren und seine Vervollkommnung scheint eben so unseren Zeiten aufbehalten. Bei jeder Reform nun strebt nach eigner Erfahrung eine Zeit aus einem verdorbenen Zustande zu dem reineren und ursprünglichen, von dem der gegenwärtige entartete ausging, zurückzukehren, und das Verlorne wieder herzustellen mit Festhaltung dessen, was die unglückliche Erfahrung der Zeiten gelehrt hat. Nicht jeder Nation, die einen solchen Versuch macht, gelingt er in gleichem Grade. Wo man in den romanischen Landen an den Universitäten und Schulen reformirte, blieb man an den Einrichtungen des Mittelalters haften. In Deutschland aber rang man zur griechischen Weisheit und Simplicität zurückzukehren. Es gelang in den Gymnasien, den antiken Geist zur Seele des Unterrichts zu machen; äußerlich sind alle unsere Schulbenennungen griechisch. Nur unsere Universitäten haben von diesem Geiste des Alterthums nichts aufzuzeigen, weder in den Richtungen der Jugend,

noch in Methode und Vortrag der Lehrer, noch in den Statuten der Anſtalten. Und hier iſt es ganz außerordentlich merkwürdig, daß faſt alle Männer, die neuerdings über die inneren Verbeſſerungen unſerer Academien geſchrieben haben, auch wenn ſie es nicht bewußt vor ſich haben, einen Zuſtand und eine Art der Veränderung in Ausſicht nehmen, der uns auch hier unmittelbar auf die griechiſchen Philoſophenſchulen zurückführt. Man höre nur die Schleiermacher, van Heusde, Weſſenberg oder wie ſie alle heißen! Sie alle nehmen die geiſtige Erregung, die Sittigung des Menſchen, das allgemeine Erkennen zum Zweck der Univerſitäten; ein Zweck, der mit partiellen Aenderungen auf unſeren Academien, wie ſie jetzt ſind, nie erreicht werden kann! Sie nehmen eine Unabhängigkeit vom Staate in Ausſicht, die nie vom Staate zugegeben werden kann, ſo lange die Wiſſenſchaften daran Theil haben ſollen, die er in ſeiner Praxis unmittelbar braucht! Sie ſehnen ſich nach einem Verbande zwiſchen Lehrern und Schülern, nach einer freundſchaftlichen Annäherung zwiſchen beiden, nach einer freien, dialectiſchen reſponſoriſchen Art des Verkehrs und der Lehre, die wohl ein unbeſchränkter Lehrer in einer begeiſternden Wiſſenſchaft und im

Ja ſelbſt das Alter, in dem wir die Jünglinge auf dieſen Anſtalten verſammelt ſehen, hat eine angeborne Neigung für Körperſchaften und Verbindungen, die wir mit keinerlei Mitteln leicht zu unterdrücken hoffen dürfen; und es ſcheint, als ob man mit Recht in dem einzelnen Menſchen die ähnliche periodiſche Entwickelung wie an der Menſchheit ſelbſt unterſcheidet, und daß man in der Folge und dem Charakter dieſer verſchiedenen niederen und höheren Anſtalten, der durch ſo lange Zeiten autoriſirt iſt, einen neuen Beweis dafür habe, wie deutlich nachweisbar in dem Erziehungsgang der Menſchheit und des Individuums dieſe Wechſelbeziehung Statt hat. Allein wäre auch dieſer Unterſchied der in den Gymnaſien und auf den Univerſitäten herrſchenden Richtungen ein weſentlicher, wie wir dies allerdings ſo wenig leugnen können, wie daß ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Knaben- und dem Jünglingsalter und ihren beiderſeitigen Bedürfniſſen iſt, ſo fragen wir doch, ob auch der harte Uebergang von dem Einen zu dem Anderen nothwendig, ob es natürlich iſt, daß der Menſch in dieſem zarten und reizbaren Alter zu ſo grellen Sprüngen, zu ſo gewaltſamer Veränderung, zu einem ſo ſchweren und harmvollen Wechſel gezwungen werde? Und dieſe Frage führt uns auf einen andern, auf den Standpunct, wo wir die menſchliche Natur unmittelbar zu Rathe fragen wollten. Und allerdings finden wir da, daß dieſe Uebergangszeit, wie jede andere und offenbar dieſe weit mehr als jede andere, etwas Schroffes, Hartes, Unglückliches von Natur ſchon mit ſich führt, was wir freilich mit keiner Anſtalt und Einrichtung werden austilgen wollen. Wie ſollte es anders ſein, da dies eben die Zeit iſt, wo im Phyſiſchen der Organismus in eine neue Periode tritt, die ſich mit all' ihren neuen und großen Revolutionen auch im Pſychiſchen und Geiſtigen kund gibt. Es iſt die Zeit, wo die Phantaſie, die gerade jetzt in ihrer höchſten Regſamkeit und Blüthe ſteht, allmählig gezwungen wird, ihre bisher unbeſchränkte Herrſchaft über den Geiſt dem Verſtande abzutreten; die Zeit, wo ſich religiöſer Glaube mit Aufklärung und Einſicht in den menſchlichen Dingen anfängt zu ſtreiten; wo die Maſſe neuer Dinge,

die den aus dem engen Kreiſe der Schule und des Hauſes tretenden Jüngling empfängt, ihn zertheilt, zerſtreut, ſchwankend und unbeſtändig macht; wo ein Leben, das nichts von Beſchwerde kannte oder über die einzige Beſchwerde des Lernens aus früher Gewöhnung nicht reflectirt hatte, vertauſcht wird mit der erſten Freiheit, in die ſich ein viel härterer Zwang miſcht, ein Leben mit Freuden, ohne Rückſichten und Einſchränkungen, aufgegeben gegen die erſte Convenienz, die ſich gleich mit allerhand Subtilitäten herbeidrängt; eine Zeit, wo das Lernen und Leben nicht mehr Selbſtzweck iſt, wie bisher, ſondern auf ein Künftiges bezogen wird, das noch dunkel vorſteht, auf eine Laufbahn im Staate, vor welcher der noch freieren Seele ſchaudert, auf ein ſogenanntes Philiſterium, das ſie verachtet. Ein ſolcher gewaltſamer Uebergang muß im Seelenleben ſich nothwendig im Aeußeren offenbaren, und es hat auch da die Menſchen der Inſtinct viel glücklicher geleitet, als es die Ueberlegung und der Verſtand thun würde, indem er ſie lehrte, den heftigen Ausbrüchen der Jugend in dieſen Jahren vorſichtig entgegen zu treten, den Uebermuth dieſer Periode nicht ſo hoch anzuſchlagen wie den eines mehr in die bürgerlichen Schranken eingewöhnten Alters,

diger der vergangenen Zeit, nie lernen mögen, billig gegen die nachwachſende Jugend zu ſein und ihr das Bischen Sünde zu gönnen, was gegen die ihrigen nicht in Betracht kommt. Denn wir ſind durch die heiligſte Pflicht der Wahrheit gezwungen, Angeſichts des Thrones zu erklären, daß wir die Schreier, die die Regierungen gegen die Sittenloſigkeit der Studirenden aufzuhetzen ſuchen, und mögen ſie es mit noch ſo viel religiöſer Salbung oder moraliſchem Pompe thun, für die gefährlichſten und unverſtändigſten Unheilſtifter halten. Die echte Wiſſenſchaft, die Lernbegierde, der Sinn für alles Höhere, das und mehr der Art liegt in der That in den letzten Zügen unter dieſen Academikern, aber Unſitte, Tobſucht, Rohheit und Unſittlichkeit, weit entfernt, wie uns dieſe glauben machen möchten, im größten Flore zu ſtehen, theilen dies Darniederliegen in den letzten Zügen, und wir mühen uns recht ab, das Hinſterbende noch mit einem Todesſtoße zu zertreten. Wir wollen hier nicht gerne Jemanden einreden laſſen, der weder Geſchichte noch Leben kennt! Wer da meint, daß in einer großen Verſammlung von jungen Männern, ſeien es Caſernen oder Univerſitäten oder Klöſter und Pfaffenſeminarien, jemals ein Muſter von Zucht und Tugend herrſchen könne, der hat hier gleich alle Stimme verloren. Und was die Erfahrung aus der Vergangenheit angeht, ſo wiſſen wir recht gut, was die Alten ſchon von ihren Studenten ſagten und ſangen, wir wiſſen, was Auguſtinus von den Schülern in Carthago und Rom predigte, wir wiſſen, wie es im ganzen Mittelalter herging. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo man, wie Jacob von Vitri erzählt, in Einem Hauſe die Künſte der Aphrodite und Pallas lehrte, wo im unteren Stockwerke die Hetären und im oberen die Gelehrten disputirten, und die Züchtigen den Schmähnamen der Sodomiten auf offener Straße aus unreinem Munde anhören mußten! So ſehr noch heute die Holzſcheiter und das Geld der Studenten auf den Vortrag der Lehrer Einfluß üben, doch iſt es nicht ſo arg, wie einſt in Italien, wo die Schüler die Lehrer ſelbſt wählten, ihren Vortrag mit rohem Tadel oder Beifall begleiteten und im Nothfall ſie vom Catheder jagten! Im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert war Waffen-

tragen, Plünderei, Aufruhr, Frevel an den Todten in den Gräbern allgemein, und im Saufen und liederlichen Leben wetteiferten Lehrer und Schüler mit einander! Ja, welcher Aeltere unter uns erinnert ſich nicht wenigſtens von Hörenſagen noch aus dem achtzehnten Jahrhundert des Nachtſchwärmens, der Masken, des Wetzens, des Lichtwegrufens, der Pereatſchreie und tauſend anderer Schnurren, die unſere Zierpuppen auf der Academie gegen heimlichere Sünden und gleißenden Anſtand vertauſchten! Und welchem Jüngern unter uns muß man erſt ſagen, daß die Auszüge jetzt in ihren letzten Reſten erſtorben ſind, dieſe furchtbare Waffe, die einſt fähig war, Weltſtädte und königliche Regierungen zu erſchüttern! Nein, wahrlich, wir können nicht denken, daß ein ſo ſichtbares Ausſterben jeder kräftigen Regung in der Jugend ein Glück in einem Staate iſt! wir wiſſen wohl, daß, weil man hier immer und immer mehr Schranken anzulegen verſuchte, dieſe Tobſucht ſich in eine andere Richtung gewandt hat, wo ſie den Staat durch deſſen eigenes Verſchulden auf eine ganz andere Weiſe untergräbt, und ſo furchtbare ſittliche Wirkungen hatte es im Mittelalter gehabt, als man dieſe Tollheiten der Jugend in Collegien und Burſen zu zwingen

legenes Gegengewicht zu halten; und zugleich darin, daß man den Uebergängen dieſer Zeit, die innerlich ſchwer genug zu überwinden ſind, äußerlich den Weg ebene. Aber freilich, welch' einen Gebrauch treffen wir hier allgemein geworden! Wie mit einer grauſamen Abſichtlichkeit ſtrebt man dieſe Uebergänge gerade erſt recht hart und grell zu machen! gerade als ob man, weil man nun doch einmal ſterben müſſe, dem Scheidenden noch recht die letzte Stunde verbittern wollte! gerade als ob man dem zum Manne reifenden Jüngling in der Zeit der Hypochondrie den Nervenreiz noch recht zu erhöhen ſtrebte! Wir halten den Knaben bis in ſein ſechzehntes und ſiebzehntes Jahr im harten Schulzwang, wir treiben ihn da im Allgemeinſten herum, nähren ſeine kindiſche Einbildungskraft mit dem Alterthume, der idealen Seite der Menſchheit, wir halten ihm jede Anſicht von der Wirklichkeit der Welt ferne, wir verſchließen ihm (und dies Alles mit Recht) jeden Blick auf das practiſche Leben, um alle natürlichen Kräfte des Menſchen, unbeſtimmt von äußeren Rückſichten, emporkeimen zu laſſen. Plötzlich und ohne irgend eine Vermittlung wird der Schuldamm zerbrochen, wir reißen ihn aus dieſen Verhältniſſen heraus, wir nehmen ihm die ſüße und ſtille Freude der Heimat, wir ſtoßen ihn aus dem väterlichen Kreiſe in die Fremde, aus dem Kreiſe der Schulfreunde, an denen er jede Falte des Herzens und jede Rückſicht im Umgange kannte, unter ein wildes Heer von launenhaften, tölpelhaften Geſellen, die er entweder, wenn er innerlicherer Natur iſt, flieht und meidet (was wieder nicht ohne Nachtheil für ihn bleibt), oder unter die er ſich miſcht, und von denen er dann die unwürdige Behandlung erfahren muß, die noch ein elender Reſt von dem einſtigen Uebermuthe der Schoriſten gegen die Pennale iſt; bei Erwachung der ungezähmteſten Leidenſchaften gerade überlaſſen wir den Jüngling, gerade in den Jahren, wo er in Leichtſinn und Sorgloſigkeit wie ein Rohr hin und her ſchwankt, ſich ſelbſt, und von der älterlichen Bewachung und Lehre weg verkaufen wir ihn dem ſchlechteſten Beiſpiel, gerade dann, wo ſich der allerwildeſte Affect des Menſchen im erſten Feuer ausbildet. Fürwahr dies iſt eine treffliche Sorgfalt des Staates

für seine Kinder, man muß es bekennen! Und was thut er, um dem Exceß zu wehren, in den ein so verwahrlos'ter junger Mensch ja fast nothwendig gerissen wird? Er setzt ihm Richter, die ihn schonen müssen, er schreibt ihm Gesetze, deren Erfüllung, und nimmt ihm einen Eid ab, dessen Haltung nicht verlangt wird! Er hat die Collegien abgeschafft, und es würde damit auch noch schlimmer sein; es gibt hier und da Ephorate und sie sind ein Kinderspott; man schlägt religiöse Bindungsmittel vor, dies würde die hohlen und zum Hohn gewordenen Institute unserer Universitäten um eins vermehren. Doch was suchen wir auch in solchen äußeren Anstalten, was wir dem Wesen der Sache nach im inneren Geiste suchen sollen! Bleibt ja doch die Beschäftigung übrig, die so vieles gut macht, was die äußere Lockung gefährdet! Bleibt ja die Wissenschaft, für die glücklicherweise eben in diesen Jahren die erste und frischeste Begeisterung zu erwachen pflegt. Wir werden ohne Zweifel von dieser glücklichen Fügung der weisen Natur weisen Gebrauch zu machen und mit einem guten Geiste von da aus jenen bösen zu bannen wissen! Wir werden uns ganz an diese Seite der Jugendvergnügen festklammern, um mit ihnen die entgegenstehenden durch die innere Kraft und den Willen des Jünglings selbst, nicht mit äußerem Zwang, zu mäßigen! Wenn wir hier bitter würden und unsere Stellung und unsere Pflichten übersähen, es wäre uns in der That zu Gute zu halten! Der herrschende Zustand ist in dieser Hinsicht der trostloseste, der gedacht werden kann. Wir schicken den Knaben aus der Schule und haben ihn schon zu irgend einem Fache durch allerhand Blendwerk bestimmt, ehe er auch nur eine Ahnung von dem hat, wozu er bestimmt ist, ohne daß er nur den geringsten Aufschluß darüber empfangen hätte, ohne daß er im geringsten wissen könne, was ihn erwarte als Beruf seines Lebens, oder wie er sich dazu vorzubereiten und seine Studien anzugreifen hätte. Drei Viertheile der Menschen werden durch diesen unsäglichen Leichtsinn auf Wege gelenkt, die für sie nicht taugen. Der so Bestimmte tritt nun seine Studienzeit an; Niemand gibt ihm eine Anleitung; kaum daß eine alte Tradition die

Collegienreihe angibt! Die Landsmannſchaft weiſ't den Ankömmling zu dem und jenem Lehrer; der unterhaltendſte gilt für den beſten, der gewiſſenloſeſte für den bequemſten, der gefürchtete Examinator für ein nothwendiges Uebel; die kürzeſte Stundenzahl für das erwünſchteſte. Nun beginnt der arme Scholar mit der Encyclopädie ſeines Faches, und ihm beginnt Alles zu dunkeln über Nomenclaturen und Rubriken, und zu langweilen über endloſen Dictaten und trockenen Diſtinctionen. Vielleicht will er ſich in einem philoſophiſchen Collegium erholen; die Gewohnheit oder gar das Geſetz weiſ't ihn auf die alte Barbarei der Logik, das macht ihn noch betäubter. Wagt er ſich gar in ein anderes philoſophiſches Gebiet, ſo trifft er ein dürres Syſtem oder eine ſchale Eklektik, er ſuchte Weisheit für die Seele und das Herz und findet hohle Phraſen. Nun erinnert er ſich an die klaſſiſchen Studien ſeiner Schuljahre, die ihm gerade beim Abzug von Gymnaſien anfingen theuer zu werden, er ſehnt ſich wieder einmal nach einem alten Tragiker, oder nach Antiquitäten und Literatur, und da wird er in der erſten Stunde mit Citaten erſtickt. Will er ſich in die Geſchichte retten, ſo findet er nicht Einen unter Zehnen, der ihm zum Gemüth ſpräche, der ihm den geſunden Verſtand wach halte: das einzige Ziel, das ſich ein hiſtoriſcher Docent ſtecken ſollte. Er fällt ermüdet, nachdem ſein guter Sinn ihn ſo lange hat aufrecht erhalten, in ſein Fach zurück; vielleicht will er es oder muß er es noch mit dem philoſophiſchen Theile verſuchen: er hört Naturrecht, leider iſt es aber aus den Händen der Philoſophen in die des Fachmannes gekommen und des Handwerksgelehrten, der es vielleicht nur lieſt, um zu beweiſen, daß es kein Naturrecht gebe. Wenn er nun, ſo grauſam getäuſcht, zuletzt an allem, was ihn erwartungsvoll in der Wiſſenſchaft geſpannt hatte, verzweifelt, wenn er ſich nun an das Brodfach hält, die Qual der trockenen Vorleſungen mit Verſäumen, mit Verträumen, mit wilden Erholungen zu verſüßen ſucht, da kein Lehrer da iſt, der ihn traulich aufnehme, der ihn freundlich höre oder liebreich ermahne, ermuntere, tröſte oder begeiſtere, da der Freund ſeiner Jugend ſchon vielleicht verſunken in Roh-

heit iſt, wer will es ihm verargen, wenn er zuletzt hingeht und thut desgleichen! Wenn er anfängt, der Wiſſenſchaft und ihrer Vertreter zu ſpotten, die Gelehrſamkeit zu verachten und zu haſſen, wenn er in ſeiner moraliſchen Ungebundenheit die Luſt ſucht, die ihm der wiſſenſchaftliche Verein nicht zu geben vermochte, ſo willig er ſie ſuchte! Hat er dann die Studirzeit beendet, ſo iſt das Reſultat, daß er klagt, nicht noch Einmal ſtudiren zu können, da er nun erſt anzufangen wiſſe! Wer unter uns hat nicht dieſen Seufzer ſelbſt ausgeſtoßen? Wer hat ihn nicht hundertmal ausſtoßen hören! Und ſollte etwas Kläglicheres, etwas Unſeligeres gedacht werden können? Allein dies Alles iſt nicht genug. Aus dem Zwang der Schule in die ſchrankenloſe Freiheit der Univerſitäten getreten, tritt er jetzt wieder eben ſo grell in einen noch ſchrecklicheren Zwang zurück. Nun erſt nöthigt ihn ein unſinniger Examinationszwang oft nach vertobten phyſiſchen Kräften zur unnatürlichen Anſtrengung der geiſtigen Kräfte. Unter Gedächtnißwerk, banger Erwartung, Gewiſſenhaftigkeit, Haſt und Bereuung des Verſäumten erſtickt ſich jeder offene Sinn und indem ein gutgewillter Jüngling die glänzendſte Prüfung beſteht, kann er in demſelben Momente die letzten

thun? Wir verfolgen, wir unterdrücken eben diese am leidenschaftlichsten, sehen jeden selbstständigen und energischen Charakter mehr und mehr aus der Gesellschaft entschwinden und Alles in Lahmheit versinken, und wundern uns darüber, nachdem wir jedes Talent erdrückt, jeden freieren Sinn verfolgt, jede edlere Seele eingekerkert, jeden strebenden Menschen, der nach einem Zustande reinerer Menschlichkeit rang, in Ketten gelegt haben? Unglückliche Jugend! man zwingt dich erbarmungslos auf diesen vorgeschriebenen Weg, der die glücklichste Natur irren, den Begabtesten verdummen, das schönste Talent zerstören, den herrlichsten Charakter verderben muß! Und wenn man dich auf Abwege gerissen hat, die Niemand vermeiden kann, als der Trägste und Elendeste, der dahinten bleibt, dann martert man dich und dein Talent zu Tode und preßt das letzte edle Blut im Gefängniß aus deinen Adern. Und weil man es wohl fühlt, wie entsetzlich es ist, solche Anstalten zu besitzen, die nothwendig zu Verirrungen führen, die der Staat wieder nothwendig bestrafen muß, wie entsetzlich also, Vergehen zu bestrafen, die man selbst veranlaßt hat, so sucht man nun vorzubeugen, man verschwendet alle Strafmittel mit schonungsloser Unerbittlichkeit an der verpönten Gesinnung, an den Phantasmen und Idealen der Jugend, man straft die Absicht und den Willen mit Versperrung aller Lebensaussicht, und daher kommt es dann, daß wo ja einmal eine ungeheuere That, ein wirkliches Verbrechen begangen wird, das sich auch mit jenen Zuständen, aus jenen Verführungen nicht entschuldigen läßt, der furchtsame Staat kein Mittel mehr in Händen hat, die Strafe in unverhältnißmäßiger Lässigkeit hier wie dort in rücksichtsloser Strenge übt, und zuletzt Freund und Feind erbittert.

Wenn uns der Eifer in diesen Betrachtungen hinriß, so findet dies gewiß vor Ew. — am ersten Entschuldigung, da Sie nie wollten, daß die Stimme des Herzens von den Berathungen über die Wohlfahrt des Reiches ausgeschlossen werde. Und hier kann man ja zweifeln, ob sich der Verstand nicht noch mehr über diese widersinnigen Verhältnisse empören müsse, als das Gefühl. Man würde nicht begreifen, wie solche unselige Zustände

ntſtehen und ſo lange ausdauern konnten, wenn man nicht
oüßte, daß auch dieſes zähe Reſte des Mittelalters ſind, deren
oir noch ſo manche zu tilgen haben. Das ganze Mittelalter
oar eine Zeit der ſchroffſten Gegenſätze und beſtand darin wie
n ſeinem eigenthümlichen Elemente; Ketzerei und orthodoxer
Glaube, die höchſte Poeſie und die einſeitigſte Verſtandesſchärfe,
er dürreſte Skepticismus und der dunkelſte Aberglaube, die
reieſte Sittenloſigkeit und die allerſtrengſte Convenienz berührten
ınd kreuzten ſich durch lange Jahrhunderte. Der Idealismus,
ie Reizbarkeit, die Principloſigkeit, die Zügelloſigkeit, das
Brutale der Jugendzeit lag damals über der ganzen Menſchheit
ınd ertrug ſich deſto leichter in dem Individuum. Seit dem
ıchtzehnten Jahrhundert aber ſtrebt unter uns Alles, dieſe Gegen-
ätze zu löſen und zu der beſonneneren Ruhe zurückzukehren, die
vir in der griechiſchen Welt ſo ſehr bewundern. Wir haben da-
ıer, wenn wir hierzu auch in der Schule gelangen wollen, die
Eine Aufgabe zu löſen, aus den Schuleinrichtungen die Plan-
oſigkeit zu entfernen, die aller dieſer Mißſtände Erhalterin bis
ıierhin war. Wir müſſen von dem Gedanken ausgehen, der
Jugend den Frohſinn zu bewahren, der ihr natürlich iſt, und

Züge, die sie begleiten, zu mäßigen; wir müssen sorgen, ihre Sittlichkeit zu wecken und zu pflegen, ohne dem Leichtsinne und dem Muthwillen dieses Alters zu hart zu begegnen; wir müssen auf Gründlichkeit und Fleiß dringen, ohne durch erschreckende Forderungen in Hast und unnatürliche Anstrengung zu jagen und ohne mit unsinnigen Forderungen der Examinen zu schrecken und mit der herkömmlichen Manier den Examinanden wie einen Delinquenten zu behandeln. Um dies Alles mit einem Male zu erreichen, gibt es nur Ein Mittel, die Gewöhnung des Knabenalters oder Schule zu der Gewöhnung des Mannesalters und des Lebens in leisen und allmähligen Uebergängen überzuführen, ohne irgend einem gewaltsamen Sprung dabei Raum zu geben. Das Leben in der Schule, wie das Leben des gereiften Mannes ist durchaus Gewöhnung; und ob zwar wir dem Mittelalter des Menschen eine größere Licenz gern gestatten, so ist es gut, daß der Jüngling nicht vergesse, wozu er aufwachsend sich bilde; nur ihn aus Zwang in Zügellosigkeit und aus Zügellosigkeit wieder in Zwang zu stoßen, kann nicht weise sein und kann keinen guten Erfolg haben. Wir müssen dabei im Auge haben, echte Wissenschaftlichkeit vor Allem wieder zu Ehren zu bringen, ohne dabei die gerechten Forderungen des Staates auf einen gründlichen Betrieb der practischen Wissenschaften zu vernachlässigen; wir müssen die allgemeine menschliche Bildung sicher stellen und sie zur unumgänglichen Grundlage der Fachbildung machen, für die wir auf der andern Seite die gleiche Sorgfalt tragen müssen. Wir können uns, wenn der alte Ruhm unserer hohen Schulen bewahrt oder, daß wir richtiger sagen, begründet werden soll, vor kühnen und durchgreifenden Reformen nicht scheuen, müssen aber vermeiden, freventlich und muthwillig zu zerstören; und indem wir Mancherlei vorzuschlagen haben, dürfen wir nicht vergessen, daß es weise gethan ist, bei großen Veränderungen nicht zu viel zu thun, sondern auch der Zeit und der Erfahrung etwas zu thun übrig zu lassen.

Wenn diese Aufgabe schwer und fast unlösbar, und so manche Gegensätze unvereinbar *scheinen*, so kann doch nie wirklich unausführbar, nie wirklich unvereinbar *sein*, was in

die in ihrem Range und in ihrer Stellung bereits ſo feſt ſtehen, daß ſie auch ohne Ungerechtigkeit nicht wieder daraus zu verdrängen wären. Noch unausführbarer ſcheint, was man damals als eine Veränderung in den Facultäten ſelbſt vorſchlug, um den Handwerksgeiſt zu hemmen: daß ſtets die Fachlehrer als außerordentliche Docenten in der philoſophiſchen Facultät in irgend einem Zweige derſelben Vorträge zu halten verpflichtet werden ſollten, was man für das einzige Mittel erklärte, die Verbindung dieſer Doctrinen mit der wahren Wiſſenſchaft, ohne welche jene gar nicht auf die Univerſität gehören könnten, zu erhalten: ja man ſprach es aus, daß Jeder, der dies nicht könnte oder möchte, verlacht und verjagt zu werden verdiente. In fortgeſetzter Berührung mit den pragmatiſchen Wiſſenſchaften würde weder die Philoſophie vor dem materiellen Princip geſchützt ſein, das ſie ſchon jetzt ſo ſehr drückt, noch auch beſonders würde es vermieden werden können, daß nicht die älteren in die Fachſtudien übergegangenen Studirenden auf die jüngeren in dem philoſophiſchen Cyclus zwangsmäßig feſtgehaltenen Schüler mit einer viel empfindlicheren Geringſchätzung herabſehen würden, als bisher auf die ſogenannten Füchſe oder Neu-

wöhnung an die Schule bedarf dieses zarte Alter und die Wünsche besorgter Aeltern sind in dieser Zeit noch verzeihlich; jene Rücksicht kann aber in Candidatenschulen weit besser genommen werden und die Wünsche der Aeltern finden hier natürlich eher Eingang, als in der unabhängigen Staatsschule. Auch sind wir für die Begünstigung dieser Privatschulen darum, weil wir sie als die einzige Pflanzstätte zur Ausbildung guter Gymnasiallehrer ansehen. Sich selbst überlassen, von ihrer eigenen Tüchtigkeit und ihrem Eifer abhängend, ohne die Vorschrift von Methode und Lehrzwang kann der junge Pädagoge hier zuerst seine Lehrgabe prüfen, sich an seinen Idealen versuchen, seine Selbstständigkeit sichern und Erfahrungen sammeln. Versuche zu machen und Erfahrungen zu sammeln, oder vielmehr damit auf dem Gymnasium den Anfang zu machen, kann man nicht gestatten, und was in einzelnen deutschen Staaten angefangen hat, die Einführung von Vicarien an dem Gymnasium, untersagen wir förmlich. Wir berufen zu diesen Lehranstalten des Staates Niemanden, der nicht eine geraume Zeit Privatunterricht ertheilt hat, und berücksichtigen den guten Ruf, den sich ein solcher Vorsteher einer Vorbereitungsschule mit seiner Lehrfähigkeit erworben hat, bei einer Vocation eher, als die Anciennität.

Wir überlassen es ganz der Willkür dieser Privatschulen, ob sie griechisch und lateinisch lehren wollen oder nicht, wünschten aber die Entwickelung allgemeiner grammatischer Begriffe an der deutschen Sprache vor Allem bevorzugt zu sehen; dies würden wir in der Prüfung bei der Aufnahme ins Gymnasium verlangen und außer den Elementen im Allgemeinen nichts als Kenntniß der altbiblischen Geschichte und einige Vorbegriffe der griechischen Mythe und Sagengeschichte. Ob der Eintretende einen Anfang in den alten Sprachen habe oder nicht, wäre gleichgültig; sie würden in der untersten Classe elementarisch angefangen. Wir statuiren nur drei Classen mit je zweijährigem Cursus, der nur schwer eine Abkürzung verstattet, denn wir halten es für keinen Nachtheil, daß die oberen Ordnungen den unteren zu Gefallen etwas gehemmt werden, wir halten vielmehr den Vortheil für unberechenbar, wenn die unteren Ord-

nungen ſich nach den oberen allmählig gewöhnen und wenn die oberen ſich im letzten Jahre etwas fühlen lernen und durch Wiederholung fortſchreiten, die leider durch das Nennen unſeres Schulganges ihre alte Solidität ganz verloren hat. Ew. — werden in unſerem Plane finden, daß wir in der unterſten Claſſe das Griechiſche zuerſt und allein lehren und erſt in der zweiten Claſſe das Latein folgen laſſen, jenes alſo erſt mit dem zehnten, dieſes mit dem zwölften Jahre anfangen. Wir können nicht länger die Unnatur gut heißen, die in dem hergebrachten Gange liegt. Indem wir überall beim Unterrichte nicht blos die Ueberladung des Gedächtniſſes und die Schärfung des Verſtandes ins Auge faſſen, ſondern auch der Phantaſie des Knaben ihre Nahrung verſchaffen und ſein Gemüth beſchäftigen wollen, ſo muß es uns daran gelegen ſein, ihm ſobald als möglich auch den Sprachunterricht in dieſer Weiſe zuſagender zu machen. Dies kann nur geſchehen, wenn ihm ein Schriftſteller in die Hand gegeben wird; nur die griechiſche Literatur aber bietet für den allererſten Anfang im Aeſop, für den ſpäteren Fortgang im Homer und Herodot ſolche unverwüſtliche Werke, die dem Knaben keine Schwierigkeit verleiden kann, wenn ſie nur einigermaßen mit Sinn behandelt werden. Indem wir jede mündliche

Pflicht ist, mit ihrem Vorgange auf das schädliche Vorurtheil aufmerksam zu machen, an dem wir mit einer merkwürdigen Gläubigkeit hängen, daß uns das Französische unentbehrlich zum Fortkommen sei. Wir denken, daß weder die französische Literatur noch die französischen Waffen je wieder zu einer solchen Verbreitung kommen sollen, daß diese ehemals wahre Ansicht wieder aufs neue wahr werde; zum routinirten Reisenden aber zu erziehen, kann nicht der Zweck der Gymnasien sein. Wir haben die Ehre, Ew. — Aufmerksamkeit auf die exacten und mathematischen Wissenschaften zu lenken: wir schreiben hier einen viel beschränkteren Kreis vor und finden es einer aufgeklärten Regierung für viel würdiger, die moralischen Wissenschaften dafür mit mehr Sorgfalt zu pflegen, weil nur diese den jungen Geist für die Anstrengung im mathematischen und Sprachunterricht mit Erholung entschädigen, nur diese den Charakter bilden und festigen; und wir empfehlen daher alle Systematologie und Gedächtnißwerk aus Geschichte, Geographie und Naturgeschichte möglichst, besonders aber in den unteren Classen zu entfernen. Nichts Angelegeneres haben wir endlich Ew. — zu empfehlen, als die Herstellung der gymnastischen Körperübungen in ihrem ganzen Umfang, und wir scheuen uns nicht, dies als eine Grundbedingung der Verbesserung auch unseres Volks-Schulwesens festzustellen, denn wir sind überzeugt, daß nur die übele Gewohnheit diese Anstalten so lange in ihrem unverdienten Banne hielt, und daß Ew. — fern ist von der Furcht früherer Regierungen, die, wenn wir uns recht erinnern, nach einer einzigen unglücklichen Begebenheit vor der Jugend im Staate übermäßige Besorgniß zu hegen anfingen. Dies muß einer Regierung fremd sein, die sich in ihrer Kraft fühlt, sich in ihren edlen Absichten sicher und ruhig weiß; und es kann kein Zweifel sein, daß unsere Vorschläge Ew. — Autorisation erhalten, da es nur ein so mattes Zeitalter, wie das unsere, sich längere Zeit gefallen lassen konnte, sich in einem unveräußerlichen Rechte beschränken zu lassen, da nur eine Regierungsweise, wie sie nach der Zeit großer Anstrengung seit zwanzig Jahren der Erschöpfung und Schlaffheit in Europa allgemein

ard, die alte Lehre aus dem Auge laſſen konnte, daß nur im eſunden Körper eine geſunde Seele wohnen könnte.

In allem Uebrigen haben wir die Gymnaſien im alten Zuande gelaſſen; die Selectenclaſſe, die auf einen halbjährigen urſus eingerichtet iſt, ſoll entſchiedener den Charakter einer ebergangsclaſſe annehmen, als bisher. Niemand ſoll aus den ymnaſien darin zugelaſſen werden, den ſeine Fortſchritte noch icht dazu befähigen. Die Gegenſtände der Vorträge in dieſer laſſe ſollen ſich hauptſächlich um die Methode des academiſchen tudiums drehen. Was die alten Studien der Prima fortſetzt, ll einen freieren Gang nehmen. Wir empfehlen, die Gegenände der curſoriſchen Lectüre im Griechiſchen und Lateiniſchen on den Schülern ſelbſt frei wählen und vorſchlagen zu laſſen, obei der Lehrer nöthigenfalls ſein Veto gebrauchen könnte; aſſelbe wird in der vaterländiſchen Literatur anwendbar ſein, t die hier vorzugsweiſe eingeführt werden muß; dem erfahrenen ehrer wird es nicht an Mitteln fehlen, den Unterricht auch t vielen anderen Zweigen freier zu geben, die Selbſtthätigkeit, as eigne Intereſſe zu wecken und ſo mit leiſer Hand die Inividuen zu leiten, die ſich in dieſem Alter zwiſchen ſechzehn

messen der leisesten, schonendsten Fürsorge, und da hier unsere Einrichtungen uns ganz verlassen, so sind wir genöthigt, eben hier unsere kühnsten Veränderungen zu treffen.

Wir machen Ew. — aufmerksam, indem wir das Vorausgeschickte in kurzen Ergebnissen resumiren, daß der älteste, der in jeder Periode wiedergekehrte, der am lautesten und nachdrücklichsten ausgesprochene Wunsch der sachkundigsten Männer der war, der philosophischen Facultät wieder zu ihrem verlornen Ansehn geholfen zu sehen, daß sie davon das Heil unserer Universitäten erwarteten, davon die Rückkehr zu einer geordneten natürlichen Bildungsmethode. Wir haben zu zeigen gesucht, daß die Geschichte der Universitäten diesen Wunsch rechtfertigt; daß unsere jetzt sogenannten Anstalten von dem, was sie ursprünglich waren, ganz ausgeartet sind; daß dies ursprüngliche in der philosophischen Facultät wesentlich gelegen ist, daß die übrigen Facultäten sie aus diesem natürlichen Vorrechte verdrängt haben, und dies in den Zeiten, wo der Materialismus in aller Wissenschaft dominirte. Schon vor dreißig Jahren haben die tüchtigsten Männer Deutschlands bedauert, daß keinerlei Anstalt und Anordnung weder auf Schule noch Academie war, durch welche dem unentschiedenen Jüngling eine Anleitung gegeben würde, sich für ein ihm zusagendes Fach zu entscheiden; aller Vortrag von Encyclopädie und Hodogetik auf dem Gymnasium kam dafür zu früh und geschah zu oberflächlich, und das Aehnliche auf der Universität kam zu spät und nach der bereits erfolgten Entscheidung. Man schlug schon damals die Emporhebung der philosophischen Facultät als Rettungsmittel in dieser Hinsicht vor; man wollte den Jüngling zu einem ein- oder mehrjährigen ausschließlich philosophischen Cursus anhalten, ehe er seine eigentlichen Fachstudien begönne oder sich dazu bestimme. Allein dies wäre nicht ohne sehr harten Collegienzwang zu bewerkstelligen, der uns auf den Universitäten wie sie jetzt sind unausführbar scheint, schon weil die Anzahl der Studirenden für eine Controlle des Fleißes zu groß ist und die Belegscheine keine Garantie dafür bieten. Es würde dies überdies zu einem gehässigen Streite mit den drei Facultäten führen,

die in ihrem Range und in ihrer Stellung bereits ſo feſt ſtehen, daß ſie auch ohne Ungerechtigkeit nicht wieder daraus zu verdrängen wären. Noch unausführbarer ſcheint, was man damals als eine Veränderung in den Facultäten ſelbſt vorſchlug, um den Handwerksgeiſt zu hemmen: daß ſtets die Fachlehrer als außerordentliche Docenten in der philoſophiſchen Facultät in irgend einem Zweige derſelben Vorträge zu halten verpflichtet werden ſollten, was man für das einzige Mittel erklärte, die Verbindung dieſer Doctrinen mit der wahren Wiſſenſchaft, ohne welche jene gar nicht auf die Univerſität gehören könnten, zu erhalten: ja man ſprach es aus, daß Jeder, der dies nicht könnte oder möchte, verlacht und verjagt zu werden verdiente. In fortgeſetzter Berührung mit den pragmatiſchen Wiſſenſchaften würde weder die Philoſophie vor dem materiellen Princip geſchützt ſein, das ſie ſchon jetzt ſo ſehr drückt, noch auch beſonders würde es vermieden werden können, daß nicht die älteren in die Fachſtudien übergegangenen Studirenden auf die jüngeren in dem philoſophiſchen Cyclus zwangsmäßig feſtgehaltenen Schüler mit einer viel empfindlicheren Geringſchätzung herab-

Blick weit und offen zu halten, wenn er ihn schon ausschließend auf Einen Gegenstand zu richten denkt, in ihm die Wärme für das Edle, Schöne, Ideale zu erhalten, wenn er schon für das practische, wirkliche Leben und die Gewöhnlichkeit der Welt sich vorzubereiten anfängt. Daß dies durch die Fächer der philosophischen Facultäten am besten, ja einzig durch sie geschehen kann, ist auch unsere Ueberzeugung; daß es durch knappe Aufhülfe derselben geschehen könne, halten wir für unmöglich. Wir bedürfen einer außerordentlichen Umbildung dieses Zweiges der Academien, die wir nicht hoffen können, allmählig und in schüchternem Verändern des Bestehenden zu erlangen. Und da es ganz ein anderes ist, blind und auf gutes Glück ein Bestehendes umzustürzen und zu zerstören, ein anderes aber mit den Wünschen der Zeit, den Bedürfnissen der Gegenwart, den Vorschriften der Vernunft, den Erfahrungen der Geschichte und der Natur des Menschen gleichmäßig im engen Bunde nach den gleichmäßigen Forderungen aller dieser großen Hebel das Bestehende im Nothfalle auch kühn und bedeutend umzugestalten, so stehen wir nicht an, in Ew. — Landen solche Mittel vorzuschlagen, die allerdings große Veränderungen mit sich führen, aber auch die größte Bürgschaft für einen gewünschten Erfolg. Wir schlagen die formelle und locale Trennung der philosophischen Facultät von den drei übrigen Facultäten vor. Die Geschichte selbst rechtfertigt nicht nur, sondern sie fordert diese Maßregel. Die Universitäten waren ursprünglich nichts als Philosophenschulen; sie waren als solche getrennt von den Specialschulen; nichts kann auch den engen Verband späterer Zeiten eigentlich entschuldigen. Zu dieser ursprünglichen Form zurückzukehren, weis't uns Nachdenken und Erfahrung entschieden hin. Wir werden in der äußeren Form der Schule dem inneren Bedürfniß des zu erziehenden Menschen dadurch auf Einmal unendlich viel näher treten. Trennung ist überall für die Cultur der Völker gut gewesen, wo nur auf der anderen Seite wieder ein natürliches und einfaches Band der Vereinigung zu schlingen gelang, was uns in unserem Falle nicht schwer werden soll. Es war der erste Schritt zu neuer Cultur in Griechenland, als

ſich die Schulen der Weiſen für die erwachſenen Jünglinge von den Knabenſchulen trennten; es war der erſte Schritt der neuen Aufklärung, als vor und in der Reformation die Gränze der Gymnaſien und Univerſitäten geſteckt und die alte Verbindung derſelben aufgehoben wurde. Gehen wir einen Schritt weiter und eröffnen mit dieſer neuen Einrichtung eine neue Epoche für unſere Nationalbildung. Eine Trennung vollends, die ſo ganz der Natur des Menſchen überhaupt und unſeren beſonderen Bedürfniſſen gemäß iſt, die nichts Anderes bezweckt, als in geſchiedenen Anſtalten den ſchroffen Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter, und den von der allgemeinen Jugendbeſchäftigung zum beſondern, particularen Lebensgeſchäfte des Mannes zu vermitteln, die in der einen den moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Charakter im Allgemeinen ſichern, in der anderen die Vorbereitung zum practiſchen Leben geben will, eine ſolche Trennung kann nicht anders als heilſam und erfolgreich ſein. Wir hoffen ſelbſt in der äußeren Form der Anſtalten ſchärfer und beſſer darzuſtellen, wie die philoſophiſche Wiſſenſchaft ſich bald aus Practiſche anlehnen, bald in ſich abſchließen ſoll, und wie wieder die einzelnen Doctrinen zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen und

Mitte hält zwischen Gymnasium und Academie, auch in ihren äußeren Formen diese Mitte zeigen. Zuerst wird diese Classe der hohen Schulen der Anzahl nach die der jetzigen Universitäten überschreiten, die Academien aber werden auf viel wenigere reducirt werden können; die Zahl der Schulen wird nach oben zu abnehmen und die Zahl der Universitäten zwischen der der Gymnasien und Academien inne stehen. Unsere ganze Einrichtung und der Zweck der Sache selbst erfordert es, daß auf den Academien ein großer Zusammenfluß von jungen Männern Statt habe, denn die Vorbereitung fürs wirkliche Leben und für den Beruf fordert Mittheilung und Menschenkenntniß, und dazu muß hier Gelegenheit gegeben werden; er erfordert auf der andern Seite ebenso eine verhältnißmäßig geringere Schülerzahl auf den Universitäten, weil größere Zurückgezogenheit und Sinnigkeit ein Zug des anfangenden Jünglingsalters ist, der durch unser jetziges Universitätswesen mit Gewalt auf die entgegengesetzte Seite der Rohheit herübergerissen wird. Die philosophischen Studien dazu verlangen und erlauben eine zutraulichere Methode des Vortrags und des Unterrichts: sie zu erzielen sahen wir schon vorher jeden besten und begeistertsten unserer academischen Lehrer mit Planen und Entwürfen bemüht; sie wird aber nur erzielt werden können, sowohl wenn die nothwendig trockenere Methode des Vortrags in den Fachwissenschaften ganz aus den Augen gerückt und der Schüler mit ganz ungestörter Aufmerksamkeit auf jene unserer Universität eigenen Disciplinen gerichtet ist, als auch wenn die Zuhörer jünger, unverdorbener, weniger dünkelhaft und noch strikter ans Lernen gewöhnt sind als jetzt, und auch ihre Zahl nicht zu groß ist, als daß dadurch die Annäherung zwischen Lehrer und Schüler sogleich unmöglich gemacht würde, von der wir viel Gutes erwarten möchten. Schon darum würden wir hier vorschlagen, die Lehrer der Selectenklasse der Gymnasien großer Städte aus Professoren der Universität, wenigstens der größeren Zahl nach bestehen zu lassen, und wir würden für diese Classe Vielheit der Lehrer empfehlen. Die Vereinigung von einer Academie und einer Universität an Einem Orte werden wir natürlich nach

allem Vorhergegangenen nicht gestatten können; die Vereinigung von Gymnasium und Universität an einem Orte haben wir aber aus mancherlei Gründen nothwendig, die sich bald von selbst ergeben werden. Die Academien würden wir in kleinere Städte verlegen, um die auf Gedächtnißstudien und Realitäten Gerichteten nicht zu zerstreuen; Universitäten aber würde jede größere Stadt besitzen, denn die Schüler dieser Anstalten wollen wir gerne davon zurückhalten, dünkelhafte Rollen spielen zu wollen; auch brauchen wir Kunstanstalten und dergleichen, was sich leichter in großen Städten findet, für die Unterrichtgegenstände hier. Wir wollen die Ersparniß als einen weiteren Grund für diese Anordnung anführen: denn nothwendig werden die Ausgaben durch diese Vervielfältigung der Anstalten außerordentlich vermehrt. Wir werden aber diesem Uebelstande durch verschiedene eben so einfache als zweckmäßige Mittel begegnen, und eines darunter könnte schon dieses sein, daß die obern Lehrer der Gymnasien zum Theil, zum Theil auch gebildete Beamte und Privatleute, die der Universität nicht aggregirt, aber an dem Universitätsorte wohnhaft sind, gegen geringere Remuneration oder freiwillig Vorlesungen übernehmen könnten, und

Schule nicht allein darum zu heben, daß sie durch ihre Vortrefflichkeit Fremde anlocke, sondern auch, daß nicht ihre eigenen Söhne nach dem Besuche fremder Universitäten streben, was den Aeltern, die sie ohnehin noch auf die Academie auswärts senden müssen, beschwerlich fallen würde. Denn nothwendig wird durch unsere Einrichtung die Studienzeit sehr verlängert; die Ausgaben werden bedeutender; wir halten dies aber für das einzig geeignete Mittel, den Zudrang zu den gelehrten Studien zu hemmen, jeden Vater frühe aufmerksam auf die Fähigkeiten seines Sohnes zu machen, damit er sich nicht mit Selbsttäuschungen um einen bedeutenden Aufwand und um seine eitlen Erwartungen zugleich bringe; den Unbemittelten aber, der in gleichmäßigem Fleiße ausgezeichnet fortschreitet, pflegte man von je in Ew. — Gebiete mit zuvorkommender Freigebigkeit je nach seinen Bedürfnissen ganz oder zum Theile zu unterstützen, so daß dies in einem auf seine Talente so aufmerksamen Staate kein Einwurf sein kann. Und wenn uns diese Hemmung des Zudranges gelingt, so hoffen wir eben dadurch mit schleunigerer Beförderung zum Staatsdienst zu entschädigen, für die verlängerte Studienzeit die Accessistenzeit zu verkürzen und diese peinliche Periode dadurch zum Theile mit der ehrenvolleren academischen Zeit zu ersetzen. Wir beabsichtigen also, daß im Grunde nur von der Regierung der erste Anstoß, das erste Muster in Errichtung solcher Anstalten gegeben werde, wir würden aber erwarten, daß die Gemeinden diese Anstalten mit der Zeit ganz selbst übernähmen, wie sie in alter Zeit sie stets gepflegt haben, wir würden jeder auch geringeren Stadt, welche die Mittel dazu aufwiese, gestatten, nach eigenem Plane (der nur nicht im Wesen dem Zwecke dieser Anstalten widerstreben darf und die Bestätigung der Regierung haben muß) solche hohe Schulen zu gründen, die Lehrer zu berufen und die Statute zu entwerfen. Auch jedem Privaten, der Mittel und Lust dazu hätte, müßte nichts im Wege stehen, solche Anstalten unter Bestätigung des Staates fundiren zu dürfen. Unter dem Wetteifer der Städte, unter dem Mitwirken des Volkes, von dem Volke aus wollen wir diese Anstalten lieber entstehen, allmählig werden und wachsen

laſſen, als in den Tag hinein gewaltſame Verfügungen treffen, die ſogleich an der Macht der Verhältniſſe ſcheitern würden. Wir ſahen oben aus hiſtoriſchen Ergebniſſen, daß unſeren Univerſitäten das populäre Element mangelt, das Emporſteigen aus dem Volke ſelbſt, was einzig und in allen Zweigen uns in neuerer Zeit groß gemacht hat. Wohlan, geben wir dem Volke aus eigenem Antriebe, aus eigner Einſicht dieſe uſurpirten Anſtalten zurück, ehe uns der unwiderſtehliche Lauf der Verhältniſſe dahin wirft, wo ſie uns mit Gewalt genommen, im Taumel der Leidenſchaft reorganiſirt werden und gleich mit der Reorganiſation wieder einen Keim neuer Uebel empfangen eben dadurch, daß die Reform in Leidenſchaft und Gewalt vor ſich ging. Hemmen werden wir ja den Lauf des Schickſals nicht und nicht den Kreisgang der Dinge, nach deſſen ewigem Geſetze Alles Gewordene im Laufe der Zeiten und nach ſeiner Vollendung im Guten und im Böſen zu ſeinem Anfange zurück zu kehren ſtrebt. Es dünkt uns der beſonnenen deutſchen Nation und ihrer Leiter und Pfleger würdig zu ſein, es endlich einzuſehen, daß Umwälzungen und Revolutionen in den Staaten nicht eine künſtliche Schöpfung unſinniger Köpfe ſeien, ſondern

der Hand lassen, aber wir wollen, um doch die Figur beizuhalten, das Gebiß schonen, wie ein geschickter und sicherer Reiter thut. Wir geben den Theil der höheren Schulanstalten dem Volke zurück, der der Menschheit überhaupt mehr angehört als dem Staate; wir reserviren dem Staate jenen andern Theil, der die bürgerliche Bildung angeht. Dies ist eben so natürlich als billig; es ist in der Geschichte begründet und im Rechte. Die allgemeine menschliche Bildung geben wir der Menschheit anheim und suchen nur unter Gemeinden und Individuen den edlen Wetteifer anzuregen, ohne den niemals etwas Großes in den Nationen geschehen ist. Es kommt nur darauf an, die Freigebigkeit zu spornen. Zu allen Zeiten suchte die Milde der Menschen einen Ausfluß; und es war schon einmal eine Zeit im Mittelalter, wo Geistliche, Adel und Städte rivalisirten in Dotirung und Errichtung von Schulen und Collegien. Wohin könnte sich jetzt die Wohlthätigkeit würdiger wenden? So lange aber freilich von den Regierungen nur das Beispiel des verständigen Rechnens gegeben und Alles aufs Rechnen bezogen wird, wie soll da im Volke ein edlerer Verkehr und ein liberaleres Bestreben werden?

Die Universität lehnt sich auf der Einen Seite an das Gymnasium und setzt den klassischen philologischen Unterricht fort; die hierhin einschlägigen Vorträge können wohl zum großen Theile von den oberen Gymnasiallehrern versehen werden: dies hängt natürlich von deren Fähigkeit und Tauglichkeit ab. Das eigenthümliche Feld der Universität ist das ganze Gebiet der Philosophie, Literatur und Literarhistorie, Geschichte, der mathematischen und physischen Wissenschaften, in welchen letzteren sich die Anstalt mit den polytechnischen Schulen berühren darf, wo deren existiren, wie in den philologischen Fächern mit dem Gymnasium. Große äußere Hülfsmittel bieten wir für die Universität nirgends auf, weder bedeutende Bibliotheken, noch Laboratorien, noch botanische Gärten von großem Umfange und dergleichen. Für Chemie, Physik und Botanik werden Nominalprofessuren auch auf den Academien errichtet sein und nur an diesen der Zahl nach geringeren Anstalten werden der Natur der Sache

ach umfaſſendere Sammlungen und Hülfsmittel für dieſe Fächer
ein können, wo dann der, welcher ein ausſchließliches Studium
araus macht, ſeine Befriedigung findet, während wir für den
Staatsdienſt im Allgemeinen, namentlich an den Cameraliſten,
ie großen Forderungen in einzelnen dieſer Disciplinen nicht
eiter ſtellen werden, da ſie uns durchaus unfruchtbar ſcheinen.
Wir müſſen überdies aus dieſen Anſtalten den ganzen Sinn
erbannen, der heutzutage das Heil der Univerſitäten in ſolchen
Sammlungen und äußeren Hülfsinſtituten ſucht, und für das
Talent und die Wiſſenſchaft nichts thun zu müſſen glaubt, wenn
ur Mittel zum Selbſtſtudium da ſind. Ein trauriges Zeichen
er ganz plump materiellen Richtung unſerer heutigen Wiſſen-
chaft! Wir bezwecken auf dieſen Anſtalten jene lebenvolle und
elebende mündliche Belehrung, die unſere wackerſten Schrift-
teller verfechten; wir wünſchen das ſchöne Wechſelverhältniß
wiſchen Schüler und Lehrer eintreten zu ſehen, das die Vor-
eſungen mehr zu freundlichen Mittheilungen, zu Reſponſorien,
u vertraulichen Unterhaltungen macht, die das Selbſtdenken
er Schüler in Anſpruch nehmen; wir müſſen daher alles Cita-
ionsweſen, das Bücher nothwendig macht, alles ſtreng Gelehrte,

Zuſammenfaſſen derſelben in ein Schlußergebniß leicht möglich wäre. Der Cathedervortrag wird daher ſtets die Hauptform unſerer Vorträge bleiben müſſen; allein hier müſſen wir nur vermeiden, daß der Lehrer nie über ſich ſelbſt ſeine Zuhörer vergißt, nie ſein Amt über ſeiner Gelehrſamkeit, nie die Wiſſenſchaft über dem ſtehenden Heft, nie den wahren Nutzen des Geiſtes über der Buch- und Stubenweisheit, nie die echte Wärme für das echte Wiſſen über dem gelehrten Dünkel, nie das Beſtreben, dem Schüler eine lebenvolle Anſchauung zu geben, was weder mit Apparaten, noch mit erſchöpfenden Dictaten und Compendien, noch mit Büchern und Citationen geſchehen iſt. Es ſind vortreffliche Worte, die ein vortrefflicher Mann vor etwa dreißig Jahren ausgeſprochen hat und die wir nicht beſſer zu ſagen wüßten, daß ein Profeſſor, der ein ein für allemal geſchriebenes Heft immer wieder ablieſ't, an die Zeit mahnt, wo der mündliche Vortrag und das Heft ſtatt der Bücher dienen mußte, daß aber heute nicht abzuſehen iſt, warum der Staat ſolche Männer beſolden ſolle, damit ſie ſich des Privilegiums erfreueten, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen. Und hier müſſen wir doch im Vorübergehen für unſeren Heerd gegen die Gelehrten fechten und ſie laut anklagen, daß ſie darum, weil ſie dieſen Weg nicht einſchlugen, zum Verfall von Wiſſenſchaft und Univerſität viel mehr beigetragen haben, als irgend eine Regierung mit verkehrten Maßregeln; da auch nur durch ſie und eine neue Begeiſterung, die von ihnen ausgeht, das Gedeihen der reformirten Univerſitäten erzweckt werden kann, da die Regierung hier nie etwas Anderes thun kann, als die Hinderniſſe wegräumen. Allein wie wenig geſchah und geſchieht von unſeren Lehrern für die Verbeſſerung von Lehrmethode und für die Erregung der jungen Männer! Die Begeiſterung kann der Staat nicht ſchaffen, die zu allen Zeiten Wunder wirkte, die auch in den Schulen Wunder wirkte, zu der Zeit, als Melanchthon ſagen konnte, daß man einen Humaniſten wie einen Gottgeſandten begrüßt habe! Man hat es denn auch freilich ſchon vorlängſt empfunden, daß, um einen freieren Charakter des Vortrags zu erzielen, die Vorleſung ſelbſt nicht

der einzige Verkehr des Lehrers mit seinen Schülern sein dürfe. „Es schließt sich an die Vorlesungen eine Kette von Verhältnissen, Conversatorien, Wiederholungs- und Prüfungsstunden, solche, in denen eigne Arbeiten mitgetheilt und besprochen werden, bis zum Privatumgang des Lehrers mit seinen Zuhörern, wo das eigentliche Gespräch dann herrscht. Nur indem er allmählig diese Verhältnisse knüpft und benutzt, kann der Lehrer die herrliche Sicherheit der Alten, welche immer den rechten Fleck trafen in ihren Unterredungen, verbinden mit der edlen Bescheidenheit der Neueren, welche eine schon angefangene und selbständig fortgehende individuelle Bildung jedes Einzelnen immer voraussetzen müssen.“ In diesem letzteren Punkte wünschten wir indessen nicht zu weit auf den Universitäten gegangen zu sehen. Wir wünschen, daß dem Lehrer hier noch mehr vertraut werde, als prüfend nachgegangen, denn es ist trostlos genug, daß wir die Frühjugend bisher nöthigten, sogleich mit Skepsis und Zweifel zu beginnen, anstatt mit Glauben, da diesem Alter das Anlehnen an einen gereiften Geist und an eine fremde consequente Weltansicht nöthiger und heilsamer ist, als schwankende eigene Principien voll Widerspruch. Wir bedürfen hier überall mehr der bloßen Anregung, und dazu sind auch mangelhafte äußere Hülfsmittel genügend; zu eigentlich gelehrten Studien wollen wir hier noch nicht anhalten, sondern vorbereiten. Die Universität lehnt sich daher auf der anderen Seite an die Academie und lehrt vorbereitend die Encyclopädie der eigentlichen Specialwissenschaften, sowie diejenigen Fächer derselben, die das philosophische Gebiet berühren, Naturrecht, Religionsphilosophie, Physiologie und dergl. Damit aber dieser Lehrgegenstände wegen nicht wenigstens durch drei Professuren (die nothwendig hier der wenigeren Honorarien wegen weit höher dotirt sein müssen, als auf den Academien) diese ohnehin kostbaren Anstalten noch mehr vertheuert würden, so haben wir ein eben so einfaches, als höchst zweckmäßiges Auskunftsmittel durch folgende Verordnung angegeben. Wir machen diese Universitäten zu den eigentlichen Pflanzstätten der Lehrer an den Academien. Wir berufen an diese letzteren regelmäßig [redacted] noch

lassen wir als Docenten zu, der nicht einige Jahre an einer Universität als Privatdocent die encyclopädischen und philosophischen Fächer seiner Wissenschaft gelehrt hat. Nicht allein wird uns diese Anordnung die Kosten für diese Vorbereitungslehrer an der Universität ersparen, sondern was mehr ist, es wird dabei nichts Wesentliches versäumt werden, da die Kenntnisse auch des jüngeren Mannes für diese allgemeineren Zwecke hinreichen; und was das Wichtigste ist, gerade diese Fächer eignen sich so höchst vortrefflich für eine Schule der Privatdocenten selbst, da sie zuerst in eine allgemeinere, philosophischere Ansicht der jedesmaligen Wissenschaft nöthigen, die für den künftigen Fachlehrer nicht anders als vom größten Nutzen sein kann, und da sie zugleich, in einer noch universelleren Weise, den jungen Lehrer im Besonderen seiner Wissenschaft beschäftigen, so daß weder seine philosophische Richtung leicht eine unpractische, noch seine practische eine unphilosophische werden kann. Dem Stande der Privatdocenten denken wir durch dies glückliche Verhältniß einen ganz neuen Schwung zu geben: sie werden sich gleich beim Auftreten unentbehrlich fühlen, dies wird ihnen sogleich eine ganz andere Stellung sichern. Wir geben ihnen damit keineswegs einen Anspruch, aber wir werden uns, wie jeder weise Staat sollte, stets geneigt finden lassen zu Remunerationen, wo das Verdienst vorleuchtet. Wir stellen die vollkommene gelehrt-richterliche Befugniß der Universitäten und Academien her; im philosophischen Fache wird die Universität allein, in den einzelnen practischen Wissenschaften die Academie die Doctor- oder Candidatenwürde ertheilen. Die Zulassung als Docent auf der Universität hängt nur von der Entscheidung des Senats ab, und bedarf der Autorisation der Regierung nicht. Die Prüfung der Promovirenden soll blos schriftlich geschehen; sie soll mehr das Urtheil, als die Gelehrsamkeit prüfen; die Spiegelfechterei der Disputation, der Gebrauch der lateinischen Sprache, der aus Zeiten übrig ist, wo unsere Sprache der wissenschaftlichen Erkenntniß Einzelner ebenso ungenügend war, als jetzt umgekehrt die lateinische fast der Erkenntniß der Masse nicht mehr genügt, ferner Bezahlung und Gebühren, Gelehrteneid, und

wie all der übrige Unsinn heißt, der noch mit diesem Acte verknüpft war, ist aufgehoben. Dadurch hoffen wir die Prüfung zu schärfen. An die Dissertation muß weit größere Anforderung gemacht werden; sie muß gedruckt werden vor der Bewerbung, denn alle Universitäten oder alle Facultäten zugleich sollen über sie ihr Urtheil einreichen, damit jede Parteilichkeit beseitigt und der Doctor zum Lehren, an welcher Anstalt es sei, sogleich befugt werde. Das Habilitationsrecht ist von der Promotion unzertrennlich; und die nachgiebige, oft aus Habsucht fließende Bereitwilligkeit, die Doctorwürde zu ertheilen, um Jemanden seinen Wunsch nach einem Titel zu befriedigen, muß von selbst hinwegfallen, und damit wird diese Würde aus ihrer Gesunkenheit sich bald wieder ehrenvoller erheben. Ew. — werden nicht anstehen, eine so nothwendige Classe von Lehrern auf diese Weise zu heben; denn Sie theilen nicht die argwöhnische Belauerung jedes Standes, der noch Jugend hat, und Sie werden nie in die Maßregel willigen, die man, scheint es, zu ergreifen hier und da geneigt ist, einen Stand mit einer bestimmten Anzahl von Gliedern schließen zu wollen, in dem freier Wetteifer nöthiger ist, als irgendwo sonst.

Um aber auf unseren Lehrcursus zurückzukommen, so setzen wir für die regelmäßige Zeit des Universitätsbesuchs drei Jahre fest, wovon wir das erste mehr noch den philologischen Studien, das zweite den allgemeineren Fächern der Philosophie, Geschichte und Literatur, das dritte den Vorbereitungsfächern für die practischen Wissenschaften vorzugsweise gewidmet wünschten. Dies mag jedoch Tradition werden, wir zwingen zu diesem Gange nicht streng. Wir glauben jedoch, völlige Hörfreiheit den Schülern dieser Anstalten nicht gestatten zu können. Wir schreiben also vor, daß Jeder ehe er auf der Academie zugelassen wird, die vorbereitenden Collegien seines Faches gehört haben, und von jedem Curse auf der Universität wenigstens die Belegscheine von drei Collegien vorbringen muß, deren Wahl ihm jedoch (auch in den Vorbereitungscollegien anderer Wissenschaften als der von ihm gewählten) frei gelassen wird. Denn wir wollen Niemanden in eine allgemeine Form des Wissens zwän-

gen, sondern wir achten die Eigenthümlichkeit eines jeden Einzelnen und lassen ihn auf seine Weise nach der Art von Erkenntniß streben, die ihm am meisten zusagt, geben ihm die Wahl unter allen Disciplinen allgemeiner Wissenschaft, ja wir werden es gerne sehen, wenn Jeder die encyclopädischen Vorlesungen in allen Fächern besucht, um so vom ganzen Gebiete des Wissens wenigstens einen allgemeinen Begriff zu erhalten. Wir halten darauf, daß die Zeugnisse des Fleißes und Eifers durchgängig von Seiten aller Lehrer gleich günstig lauten: hier wird auch die kleinere Anzahl der Zuhörer und der nähere Verkehr, den wir auf alle Weise gefördert wünschten, die Controlle des Fleißes dem Docenten möglich machen. Es dünkt uns recht, daß der Schüler die Stunden der Collegien unausgesetzt einhalte; muß das der Lehrer thun, so wird es billig auch vom Zuhörer verlangt. Für diesen Zwang entschädigen wir dadurch, daß bei übereinstimmenden guten Zeugnissen und genügenden Belegscheinen am Ende der Universitätszeit der Abzug auf die Academie von dem Senate gestattet wird, ohne daß eine weitere Prüfung Statt habe, so wenig wie bei dem Uebergang von dem Gymnasium zur Universität. Doch wollen wir auch hier vor jeder Beeinträchtigung schützen und gestehen dem, der sich widerrechtlich zurückgehalten glaubt, die Erlaubniß zu, sich bei einer Prüfungscommission irgend einer beliebigen Universität zu melden, und seine Sache ihrer Entscheidung zu übergeben.

Für den Philologen setzen wir die Zeit von vier Jahren fest: denn seine ganze Bildung darf er fast einzig hier suchen und ihn erwartet auf der Academie nichts, als ein einjähriger Cursus in einem pädagogischen Seminarium, damit wir dort auf der Staatsanstalt den künftigen Schulmann ausschließlich erinnern, daß er bei aller Unabhängigkeit seiner Wissenschaft nicht ganz deren practischen Bezug aus dem Auge setzen dürfe. Dem, der sich zeitig genug für die Medicin entscheiden kann, entlassen wir nach dem zweiten Jahre, weil seine Studien ihn auf der Academie länger fesseln, wo selbst seine Vorbereitungscollegien noch der Wiederholung bedürfen möchten, und weil auch ihn gerade die philosophischen Studien am wenigsten nahe angehen.

Was aber den inneren Unterricht, die Lehrgegenstände u. s. w. in ihren übrigen Beziehungen angeht, geben wir hierin, wie wir schon andeuteten, unsere Rathschläge und Wünsche, überlassen aber alles Weitere dem gelehrten Körper selbst, der seinerseits nun seine besten Kräfte regen möge, nachdem die Regierung that, was nur irgend in ihren Kräften stand. Wir geben die unbeschränkteste Freiheit des Lehrens, sowohl in Bezug auf die Frage wer lehrt, als auch was gelehrt wird. Jeder Promovirte, jeder Angestellte hat das Recht, auf den Universitäten zu lehren; Besoldung aber ziehen nur die eigentlich berufenen Professoren, bei deren Vocation der ganze Körper der Universität vorschlägt und sämmtliche übrige Universitäten von der Regierung um Rath befragt werden müssen, ehe ihre Entscheidung gefaßt wird, eine Bestimmung, die auch auf die Academien angewandt wird. Auf den Universitäten kennen wir innerhalb keine Gränzen: wir gestatten dem juristischen, dem medicinischen, theologischen Docenten in allen Fächern der Philosophie, so wie dem Philologen in den Fachwissenschaften und dem Philosophen in Geschichte und Philologie zu debutiren, so viel er Lust und Kenntniß hat. Wir müssen hier Alles wegräumen, was nur irgend einen Stillstand, eine feststehende Tradition herbeiführen, was irgend ein Talent aufhalten oder unentwickelt lassen könnte; ja selbst auf den Academien haben wir keine Nominalprofessuren mehr in dem Sinne, daß Jedem ein gewisses Collegium in gewissen Terminen zu wiederholen vorgeschrieben werde, eine Einrichtung, von der wir das Festruhen so zahlloser älterer Universitätslehrer in Vorstellung früherer Jahrzehnte besonders herzuleiten haben. Dagegen mag im Nothfall eine Uebereinkunft des Lehrerpersonals dafür sorgen, daß jede etwaige Lücke in den nothwendigen Collegien wo möglich ausgefüllt werde. Jede Manier und jedes System hier zu tilgen, halten wir für eine Hauptsorge, die auch der Staat, so weit er kann, über sich nehmen muß. Daß man daher eigentliche philologische Gelehrsamkeit, geschichtliche Hülfswissenschaften, philosophische Speculation, die sich ganz dem Leben und der übrigen Wissenschaft entzieht, und alles dergleichen nicht bevor-

zuge, nicht besonders betreibe, kann von uns nur gewünscht werden; daß dagegen aller äußere Zunft- und Gewerbszwang wegfalle, verordnen wir ausdrücklich. Es muß uns durchaus darum gelten, den Einfluß, den die heutigen Staaten auf ihre Schulen ausüben, zu ermäßigen und nicht so weit gehen zu lassen, daß jede große Eigenthümlichkeit unterdrückt werde, wenn sie sich in Opposition mit dem Regierungssystem zeigt, eine Klippe, an der ein sonst intelligenzvoller Staat in Deutschland scheitern wird. Denn das ist nicht weise, jeden selbstständigen Kopf zu fürchten und zu entfernen; nicht weise, die ungebundenere Förderung der Wissenschaft nur der unschuldigen und unschädlichen Naturkunde zu Theil werden zu lassen und aus allen anderen Wissenschaften nur solchen Schulen, welche durch Kleinigkeitskrämerei, durch Pietismus oder wodurch sonst ihre Wissenschaft unschädlich und unschuldig zu machen, sondern weise ist es, der ganzen Neigung der ganzen neueren Welt, die Individualität zu respectiren, auch in dem Staate nicht entgegen zu treten, jedes Talent zur Zeitigung in seiner Sphäre zu bringen, von jedem den rechten Nutzen zu ziehen; es ist weise, sich Talente zu *erzeugen* und zu *erziehen*; denn sie aus der Fremde *an sich zu ziehen* ist keine Kunst, wo man größere Mittel hat; und nur solche Aufgenommene zu *erhalten* muß bei einer so eigensinnigen Richtung der Regierungen fast unmöglich werden und hat sich so manchmal unthunlich gezeigt. Wir sind daher dafür besorgt, den Söhnen unseres Vaterlandes den möglichsten Raum zu gestatten, um alle ihre Kräfte aufs freieste zu üben. Wo immer ein verwandter Staat sich unseren Einrichtungen nähert, werden wir ihn wie im gemeinsamen Verbande betrachten und seine Anstalten wie die unseren respectiren. Weit entfernt, daß wir uns, wie man es wohl anderswo noch in unseren Tagen erleben mußte, in unserem wissenschaftlichen Verkehre und Betriebe unabhängig zu machen suchten, so streben wir nach nichts so sehr als ihn möglichst zu erweitern. Der energische Mann, den wir uns öfters anzuführen bewogen fühlen, hat schon vor mehreren Jahrzehnten in den Bestrebungen eines deutschen Staates, „sich durch geistiges Uebergewicht Macht und

Anſehen über ſein eigentliches Gebiet hinaus zu verſchaffen“ und in den Maßregeln, die auf eine Unabhängigkeit in wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen abzielten, einen „Hochmuth, eine Illiberalität, eine niedrige und geldſüchtige Oeconomie“ gefunden, „die auf die Abſicht jener Eroberungen ein noch nachtheiligeres Licht werfen und mehr als irgend etwas ſolch' eine Regierung bei allen Gebildeten der Nation verhaßt machen müſſen.“ Und nun werden wir ja nicht jetzt eine wiſſenſchaftliche Sperre wollen eintreten laſſen, eben wo man die mercantiliſche aufhebt! Wir werden nicht jetzt noch einer ſolchen Selbſtvergnüglichkeit verfallen können, die eine Beſchränktheit verrathen würde, die mit ſo vieler ſonſtigen Staatsklugheit, wie ſie unſere Zeit voraus hat, nicht vereinbar wäre.

Mit dieſer abſoluten Freiheit in dem geiſtigen Verkehre unſerer Univerſitäten, in die ſich nur für die Schüler ſo viel Anhalten zum Fleiße miſcht, als die äußerſte Billigkeit verlangt, ſetzen wir ſodann ihre moraliſche Freiheit in die engſte Verbindung und befolgen in unſeren Vorſchriften und Geſetzen dieſelben Maximen, wie bei den Beſtimmungen über das Unterrichtsweſen. Wir können nach Allem, was wir oben auseinanderſetzten, Ew. — nicht empfehlen, die kaum der Schule entwachſenen Jünglinge unter die gemeine Polizei und das Civilgeſetz zu ſtellen. Wir behalten daher die Univerſitätsgerichte mit einigen Modificationen bei und legen zugleich dem Throne einen Geſetzcodex für die Studirenden hiermit vor, der von dem bisher üblichen freilich nicht wenig abſtechen mag. Nur auf die Hauptgrundſätze, die uns dabei leiteten, erlauben uns Ew. — noch einmal kurz zurückzukommen. — Man gab Geſetze, man beeidigte, man verpflichtete: aber Alles geſchah in ſo abgelebten Formen, daß das Eid- und Pflichtbrechen weder für eine Sünde galt, noch als ein Verbrechen beſtraft ward! Man ſetzte Vorſchriften auf und hielt nicht auf ihre Erfüllung; Strafbeſtimmungen, und hielt nicht auf ihre Vollziehung! Man hielt ſtets die Augen offen, um Unordnungen auszuſpüren, raſtlos und ſchonungslos, und ſobald man ſie entdeckt hatte, drückte man wenigſtens Ein Auge zu, wenn nicht beide! Man hatte Geſetze

und Richter, und autorisirte das furchtbare und schmälige Urtheilsprechen nach der moralischen Ueberzeugung, ein Rest von einer Barbarei, der doch in geordneten Staaten und gebildeten Nationen undenkbar und unerhört scheinen sollte! und von der man selbst früher und anderswo nie einen Begriff hatte, man müßte denn das anführen wollen, was in England, in Oxford, unter dem Namen des schwarzen Buches, seine schändliche Rolle spielte. Von den Patenten und Edicten, die seit langen Zeiten gegen Landsmannschaften und Duellwesen erlassen wurden, ließen sich die ausführlichsten und lächerlichsten Geschichten erzählen: dennoch existirt beides zum Trotze aller Gewalt und jeder Verordnung und selbst die verfolgte Burschenschaft taucht bald unter dieser, bald unter jener Farbe, jetzt hier, jetzt dort, wieder auf; und mag man es gleich glauben oder nicht, die Verfolgungen und Verordnungen haben das, was von Unterdrückung derselben gelang, weit weniger bewirkt, als die Prosa der Frühschule, von der man solch' einen Segen wohl kaum erwartet hätte, und die man nur hübsch festhalten darf, um sich diese alten phantastischen Verbindungen vom Halse zu schaffen, nur daß man sich freilich dafür ein ganzes Geschlecht practischerer Leute auf den Hals laden dürfte, die einmal in Deutschland, wenn Zeit und Gelegenheit käme, die Rolle der Jacobiner vortrefflich spielen würden. Gegen die Duelle im Besonderen versuchte man sich ordentlich in einer Strenge der Edicte, die alsdann niemals ausgeführt werden konnten, und es ist vortrefflich bemerkt worden, daß, weil man alle Mittel erschöpfte, um die, wie es scheint, unmögliche Abstellung zu erzielen, so brachte man sich auch um diejenigen, welche hätten dienen können, die wirklichen und unleugbaren Mißbräuche des Duellwesens abzustellen. Doch! zwischen allen diesen verkehrten Maßregeln der Regierungen und dem Stande der Universitätsgerichtsbarkeit ist ein ganz genaues Verhältniß zu dem moralischen Zustande der Studirenden, und Niemanden kann es befremden, wie unpractisch jene Maßregeln, wie unsicher und schwankend jener Zustand neuerdings ward, der die Geschichte der Universitäten nur oberflächlich kennt. Die Duelle [illegible] ursprünglich Kämpfe auf Leben und Tod, die

erſten Erwähnungen derſelben reden davon nicht anders. Hiergegen nahm man mit Recht ſtrenge Maßregeln, die dann lange Zeit aufrecht zu halten geſucht wurden, als ſich die Zweikämpfe mehr in Kampfübungen auflöſ'ten; denn anders kann man doch das jetzt Uebliche nicht nennen, wenn man es nicht Kinderſpiel nennen will. Man ſieht alſo, daß in dieſem einzelnen Falle ſowohl das Verbrechen ſelbſt wie das Strafgeſetz im Sinken iſt: und im Ganzen iſt es nicht anders. Ehedem war die Univerſität ein eigentlich unabhängiger Staat oder eine Colonie, deren ganzer Körper, Lehrer und Lernende, ſich ſelbſt Geſetze gaben, ſich in Geſammtverſammlungen beriethen, den einzelnen Landsmannſchaften eigne Statute ließen; hier und da waren dieſe Staaten mehr ariſtokratiſcher Natur und dann riſſen die Lehrer allein dieſe Rechte an ſich; oder ſie waren demokratiſch, dann übten die Lernenden alle Gewalt und wählten ſogar die Lehrer, denn damals waren auch die Studirenden keine Kinder. Es gab Zeiten, wo die Univerſitäten die peinliche Gerichtsbarkeit hatten, und noch im ſechzehnten und ſelbſt ſpäteren Jahrhunderten war es ſelbſt in deutſchen Univerſitäten ganz gewöhnlich, daß ſie die jurisdictio omnimoda hatten, daß ſie nicht allein in bürgerlichen und Disciplinarangelegenheiten, ſondern auch in geiſtlichen und peinlichen Sachen entſchieden. So war auch in andern Zeiten der große Rath in Wien und das Nationalconcilium in Leipzig ganz anders zuſammengeſetzt und weit zweckmäßiger auf das ganze Docentencorps ausgedehnt, als die heutigen Senate. Fortwährend alſo iſt der Umfang der Gerichtsbarkeit, wie die Zahl der an ihr Theilnehmenden im Abnehmen. Allein auch die Zahl und die Bedeutung der Verbrechen iſt es; und die Schätzung der criminellen Verbrechen iſt heutzutage anders geworden als ſonſt. Daß man daher die peinliche Gerichtsbarkeit z. B. dem Univerſitätsgerichte entzog, iſt ganz billig und den geänderten Begriffen der Zeiten ganz gemäß. Was aber die Unbeſtimmheit der Univerſitätsgeſetze angeht, ſo ſcheint dieſe durchaus bedingt zu ſein durch das Launenhafte, Wechſelnde, Unbeſtimmte in den Neigungen und Vergehungen der Jugend ſelbſt. Schon hier zeigt ſich die Thorheit derer, die das gewöhnliche Geſetz über Meu-

schen dieses Alters verhängen wollen. Wenn bei dem Jüngling bis in sein fünfzehntes Jahr kein anderes Recht galt, als die moralische Ueberzeugung des Lehrers, keine andere Buße als Carcer und Strafarbeit, soll er nun im sechzehnten Jahre plötzlich unter den Buchstaben des Civilgesetzes gestellt werden, das unmöglich eine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dieses Alters nehmen kann, die es verdient und verlangt? das unmöglich so häufige und schnell wechselnde Modificationen erleiden kann, wie das Universitätsgesetz nothwendig fortwährend erleiden muß, wenn hier irgend eine Jurisdiction erzweckt werden soll, die den Jüngling aus der Willkür des Lehrers auf der Schule entnimmt, da er nun selbstständig werden soll, die ihn aber zugleich an einen Buchstaben des Gesetzes gewöhnt, unter den er sich für sein ganzes Leben soll fügen lernen, ohne daß sie jedoch Gesetze vorschreibe, die unerfüllbar sind, und Strafen über den natürlichen Leichtsinn dieser Jahre verhänge, die das Lebensglück der wackersten Menschen vernichten. Aus zweierlei Hauptgesichtspunkten glauben wir daher das Gesetz- und Gerichtswesen der Universitäten betrachten zu müssen, auf die es Ew. — leicht sein wird, unsere Verordnungen sämmtlich zurückzuführen.

Das, was man in dem gewöhnlichen Leben der Studenten als das Charakteristische ansieht, und dem also das Gesetz, das ihm dictirt wird, gegenüber zu stehen pflegt, ist die Verachtung der Convenienz. Möge es Ew. — nicht auffallen, wenn wir unsere Gesetze geradezu hierauf gründen und sie nicht anders entgegensetzen, als gegen Uebertreibung und Mißbrauch. Wir sehen in dem frischen Geiste der Jugend, der sich auf unseren Universitäten noch lebendig zeigt, die Quelle fast von allem Kräftigeren und Besseren, was uns noch von anderen Nationen in den höheren Ständen vortheilhaft unterscheidet. Wenn Ew. — auf die Ursachen zurückgehen wollten, die aller andern europäischen Nationen Bildung so stationär, so einseitig, so national-beschränkt machen, so würden Sie keine andere finden, als daß ein conventionelles Gesetz die intellectuelle Erziehung macht, eben so gut wie die moralische, in welcher wir Deutsche uns nicht anders, als in jener durchaus grundsätzlich und selbst-

er einzige Verkehr des Lehrers mit ſeinen Schülern ſein dürfe. Es ſchließt ſich an die Vorleſungen eine Kette von Verhältniſſen, Converſatorien, Wiederholungs- und Prüfungsſtunden, olche, in denen eigne Arbeiten mitgetheilt und beſprochen werden, bis zum Privatumgang des Lehrers mit ſeinen Zuhörern, o das eigentliche Geſpräch dann herrſcht. Nur indem er allmählig dieſe Verhältniſſe knüpft und benutzt, kann der Lehrer ie herrliche Sicherheit der Alten, welche immer den rechten fleck trafen in ihren Unterredungen, verbinden mit der edlen Beſcheidenheit der Neueren, welche eine ſchon angefangene und elbſtändig fortgehende individuelle Bildung jedes Einzelnen immer vorausſetzen müſſen.“ In dieſem letzteren Punkte wünſchen wir indeſſen nicht zu weit auf den Univerſitäten gegangen zu ehen. Wir wünſchen, daß dem Lehrer hier noch mehr vertraut verde, als prüfend nachgegangen, denn es iſt troſtlos genug, aß wir die Frühjugend bisher nöthigten, ſogleich mit Skepſis nd Zweifel zu beginnen, anſtatt mit Glauben, da dieſem Alter as Anlehnen an einen gereiften Geiſt und an eine fremde conequente Weltanſicht nöthiger und heilſamer iſt, als ſchwankende

lassen wir als Docenten zu, der nicht einige Jahre an einer Universität als Privatdocent die encyclopädischen und philosophischen Fächer seiner Wissenschaft gelehrt hat. Nicht allein wird uns diese Anordnung die Kosten für diese Vorbereitungslehrer an der Universität ersparen, sondern was mehr ist, es wird dabei nichts Wesentliches versäumt werden, da die Kenntnisse auch des jüngeren Mannes für diese allgemeineren Zwecke hinreichen; und was das Wichtigste ist, gerade diese Fächer eignen sich so höchst vortrefflich für eine Schule der Privatdocenten selbst, da sie zuerst in eine allgemeinere, philosophischere Ansicht der jedesmaligen Wissenschaft nöthigen, die für den künftigen Fachlehrer nicht anders als vom größten Nutzen sein kann, und da sie zugleich, in einer noch universelleren Weise, den jungen Lehrer im Besonderen seiner Wissenschaft beschäftigen, so daß weder seine philosophische Richtung leicht eine unpractische, noch seine practische eine unphilosophische werden kann. Dem Stande der Privatdocenten denken wir durch dies glückliche Verhältniß einen ganz neuen Schwung zu geben: sie werden sich gleich beim Auftreten unentbehrlich fühlen, dies wird ihnen sogleich eine ganz andere Stellung sichern. Wir geben ihnen damit keineswegs einen Anspruch, aber wir werden uns, wie jeder weise Staat sollte, stets geneigt finden lassen zu Remunerationen, wo das Verdienst vorleuchtet. Wir stellen die vollkommene gelehrt-richterliche Befugniß der Universitäten und Academien her; im philosophischen Fache wird die Universität allein, in den einzelnen practischen Wissenschaften die Academie die Doctor- oder Candidatenwürde ertheilen. Die Zulassung als Docent auf der Universität hängt nur von der Entscheidung des Senats ab, und bedarf der Autorisation der Regierung nicht. Die Prüfung der Promovirenden soll blos schriftlich geschehen; sie soll mehr das Urtheil, als die Gelehrsamkeit prüfen; die Spiegelfechterei der Disputation, der Gebrauch der lateinischen Sprache, der aus Zeiten übrig ist, wo unsere Sprache der wissenschaftlichen Erkenntniß Einzelner ebenso ungenügend war, als jetzt umgekehrt die lateinische fast der Erkenntniß der Masse nicht mehr genügt, ferner Bezahlung und Gebühren, Gelehrteneid, und

wie all der übrige Unſinn heißt, der noch mit dieſem Acte verknüpft war, iſt aufgehoben. Dadurch hoffen wir die Prüfung zu ſchärfen. An die Diſſertation muß weit größere Anforderung gemacht werden; ſie muß gedruckt werden vor der Bewerbung, denn alle Univerſitäten oder alle Facultäten zugleich ſollen über ſie ihr Urtheil einreichen, damit jede Parteilichkeit beſeitigt und der Doctor zum Lehren, an welcher Anſtalt es ſei, ſogleich befugt werde. Das Habilitationsrecht iſt von der Promotion unzertrennlich; und die nachgiebige, oft aus Habſucht fließende Bereitwilligkeit, die Doctorwürde zu ertheilen, um Jemanden einen Wunſch nach einem Titel zu befriedigen, muß von ſelbſt hinwegfallen, und damit wird dieſe Würde aus ihrer Geſunkenheit ſich bald wieder ehrenvoller erheben. Ew. — werden nicht anſtehen, eine ſo nothwendige Claſſe von Lehrern auf dieſe Weiſe zu heben; denn Sie theilen nicht die argwöhniſche Bauerung jedes Standes, der noch Jugend hat, und Sie werden nie in die Maßregel willigen, die man, ſcheint es, zu ergreifen hier und da geneigt iſt, einen Stand mit einer beſtimmten Anzahl von Gliedern ſchließen zu wollen, in dem freier Wetteifer nöthiger iſt, als irgendwo ſonſt.

gen, sondern wir achten die Eigenthümlichkeit eines jeden Einzelnen und lassen ihn auf seine Weise nach der Art von Erkenntniß streben, die ihm am meisten zusagt, geben ihm die Wahl unter allen Disciplinen allgemeiner Wissenschaft, ja wir werden es gerne sehen, wenn Jeder die encyclopädischen Vorlesungen in allen Fächern besucht, um so vom ganzen Gebiete des Wissens wenigstens einen allgemeinen Begriff zu erhalten. Wir halten darauf, daß die Zeugnisse des Fleißes und Eifers durchgängig von Seiten aller Lehrer gleich günstig lauten: hier wird auch die kleinere Anzahl der Zuhörer und der nähere Verkehr, den wir auf alle Weise gefördert wünschten, die Controlle des Fleißes dem Docenten möglich machen. Es dünkt uns recht, daß der Schüler die Stunden der Collegien unausgesetzt einhalte; muß das der Lehrer thun, so wird es billig auch vom Zuhörer verlangt. Für diesen Zwang entschädigen wir dadurch, daß bei übereinstimmenden guten Zeugnissen und genügenden Belegscheinen am Ende der Universitätszeit der Abzug auf die Academie von dem Senate gestattet wird, ohne daß eine weitere Prüfung Statt habe, so wenig wie bei dem Uebergang von dem Gymnasium zur Universität. Doch wollen wir auch hier vor jeder Beeinträchtigung schützen und gestehen dem, der sich widerrechtlich zurückgehalten glaubt, die Erlaubniß zu, sich bei einer Prüfungscommission irgend einer beliebigen Universität zu melden, und seine Sache ihrer Entscheidung zu übergeben.

Für den Philologen setzen wir die Zeit von vier Jahren fest: denn seine ganze Bildung darf er fast einzig hier suchen und ihn erwartet auf der Academie nichts, als ein einjähriger Cursus in einem pädagogischen Seminarium, damit wir dort auf der Staatsanstalt den künftigen Schulmann ausschließlich erinnern, daß er bei aller Unabhängigkeit seiner Wissenschaft nicht ganz deren practischen Bezug aus dem Auge setzen dürfe. Dem, der sich zeitig genug für die Medicin entscheiden kann, entlassen wir nach dem zweiten Jahre, weil seine Studien ihn auf der Academie länger fesseln, wo selbst seine Vorbereitungscollegien noch der Wiederholung bedürfen möchten, und weil auch ihn gerade die philosophischen Studien am wenigsten nahe angehen.

Was aber den inneren Unterricht, die Lehrgegenſtände u. ſ. w. in ihren übrigen Beziehungen angeht, geben wir hierin, wie wir ſchon andeuteten, unſere Rathſchläge und Wünſche, überlaſſen aber alles Weitere dem gelehrten Körper ſelbſt, der ſeinerſeits nun ſeine beſten Kräfte regen möge, nachdem die Regierung that, was nur irgend in ihren Kräften ſtand. Wir geben die unbeſchränkteſte Freiheit des Lehrens, ſowohl in Bezug auf die Frage wer lehrt, als auch was gelehrt wird. Jeder Promovirte, jeder Angeſtellte hat das Recht, auf den Univerſitäten zu lehren; Beſoldung aber ziehen nur die eigentlich berufenen Profeſſoren, bei deren Vocation der ganze Körper der Univerſität vorſchlägt und ſämmtliche übrige Univerſitäten von der Regierung um Rath befragt werden müſſen, ehe ihre Entſcheidung gefaßt wird, eine Beſtimmung, die auch auf die Academien angewandt wird. Auf den Univerſitäten kennen wir innerhalb keine Gränzen: wir geſtatten dem juriſtiſchen, dem mediciniſchen, theologiſchen Docenten in allen Fächern der Philoſophie, ſo wie dem Philologen in den Fachwiſſenſchaften und dem Philoſophen in Geſchichte und Philologie zu debutiren, ſo viel er Luſt und Kenntniß hat. Wir müſſen hier Alles wegräumen, was nur irgend einen Stillſtand, eine feſtſtehende

zuge, nicht besonders betreibe, kann von uns nur gewünscht werden; daß dagegen aller äußere Zunft- und Gewerbszwang wegfalle, verordnen wir ausdrücklich. Es muß uns durchaus darum gelten, den Einfluß, den die heutigen Staaten auf ihre Schulen ausüben, zu ermäßigen und nicht so weit gehen zu lassen, daß jede große Eigenthümlichkeit unterdrückt werde, wenn sie sich in Opposition mit dem Regierungssystem zeigt, eine Klippe, an der ein sonst intelligenzvoller Staat in Deutschland scheitern wird. Denn das ist nicht weise, jeden selbstständigen Kopf zu fürchten und zu entfernen; nicht weise, die ungebundenere Förderung der Wissenschaft nur der unschuldigen und unschädlichen Naturkunde zu Theil werden zu lassen und aus allen anderen Wissenschaften nur solchen Schulen, welche durch Kleinigkeitskrämerei, durch Pietismus oder wodurch sonst ihre Wissenschaft unschädlich und unschuldig zu machen, sondern weise ist es, der ganzen Neigung der ganzen neueren Welt, die Individualität zu respectiren, auch in dem Staate nicht entgegen zu treten, jedes Talent zur Zeitigung in seiner Sphäre zu bringen, von jedem den rechten Nutzen zu ziehen; es ist weise, sich Talente zu *erzeugen* und zu *erziehen*; denn sie aus der Fremde *an sich zu ziehen* ist keine Kunst, wo man größere Mittel hat; und nur solche Aufgenommene zu *erhalten* muß bei einer so eigensinnigen Richtung der Regierungen fast unmöglich werden und hat sich so manchmal unthunlich gezeigt. Wir sind daher dafür besorgt, den Söhnen unseres Vaterlandes den möglichsten Raum zu gestatten, um alle ihre Kräfte aufs freieste zu üben. Wo immer ein verwandter Staat sich unseren Einrichtungen nähert, werden wir ihn wie im gemeinsamen Verbande betrachten und seine Anstalten wie die unseren respectiren. Weit entfernt, daß wir uns, wie man es wohl anderswo noch in unseren Tagen erleben mußte, in unserem wissenschaftlichen Verkehre und Betriebe unabhängig zu machen suchten, so streben wir nach nichts so sehr als ihn möglichst zu erweitern. Der energische Mann, den wir uns öfters anzuführen bewogen fühlen, hat schon vor mehreren Jahrzehnten in den Bestrebungen eines deutschen Staates, „sich durch geistiges Uebergewicht Macht und

Anſehen über ‚ein eigentliches Gebiet hinaus zu verſchaffen“ und in den Maßregeln, die auf eine Unabhängigkeit in wiſſenſchaftlichen Bedurfniſſen abzielten, einen „Hochmuth, eine Illiberalität, eine niedrige und geldſüchtige Oeconomie“ gefunden, „die auf die Abſicht jener Eroberungen ein noch nachtheiligeres Licht werfen und mehr als irgend etwas ſolch' eine Regierung bei allen Gebildeten der Nation verhaßt machen müſſen.“ Und nun werden wir ja nicht jetzt eine wiſſenſchaftliche Sperre wollen eintreten laſſen, eben wo man die mercantiliſche aufhebt! Wir werden nicht jetzt noch einer ſolchen Selbſtvergnüglichkeit verfallen können, die eine Beſchränktheit verrathen würde, die mit ſo vieler ſonſtigen Staatsklugheit, wie ſie unſere Zeit voraus hat, nicht vereinbar wäre.

Mit dieſer abſoluten Freiheit in dem geiſtigen Verkehre unſerer Univerſitäten, in die ſich nur für die Schüler ſo viel Anhalten zum Fleiße miſcht, als die äußerſte Billigkeit verlangt, ſetzen wir ſodann ihre moraliſche Freiheit in die engſte Verbindung und befolgen in unſeren Vorſchriften und Geſetzen dieſelben Maximen, wie bei den Beſtimmungen über das Unterrichtsweſen. Wir können nach Allem, was wir oben auseinander[illegible]

und Richter, und autoriſirte das furchtbare und ſchmälige Urtheilſprechen nach der moraliſchen Ueberzeugung, ein Reſt von einer Barbarei, der doch in geordneten Staaten und gebildeten Nationen undenkbar und unerhört ſcheinen ſollte! und von der man ſelbſt früher und anderswo nie einen Begriff hatte, man müßte denn das anführen wollen, was in England, in Oxford, unter dem Namen des ſchwarzen Buches, ſeine ſchändliche Rolle ſpielte. Von den Patenten und Edicten, die ſeit langen Zeiten gegen Landsmannſchaften und Duellweſen erlaſſen wurden, ließen ſich die ausführlichſten und lächerlichſten Geſchichten erzählen: dennoch exiſtirt beides zum Trotze aller Gewalt und jeder Verordnung und ſelbſt die verfolgte Burſchenſchaft taucht bald unter dieſer, bald unter jener Farbe, jetzt hier, jetzt dort, wieder auf; und mag man es gleich glauben oder nicht, die Verfolgungen und Verordnungen haben das, was von Unterdrückung derſelben gelang, weit weniger bewirkt, als die Proſa der Frühſchule, von der man ſolch' einen Segen wohl kaum erwartet hätte, und die man nur hübſch feſthalten darf, um ſich dieſe alten phantaſtiſchen Verbindungen vom Halſe zu ſchaffen, nur daß man ſich freilich dafür ein ganzes Geſchlecht practiſcherer Leute auf den Hals laden dürfte, die einmal in Deutſchland, wenn Zeit und Gelegenheit käme, die Rolle der Jacobiner vortrefflich ſpielen würden. Gegen die Duelle im Beſonderen verſuchte man ſich ordentlich in einer Strenge der Edicte, die alsdann niemals ausgeführt werden konnten, und es iſt vortrefflich bemerkt worden, daß, weil man alle Mittel erſchöpfte, um die, wie es ſcheint, unmögliche Abſtellung zu erzielen, ſo brachte man ſich auch um diejenigen, welche hätten dienen können, die wirklichen und unleugbaren Mißbräuche des Duellweſens abzuſtellen. Doch! zwiſchen allen dieſen verkehrten Maßregeln der Regierungen und dem Stande der Univerſitätsgerichtsbarkeit iſt ein ganz genaues Verhältniß zu dem moraliſchen Zuſtande der Studirenden, und Niemanden kann es befremden, wie unpractiſch jene Maßregeln, wie unſicher und ſchwankend jener Zuſtand neuerdings ward, der die Geſchichte der Univerſitäten nur oberflächlich kennt. Die Duelle waren urſprünglich Kämpfe auf Leben und Tod, die

erſten Erwähnungen derſelben reden davon nicht anders. Hiergegen nahm man mit Recht ſtrenge Maßregeln, die dann lange Zeit aufrecht zu halten geſucht wurden, als ſich die Zweikämpfe mehr in Kampfübungen auflöſ'ten; denn anders kann man doch das jetzt Uebliche nicht nennen, wenn man es nicht Kinderſpiel nennen will. Man ſieht alſo, daß in dieſem einzelnen Falle ſowohl das Verbrechen ſelbſt wie das Strafgeſetz im Sinken iſt: und im Ganzen iſt es nicht anders. Ehedem war die Univerſität ein eigentlich unabhängiger Staat oder eine Colonie, deren ganzer Körper, Lehrer und Lernende, ſich ſelbſt Geſetze gaben, ſich in Geſammtverſammlungen beriethen, den einzelnen Landsmannſchaften eigne Statute ließen; hier und da waren dieſe Staaten mehr ariſtokratiſcher Natur und dann riſſen die Lehrer allein dieſe Rechte an ſich; oder ſie waren demokratiſch, dann übten die Lernenden alle Gewalt und wählten ſogar die Lehrer, denn damals waren auch die Studirenden keine Kinder. Es gab Zeiten, wo die Univerſitäten die peinliche Gerichtsbarkeit hatten, und noch im ſechzehnten und ſelbſt ſpäteren Jahrhunderten war es ſelbſt in deutſchen Univerſitäten ganz gewöhnlich, daß ſie die jurisdictio omnimoda hatten, daß ſie nicht allein in bürger-

schen dieses Alters verhängen wollen. Wenn bei dem Jüngling bis in sein fünfzehntes Jahr kein anderes Recht galt, als die moralische Ueberzeugung des Lehrers, keine andere Buße als Carcer und Strafarbeit, soll er nun im sechzehnten Jahre plötzlich unter den Buchstaben des Civilgesetzes gestellt werden, das unmöglich eine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dieses Alters nehmen kann, die es verdient und verlangt? das unmöglich so häufige und schnell wechselnde Modificationen erleiden kann, wie das Universitätsgesetz nothwendig fortwährend erleiden muß, wenn hier irgend eine Jurisdiction erzweckt werden soll, die den Jüngling aus der Willkür des Lehrers auf der Schule entnimmt, da er nun selbstständig werden soll, die ihn aber zugleich an einen Buchstaben des Gesetzes gewöhnt, unter den er sich für sein ganzes Leben soll fügen lernen, ohne daß sie jedoch Gesetze vorschreibe, die unerfüllbar sind, und Strafen über den natürlichen Leichtsinn dieser Jahre verhänge, die das Lebensglück der wackersten Menschen vernichten. Aus zweierlei Hauptgesichtspunkten glauben wir daher das Gesetz- und Gerichtswesen der Universitäten betrachten zu müssen, auf die es Ew. — leicht sein wird, unsere Verordnungen sämmtlich zurückzuführen.

Das, was man in dem gewöhnlichen Leben der Studenten als das Charakteristische ansieht, und dem also das Gesetz, das ihm dictirt wird, gegenüber zu stehen pflegt, ist die Verachtung der Convenienz. Möge es Ew. — nicht auffallen, wenn wir unsere Gesetze geradezu hierauf gründen und sie nicht anders entgegensetzen, als gegen Uebertreibung und Mißbrauch. Wir sehen in dem frischen Geiste der Jugend, der sich auf unseren Universitäten noch lebendig zeigt, die Quelle fast von allem Kräftigeren und Besseren, was uns noch von anderen Nationen in den höheren Ständen vortheilhaft unterscheidet. Wenn Ew. -- auf die Ursachen zurückgehen wollten, die aller andern europäischen Nationen Bildung so stationär, so einseitig, so national-beschränkt machen, so würden Sie keine andere finden, als daß ein conventionelles Gesetz die intellectuelle Erziehung macht, eben so gut wie die moralische, in welcher wir Deutsche uns nicht anders, als in jener durchaus grundsätzlich und selbst-

ſtändig zeigen, während die übrigen Nationen hier wie dort
dem Herkommen und der Gewohnheit verfallen. Die Bildung
des Engländers und des Franzoſen hat durchaus Einen Schnitt,
von anderen Nationen ganz zu ſchweigen; die des Deutſchen
iſt mannichfaltig wie die menſchliche Bildung überhaupt. Im
Intellectuellen konnte dies nur durch unſere Lehr- und Lern-
freiheit erreicht werden, die wir deshalb dieſer heilſamen Wir-
kung wegen feſthalten mußten; im Moraliſchen wurde es einzig
dadurch erreicht, daß wir in der Zeit, wo ſich der Charakter zu
feſtigen und Selbſtſtändigkeit zu werden anfängt, dem Jüngling
und allen ſeinen Neigungen freien Lauf ließen. Wenn wir da-
her in Deutſchland ſo viel würdigere Begriffe von Tugend und
Menſchheit haben, als der Engländer oder Italiener, der ſie
an die bloßen Eigenſchaften des Gentleman ſetzt, d. h. in die
Befolgung der moraliſch-conventionellen Vorſchriften der ariſto-
kratiſchen Tradition, und nicht in die der ewigen Gebote des
menſchlichen Sittengeſetzes, ſo haben wir dies blos der kräftigen
Natur unſeres jungen Geſchlechtes zu danken, das in dem
Alter, welches noch die feine Geſellſchaft, den guten Ton, die
höheren Cirkel verſchmäht, den Anſtand mit Füßen zu treten,

und ungetadelt läßt man das letztberührte Uebel wachſen und empört ſich nur ſtets lauter gegen das geringere andere, mit dem die äußere Sittſamkeit weniger zu paaren iſt, als mit dieſem verderblicheren, aber verborgeneren. Wir wiſſen wohl, daß dieſem ſchwer zu ſteuern, und unmöglich iſt, es auszurotten: dennoch wollen wir nichts unverſucht laſſen, was eine Gegenwirkung hervorbringen kann. Wir laſſen alſo dies kecke, anticonventionelle Weſen der Studentenwelt, und alle Aeußerungen deſſelben, welche das Individuelle, Eigenthümliche der Einzelnen oft bis zum Barocken und Fremdartigen getrieben, der Eintönigkeit, der Charakterloſigkeit der ſonſtigen Geſellſchaft gegenüber ausſprechen, in ſeinem freien Laufe, denn es war ſchon ein alter Spruch: volo esse in adolescente unde aliquid amputem. Wir hemmen nur das Uebermaß mit mäßigen, aber beſtimmten Geſetzen, in denen wir beſonders den einzelnen leichtfertigen Streich von der Beharrung in Sittenloſigkeit unterſcheiden und Subjecte von entſchiedener Verworfenheit eben ſo ſchonungslos verbannen, als wir vereinzelte Fälle des Muthwillens und der Jugendluſt ſchonend hingehen laſſen. Daß wir es offen bekennen: wir hoffen ſelbſt von dieſen Geſetzen weniger, als von den Mitteln, die uns unſere neuen Einrichtungen von ſelbſt darbieten. Bis hierhin ſahen wir unſere Jugend in den Jahren von ſiebzehn bis zwanzig in großen Maſſen verſammelt, wo immerhin der tolle Rauſch und die Verführung zu arg anwachſen mußte: dies wird nun von ſelbſt wegfallen. Bis hierhin entnahmen wir den Studioſen zugleich der Aufſicht der Schule und der Familie, ohne ihn noch der unmittelbaren Aufſicht des Staates zu unterziehen, und wir gaben ihm nur eine eigene nachſichtige, leicht zu umgehende Aufſicht. Zu viel Licenz auf Einmal! Zu viel für einen charakterfeſten, geſchweige für einen erſt werdenden Menſchen, deſſen Charakter ſich erſt bilden ſoll! Was konnte man da wohl Erſprießliches und Heilſames erwarten? Auf unſeren Univerſitäten aber wird wenigſtens die Mehrzahl der Studirenden in der Univerſitätsſtadt ſelbſt anſäßig ſein und ſie werden daher der Familienaufſicht noch gelaſſen, und nicht aller und jeder mit einem Male entzogen. Gehen ſie nachher auf die

nen keinen Exceß eines unmündigen Menſchen mit Verſperrung aller Lebensausſicht ſtrafen. Dies heißt mit Gewalt und wie mit Abſicht ein Geſchlecht erziehen, das ſeine Sache auf nichts ſtellen muß, das nichts zu verlieren hat, das jeden Moment herbeiwünſcht, der eine Aenderung der Verhältniſſe verſpricht, das eine Bitterkeit einſaugt, die bei gebotener Gelegenheit zu jeder Grauſamkeit und Gewaltthat fähig macht. — Wie wir ſchon bemerkten, iſt eben dies die rechte Jugendart, bis aufs Aeußerſte mit kühnen Entwürfen zu ſpielen und eben dann ſie plötzlich fallen zu laſſen; nur daß dann freilich nicht jenes unjugendliche Element beigemiſcht ſein muß, das ein Complott in Jedermanns Augen nichtswürdig macht. — Wir glauben nicht nöthig zu haben, Ew. — mit weiteren Fingerzeigen auf unſere einzelnen Geſetze beſchwerlich zu fallen; ſie fließen zu einfach aus den angegebenen Principien. Wir ſcheuen uns vor der uralten, und ſtets wieder beſtätigten, und leider ſtets wieder vernachläſſigten und vergeſſenen Erfahrung, daß ſich Geiſt und Beſtreben einer Zeit nicht unterdrücken läßt, daß das Verbieten natürlicher Bedürfniſſe nichts beſſer, ſondern Alles ſchlimmer macht, daß man ſich mit unüberwindlichen Kräften nicht in

Verordnungen und die ſchleichende Heimlichkeit der Politik in unſeren Staaten mit ſich brachte. Nur einer gutmeinenden Verwaltung ſieht man Fehler gerne nach, die auf alle Weiſe unvermeidlich ſind; der bösgeſinnten, unaufrichtigen legt man auch ſelbſt den guten Willen für Betrug aus. Dazu iſt die Jugend vor Allem geneigt. Aber wenn uns gelungen iſt, unſere Einrichtungen der Art zu ſchaffen, daß auf dieſen Mittelanſtalten der Jüngling in ſeiner Sphäre gehalten, daß ihm nichts Widerſinniges angemuthet, nichts Ueberanſtrengendes abgefordert, nichts Ehrenrühriges befohlen, aber auch nichts Gemeines im Geringſten nachgeſehen, und jede Beharrung in Lüderlichkeit und Faulheit mit Entfernung beſtraft werde, daß ferner in den Statuten diejenige Beſtimmtheit herrſche, welche deutlich zwiſchen der gewährten Freiheit und der genommenen Licenz ſcheidet, und diejenige Conſequenz und Energie im Strafgeſetz, die eine ſtricte Gewöhnung der Jünglinge hervorzubringen tauglich iſt, daß auch jede Verordnung und der Ton jeder Verordnung ſo gehalten ſei, daß ſich die Jugend nirgends als ſich ſelbſt überlaſſen, nirgends als Herr, und ihre Vorgeſetzten nirgends als ſchwache und furchtſame Hofmeiſter anſehen lerne, ſondern als väterliche Rathgeber, die den ſtrengeren älterlichen Ton vor dem erwachſenden Sohne ändern, mildern, aber jeden Augenblick wieder eintreten laſſen und dabei den übermüthigen Jüngling ſeine Stellung und ſein Alter in vollem Gewichte empfinden laſſen können, dann hoffen wir allen den Uebeln aus dem Wege zu gehen, die uns ſeit lange läſtig gefallen ſind, noch jetzt belaſten und neue nach ſich zu ziehen drohen.

In Bezug auf unſere Academien dürfen wir uns kürzer faſſen; Vieles verſteht ſich nun ſchon von ſelbſt, was vorher einer näheren Auseinanderſetzung bedurfte. Ihre Zahl ſchränken wir wenigſtens auf die Hälfte der exiſtirenden jetzigen Univerſitäten ein, aus Gründen, die bereis angedeutet wurden. Wie ſich die Univerſität noch beſtimmter an die Schule und an das Allgemeine der Wiſſenſchaft hielt, ſo die Academie an den Staat und an das Beſondere der Wiſſenſchaft. Dieſe Anſtalten ſind daher auch ganz in den Händen des Staates und werden nur

muneration nach Maßgabe der Beſchäftigung erhöht werden. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß das alte Beſolden der Schüler in den Seminarien künftighin wegfällt.

In dieſen Seminarien, Kliniken, practiſchen Rechtscollegien u. ſ. w. wird eine gegenſeitige Mittheilung zwiſchen Lehrer und Schüler auch hier eintreten, wo die Fähigkeit des Schülers bequem geprüft, ſeine Gabe zur Production verſucht, und ihm Anleitung zu den vielfachſten Arbeiten gegeben werden kann. Es wird ſelbſt die Richtung ſeiner Fähigkeit erkannt werden und der Lehrer in Stand kommen können, z. B. den Kameraliſten für dies oder jenes Fach beſonders zu empfehlen; practiſche Talente und ſtiller Fleiß werden ſich frei entwickeln und ausbilden können, die gewöhnlich dem Staate am nützlichſten ſind und oft im Examen am wenigſten erkannt werden können. Ew. — werden bemerken, daß wir auf allen Stufen die Examina ganz entfernt haben. Dieſe unnatürlichen Klippen glauben wir auf dem geſuchten Wege zur näheren Verbindung zwiſchen Lehrer und Lernenden überall vermeiden und ſelbſt durch die geſtattete Proteſtation an eine Examinationscommiſſion, wo ſich ein zurückgewieſener Abiturient beeinträchtigt glaubt, allen

sich gar überzeugt, daß diejenigen, die oft das glänzendste Examen gemacht haben, gerade die Oberflächlichen waren, die von Allem Etwas und vom Einzelnen Nichts wußten. Das einseitige Talent ist dem Staate das wichtigste, weil es in dem Menschen das gewöhnlichste ist; dies zu erkennen, dies fortzubilden, dies an der gehörigen Stelle zu nützen, ist die Aufgabe einer weisen Verwaltung; dies einseitige Talent aber gerade wird durch das Examen nicht gefunden. Das Examen macht die Uebung des Gedächtnisses zum vorherrschenden Hülfsmittel des Studirenden; allein der Staat braucht kein Gedächtniß und kein Gedächtnißwerk in seinem Diener, sondern gesunden, practischen Blick und Urtheilsvermögen; ein glänzendes Examen besteht am ersten ein Ehrgeiziger und Ruhmsüchtiger, der sich zu kurzem Fleiße spornen kann, um nachher auf seinen Lorbeeren zu ruhen; allein der Staat braucht keinen Charlatanismus, sondern ruhigen, besonnenen, gleichmäßigen Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Diese Eigenschaften werden nur im längeren Verkehr erkannt; und man mag daher die practischen Collegien zu Examinatorien und Responsorien machen, um gleichsam den ganzen jährigen Cursus als eine dauernde Prüfung zu betrachten. — Wir dürfen wohl kaum anführen, daß wir die halbjährigen Examina während der Studirzeit für eine unzweckmäßige Maßregel ansehen, die man auf unseren katholischen Universitäten noch neuerdings wieder eingeführt hat, obwol auf diesem Wege eben diese aus den Jesuitenzeiten her so in Unterordnung geblieben und zu völliger Nichtigkeit herabgebracht sind.

Was aber das Disciplinarwesen angeht, so stellen wir die Jünglinge der Academie, die in der Regel vor dem zwanzigsten Jahre hier nicht erscheinen, und die wir so gerne sogleich mehr dem Staate und der wirklichen Welt nähern wollen, unter das gewöhnliche bürgerliche Gesetz. Academische Gerichte und Senatsberathungen in Disciplinarangelegenheiten giebts daher hier nicht weiter. Das Alter der Mündigkeit scheint reif genug, um sich unter das Civilgesetz fügen zu lernen; die Beschäftigung wird zu ernst, zu wichtig, zu umfassend, als daß wir die tollere Freiheit der Universität auch hier noch gestatten könnten. So-

bald ſich einmal der Jüngling für einen Beruf entſchieden hat, muß er ſich auch ſchon an ſtrengere Subordination gewöhnen. Sobald er ſich dem Staatsdienſte nähert, muß er ſich auch der herrſchenden Sitte der Geſellſchaft nähern, muß ſeine alte Nichtachtung der Convenienz ablegen und man verlangt von ihm mit Recht, daß er jetzt das Beſtehende im Staate in ſeinen Gründen einſehen lerne und nicht mehr im leichtſinnigen Spiele der Phantaſie es bekämpfe und angreife.

Wir haben die Ehre, Ew. — mit Gegenwärtigem einen geänderten Schulplan der Gymnaſien, einen ganz neuen Plan der Organiſation der Univerſitäten, einen Codex von Univerſitätsgeſetzen und den Vorſchlag zu einem Lehrplane auf der Academie vorzulegen, die im Einzelnen ausführen und vollenden, wozu dieſe Andeutungen vorbereiten und den Grund legen ſollten. *)

Wenn dieſe Vorſchläge Ew. — Billigung erhalten, ſo bitten wir Sie, uns zu autoriſiren, das Budget unſeres Miniſteriums darnach zu redigiren und uns mit dem Miniſter der Finanzen zu verſtändigen.

Einleitung

in die

deutschen Jahrbücher.

1835.

Wir ſind weit entfernt, indem wir in dem nachfolgenden Aufſatze die Erſcheinung dieſer Zeitſchrift ankündigen, mit hergebrachten Entſchuldigungen einer neuen Vermehrung der unüberſehbaren Zahl der kritiſchen Blätter zu beginnen. Wenn es uns nur darum gälte, ein neues Journal als ein Localinſtitut, als das Organ einer Academie oder einer literariſchen Tendenz, einer einzelnen Wiſſenſchaft oder eines einzelnen Mannes von gelehrtem Rufe neben die in ſolchen Zwecken bereits exiſtirenden Zeitblätter zu ſtellen, ſo würden wir uns einer ſolchen Verantwortung allerdings nicht entziehen dürfen. Allein es iſt unſere Abſicht, vielmehr aus der Zahl der beſtehenden Journale in Form und Materie herauszutreten, als uns ihnen anzuſchließen, und wir erklären am Eingange zu unſerem Werke dieſe Abſicht unverholen, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſogleich für anmaßend verſchrieen, ſogleich von denen, die das gelehrte Treiben für ein zunftmäßiges Handwerk anſehen, überfallen zu werden. Wir hoffen aber zuverſichtlich, mit der näheren Auseinanderſetzung unſerer Tendenzen und noch mehr mit der Vorlegung unſerer erſten Hefte, welche durch die Weiſe der Verwirklichung unſerer leitenden Ideen eben dieſe ſelbſt näher legen werden, den Theil des Publicums zu gewinnen und in unſer Intereſſe zu ziehen, der das Leben dem Wiſſen und die Wiſſenſchaft dem Leben nicht entfremdet ſehen will, der aufgeklärt und weiſe alle Gelehrſamkeit nicht als das Eigenthum einer Kaſte verſchloſſen, ſondern als Gemeingut — nicht eben unvorſichtig verſchleudert, aber doch — Jedermann zugänglich gemacht wiſſen will, der in einer unermeßlichen Literatur zu ſcheiden weiß zwiſchen dem Wenigen, was wahrhaft fördert, was ausgebreitet wirkt, was mächtige Impulſe gibt und auf

wo ſich dieſe zu einer ſolchen Selbſtſtändigkeit, zu einem ſolchen Selbſtgefühl, ja zu ſolcher Anmaßung erhob, daß ſie gegen religiöſe und gelehrte Dogmen ankämpfte und ſich in juridiſchen und adminiſtrativen Dingen zur Richterin aufzuwerfen begann. Fürwahr, es iſt ſchwer, in der Literargeſchichte aller Zeiten und Völker eine ähnliche Periode zu finden, wo mit ſolch einer liebevollen Hingebung, mit ſolcher Uneigennützigkeit und aufopferndem Fleiße, geiſtiger Verkehr gepflegt und das Werk allſeitiger Aufklärung und Humanität ſo innerlich gefördert ward als damals in Deutſchland. Dieſe Ausdauer und dieſe Begeiſterung konnte aber auch nur darin ihren Urſprung haben, daß ein gewiſſer Idealismus alle Literatur durchdrang und daß jede literariſche Forſchung und Production all ihren Zweck in ſich ſelbſt ſuchte, keinerlei äußere Beſtimmung anerkannte, und keinerlei Einfluß geſtattete. Unſere Poeſie ließ ſich von keinem nationalen Geſchmacke beſtimmen, nirgends faſt, als in ihren letzten Zügen, erſcheint ſie in einem Bezuge auf die politiſchen Schickſale des Volkes, ſie überflog die Schranken der Volksthümlichkeit, umſpannte alle Ferne in Raum und Zeit und zog den Stoff der ganzen Welt in ihren Kreis; folgerecht achtete unſere äſthetiſche

Annäherung mehr zu wissenschaftlicher Geschlossenheit als zum practischen Nutzen fanden; so hatte Schlözer die Extreme der Schulphilosophie im Politischen und die Charakter- und Principlosigkeit der practischen Politik zu bekämpfen, und bekämpfte sie, indem er die Idealpolitik der griechischen Philosophen zu uns herabzog. In der Rechtswissenschaft blieb jener Versuch der geistreichsten Männer in der Zeit von Deutschlands Befreiung, sie mit dem Zeitbedürfnisse in Einklang zu bringen, ohne Erfolg und es machte sich wieder die Schule geltend, die in die wissenschaftliche Ergründung und Vollendung ihr nächstes Ziel setzt. Zu welchem kühnen Rationalismus stieg nicht die Theologie, der es doch am Ende eingestehen muß, daß er mit der Religionslehre für das Volk in geringer Beziehung stehen dürfe. Unsere Philologie erhob sich zum Range einer ganz neuen Wissenschaft und lernte ihre Unabhängigkeit so hoch anschlagen, daß sie den ursprünglichen Verband mit der Pädagogik fast ganz aufgab. In der Philosophie entspann sich ein System aus dem anderen, das alles Verdienst in die Consequenz seiner innern Structur setzte, von dem Menschen aber und dem Nutzen für den Menschen sich immer weiter entfernte. So sucht unsere plastische Kunst ihr Ideal in Griechenland und in Italien und ihr ahnt noch jetzt von keiner Verbindung mit unseren gegenwärtigen Zuständen; oder sie sucht es in der Natur, aber nicht in den Menschen. Es kam hinzu das lebendige Zusammengreifen der Forschungen in der Naturkunde, die überall von außen und innen aufs thätigste gefördert wurden, und die neben der historischen Forschung den ganzen geistigen Betrieb gegenwärtig beherrschen. Denn von der Zeit an, da nach Göthe's und Schiller's Wirksamkeit die originelle poetische Production, die Thätigkeit der Einbildungkraft in Deutschland aufhörte, trat verständige Beobachtung an ihre Stelle, die sich immer nach diesen zwei Seiten, nach Geschichts- und Naturkunde hin, und nach jener gemeinhin früher wie nach dieser, thätig zeigt, und die sich auch in jede andere Kunst und Wissenschaft unvermerkt eindrängte. Diese Beobachtung aber kennt kein heiligeres Gesetz, als Gründlichkeit und Aufgebung der Subjectivität in jeder Forschung und daher

Zeichen ſcheint, daß in der Geſchichte vielleicht der Anfang gemacht werden dürfte, den ausſchließlichen Weg der objectiven Forſchung zu verlaſſen und indem man darſtellende Werke gibt, die von Ideen ausgehen, welche die Zeit und ihr Bedürfniß bedingen, die Wiſſenſchaft für die gegenwärtige Umgebung fruchtbar zu machen.

Es iſt unläugbar; von der Zeit an, wo unſere Poeſie verfiel und wo unſere freieren poetiſchen Uebertragungen anfingen in ſklaviſchere überzugehen, von dieſer Zeit an gehörte die Literatur nur noch von den Genien, deren Reifung in jene beſſere Zeit fällt, ſie ließ offenbar alles individuell ſcharf Vortretende ab, und wo es ſich doch verdrängte, ſahen wir in der ſchönen Literatur, in der Philoſophie und leider in Fächern, die das Leben unmittelbarer berühren, die Eigenthümlichkeit und Subjectivität zur Carricatur, ja zum Wahnwitze werden; ſie brachte keine neuen hervor, die die früheren hätten erſetzen können. Demungeachtet nahmen namentlich die genannten Wiſſenſchaften, die auf Forſchung und verſtändiger Beobachtung beruhen, augenſcheinlich zu und in Geſchichte und Naturkunde häuften ſich Erſcheinungswerke, die nicht dankbar genug anerkannt werden können. Wir

nach solch einer Thätigkeit die historische Einsicht und welche Weite der Umfang der Wissenschaft erreicht hat. Selbstthätige Geister, die eigne Ideen aufstellen und verfechten, Genien, die neue Wege in den Wissenschaften öffnen, sind selten tolerant und fördern ein Zusammenwirken noch seltner; dagegen gingen die letztgenannten Männer, so verschieden sie untereinder sind, zum größern Theil insofern ganz Einen Weg, daß sie vor ihrer Wissenschaft durchaus aufgingen, und ihre uneigennützige Förderung aufs vortrefflichste betrieben. So ist es unleugbar, daß Göthe, um auch bei ihm den Gesichtspunkt umzukehren, zu frühzeitig in die Naturkunde eine Art der Behandlung einführte, die dem ruhigen Forschen durchaus geschadet hätte, denn gerade in diesem Fache, wo noch so viele Entdeckungen zu erwarten stehen, erkannte selbst der größte Mann des Faches die Nothwendigkeit an, hier mit voreiligen Ideen vorsichtig zu sein. Von diesem Einen Gedanken sind fast alle soliden Werke unserer neueren Literatur ausgegangen, daß nichts mehr den gedeihlichen Fortgang der Wissenschaft hemme, als eben dieses unzeitige Emporschwingen zu allgemeinen Ideen, denen keine ächte und hinreichende Forschung zum Grunde liegt. Dies machte das unvergleichliche Verdienst der Männer aus, die in den physikalischen Wissenschaften, in Geschichte und Literatur der alten und mittleren Zeiten in diesem Jahrhundert unter uns thätig waren. Die sichtbare Blüthe der gründlichsten und empirischen Forschung gerade in diesen Zweigen, deren wahres Element die Empirie ist, mußte unter den Literaten dieser neuen Zeit die heiterste Thätigkeit, den regsten Wetteifer, das froheste Behagen verbreiten; das friedlichste Verständniß unter einander kam hinzu, und eine lange äußere Ruhe nahm die Literatur unter ihren wohlthätigen Schutz. Die politische Welt nahm, erschöpft von kolossalen Bewegungen, die vorhergingen, eine Charakterlosigkeit an, die jedes Interesse davon ablenkte, und auch dies konnte den Studien nicht anders als nützlich sein.

Doch, wenn die Literatur, und wenn selbst die Staatsverwaltungen, welche die Völker nach Theorien zu regieren denken, meinten, diese Indifferenz und dieser Schlaf in der politischen

Welt hätte von längerer Dauer ſein können, ſo zeigte eben die neueſte Zeit, daß dies eine Täuſchung war. Wie konnte man vergeſſen, daß niemals, ſo lange die Welt ſteht, eine Nation oder eine Zeit, die einmal angefangen hat, von einer Idee ergriffen zu werden und eine Richtung nach deren Verwirklichung einzuſchlagen, aufgehört hat, dieſe zu verfolgen, bis ſie zu dem Ziele gelangt iſt, zu dem ihre Kräfte ausreichen! Wie konnte man vergeſſen, daß das vorige Jahrhundert die ungeheuerſten Ideen aufſtellte, die man zwar, weil ſie in Frankreich mit einer frivolen Keckheit auf eine unnatürliche Spitze getrieben wurden, wieder fallen ließ, aber keineswegs um ſie für immer liegen zu laſſen. Gerade der Geiſt der Humanität, den das letzte Jahrhundert mit der klaſſiſchen Literatur wieder aufbrachte, und gerade die ruhige Forſchung in der Geſchichte, die im jetzigen Jahrhundert folgte, mußte die beſonnene Wiederaufnahme jener Ideen gleichſam bedingen; daß der unbeſonnene Verſuch, den man 1830 in Frankreich machte, dieſe Beſtrebungen zu unterdrücken, den Gegenſtoß verurſachte, der ſo mancherlei Folgen hatte, war daher ein ſehr natürliches Ereigniß und unter allen ſeinen Wirkungen würde man die am wenigſten vermuthet haben, die wir

unfruchtbare Theorien und sterile Stoffsammlung in den Wissenschaften ertragen; je mehr die Gegenwart und das Vaterland die Menschen beschäftigt, um so weniger werden sie das Alterthum und die Fremde um dieser selbst willen behandelt sehen wollen, sondern überall wird man den Bezug auf das suchen, was uns nahe liegt und angeht; man wird belehrende Anwendung verlangen, wo wir jetzt nur trockene Untersuchung haben; die Kunst der Darstellung wird nöthig werden, während wir uns bisher mit dem Formlosesten, was man uns darbot, quälten, aber begnügten; man wird Resultate erwarten und nicht mehr bloße Erfahrungen; eine lebenvolle Wissenschaft, nicht aber nutzlose Systemmacherei, noch auch kahle Sammlerei, die Alles zu haben meint, wenn sie eine Neuigkeit hat; man wird Wahrheiten suchen, die sich aus dem Buch und dem Leben gegenseitig bestätigen, und nicht blos vereinzelte noch so richtige Beobachtung, von der man keinen Zweck und keinen Nutzen absieht. Wenn sich nun diese Betrachtung mit all den wahrscheinlichen Berechnungen, die sich daran knüpfen, jenen Männern aufdrang, wenn sich das ganze Gewicht dieser neuen Interessen und Forderungen ihren hergebrachten Vorstellungen von Wissenschaft entgegensetzte, wenn sie statt der gewöhnten Anerkennung nun nichts als Vergessenheit, statt eines friedlichen Verständnisses nichts als widersprechende Forderungen, statt der alten Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Selbstständigkeit in der Wissenschaft nun nichts als Flachheit, Befangenheit und Anlehnung an äußerlich bestimmende Momente voraussahen und ihr redlichstes Wirken gleichsam verloren glauben mußten, gewiß so war ihre Erschütterung nothwendig und der tragische Untergang eben der Männer, die keine Halbheit kannten, bleibt weiter kein Räthsel, so ergreifend seine Lösung auch ist.

In einem solchen Zeitpuncte nun, wo sich neben diesen physischen Wirkungen in der Literatur auch bedenkliche geistige Influenzen zeigen, die nicht minder zum Nachdenken über unsere Zustände anregen, scheint es uns die heiligste Pflicht eines Jeden zu sein, der an dem geistigen Fortgange und Gedeihen der Menschheit einigen Antheil nimmt, Kopf und Herz zu fragen,

was uns vor einem völligen Ruine der Literatur ſichern kann, und dann nach beſter Ueberzeugung alle Kräfte zu regen, um wo möglich den drohenden Rückgang in ein beſonnenes Vorſchreiten zu wenden. Aus einer ſolchen Theilnahme an unſerer vaterländiſchen Cultur fließt das Unternehmen dieſer neuen Zeitſchrift, die wir darum mit den gewöhnlichen und herkömmlichen, die auf Finanzſpeculation, auf Schule und Namen abzielen, nicht gern vermiſcht ſehen möchten. An dieſer Quelle unſeres Unternehmens, das hoffen wir von unſerer verſtändigen Nation, wird kein deutſcher Mann die Lauterkeit verkennen, und keiner ihre Heilſamkeit. Vielfältig wird man vielleicht den Lauf, den wir ihr zu geben verſuchen, mißbilligen: dann ſuche man ohne Groll und Bitterkeit einen beſſeren, denn es iſt ein unverſiegli-cher Quell, der tauſend andere Richtungen und Canäle gleich ergiebig ausfüllen kann. Wir ſind der Meinung, daß eine richtige, ernſte, beſonnene Erkenntniß unſerer Zeit und ihrer Bedürfniſſe, das alleinige Heilmittel iſt, das uns erhalten kann. Wir glauben, daß gründliche Forſchung in aller Wiſſenſchaft ein Eigenthum unſeres Volkes geworden iſt, die wir unter keinerlei Umſtänden je wieder preisgeben müſſen, meinen aber zugleich, daß geſunde practiſche Richtung des Verſtandes auf das, was uns vor den Füßen liegt, als eine der ſchönſten Eigenthümlichkeiten der Deutſchen nicht genug gepflegt werden könne in einer Zeit, die uns mehr als alle vorausgegangenen auf unſere materiellern Intereſſen hinweiſen zu wollen ſcheint. Wir glauben daher auch namentlich die moraliſchen Wiſſenſchaften mehr als je dem Leben näher ſtellen zu müſſen und würden wünſchen, daß beſtimmte Gedanken, die uns die Einſicht in unſere gegenwärtige Lage und unſere Bedürfniſſe nahe legt, die das Leben bewegen und große Intereſſen unſers Volks berühren, jedes Werk beſonders hiſtoriſcher oder publiciſtiſcher Art durchdringen und geſtalten möge; wir wünſchen namentlich die Ungenießbarkeit unſerer ſtreng gelehrten Werke mehr verſchwinden und eine freiere Behandlung an die Stelle treten zu ſehen, die ohne die Gründlichkeit zu gefährden einem größeren Publikum die Früchte unſerer gelehrten Cultur annehmbar macht. Unſere Leſer werden

errathen, daß wir der Ueberzeugung sind, daß das Versenken unserer Gelehrten in ihr sogenanntes objectives Forschen nicht mehr das sein kann, was hinfort die Literatur allein bestimmen und beherrschen wird. Jener Wechsel zwischen der Herrschaft der Receptivität und Productivität in der Literatur hat überall geherrscht, hat seine großen und kleinen Räume beschrieben; einen solchen kleinen periodischen Ablauf haben wir angedeutet, es gibt noch einen anderen in der deutschen Geschichte zu beobachten, der viel kolossaler ist. Deutschland war in seiner Literatur bis zur Reformation von Fremden beherrscht, eben wie seine Politik stets nach außen gerichtet war. Seit der Reformation erst und seit der poetischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ist Deutschland selbstthätig geworden; es gab den Theilen von Europa, die ihm zu folgen fähig waren, Gesetze im Religiösen; ist im Begriff sie im Literarischen zu geben und wird sie vielleicht einst, so lächerlich das jetzt klingen mag, im Politischen geben. Dies aber könnte und kann nur geschehen, wenn wir zum Bewußtsein kommen, dies nur, wenn wir unsere Zeit verstehen. Dieses Verständniß fördern zu helfen, ist unser aufrichtigstes Bestreben; wir wünschen daher, daß die gelehrte Welt das umgebende Leben nicht vergesse. Das ganz rücksichtslose Sammeln, Sichten und kritische Untersuchen muß immer dankenswerth bleiben, wird es bleiben, wird auch forteristiren, ohne darum fortwährend das letzte Ziel bleiben zu können, besonders in Zeiten, die Gelehrsamkeit, Bücherkunde und Bücherverbreitung, geöffnete Quellen, gründlichen Unterricht, allgemeine Zugänglichkeit zu allen literarischen Schätzen voraus haben. In Zeiten der Bewegung und Umwälzung in Literatur wie im Staate ist nichts wünschenswerther, als die Entfernung aller derer, die nichts zu gewinnen haben bei jeder Veränderung und derer, die nichts zu verlieren haben. In der Literatur diese beiden Extreme auszuschließen, soll das Bestreben unserer Zeitschrift sein. Unheilbare Pedanterie, rein unfruchtbare Gelehrsamkeit, altfränkisches Ankleben an dem ältesten Herkommen wird so erklärte Gegner in unsern Blättern finden, wie das seichte Geschwätz unserer jüngeren Generation und ihr dünkelhaftes Erheben gegen

das Heiligſte und Größte; wir wollen nichts mit der lüderlichen Genialität unklarer Köpfe zu ſchaffen haben, und haſſen den literariſchen Jacobinismus ſo ſehr, wie das Kaſtenweſen und die Schuldeſpotie.

Daß wir dieſe unſere Zwecke mit einem Zeitblatte am eheſten zu erreichen hoffen, iſt wohl bei dem Zuſtande unſerer literariſchen Welt natürlich. Wir können nur einen Impuls geben um allmählig Gleichdenkende zu weiterem Wirken um uns zu verſammeln. Dieſer Impuls muß heutzutage wohl nothwendig von einem Journale ausgehen. Auch glauben wir auf keinem anderen Wege fühlbarer darlegen zu können, was da Noth thut, wenn unſerer Literatur aufgeholfen werden ſoll, als gerade mit dem Einführen eines neuen Zeitblattes, das, wenn es auch ſonſt kein Verdienſt haben ſollte, doch das Verdienſt der Conſequenz behaupten oder mit ihm zugleich ſeine Exiſtenz aufgeben wird, ſo lange es wenigſtens in den Händen der Unternehmer bleibt. Wir glauben, ſo groß die Zahl der Zeitſchriften in Deutſchland, ſo groß die Zahl der an ihnen Betheiligten und Mitarbeitenden iſt, daß nicht leicht ein wackerer Mann uns widerſprechen wird, wenn wir es laut ſagen, daß die Charakterloſigkeit faſt ſämmtlicher Journale eine ſo niederſchlagende und troſtloſe Thatſache iſt, wie nicht leicht eine andere in unſerer Literatur gefunden werden kann. Nirgends zeigt ſich mehr, als hier, welch ein verwünſchungswerther Leichtſinn in unſer gelehrtes Treiben eingeriſſen iſt. Wir laſſen uns eine gebildete, auf gründliches Studium, auf ächte Wiſſenſchaft bedachte Nation nennen und pflegen unter uns eine Unzahl von dieſen literariſchen Anſtalten, wo die erbärmlichſte Seichtigkeit am breiteſten ihr Unweſen treibt, wo die ſchamloſeſte Lobhudelei mit der ſchnödeſten Verfolgungsſucht wechſelt, wo ſich ein Volk von mittelmäßigen Köpfen und Kleingeiſtern einniſtete, das dort unter und für und gegen einander ſein lautes Weſen treibt, daß jeder Bedächtige faſt ſich aus dieſem Chaos herauszog, daß ſo viele unſerer bedeutenderen Gelehrten ihre eignen Zeitſchriften gründeten, was wieder eine Vervielfältigung dieſer Inſtitute hervorbrachte, die auf andere Weiſe ſchädlich wirkte, indem dieſe Männer ſich und ihre kleine-

ren Arbeiten gerade der Kritik entzogen. In unseren allgemeinen Journalen kann man nun eine Masse Anzeigen finden, aber selten eine Recension; man findet da jeden Wisch aus jedem Winkel besprochen, nur wenn eine große literarische Erscheinung hervortritt, sieht man sich Jahre lang vergebens nach einem Referenten um, der der Sache gewachsen wäre. Unsere Zeitschrift hat sich daher als ihr erstes Gesetz das gestellt, daß unter keiner Bedingung Werke der Mittelmäßigkeit darin recensirt werden sollen, sondern nur solche, die von einem entschiedenen Einflusse auf die Wissenschaft sind. Darum soll dies Blatt aber nicht ein Corpus von bewundernden Anzeigen werden, sondern wir sind der Meinung, daß auch durchaus falsche und schlechte Werke von entschiedenem Einflusse auf die Wissenschaft sein können, und wenn wir auch den Meistern zu zeigen wagen, daß kein Menschenwerk vollkommen ist, so hoffen wir darum von Niemanden getadelt zu werden, dem es ein Ernst ist um Förderung des Wissens. Ist es möglich, so soll jedes umgestürzte Urtheil mit einem neuen ersetzt, jedes gebilligte mit neuen Gründen unterstützt, jeder Mangel erörtert und, wo es der Raum und der Gegenstand erlaubt, die Lücke ausgefüllt werden, so daß unseren Blättern auch ein positiver Werth inwohne.

Wir wollen keinerlei Beschränkung statuiren, außer die, welche durch den Gedanken, der uns leitet, bedingt und geboten wird. Da wir überall die menschliche Gesellschaft und ihr inneres Gedeihen im Auge haben, so schließen wir, was damit in fernerer Beziehung steht, aus und nehmen daher alle exacten Wissenschaften in unsern Plan nicht förmlich auf. Geschichte und Staatenkunde im weitesten Umfang werden den Mittelpunkt unserer Hefte bilden, so daß auch Erscheinungen in der politischen Welt und in der Administration der Staaten unmittelbar und ohne das Medium der schriftlichen Tradition uns interessiren werden; alle Künste und moralischen Wissenschaften sollen sich anschließen, und solche Werke aus den Fächern der Philologie, der Theologie und Jurisprudenz, die sich auf Pädagogik, auf eigentliche Religionslehre, auf practische Rechtspflege und Gesetzgebung beziehen, sollen Beurtheilung finden. Die gelehrten und ausschließlich wissen-

ſchaftlichen Theile dieſer Disciplinen aber, ſo wie die ſpeculative Philoſophie glauben wir nach unſeren Anſichten von dem, was unſeren Zuſtänden wahrhaft erſprießlich iſt, nicht zulaſſen zu können; ja wir würden manche dieſer Fächer, die in einzelnen Theilen alle geiſtige Thätigkeit der blos mechaniſchen opfern, ganz ausſchließen, wenn es uns nicht gelten müßte, den echten Humanismus und die wahre Religioſität namentlich gegen den Mißbrauch der betreffenden Wiſſenſchaften ſelbſt zu ſchützen.

Am liebſten werden wir Aufſätze in Form von Kritiken aufnehmen; doch ſchließen wir jede Mittheilung, die in unſere Wirkſamkeit eingeht, unter keiner Form aus. Beſonders wird es unſeren Blättern eigenthümlich ſein, daß wir eigentlich auf verborgnere Gegenſtände aufmerkſam machen, wo es uns noch an Unterſuchungen und Forſchungen *fehlt*, und Aufgaben zu Arbeiten angeben mit kurzen Andeutungen über den Weg, den nach unſeren Gutdünken die Behandlung zu nehmen hätte. Von keinem Theile unſerer Hefte hoffen wir ſo fruchtbaren Erfolg, wenn ſie nur einen kleinen Anklang unter unſern jüngern Gelehrten finden ſollten. Wenn wir blos ſtets auf gut Glück, wo ſichtbarer, offenkundiger Mangel in der Literatur iſt, kritiſch arbeiten, Quellen

gegeben wird; doch werden wir in der Regel keine Namen beiſetzen. Es gilt uns nur um die Sache, nicht um den Namen; wir fürchten nicht Urſache zu haben, uns unſerer Aufſätze zu ſchämen, wir fürchten auch keinen Streit und keine Fehde, aber wir wünſchen ſie nicht, und wollen gerne jedes Mittel ergreifen, um alles Perſönliche rein aus unſeren Schriften zu verbannen.

Jederlei Zwang halten wir einem Unternehmen, deſſen ungeheuere Schwierigkeiten wir uns keineswegs verhehlen, nicht förderlich. Wir denken indeſſen im Stande zu ſein, regelmäßige Monatshefte von vier bis ſechs Bogen zu liefern, wir werden aber nicht ſclaviſch eine dauernde Regel daraus machen, ſondern periodenweiſe nach Umſtänden dieſen Raum erweitern oder beſchränken.

Wir wünſchen, unſere Jahrbücher zu einem nationalen Werke zu machen, denn unſere Nationalehre ſcheint uns zu verlangen, daß unſerer wiſſenſchaftlichen Cultur eine würdige Repräſentation zu Theil werde. Wir wünſchen daher, daß ſich gleichgeſinnte Männer enge und feſt an uns anſchließen. Wir erklären ſogleich, daß unſere Hefte nicht der Tummelplatz der verſchiedenſten Anſichten und Beſtrebungen werden ſollen, daß daher die Aufnahme oder Abweiſung eines eingeſandten Beitrags (der an die unterzeichnete Redaction einzuſenden iſt), nur von dem darin herrſchenden Geiſte abhängen kann. Wer ſich unſerer Tendenzen fremd fühlt, der wird ohnehin auch keine Luſt haben, in unſere Mitte zu treten. Den Mitarbeitern, die bereits durch vorläufige Verſtändigung in unſerem Verbande ſtehen und Jedem, der auf dieſe Aufforderung hinzutreten wird, empfehlen wir aufs dringendſte, ſich mit uns der Zeitſchrift wie ihrer eigenen Anſtalt anzunehmen; ſie ſoll keinen willkürlichen Redactor haben, jeder Mitthätige ſoll auch mitredigiren; es wäre ſchön, wenn Jeder im Namen der Jahrbücher reden könnte und möchte. Wir empfehlen ihnen, in Wahl und Behandlung ihrer Gegenſtände dort auf das Große und Werthvolle, hier auf das Tüchtige und Würdige, und iſt es möglich auf freie und leichte Bewegung zu ſehen; fleißige Beſprechung über das, was anzuzeigen und wie es anzuzeigen iſt, wird vor Allem dazu dienen, gleiche Geſin-

gungen des eigenen inneren Lebens auffand und dann in ſeinem geſchichtlichen Kunſtwerke ſchöpferiſch eine ungeheuere Materie belebend durchdringen ließ, nur dieſen Gedanken aufzufaſſen, wie ſchwer war das ſchon! es verlangte ein Leben voll Erfahrung, ein Leben voll Fleiß, und zu beiden ein Gemüth, das empfänglich jeden Eindruck aufzunehmen, einen Geiſt, der wachſam jede weſentliche Erſcheinung zu ergreifen und die Einzelnen zu verbinden weiß, es erforderte einen Menſchen, der nicht blos von Gegenwart zu Gegenwart gelebt, ſondern der ſeine Jugend mit in ſein Alter herübergenommen hat und in klarer Ueberſchauung des Entwurfs ſeines eignen Lebens zu Selbſtkenntniß gelangt iſt, die ihn vielleicht am eheſten zu der Kühnheit berechtigt, die Gottheit in dem Geſetze errathen zu wollen, das er ſich und der ganzen Schöpfung um ſich aufgelegt ſieht. Wollte man gar dem Werke oder ſeinem Grundgedanken opponiren, ſo gehörte dazu ſtreng genommen ein Buch von ähnlicher Anlage und Ausführung, da ihn, wie ein philoſophiſches Syſtem, nur ein Anderer verdrängen konnte, der ſich neben ihn ſtellte und dem von weiſen Richtern der Preis zuerkannt würde. Wie wünſchenswerth war es auf der anderen Seite, daß dem zur Auffaſſung langſameren Laien der Kern eines Buches geöffnet würde, das ſich Plan und Zweck nicht an die Stirn ſchrieb, wie ſo viele tauſend andere Erſcheinungen, hinter welchen man ohne eine Vorſicht dieſer Art keinen Plan geſucht hätte, ſondern das aus Abſicht oder Takt ſein Inneres hinter die Maſſe der nothwendigen Aeußerlichkeiten verſchließt, um nicht auf der Oberfläche mißverſtanden, ſondern entweder innerlich erfaßt oder lieber gar nicht geleſen zu werden, ein Buch alſo, das jede wiederholte Anſtrengung um ſein Verſtändniß mit wiederholter Belohnung entſchädigt.

In den Andeutungen, die wir im Folgenden mittheilen, wird Niemand eine kleinliche Critik des Factiſchen vermuthen oder ſuchen, ſo leicht es natürlich wäre, in einem Werk von ſolchem Umfange bei fortdauernden Forſchungen nach acht Jahren manche Ausſtellungen geringerer Einzelheiten zu machen. Uebler angewandt könnte aber ein ſolcher Krokylegmus ſchwerlich wer-

Ueber

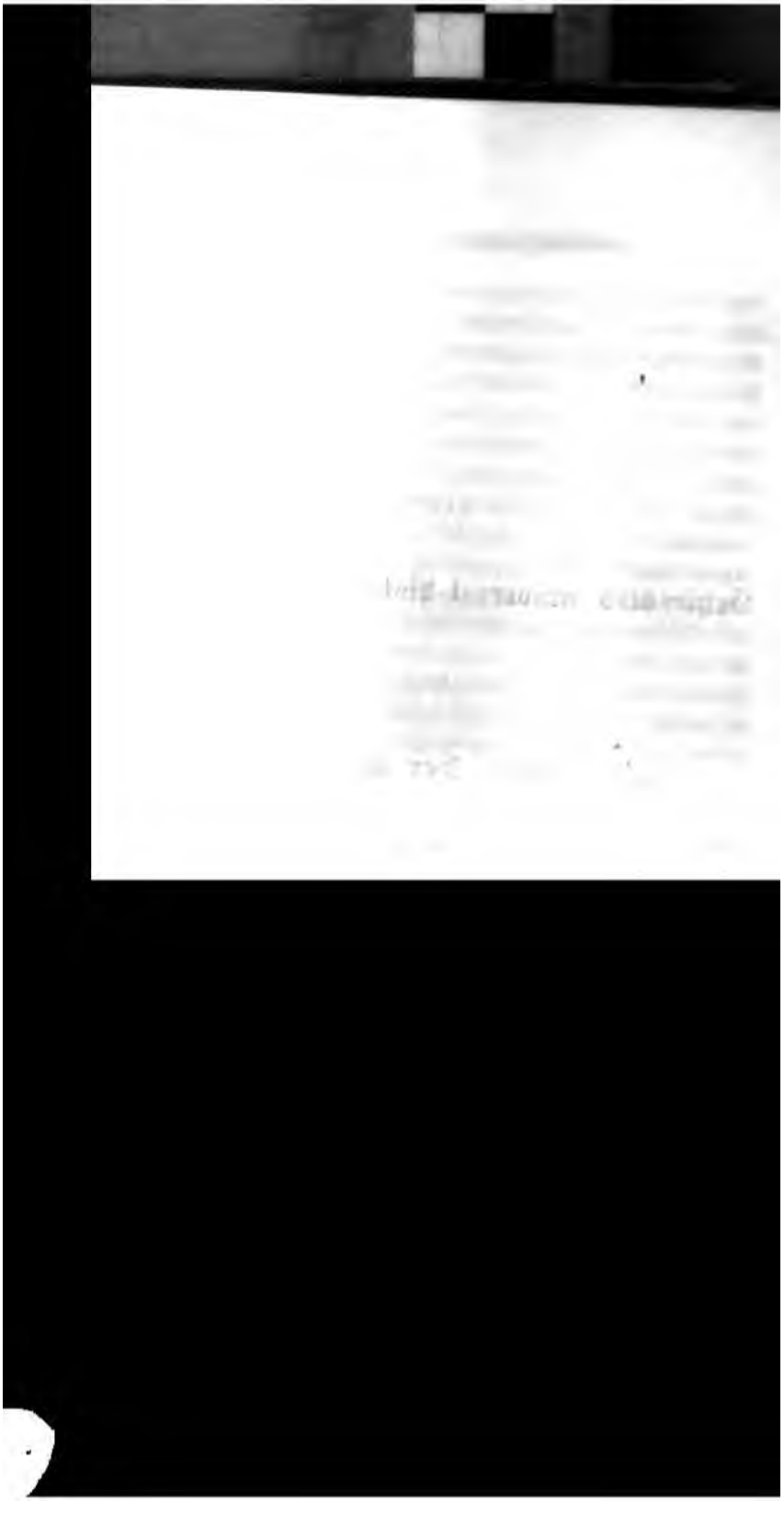
Schlossers universal-historische Uebersicht

der

Geschichte der alten Welt

und ihrer Cultur.

1835.



Die Redaction der deutschen Jahrbücher wünscht in ihren ersten Artikeln eine solche Wahl zu beobachten, daß aus denselben mehr noch, als aus den bloßen Andeutungen der Vorrede, Zweck und Tendenz der deutschen Jahrbücher klar werde. Wir glauben, kein Werk eigne sich vielleicht unter allen neuern Erscheinungen von Bedeutung besser unter diese einleitenden Aufsätze, als die Universalgeschichte Schlosser's. Wir hatten nur Ein Bedenken, es an die Spitze zu stellen. Da Schlosser, wir wollen nicht untersuchen, ob mit Schuld oder Unschuld, seit den letzten Jahren mehrfach in literarische Streitigkeiten gerieth, da man ihn, gleichgültig, ob mit Recht oder Unrecht, gerne als einen Gelehrten von dictatorischer Anmaßung, als einen Mann, der den kritischen Richterstuhl zu usurpiren Lust hätte, wohl auch als Anhänger der alten Voßischen Partei oder vielleicht als deren zeitiges Haupt — schilderte oder verleumdete, so fürchteten wir, daß beim Erblicken dieses Namens auf der Stirne unserer Blätter die ganze Masse seiner Gegner sogleich dieser Zeitschrift — je nachdem nun der Inhalt des Aufsatzes lobend oder tadelnd ausfallen möchte — für ein bekämpfbares Organ dieser Schlosser'schen oder für ein willkommenes ihrer eigenen Partei halten, sogleich ein Geschrei des Jubels oder der Drohung erheben und sogleich beim ersten Erscheinen unsre Blätter in ein falsches Licht setzen möchte. Wir scheuten die Vorurtheile der Gelehrten, die unvertilgbarsten vielleicht nächst den religiösen; wir scheuten sogleich Streit und Anfechtung über

gungen des eigenen inneren Lebens auffand und dann in ſeinem geſchichtlichen Kunſtwerke ſchöpferiſch eine ungeheuere Materie belebend durchdringen ließ, nur dieſen Gedanken aufzufaſſen, wie ſchwer war das ſchon! es verlangte ein Leben voll Erfahrung, ein Leben voll Fleiß, und zu beiden ein Gemüth, das empfänglich jeden Eindruck aufzunehmen, einen Geiſt, der wachſam jede weſentliche Erſcheinung zu ergreifen und die Einzelnen zu verbinden weiß, es erforderte einen Menſchen, der nicht blos von Gegenwart zu Gegenwart gelebt, ſondern der ſeine Jugend mit in ſein Alter herübergenommen hat und in klarer Ueberſchauung des Entwurfs ſeines eignen Lebens zu Selbſtkenntniß gelangt iſt, die ihn vielleicht am eheſten zu der Kühnheit berechtigt, die Gottheit in dem Geſetze errathen zu wollen, das er ſich und der ganzen Schöpfung um ſich aufgelegt ſieht. Wollte man gar dem Werke oder ſeinem Grundgedanken opponiren, ſo gehörte dazu ſtreng genommen ein Buch von ähnlicher Anlage und Ausführung, da ihn, wie ein philoſophiſches Syſtem, nur ein Anderer verdrängen konnte, der ſich neben ihn ſtellte und dem von weiſen Richtern der Preis zuerkannt würde. Wie wünſchenswerth war es auf der anderen

den, als an einem Werke wie dieses: man muß die Bücher mit dem Maaße messen, mit dem sie selbst messen; dies ist nicht allein eine Maxime christlicher, sondern auch kritischer Gerechtigkeit. Wir wenden Worte von Strabo an, wenn wir sagen, daß, „wie wir in kolossalen Werken nicht nach den einzelnen Ausführungen sehen, sondern mehr das Ganze betrachten, ob es in seiner Gesammtheit schön sei, so auch hier das Urtheil gefällt werden muß: denn auch dies ist eine Kolossurgie, die das Große darlegt, wie es sich verhält, und das Ganze."

Erklären wir uns vor Allem des Verfassers Standpunkt in der Historiographie der Gegenwart und der Nation, wir können dabei nicht besser thun, als zuerst den Verfasser sich selbst gegenüberstellen, seine früheren zu seinen späteren Werken, indem wir dabei auf einen Punkt geführt werden, der ganz geeignet ist, an einem speciellen Beispiele die in der Einleitung angedeuteten Ansichten zu erhärten. Schlosser trat mit seinen ersten Werken in einer Zeit auf, in welcher die quellenmäßige Geschichtsforschung in der schönsten Blüthe stand. Seit Mascov oder Johannes von Müller, — welche Werke hatten wir nicht entstehen sehen! Um von Jenen zu schweigen, die die Manier des vorigen Jahrhunderts fest hielten, die nichts als materielle Erschöpfung erstrebten, welche Unzahl von anderen Geschichten, die mit dieser Gründlichkeit zugleich eine gefälligere Darstellung und Anordnung zu geben suchten, erhielten wir nicht! oder wo wäre die Nation, die in ein Paar Jahrzehnten Männer wie Müller, Plank, Wilken, Mannert, Stenzel, Raumer, Rehm, Rommel, Manso, Eichhorn und wer könnte sie Alle so in Einem Athem nennen, in solcher ehrfurchtgebietenden Menge aufzuweisen hätte? In einer solchen Zeit konnte wohl ein Mann, der aus einem anderen Gebiete erst in die Historie übertrat, nicht anders als sich vorsichtig an diese oder ähnliche vorsichtige Forscher anschließen; er konnte mit seinem Sinne für Gründlichkeit nicht anders, als einem so gewissenhaften Studium zugethan sein, dem er die anderen ergeben fand. Jedermann weiß, daß Schlosser lange Jahre aufs ehrenvollste in ihre Reihe ge-

merken muß, falls man nicht
finden will,) daß der Verfaſſer
Geſchichte einander gegenüber ſtell
forſchung des Geſchehenen, der
ſachen verſteht, in die der Schrei
wenig als möglich einmiſchen ſolle
ſchichte der Menſchheit, die auf In
Rückſicht nimmt, die aus einer le
mit anderen Worten das, was man
lung der Geſchichte genannt hat. Wi
Anſichten von Geſchichtſchreibung de
anderen Geſichtspunkt faſſen, und w
hörte in jener erſten Zeit ſeiner hiſt
jenen genannten Männern, die ganz
der Materie gerichtet waren; ihm war
tums vor Allem wichtig, weil ohne eine
lage von ſicherer Erfahrung und Kenn
jede Geſchichte ein Unding iſt. Dieſe A
ſeiner Univerſalgeſchichte noch innerlichſ
der Geſchichte der Menſchheit, abgetrenn
ein hiſtoriſches Raiſonnement ohne hiſtori
ihm eine Träumerei ſcheinen; er würde
ein faſt unvermeidliches Hineintragen von
verknüpft wäre, die nicht

derung von den Schickſalen der Menſchheit, ſtatt einer einfachen Nachweiſung der nothwendigen und ewigen Geſetze an den vorübergehenden Erſcheinungen werde hier leicht ein Ziel der Entwicklung angenommen und als ein ſolches Ziel irgend ein erträumter Glücksſtand der Menſchheit je nach der Beſchränktheit des teleologiſchen Geſchichtſchreibers geſetzt werden. So ganz auch dieſe Anſicht bei Keinem, der Geſchichte kennt und weiß, was Geſchichtſchreibung iſt, irgend einen Widerſpruch finden kann, ſo würden wir doch gerade aus ihr eine andere Unterſcheidung der geſchichtlichen Behandlungsarten ziehen, als Schloſſer gethan hat. Wir würden nämlich fortfahren: auch in dieſer objectiven Scheidung des geſchichtlichen Vortrags ſteht Schloſſer noch in der Reihe der herkömmlichen Anſichten, und wir würden eine ſubjective an ihre Stelle ſetzen, und dieſe an Schloſſer's hiſtoriſchen Werken ſelbſt erläutern. In ſeiner Weltgeſchichte, die es wohl verräth, daß ſie dem Verfaſſer nur Mittel war, ſich im Gebiet der Hiſtorie materiell feſtzuſetzen, hatte er den weiten Plan, in gleichmäßigem Gebrauche der echteſten Quellen das ganze Feld in der angefangenen Weiſe zu bearbeiten und er trotzte der Meinung ſeiner Freunde, daß dies über menſchliche Kräfte hinausginge. In dieſem Werke ging Schloſſer von dem einfachſten Feſthalten am Ueberlieferten aus; er zeigt ſchon dort am Hervorheben des Minderbekannten und Uebergehen des Allbekannten, daß es ihm nur um Fülle des Stoffes zu thun war; unter jenem führte er im erſten Bande noch Sagengeſchichte auf, von der er ſich in der Vorrede zum zweiten ſchon ganz unverholen abwandte und nur gezwungen, ſcheint es, das, was von der Art in den erſten Band gerathen war, entſchuldigte. Schon im erſten Bande aber war das Betrachten der alten Geſchichte aus der gegenwärtigen Zeit, ihre Behandlung nach deren Bedürfniſſen, wie ſie ſich dem Verfaſſer darſtellten, ſichtbar. Doch iſt es ſehr merkwürdig, daß er hier einen Mißgriff that, den uns weder die äußere Welt noch des Schriftſtellers Innere erklären kann, ein Beweis, wie dieſe kunſtmäßigere Betrachtung der Geſchichte ſchon ein ſehr geübtes Auge erfordert. War es die Sättigung der Zeit an politiſchen Dingen

oder war es des Geſchichtſchreibers früherer Beruf, was ihn jene Bedürfniſſe beſonders im Religiöſen ſuchen ließ, genug ein Zug nach dieſer Seite war vorherrſchend, bis Schloſſer in ſeinem achtzehnten Jahrhundert zum Schrecken mancher ſeiner Verehrer plötzlich ins rein Politiſche überſprang, eine Veränderung, welche ihre verborgenen Mittelglieder haben mußte, auf die ſich aber erſt nachher aus der Univerſalgeſchichte wohl ſchließen ließ. Unter all dieſem intereſſirt uns hier am meiſten, daß von dem rein Factiſchen in der Weltgeſchichte, in das ſich zwar immer eigene Urtheile, Anſichten und Reſultate in wachſenden Graden einflochten, in dem achtzehnten Jahrhundert ein greller Uebergang zum ganz Entgegengeſetzten gemacht war. Wo dort Alles aufs kritiſche Unterſuchen hinausging, kam es hier auf eine leichte und kecke Behandlung der Begebenheiten heraus; während dort Fülle und Vollſtändigkeit erſtrebt ward, ſo war hier Ausſcheidung und Herausheben des Allerbedeutendſten der Hauptzweck; wo dort in einem rieſenmäßigen Plane die Schickſale aller Völker der Erde oft mit einem feinen Tacte in einander geflochten und geſchlungen werden, da iſt hier im kleineren Gegenſtande Ordnung, Abtheilung und Sichtung. Dort war mit Urtheilen über eine vergangene Zeit und untergegan-

noch nach dem Sicherſten ſtrebend, in den unmittelbareren und näheren Urſachen der Begebenheiten, in den moraliſchen und intellectuellen Eigenſchaften der Menſchen, und dies geſchieht mit der ganz eigenthümlichen Vorſicht, daß zugleich die Rückwirkungen der Begebenheiten auf die innere Geſchichte der vorragenden Männer genau erwogen werden; ja es wird ſchon in einzelnen Punkten ein ſo totales hiſtoriſches Talent ſichtbar, daß man ihm mit einſeitiger Charakteriſirung nicht mehr nahe kommt, und daß wir wiederholen müſſen, daß wir nur vom allgemeinen Eindruck des Ganzen reden. In der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts verſchwinden dieſe faſt ausſchließlichen Rückſichten auf die Individuen; ein größeres Maaß der Geſchichte wird angelegt; auch die Maſſen bewegt ein Wille; die Kraft der Richtungen, die ſie nimmt, kommt in Anſchlag und die Gewalt der Begebenheiten, wenn einmal eine ſolche Tendenz nach anfänglich leiſem Hervortreten ſtets geltender und zuletzt Alles überwiegend wird, reißt die Einzelnen mit, die ſich im menſchlichen Dünkel oft vermeſſen, dem Schickſal vorgreifen zu wollen; aus dem Zwang der von Ewigkeit beſtehenden Geſetze wird auf der anderen Seite der freie Wille als beſtimmt und beſchränkt gezeigt, und künſtlichem Menſchenwerk ephemere Dauer geweiſſagt. In der Univerſalgeſchichte greifen alle früher getrennten Behandlungsarten zuſammen; war dies theilweiſe auch früher, wenigſtens in Spuren der Fall, ſo iſt doch dieſes Werk auch nicht im Ungefähren aus einer einſeitig-hiſtoriſchen Betrachtungsart zu erklären. Die Nothwendigkeit ewiger, nie alternder Geſetze und der freie Impuls menſchlicher Willkür, die Wirkung des Ganzen und der Maſſen auf den Einzelnen und die des Individuums auf die Geſammtheit, die in ſteter Wiederkehr erkennbaren und in deutliche Analogien faßbaren Formen der gleichen oder ähnlichen Entwicklung im Geiſtigen und Körperlichen, im Theile und im Ganzen neben dem ewig Wechſelnden und Neuen in der Geſchichte, Alles greift wie es in dem Leben ſelbſt thut und in der Geſchichte, dem Abbild des Lebens, thun ſoll, innerlichſt zuſammen und durchdringt ſich in unſcheidbarer Vereinigung und Verflechtung. Noch mehr: der Geſchichtſchreiber

erſteigt hier den letzten Gipfel geſchichtlicher Kunſt; er verläßt den Weg der ausſchließlich objectiven Betrachtung ganz, er tritt den Erſcheinungen und Begebenheiten gegenüber, ſtatt ſich, wie die gewöhnliche Geſchichtsforſchung thut, darin zu vergraben, er ſucht das, was jenſeits aller erklärbaren Triebfedern und Urſachen zu den Ereigniſſen liegt, er ſucht Gottheit, Vorſehung und Weltordnung aus ihrer Offenbarung an den Ereigniſſen zu erforſchen, oder, wie er ſelbſt ſagt, zu errathen.

Aus dieſen Stufengängen iſt das ſichtbarſte Fortſchreiten zu erkennen von materieller Geſchichtsforſchung zu pſychologiſch beobachtender Geſchichtſchreibung, von da zu combinirender Betrachtung und Beurtheilung der Geſchichte und endlich zu einem ſelbſtſtändigen hiſtoriſchen Kunſtwerke, zur freien Schöpfung eines Gemäldes der Geſchicke der Menſchheit; es iſt ein Fortſchritt von Reception, zur vielſeitigen Beobachtung und zuletzt zur Production, der, wie er hier im beſonderen Fall gezeigt iſt, ſich ebenſo aprioriſch als nothwendig konnte herausſtellen laſſen. Der Durchgang aber durch alle dieſe einzelnen Behandlungsweiſen und das Durchdringen bis zu jener letzten zeigt aber den angebornen Beruf des Mannes zum Geſchichtſchreiber und verlangte in jedem Falle einen außerordentlichen

dies Medium bei historischen Werken aus den Augen setzt, wer unmittelbar am Gegenstand selbst mißt und copirt und mit Copiren und Messen Alles gethan zu haben meint, der kann nur das Verdienst haben, dem Geschichtschreiber Material und Quellen zu liefern, zu bearbeiten und zuzurichten, kann aber nicht für einen eigentlichen Geschichtschreiber gelten. Es wäre interessant, alle unsere Gelehrten, die sich mit Geschichte beschäftigen, nach diesen Gesichtspunkten zu ordnen und jedem seine Stelle anzuweisen; die meisten unserer Forscher haben als solche die ausgezeichnetsten Verdienste, aber als Geschichtschreiber sehr geringe. Weil sie meistens mißkannten, was zur Anlage eines kunstmäßigen Bildes gehört, so haben sie sehr leblose Gemälde geliefert, wo sie diese ohne Kenntniß der optischen Gesetze zu entwerfen suchten; nun liegen manche der schätzbarsten Werke da, die nur erst zeigen, was sie unter geschickten Händen *werden* könnten; und es ist an Schlosser schon frühe ein characteristischer Unterschied und ein von ihm selbst gefühlter Vorzug seiner Werke vor den darstellenden Werken mancher anderer Historiker, daß schon in der Weltgeschichte trotz der vernachläßigten Schreibart, trotz den lateinischen Citaten mehr echte und treue Darstellung der geschilderten Zeiten erreicht ward, als durch gezierten Styl, der Alterthümlichkeit oder den Ton anderer Jahrhunderte affectirt; und während auch neuere berühmte historische Leistungen trotz aller aufgebotenen Mühe nicht dahin kamen, die Zeiten, die sie behandelten, in lebendiger Fülle darzustellen, sondern immer todt und kalt blieben, so ist Schlossers Universalgeschichte in ihrem schmucklosen Vortrage immer voll lebenvoller Anschauung. Durch die Reinheit und Einfalt, mit welcher hier das Leben in allen seinen Beziehungen gefaßt wird, mit welcher die Persönlichkeit vor dem Gegenstande verschwindet, sehen wir uns wechselnd von den Stimmungen bewegt, die auch das Leben selbst in uns am mächtigsten aufruft: Gefühl von der Zufälligkeit der menschlichen Dinge und Ueberzeugung von ihrer inneren Plan- und Gesetzmäßigkeit, Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten und Vertrauen auf menschliche Kraft, Beobachtung des Sinkens

und des Steigens, des Rückgangs und des Fortgangs, der flüchtigen Bewegung und der ewigen Ordnung in der Bewegung.

Einen Geſchichtſchreiber, der ſich in der Wirklichkeit des Lebens, dem Elemente des Hiſtorikers, ſo frei bewegt und ſie ſo trefflich zu bemeiſtern verſteht, ſtehen wir nicht an mit dem höchſten zu vergleichen, nicht allein innerhalb, ſondern auch außerhalb der Nation und der Gegenwart. Hätten ſich doch die Leute, die ſich anmaßten, über ein ſolches Werk (in deſſen Köcher, um mit Pindar zu reden, viele raſche Geſchoſſe ſind, den Kundigen klangvoll, aber für die Maſſe der Ausleger bedürftig) vorwitzige und aberwitzige Urtheile in die Welt zu ſchreien, erſt nach ſolchen Auslegern umgeſehen, die ſie in das Innere deſſelben hineingeführt hätten, hätten ſie ſich doch erſt über Geſchichte und Geſchichtſchreibung eine nothdürftige Belehrung verſchafft, ehe ſie ſo leichtfertig ihre eigene Blöße zur Schau ſtellten. Aber das iſt ein trauriges Loos, das der Wiſſenſchaft der Geſchichte anklebt, daß ſie, die das Höchſte anſtrebt, den platten Thoren das Gemeinſte ſcheint, daß jeder Erſte Beſte der ſeinem Kopfe nicht recht traut oder der ſeine Zeit dilettantiſch hinbringen will oder jeder Fachgelehrte nebenbei auch meint, mit leichter Mühe ein Hiſtoriker ſein zu können, ſo daß wir

zu sehen gewohnt ist, von der nächsten Zukunft schon nicht mehr damit verwechselt werden können. Aber es ist bejammernswerth genug, wenn auch nur die Gegenwart um die Früchte gebracht wird, die das Studium wahrer Geschichtswerke trägt, Früchte die für Bildung des Geistes und der Seele weit die gesündeste Nahrung sind. Denn die Geschichte, die die Gesammtheit der moralischen Welt umspannt, die jede Falte des menschlichen Geistes durchforscht, jeden Winkel des menschlichen Herzens durchspäht, die, was die Religion nicht offenbart, die Philosophie nicht träumet, die Psychologie nicht ergrübelt, an dem großen Lebenslaufe der Menschheit erforscht, die Geschichte hält frei von Dogmen, frei von Fächern, frei von jeder handwerksmäßigen Beschränkung; ihren echten Schüler kann keine Scholle fesseln, kein Glaube beengen, keine Partei besitzen, keine Laune, kein Steckenpferd beherrschen. Indem er sich das Leben in seiner gesammten Fülle zum Gegenstande seiner Betrachtungen nimmt, ist es nothwendig, daß er, um es zu erfassen, ein Urbild der Wirklichkeit rein und ungetrübt in sich trägt. Er muß daher gleichmäßig aus seinem wie aus dem Leben der Menschheit seine Erkenntniß schöpfen, denn Einerlei Gesetz waltet über diesem und jenem; er muß einfach zugleich und vielfach von Allem Menschlichen berührt werden; jetzt muß er seinen Sinn geöffnet haben für die reinste Einfalt eines Naturzustandes und dann darf es ihn nicht anwidern, seine Betrachtung den verworfensten Cirkeln der modernen Verderbtheit, den Wirkungen des maßlosesten Luxus, den Quellen der gesteigertsten Bedürfnisse zu leihen; er muß schwimmen im Strome der Welt und die Seele rein halten, wie sie aus den Händen der Natur ging; jedem wechselnden Eindruck der farbenwechselnden Welt offen, muß er wie ein Proteus ihr gegenüber sich verwandeln und innerlich muß sein Geist in fester Betrachtung stille ruhen und, was eben so erforderlich ist, sein Charakter in unerschütterter Würde bestehen. Die Geschichte, unerbittlich in diesen Forderungen beharrend, gibt sich nicht jedem tappenden Sammler hin, sie entzieht sich den fassenden Händen des halben Schülers und weilt nur bei ganz wenigen geweihten Lieblingen, die ihr

unverdroſſen den Dienſt ihres Lebens widmeten und denen ſie endlich ihr glänzendes Innere lohnend erſchloß. Und ſelbſt dann werden ſelbſt die Begünſtigten nur rühmen können, was einſt Alkibiades von Sokrates ſagte, daß ihm ſein Inneres nur einmal ſo weit geöffnet war, daß er deſſen göttliche und wunderbare Herrlichkeit nur eben ahnen konnte. Denn das Ganze der Geſchichte zu bewältigen, iſt Niemanden möglich; ſie fügt ſich nicht in Eines Eroberers Gewalt, aber eben dies lockt zu ſteter Wiederholung des Verſuchs der Eroberung.

Dieſe Wenigen, welchen gleichſam das Amt der Verwaltung der geſchichtlichen Kunſt und Wiſſenſchaft überlaſſen war, ſind ſchnell gezählt, ſo zahllos die Maſſe der Geſchichtſchreiber iſt. Die Geſchichte hat, wie überhaupt Alles, ſo auch das mit dem Leben ſelbſt gemein, daß, weil ſie wie das Leben das ſie abſpiegelt Gemeingut iſt, auch Jeder darüber zu urtheilen, wenn nicht zu ſchreiben ſich berechtigt glaubt. Allein wie wir nur von dem ſagen können, daß er vernünftig und wahrhaft gelebt habe, der ſein Leben in Beziehung zum Ganzen ſetzt, der ſich über ſich und ſein Verhältniß zur übrigen Welt klar zu machen ſucht, ſo iſt auch nur der der eigentliche Geſchichtſchreiber, der überall den Theil der Menſchheit, den er geſchichtlich behandelt,

Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, und dies je mehr, je näher er der jetzigen Zeit ſteht, und weit entfernt, daß, wie man wohl zuweilen hören muß, der wahre Geſchichtſchreiber eigentlich nur der Schreiber der Zeitgeſchichte ſei, wird es im Grunde faſt von Tag zu Tag unmöglicher, Zeitgeſchichte zu ſchreiben und der Hiſtoriker darf auf dieſem gefährlichen Felde am wenigſten hoffen, Bedeutendes und für die Dauer Werthvolles zu leiſten. Dies war nur Einem Manne und Einem Volke vergönnt, die in Zeiten und Verhältniſſe trafen, welche ſeitdem nicht wiederkehrten und niemals wiederkehren werden. Wie ein Wunder ſteht dies Volk da, durch das die Menſchheit gleichſam ſich ſelbſt eröffnet ward; jeder Faden iſt faſt zerriſſen, der uns zur natürlichen Erklärung dieſes Wunders leiten könnte. In dieſem Volke ſteht ein Thucydides auf — wenn je die Erſcheinung eines Genius wunderbar war — die wunderbarſte von Allen! Was hälfe es, alle die einzelnen Umſtände aufzuzählen, die dieſen Mann begünſtigten, was fördert uns, wenn wir alles erdenkbare Zuſammentreffen in der Zeit, dem Vaterland, den Geſchicken, den Anlagen des Mannes überdenken und noch mehreres was ihn unterſtützen konnte und Größeres als wir wiſſen, hinzudenken, zuletzt wird uns immer dieſer Mann und ſein Geſchichtswerk wie ein Räthſel daſtehen. Vergebens ringen wir heute, ſo naheliegende, ſo mannigfaltige und doch ſo einfache Wechſelfälle in dem Schickſale von Nationen, ſo verſchlungen und doch ſo offen zu finden, vergebens könnten wir ſtreben, jene reine Form wieder zu treffen, die nur aus der Geſchichte eines Volkes ſich entnehmen ließ, welches der allgemeinen menſchlichen Natur treu war, wie kein anderes, die nur ein Mann entnehmen konnte, in welchem alle größten Eigenſchaften dieſes ſeines Volkes ausgeprägt lagen. Noch fühlte er ſelbſt, welch eine Kluft den Herodot, der doch wahrlich mit keinem kleinlichen Geiſte die Geſchichte auffaßte, von ihm trennte: er begann die Art von Geſchichtſchreibung, die er Jenem entgegenſetzte, und man darf ſagen, er brachte ſie zugleich auf ihren Gipfel. Er übergab der Nachwelt ſein Werk als einen ewigen Schatz zur Belehrung und weiſem Gebrauche: er traf ahnend das höchſte

Ziel, welches die Geſchichtſchreibung ſich ſetzen kann. Aber die ganze Reihe folgender hiſtoriſcher Autoren im Alterthume und andere Spätere im Mittelalter verſtanden dies ganz falſch. Sie ſchrieben von ihm jene berühmte Stelle unter allerhand Variationen ab und meinten, wenn ſie nur hübſch ehrlich erzählten, was ſie hübſch ehrlich erforſcht hatten, ſo könnten ſie ſich keck neben jenen ſtellen und ihren Werken die ähnliche Wirkung verſprechen. Factum gegen Factum zu halten, Ereigniſſe gegen Ereigniſſe, Charactere zu Characteren, um aus den Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten der Urſachen oder Anlagen auf unähnliche oder ähnliche Wirkungen und Handlungen zu ſchließen, dies kann nicht der Zweck der Geſchichte und nicht die Abſicht eines großen Geſchichtſchreibers ſein. Denn er weiß allzuwohl, daß die Kenntniß der Geſchichte nur Stückwerk iſt, daß tauſend der geheimſten Triebfedern und die Gründe der Dinge uns verborgen liegen, und ewig unerklärt bleiben, und nur wenn er wagen könnte zu ſagen, er kenne die Vergangenheit in all ihrem Umfange, dann würde es ihm leicht ſein, die Zukunft zu offenbaren und ihr Verſtändniß zu öffnen. Des Hiſtorikers Abſicht kann nur ſein, durch ſein Werk im Ganzen hiſtoriſchen Sinn

Form des menſchlichen Geiſtes am unverſehrteſten erſchiene, wir würden unter den geiſtig Beſchäftigten und Gelehrten nur den erſten Geſchichtſchreiber ſuchen dürfen. Die hiſtoriſche Beobachtung, welche jene Thätigkeiten alle in ſich faßt, ſchließt die gründlichſte Erfahrung ein, aber alle willkürliche, launiſche und excentriſche Beurtheiluug der Dinge aus; ſie kann nie Gemeinſchaft haben mit luftigen Idealen, obgleich ſie nie auch Ideen vermiſſen kann; ſie hat nichts zu thun mit gemeinem Materialismus, obgleich ſie nie die gemeine Wirklichkeit aus dem Auge läßt; ſie kann nie die oberflächliche Luſt am Leben, nie aber auch miſanthropiſche Verachtung des Lebens theilen; an großes Maß der Zeiten gewöhnt, läßt ſie ſich nicht vom Momente beſtimmen, läßt ſich daher nicht von dem Unglücke der Gegenwart überwältigen, noch von ihren leichtſinnigen Hoffnungen in der Schwebe tragen. Die Aneignung dieſer ungetrübten Beobachtung, dieſer ſicheren Beurtheilung der Dinge, dieſes Gleichmaßes, dieſer beſonnenen Ruhe iſt in dem rechten Hiſtoriker ein nothwendiges Requiſit, ſo wie ſie umgekehrt durch ſein Studium befördert wird, das auch ſchon weniger glücklichen Geſchichtforſchern jene Eigenſchaften wenigſtens gradweiſe mitzutheilen pflegt. Im vollen Maße — wer könnte ſich rühmen, ſie außer Thucydides beſeſſen zu haben? Selbſt Machiavell's Zeit war nicht geeignet, eine ſolche ruhige Beobachtung zu begünſtigen, und zwieſpältig, wie der ganze Mann iſt, hat auch ſeine geſchichtliche Beurtheilung zwiſchen den Wirkungen des freien Willens der Menſchen und denen des Fatums keine andere Vermittlung gefunden, als durch ein nothdürftiges poetiſches Bild, was in dem Machiavell in meinen hiſtoriſchen Schriften hätte beſſer hervorgehoben werden können.

Dieſer grade Sinn aber für Beurtheilung der Wirklichkeit leuchtet aus Schloſſers Schriften überall hervor; in der geſündeſten Natur ſpiegelt ſie ſich aus Buch und Leben, in Alterthum und Gegenwart lebhaft und treu ab. Seine hiſtoriſchen Aufſätze oder Werke über neue Geſchichte ſtellen mit gleicher Kunſt die moderne Zeit in eine Ferne, und behandeln ſie wie entferntere, vergangenere Geſchichtsräume, und ſeine Univerſal-

des öffentlichen und des Privatlebens bedingten. Dies iſt vor ihm auf hiſtoriſchem Wege ſo gut wie gar nicht geſchehen; auch bei ihm iſt Alles noch im Werden; nur der Verein langer Anſtrengungen kann hier auch über die Anfänge erſt wegführen. In ſeiner Univerſalgeſchichte durchdringen ſich dieſe Anſichten zum erſtenmal innig, indem er Alles, was dieſe Durchdringung hindert, aufs glücklichſte beſeitigt. So ſcheidet er eigentliche Kriegserzählung aus, denn Kriege ſtehen nur ſelten und nur im Allgemeinſten mit der inneren Entwicklung der Nationen in Berührung; er ſcheidet das methodiſch Statiſtiſche in ſeinen Abſchnitten von Staat und Leben und zeigt die verändernde Gewalt der Zeiten in den Sitten und Einrichtungen der Staaten und Völker; er ſcheidet das ſtreng Literariſche und hält ſich an die inneren Erſcheinungen in der geiſtigen Welt und Alles kettet das gegenſeitige Verhältniß zum Leben im Allgemeinen zuſammen. So erhalten wir ein vielſeitiges Bild der alten Welt und ihrer Zuſtände, indem überall an den verſchiedenartigſten Erſcheinungen die Ideen nachgewieſen ſind, welche das Alterthum bewegten, wie ſich dieſe mit der Zeit veränderten und am Ende den neuen Influenzen des Chriſtenthums und der germaniſchen

hin der Gegenstand nicht zu erschöpfen war, so denken wir in einer späteren Abhandlung die letzten Theile der Universalgeschichte, welche die römische Welt behandeln, mehr nach jener Rücksicht zu beurtheilen und zugleich neben Niebuhr zu stellen, dessen Werk, wie es denn in jener Behandlungsart geschrieben ist, die wir stets der Schlosser'schen gegenübersetzen, den objectiven Gesichtspunkt auch in der Beurtheilung nothwendiger macht. Ja wir haben sogar die Absicht, gelegentlich noch einen partiellern Abschnitt herauszuheben und auf die Theile über die früheste Entwickelung des Christenthums besonders zurückzukommen, um dabei selbstständiger die Forderungen zu entwickeln, die wir an eine Religionsgeschichte machen würden, und vielleicht ausführlicher den Plan zu einer solchen zu entwerfen, weil dies noch eine Lücke in unserer historischen Literatur ist, welche auszufüllen eine der schönsten und erhabensten Aufgaben für einen Historiker werden könnte. In dem gegenwärtigen Aufsatze aber wollen wir in der begonnenen Weise fortfahren, außer anspruchlosen Beiträgen zur Feststellung bestimmterer Begriffe über das Wesen der historischen Kunst überhaupt, auch einige Winke über die Eigenthümlichkeit der historischen Kunst unsers Verfassers mitzutheilen, ohne auch hier irgend die Prätension zu machen, den Gegenstand erledigen zu wollen. Wir werden uns dabei hauptsächlich, zufolge dem Ebengesagten, an den Theil des Werkes halten, welcher das Griechische behandelt, weil wir darin alle Elemente finden, welche nothwendig sind, um die Besonderheit der historischen Beobachtungsgabe Schlosser's zu erforschen, indem gerade die griechische Welt den Mittelpunkt der Universalgeschichte bildet, wie sie der Mittelpunkt der alten Welt ist. Denn Schlosser behandelt die Geschichte der alten Welt aus demselben Gesichtspunkte, wie unsere ganze Zeit den Ausdruck alte Welt fast einzig zu verstehen gewohnt ward. Die Hellenische Bildung ist das Ziel seines Werkes; nach ihr strebt Alles rasch hin im Anfange seines ersten Bandes, und nur in den letzten Bänden fanden wir ein Mißverhältniß, indem da die Opposition gegen manche andere Historiker, oder des Verfassers kirchenhistorische Studien oder was es sonst ist, ihn verleitet zu haben

laßt ſich von keinem Geſchrei der Schulen irren; und wenn man ſeine auf reife Urtheile des Verſtandes gegründete Darſtellung einzelner Helden der griechiſchen Geſchichte geleſen hat, ſo ſieht man ihn von der Stimme der Zeiten immer unterſtützt, nie mit der Stimme des Volkes in Widerſpruch, und ſollen wir's ſagen — was wir bei dem erſten Blick in die Geſchichte in der Kindheit im reinſten Gemüthe empfunden, wie wir die Lieblinge unſerer kindlichen Phantaſie beurtheilt haben, das fühlen wir hier in einer ganz anderen Sphäre anklingen und nehmen jene alten dunklen Empfindungen in das Reich des Bewußtſeins mit inniger Freude herüber. Hier wirkt der Geſchichtſchreiber wie ein Dichter: er ergreift unſer ganzes Innere auf einmal; und daß wir hier die Lieblingsbilder unſerer Jugend auch im Alter feſthalten dürfen, daß jene ideelleren Figuren auch vor nüchterner Kritik beſtehen und Wirklichkeit behalten, dies bewirkt, daß auch hier das Alterthum in dem idealen Reiz vor uns erſcheint, den es überall an ſich trägt, ſo ſehr die Vergleichung mit der neuen Welt zuweilen ſtört. *) Man verſuche es und vergleiche den Eindruck, den Schloſſer's Beurtheilung der Wirkſamkeit des Sokrates macht. Die jugendlichen Vorſtellungen, die wir uns von

sich nicht freudig gehoben fühlen über die ganze Geschichte dieses Mannes bei Schlosser, die ausführt, was wenige Worte im Eingange sagen, daß er „die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders das Schicksal es je wollte, daß das Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe.“ Es wird auf Christus gedeutet; es wird das höchste Wirken für Alexander in Aussicht genommen; und überall der Gegensatz des inneren und äußeren Lebens hervorgehoben, der diesen Mann vor der Tonne des Diogenes und vor den Skythen bewegte, der das Alterthum schon in seiner Geschichte anzog, der ihn im ganzen Mittelalter zu einem Lieblingshelden machte; seine Züge werden in Verhältniß zu Aristoteles Eroberungen im geistigen Reiche gesetzt, und wenn sie in Schlosser's Darstellung dagegen, wie alles Aeußerliche vor dem Inneren, verschwinden, so hätten wir noch das hervorgehoben gewünscht, daß ohne den äußeren Boden, den Alexander schuf, weder die Wirksamkeit des Aristoteles, noch ohne die practische Erschütterung der griechischen Begriffe vom Barbarenthum der Nichtgriechen durch Alexander die Wirksamkeit der christlichen Lehre von Bruderliebe auf die Dauer gesichert gewesen wäre. Nicht allein im Urtheile über einzelne Männer folgt Schlosser der Stimme des ganzen Menschen, und weis't die einseitigen Eingebungen des Verstandes, den einseitigen Eigensinn politischer Tendenzen und die Scrupel des moralischen Gefühls zurück, auch ganze Richtungen der Nationen und Zeiten faßt er mit der Totalität des Gemüths. Die Schilderung des Glanzes der atheniſchen Demokratie gehört hierher: man wird die Anschaulichkeit und Lebendigkeit derselben, man wird die unparteiische Stellung des Historikers, man wird die Schärfe des Blicks neben der Weite und Größe des Ueberblicks bewundern, mit der die natürlichen Gebrechen solcher Staatsverhältnisse, in denen Athen damals war, bemerkt, aber darüber nicht das wahrhaft Große verkannt wird, welches eine solche Zeit der Freiheit bietet, in welcher die Entfaltung aller geistigen Kräfte im ungeheuersten Wetteifer das Höchste erreicht, wohin die Gesellschaft überhaupt gelangen kann; erreicht freilich nur, um es sogleich wieder zu verlieren, was aber nur ein

Thor als Argument gegen die Herrlichkeit dieſer Zuſtände gebrauchen kann, weil nie und nirgends ſich die Menſchen in keinerlei Ding auf dem Höhepunkt länger als Einen Augenblick gehalten haben, da ja nirgends Ruhe und Stillſtand ihnen gegönnt und gegeben iſt. In dieſen Anſichten begegnet ſich daher der Verfaſſer mit Thucydides, der übrigens die Zeiten verſteht und einſieht, wo das Ende der Volksherrſchaft zu wünſchen war, und mit Machiavell, der durch eine einzige Kette von Begebenheiten, die nichts als Schwachheit und Schlechtigkeit im Einzelnen zeigen, ſich gleichwohl nicht ſo blenden ließ, das Gewaltige auch in der Geſchichte von Florenz zu verkennen, zu verkennen, daß dies Gewaltige nur die Wirkung der Volksherrſchaft war.

So eigenthümlich deutſch dieſe innerliche Auffaſſung iſt, ſo eigenthümlich deutſch die feſte Begründung derſelben und die daher entſpringende Ruhe des Urtheils, die Entfernung von der Leidenſchaftlichkeit der Franzoſen und Italiener (wo ſie Urtheile ausſprechen), ſo iſt doch wie bemerkt, im Felde der Geſchichte Schloſſer der Erſte, bei dem wir dieſen echten Charakter deutſcher Geſchichtſchreibung finden, der auch Engländern und Fran-

ganz eigenthümliche Wirkung durch die Wahrheit und Treue seiner Darstellung auf das Gemüth hier eine andere Eigenschaft desselben, die einen ähnlichen schlagenden Effect auf den Verstand äußert. In unzähligen streitigen Punkten trifft der Verfasser mit einer ganz eigenen Leichtigkeit, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf dem Kopf; in manchen Problemen, über die man sich unbeholfen herum quälte, stellte er das Ei des Columbus auf. Ist irgend ein Prüfstein denkbar, an dem sich das Talent eines Historikers zum einfachen Begreifen und Beurtheilen der wirklichen Welt erproben ließe, so ist es dieser. Räthselhafte Zeiten und ein dunkles unerklärbares Treiben springen oft durch ein ein einziges Wort des Geschichtschreibers in ein wunderbares Licht, das plötzlich Alles aufhellt und aufs schönste aus Zweifel und Ungewißheit löst. Diese unerwarteten Aufklärungen fließen meistens aus keiner andern Quelle, als aus der Vergleichung verschiedener Völkergeschichten, aus historischer Analogie, die in des Meisters Händen ein eben so vortreffliches, als in den Händen des Schülers oder des Dilettanten ein verkehrtes Mittel ist, historische Einsicht zu befördern. Daher denn fließt die stete Beurtheilung der alten Welt aus dem Gesichtspunkte der neuen, daher in dem achtzehnten Jahrhundert und mehr in des Verfassers neueren Aufsätzen über Napoleon die Kunst, den Zeitgenossen in die Ferne zu stellen und ihn wie einen Helden der alten Zeit zu betrachten. Daher, um zwei der glänzendsten und größeren Zeitpunkte herauszuheben, die durch diese vergleichende Betrachtung unter Schlossers Händen eine ganz neue Gestalt erhalten haben, daher rührt jenes scharfe Urtheil über die französische Revolution in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welches Niemand aussprechen konnte, der nicht mit historischen Kenntnissen gerüstet durch die Mannichfaltigkeit und blendende Masse der zufälligen Begebenheiten hindurch die wahre Gestalt des Geschehenen erblicken und sie von dem Flitter entkleiden konnte, den die gewöhnlichen Beobachter für das Wesen nehmen, der nicht durch das große historische Maß sicher gestellt war gegen das irreleitende und widersprechende Gewirre der Ansichten der Persönlichkeit, der

Parthei, der Befangenheit in Zeitbegriffen und Modevorſtellungen; daher rührte die lebendige Darſtellung der römiſchen Revolution in der Univerſalgeſchichte, die ſo ungemein viele Aehnlichkeiten mit der franzöſiſchen darbot, und die durch dieſe Umwälzungen Aufklärungen erhielt, wie ſie ihr andererſeits Aufklärungen gab. Wie ſolche ganze Zeiträume ſich wechſelſeitig oft durch viele Einzelheiten erläutern, ſo ſind wieder Andere, die ein einziger Wink aufhellt. Wir würden, um ein Beiſpiel zu nennen, jene Periode der römiſchen Geſchichte um Camillus anführen, wenn ſie mit einer mittelaltrigen Ritterzeit verglichen wird. Nicht anders verhält es ſich mit der Art, wie Schloſſer großen Charakteren beizukommen verſucht. In welches Licht treten nicht jene alten Geſetzgeber der aſiatiſchen und griechiſchen Welt, durch die ſtete Nebeneinanderſtellung des Einen zum Andern. Die unbedeutendſten verlorenen Winke eines alten Fragmentchens erhalten plötzlich alle vermißte Deutlichkeit und wir tragen am Ende eine gleich richtige Vorſtellung von dem nur dem Namen nach bekannten Zaleucus, wie von dem bekannteren Solon und dem vieldeutigen Minos davon. Hierzu bilden jene Revolutionsmänner, die Cäſar, Philipp, Napoleon,

hervorgehoben, und an anderen angewandt, wo sie fehlen. Sie bilden häufig, ohne daß es gesagt ist, besonders in den Urgeschichten, die Grundlage, auf die so manches Resultat, sei es negativer oder positiver Art, gestützt ist; sie sind das Prinzip, welches vielfach die eigenthümlichen Geschichtspuncte des Verfassers und die hier und da unmotivirten Ablehnungen ausführlicherer Erzählung oder bestimmter Aufschlüsse bedingt. Wären sie jedesmal schärfer angegeben, so wäre damit dem vorwitzigen Einreden antiquarischer und sonstiger Historiker gesteuert gewesen, die bequem mit den Vorwürfen der Oberflächlichkeit um sich zu werfen gewohnt sind, ohne zu ahnen, daß das die größte Oberflächlichkeit verräth, wenn man sich in einer Wissenschaft, die man ihren Grenzen und ihrem Umfange nach gar nicht kennt, gleichsam eine administrative Gewalt anmaßt; es wären damit eben diese Grenzen deutlicher gesteckt worden, über die wegzuhüpfen nicht mehr so leichtes Spiel gewesen wäre, wie beim Streiten über einzelne Thatsachen, die an und für sich und vereinzelt für den Geschichtschreiber so gut wie nicht da sind. Ob auf der anderen Seite nicht hier und da vielleicht zu weit gegangen ist? Wir wollen ein Beispiel ausheben, das in sich größte im ganzen Werke. In gewaltigen Umrissen zeichnet uns der Verfasser sogleich im Anfang bei Betrachtung der drei Stämme der Aethiopen, Mogolen und Kaukasier den Gang aller Geschichte vor: die Neger im Rückgang der Cultur; die Chinesen im starren Festhalten an ihrer uralten Civilisation; die Kaukasen allein menschlich frei entwickelt im allgemeinen dem ganzen Stamme nach, wie im besonderen in den meisten seiner Zweige. Dies finden wir als eine Analogie zu der ganzen Ansicht der Geschichte, wie sie der Verfasser ausführt, großartig und genial, würden aber das Verhältniß jener Stämme anders gefaßt haben; und wenigstens hätten wir nicht die Gründe gebraucht, welche Schlosser für eine alte Cultur der Negerstämme angibt. Denn jene Nubier und Aethiopen in Meroe gehören dem kaukasischen Stamme so gewiß an als die Aegypter, indem man wohl scheiden muß, wenn die Alten, wenn Homer, Strabo, Hanno, Skylax, Ephorus von Aethiopischen

Stämmen im Allgemeinen, und wenn ſie von einem Aethiopenſtaat in Sennaar und Nubien reden, deſſen Bewohner nach dem dort noch lebenden Menſchenſchlage und nach den Geſichtsbildungen der Reliefs an den Tempelruinen und ſogar nach deren Farbe zu urtheilen, eines gemeinſchaftlichen Stammes mit den Aegyptern ſind, wie ja auch ausdrückliche Zeugniſſe und alle Wahrſcheinlichkeit die Cultur der Aegypter aus Nubien herleiten. Schloſſer nimmt auch dieſe Beweisführung offenbar ſelbſt auf die leichte Achſel, wie er denn dabei an einem Orte ſich mit Bochart gegen die Identität des Tirhak mit dem Tearcho bei Strabo erklärt, (weil eben dies gleich einen Theil der alten Größe Aethiopiens wegräumen würde), an einem anderen Orte aber beide doch für einerlei nimmt. Wir würden, wenn wir unſere Anſicht über die Culturſtufen der drei Racen mittheilen ſollten, um dies wenigſtens anzudeuten, uns daran halten, daß auch in der Organiſation der Menſchenſtämme Entwicklung und Fortſchreiten vom Einfachen und Rohen zum Vollkommneren ſein müſſe. Wir würden alſo, wenn wir uns kurz mit einem Bilde verſtändlich machen ſollten, die Neger die Frucht von einer gleichſam unorganiſchen Schöpfung, die Mogolen einer

und mit der Ausdehnung, die er der Geschichte dem Stoffe nach gegeben hat, steht seine weise Beschränkung in der Behandlung und Form im schönsten Gleichgewicht. Jene zeigt ihn wieder der neuen Welt angehörig, in dieser nähert er sich der alten Classicität; jene nimmt ihm die Möglichkeit, seinem Werke bei dem größeren Gehalt für Verstand und Empfindung und der großen Mannigfaltigkeit zugleich den Vorzug zu geben, daß es die Ergebnisse der historischen Erkenntniß so eng versammele und so fest und einfach darlege, wie die Alten, dieses weise Maß aber führt ihn zu einer Einfachheit zurück, die ihn stets nur das ausführen läßt, was im allerstrengsten Sinne des Wortes historisch ist, und innerhalb dieser Gränze selbst wieder nur das, was vollkommen ausgemacht und durch die reinsten Quellen belegt oder die übereinstimmendsten Forschungen ausgemittelt ist. Nur mit einer so außerordentlichen Strenge, die mit einer merkwürdigen Unerbittlichkeit behauptet ist, konnte der Verfasser hoffen (und das spricht er auch selbst aus) in einem Werke, das so verschiedene Gegenstände und Disciplinen in sich schließt, mit sicherem Urtheile auftreten zu können. Er hätte daher ein Recht, die Fachgelehrten, die Theologen und Andere, die sich über einzelne Theile seines Werkes mit einem kleinlichen Dünkel vernehmen ließen, schnöde abzufertigen, denn was er sagt mögen wenige Wahrheiten sein, es sind aber ewige Wahrheiten, während was kleinliche Untersuchungen mit erschöpfender Genauigkeit zu Tage fördern, meist nur Schaustücke für ein neugieriges Publikum sind, die mit der Neugierde der Beschauer verschwinden. Keine Eigenschaft dieses Geschichtwerkes hat so gerechten Anspruch auf Dank und Anerkennung, wie eben diese. Wenn er jene Abschnitte über Staat und Leben ausdehnen und methodisch einrichten wollte, wie manche Vorarbeit hätte ihm da das leichteste Spiel gemacht! Allein wir fragen, ob nicht die lebendigen und bewegungsvollen Schilderungen des öffentlichen und Privatlebens der verschiedenen Perioden der alten Geschichte mehr werth sind, als die schönsten Handbücher der Alterthümer, ja ob sie nicht in einem Geschichtswerke das einzig zulässige sind! Diese Abschnitte

mögen dem philologiſchen und antiquariſchen Kenner, der es einmal verſucht hat, namentlich aus ſolchen zerſtückelten Quellen wie ſie das Alterthum für Aufſätze dieſer Art meiſt uns bietet, ſolche zuſammenhängende Gemälde zu entwerfen, dem werden ſie in einem ganz anderen Lichte erſcheinen. Genau ſo iſts mit der Literatur. Wir haben es ſelbſt vermißt, daß der Verfaſſer oft nicht weitläufiger auf Einzelnes eingegangen iſt — aber welch ein Werk hätte das Ganze werden ſollen? Wir ſagten es ſchon oben, und wiederholen es bei dieſer Gelegenheit, daß wir nicht genug bedauern können, daß die letzten Bände ſo erweitert ſind. Es iſt der doppelte Mißſtand, daß das ganze Werk, das in den erſten Theilen ſo ſehr aus Einem Guſſe ſchien, in den letzten etwas von dem Charakter der früheren Weltgeſchichte annahm, und namentlich daß hier die jammervolle Literatur der Kirchenväter gegen die der griechiſchen und lateiniſchen Dichter in einer Breite behandelt wird, die man mehr von einem chriſtlichen Theologen, als von einem Bewunderer der klaſſiſchen Literatur erwartet hätte. In jenen erſten Bänden aber iſt die Spreu von der Frucht ſo rein geſondert, daß hier der ernſt Gebildete, namentlich der hiſtoriſch Unterrichtete, der,

neues Resultat gewinnen, nicht für den und jenen eine neue Untersuchung führen, nicht hier und da ein System entwickeln, eine Charakteristik entwerfen, ein ästhetisches Gutachten geben. Der Verfasser ist in der Einen Bestrebung thätig, die ganze Menschheit historisch darzustellen, wie er sie nicht anders als historisch zu betrachten geboren scheint, und seine gesammten Kräfte nimmt diese kolossale Arbeit in Anspruch. Nicht anders als in der Gesammtheit sollte das Werk beurtheilt werden. Wenn der Philologe eine Auslegung mißbilligt, der Literarhistoriker eine falsche Angabe entdeckt, der Philosophe das System, der Theologe den Glauben vermißt, der diplomatische Geschichtforscher die Chronologie mangelhaft, die Genealogie mangelnd findet, so ist das wie wenn man an einem poetischen Kunstwerke ein Versehen ausheben und Reim und Hiatus bemäkelt. Doch wollen wir mit allem dem nicht sagen, daß nicht auch hier gelegentlich ein Zuviel oder Zuwenig vorkommen könne. Zu wenige Beschränkung wird man wohl freilich nicht leicht finden, doch dünkt uns, der Eingang des Buches könne den Wunsch erregen, daß, da der Verfasser nirgends sonst auf den Boden und Schauplatz eines Volks Rücksicht genommen, er auch die Geogonie weniger beachtet hätte, so interessant man seine Behandlung finden und so vorsichtig man sie finden mag.

Indem er auf die Urgeschichte der Erde einzugehen sich genöthigt sieht, gestaltet sich hier Alles unter seinen Händen ganz neu, und der unwürdige Stoff, der gewöhnlich diese Stelle in unseren Weltgeschichten füllte, muß nun für immer verschwunden sein. Die Fortschritte der Geologie, die unter dem ruhmwürdigen Eifer der Naturforscher so reizend gedeihen, und die von den Hypothesen an, die Buffon auf Leibnitzens Ahnungen gründete, bis auf die neuesten Werke der Empirie jeden Tag an Sicherheit gewannen, ließen ihm Raum zur Ausdehnung seiner Forschungen auf die Geschichte der Erde. Allerdings hielt er sich streng in seinen Gränzen: nur mit dem hat er zu thun, was ihm Fortgang zeigt, aber diesen Fortgang verfolgt er auch so weit zurück, als möglich. Nichts also konnten ihm die Vermuthungen über die Entstehung der Erde und ihre Bewegung

kümmern, ſo wenig Buffon's in Cometen zerſprengte Sonne wie die Lichtnebel Herrſchel's, weder das Felſengerippe der Erde, das noch kein animaliſches Leben kennt, noch der Winkel der Ekliptik, nichts aber auch die Annahme eines willkürlichen Anfangs durch das Allmachtswort der Gottheit. So ließ er ſich bei Beleuchtung der Umwälzungen der Erdrinde nur auf Verfolg der animaliſchen Schöpfung ein: denn die unorganiſche geht im Raum vor ſich; jede Thätigkeit im Kryſtall erliſcht, wenigſtens für unſer Auge, ſobald er entſtanden iſt; nur die organiſchen Körper ſind nicht ſogleich bei der Entſtehung fertig, ſondern werden es erſt durch Bildung; Bildung in der Zeit aber iſt des Hiſtorikers alleiniges Element, Beharren und Stillſtand kennt er nicht. Wären bei Erſcheinung des erſten Bandes von Schloſſers Werk ſchon Brongniarts Arbeiten über die foſſilen Pflanzen publicirt geweſen, ſo hätte ſich der Verfaſſer wohl bewogen gefunden, nach ihm ausführlicher auch auf die Perioden der Vegetation einzugehen, als er jetzt nach Treviranus mochte. Indeß dünkt es uns immer mit dieſer Schöpfungsgeſchichte in unſern Welthiſtorien zur Zeit noch mißlich: ſo lange noch Alles hier Ungewißheit iſt und jeden Tag neue Entdeckungen vorauszuſehen

man schüttle Geschichtswerke nur so aus den Aermeln, die Welt mit ihrer Weisheit beglücken und ihr solche auf Sprachstudien gestützte historische Erforschungen überreichen wollten: man würde aufs höchste erkenntlich sein. Man mißverstehe uns nicht: wir meinen, die Sprachkunde macht die ehrenwerthesten Fortschritte als Sprachkunde; allein ihren Nutzen für die Geschichte, den wir so gut anzuschlagen glauben wie Einer, hat man uns noch nicht mit den Händen greifbar gemacht: dies aber ist Sache der Sprachforscher, und nicht der Geschichtschreiber. Wir finden es billig, daß die Linguistik sich erst auf ihrem eigenen Gebiete festigt, ehe sie fremde Gebiete bereichern will, und wollen es daher auch nicht tadeln, ja wir können es nur loben, daß bis jetzt außer Humboldt fast Niemand Resultate für die Geschichte aus den Sprachstudien zog; aber nun blicke man nur nicht vornehm auf die Geschichtschreibung herab, die solche Resultate nicht selbst kennt. Wo sich fremde Gebiete der Wissenschaften einander nähern, da muß man vorsichtig sein im Gränzabstecken, man muß sich nachbarlich verständigen. Wie einst Lessing gezeigt hat, daß die Künste in ihrer Reinheit nicht von einander ihre verschiedenen Mittel borgen, so ists hier; die echteste Geschichtschreibung bedarf der Sprachkunde gar nicht, so wenig wie die Sprachkunde der Geschichte; Werke aber, die in Untersuchungen auf jenem Boden Früchte für diesen finden, bilden wie Humboldt's Iberier eine eigne Classe, der man ihre Selbstständigkeit eben so wenig rauben kann; sie sind weder Sprachkunde noch Geschichte, sondern Resultate aus jener für diese. Solche Werke allein können den Nutzen der Sprachforschung für die Geschichte vermitteln, es scheint aber nicht, als ob es den Linguisten so leicht wäre, dergleichen zu schaffen, wie es sein mag, Etymologien auszubrüten.

Von dieser Episode kommen wir zu unserem Gegenstande zurück. Daß des Verfassers Vorsicht oft zur Uebertreibung kam, möchten wir als das bezeichnen, was dem Werke vielleicht am meisten geschadet hat. Sie hat Ungleichheiten und eigentliche Mängel hervorgebracht, die nicht oberflächliche Flecken sind, die vielmehr das Innerste des Werkes angreifen. Was in den

fremden Disciplinen defect iſt, wird jeder Billige gern überſehen, aber innerhalb der eigentlichen Hiſtorie ſelbſt können wirkliche Mängel ſchon nicht ſo leicht hingehen. Wenn alſo der Verfaſſer die Urgeſchichte überhaupt und ſo auch die von Griechenland bei Seite ſchiebt, ſo laſſen wir das gerne geſchehen, denn dieſe Gegenſtände bleiben dem Mythologen bequemer überlaſſen, oder wer ſich ſonſt mit den Alterthümern der Geſchichte befaßt. Allein wenn nun nur auch Alles, was gegen die Annahme eines vorhomeriſchen Cultus und ähnlicher Dinge gerichtet iſt, gehörig vertheidigt wäre!

Der Verfaſſer geht von dem Grundſatze aus, den kein Kenner des Hellenismus beſtreiten kann, daß nichts, was jenſeits Homer liegt, als Quelle der griechiſchen Bildung gelten kann; von dieſer Anſicht aus ſchiebt er das, was man in Mythologie und Heroologie als uralt und einheimiſch auszugeben pflegt, auf ſpätere Zeit und auf Mittheilung aus der Fremde. Dieſe Meinung theilen wir vollkommen, finden ſie aber ſo gut wie gar nicht hier begründet, weil der Verfaſſer eigne Forſchungen nicht anſtellen will, und weil unſere Mythologen und Literarhiſtoriker von einer Behandlung der griechiſchen Re-

Thracien, sammt all den barbarischen Ueberbleibseln an den Gränzen der Hellenen und besonders auf den Inseln allen Verhältnissen nach gerade so den Griechen gegenüber, wie die keltischen Völker neben den Germanischen, die auch überall in die Ecken von Europa und den Inseln gedrängt sind, in Gascogne und den vaskischen Provinzen, Bretagne, Wales, Irland und Hochschottland, während man in Trümmern ihre früheren Sitze auch in Italien und Deutschland eben so nachweist, wie Strabo in der Leleger, Karier, Sintier und anderer Thraker in allen Ecken von Griechenland. Untersuchungen aber über Kleinasien, diese Werkstätte griechischer Cultur, lagen freilich dem Verfasser wenige vor; woher sollten auch unsere philologischen Historiker wissen, wo es fehlt, da sie meist schreiben, ehe sie gelernt haben, und Aufgaben auf Gerathewohl nehmen, ohne zu wissen, ob damit ihrer Erkenntniß oder der Wissenschaft ein Dienst geschieht. — Für einen der schwächsten Theile des Werkes halten wir ferner die Abschnitte über die Zeit der aufblühenden Colonien, der Tyrannien und der Macht Sparta's. Auch hier freilich ist nicht einmal eine Arbeit da, die das elende Buch von Raoul Rochette verdrängt hätte, so daß selbst dessen Colonienverzeichniß hier noch Eingang fand; dagegen hätte der Verfasser doch wenigstens das benutzen sollen, was Müller über die Tyrannen und ihren Sturz durch Sparta zusammengestellt hat. Geschlossener hätten wir diese Partie in allen ihren Theilen gewünscht. Wenn man z. B. die herrschende aristokratische Form dieser Zeit in allen ihren Stufen in den Colonien nicht unter Einem Gesichtspunkte darstellt, nicht in Ein Gemälde bringt, so wird es nie möglich sein, weder von dem allgemeinen politischen Zustand dieser Zeit ein anschauliches Bild zu geben, noch auch die spätere Neigung der Philosophen für ideale Aristokratie, noch auch namentlich die immer etwas caricaturartige Erscheinung von Sparta nur zu erklären. So muß auch namentlich in eben so concentrirter Weise das üppige Leben der Tyrannenhöfe und der frühesten demokratischen Städte dargestellt werden, um diesen Gegensatz erklären zu helfen. Wenn der

Verfasser, entblößt von Vorarbeiten, nur Andeutungen in diesen Abschnitten geben will, so ist dies seiner Vorsicht gemäß, allein auch die bloßen Andeutungen konnten in besserer Ordnung gegeben werden, und lieber hätten wir, so dürftig es geworden sein möchte, diese Andeutungen an den Faden einer Geschichte des Bekanntwerdens des schwarzen und mittelländischen Meeres geknüpft, um nur wenigstens einen Fortgang, eine geschichtliche Zeitfolge zu sehen, statt der zerstreuenden Erörterung einzelner bekannter Momente in der Geschichte der verschiedensten Städte und Inseln aus allen Gegenden, in denen oft ihr späterer Flor zu dem früheren Keim gefügt ist. So ist auch das Nebeneinanderstellen der verschiedenen Dichtungsgattungen in der lyrischen Dichterzeit diesem Allem ganz analog: es hätte sich ohne viele gelehrte Untersuchungen hier auch aus der bloßen fragmentarischen Literatur eine innere Entwickelung und eine Reihenfolge andeuten lassen; diese Zeit der griechischen Dichtung harrt noch der Aufklärung durch einen Gelehrten, der gründlich in der Poesiegeschichte der Troubadours bewandert, die tausend Winke zu verstehen und zu benutzen weiß, die die griechische Literatur hier darbietet und die von der Beschaffenheit sind, daß sie zu sehr überraschenden Resultaten führen. Der Verfasser hat an andern Stellen der Geschichte, wo ihm, wie hier, Vorarbeiter fehlen, selbst nachgearbeitet; dies dünkt uns, um ein Beispiel zu geben, namentlich in den Geschichten der Nachfolger des Alexander der Fall. Hier möchten wir fragen: verleitet ihn nicht seine Vorliebe für die Geschichtsperioden, welche einen Reichthum an Quellen bieten, hier zu einem Zuviel, und sein Abscheu vor unzusammenhängenden Quellen dort zu einem Zuwenig? Gerade, da der Verfasser durch seine Geschichtserzählung auf das Gemüth wirken, da er belehren und anregen will, welche Wirkung kann er zu machen hoffen mit jenen verflochtenen Begebenheiten, mit jenen sich durchkreuzenden Kriegsgeschichten, mit jener Mannichfaltigkeit, der nur ein sehr scharfes Auge überall hin folgen kann? Dagegen hier! Die Geschichte eines werdenden Volkes ist uns fast unter

jeder Bedingung tausendmal wichtiger, als die eines sich auflösenden, und gewiß kommt diese, wenn auch Herz und Phantasie durch die Geschichte beschäftigt werden soll, viel weniger in Betracht. Hier ist eine Zeit der üppigsten Cultur jeder Art, des Reichthums, des Handels und der Gewerbe, der politischen Parteien, der mannichfaltigsten Staatseinrichtungen, der außerordentlichsten Kunstthätigkeit, des harmlosen Volksvergnügens, der reichsten Dichtung, reinerer moralischer Sitten und kriegerischer Kraft, eine Zeit, die nie als im italischen, spanischen, französischen und süddeutschen Mittelalter, und an Energie und Gesundheit selbst da nicht ihres Gleichen gehabt hat. Es ist wahr, wir können diese Cultur nur ahnen, aber wir können sie in ihrem ganzen Umfange ahnen; und wir fragen, ob es der Verfasser für möglich hält, daß Jemand, der nicht sonsther das Besondere zu seinen allgemeinen Winken kennt, in ihrem ganzen Umfange die Bedeutung dieser Zeit aus diesen Winken auch nur ahnen lernt? Ganz anders sogleich ist seine Behandlung der guten atheniſchen Zeit, wo Hülfsmittel und Quellen reichlicher fließen; nur ist wieder jene Zeit zwischen dem Perser- und Peloponnesischen Kriege weder in der Uebersicht der politischen Geschichte, noch in dem Abschnitte über Staat und Leben seinem innern Charakter nach lebhaft genug von der Blüthezeit der atheniſchen Demokratie getrennt, und hier war die bloße Tendenz des Aristophanes und seine Opposition gegen Perikles und seine ganze Zeit hinreichend genug, auf den außerordentlichen politischen und moralischen Unterschied beider Perioden aufmerksam zu machen, welchen die Pest in Athen nachher vollendet; und, wir würden den Aristophanes zur Beurtheilung der politischen Geschichte überhaupt häufiger gebraucht, und sein Sittengemälde der alten Zeit nicht so sehr als bloßes Ideal der verdorbenen Gegenwart gegenüber betrachten, weil er alle vulgäre Derbheit einer Zeit, wie die vorhin bezeichnete war, neben ihrer inneren Tüchtigkeit nicht verschweigt und weil auch Thucydides ganz dieselben Ansichten von jenen Geschlechtern theilt.

Doch wir fürchten, über dieſen einzelnen Anführungen, die durchaus nicht im Plane lagen, den Raum zu ſehr auszudehnen und kommen noch auf zwei Bemerkungen zurück. Die eine betrifft einen Mangel in der geiſtigen Natur unſeres Geſchichtſchreibers, die andere ſetzt ihm zwei werthvolle Eigenſchaften derſelben entgegen. Wir meinen unter jenem den Abgang des eigentlich äſthetiſchen Sinnes. Wir wollen nicht über des Verfaſſers Meinungen und Anſichten über Dichter und Dichtung ſprechen, denn hier würde man leicht ſeine Winke als Ausdrücke eines reinen Geſchmackes nehmen müſſen; der Dichtung wohnt aber allzuhäufig ein anderer Werth bei, den man nicht ſelten mit dem eigentlich künſtleriſchen verwechſelt und ohne Nachtheil für das allgemeine Endurtheil über den Totalwerth verwechſeln darf. Wir wollen auch nicht über ſeine Schreibart reden, ſo viele Klagen dieſe auch früher erregt hat; wir glauben, daß wir zu vieles Eigenthümliche und Vortreffliche dieſer Geſchichte eben dieſer völligen Schmuckloſigkeit und Entäußerung jedes Zierraths zu danken haben, als daß wir darüber einen Tadel zu äußern wagten. Selbſt über die Structur des Werkes denken wir hinreichende Notizen

nicht einmal Vieles gesehen hatte; seit Winkelmann hat es Niemand viel weiter gebracht; und der bei weitem kunstsinnigste Mann in Deutschland, wenn wir etwa Göthe ausnehmen, Wilhelm von Humboldt, besitzt unseres Wissens keine technischen Kenntnisse, aber das feinste Urtheil über Gegenstände der Kunst. Soll jener Ansicht irgend ein Sinn unterliegen, so kann es kein anderer sein, als daß eine strenge Künstlernatur verlangen möchte, man solle Kunstwerke sehen, und nicht darüber reden. Allein dann müßte jede Kunstgeschichte ein Unding sein, und das dünkt sie uns nicht. Ueber das Technische zu urtheilen, würde Niemand dem Verfasser angemuthet haben, denn er urtheilt ja auch nicht über die prosodische Kunst der Dichter, noch über die rhetorische der Redner, noch über die Systeme der Philosophen; nimmt er sich aber in allen diesen Disciplinen die innere geschichtliche Veränderung des producirenden Geistes zum Gegenstande, so konnte er ohne Inconsequenz die ähnliche Aufmerksamkeit auf die Kunst nicht ablehnen. Handelte es sich um eine deutsche, eine englische Geschichte, wohl, dann möchte die Vernachlässigung der Künste etwa entschuldigt werden können, weil sie für den innern Culturstand im Allgemeinen von wenig Bedeutung geblieben sind. Allein in der ganzen alten Welt ist dies weit anders. So ist noch von Niemanden gezeigt worden, daß in der hebräischen Bildung die Musik eines der wichtigsten Momente bildet. Hier sehe man nur in das Werk von Forkel, um an einem glänzenden Beispiele zu lernen, was in dem Felde der Kunstgeschichte ein technischer Kenner leistet! Man geht da von der modernen Befangenheit, von der Befangenheit eines modernen Theoretikers aus, der es als eine ausgemachte Sache ansieht, daß die heutige Instrumentalmusik der Glanz und Höhepunct aller musicalischen Kunst ist; der gleich bei den ersten Spuren von Gesang und Klang mit Regeln und Demonstrationen, bei Juden und Griechen mit Vergleichung des Geschreies der amerikanischen Wilden kommt; dem nicht einfällt, von seinem Generalbaß abzusehen und zu bedenken, daß die schweren, ihm unbegreiflichen alten Musikstücke, wie ihr Vers-

maß, auf dem viel schärferen Ohr von Natursöhnen beruhen; dem nicht einfällt, auf die innerste menschliche Natur zurückzugehen und zu forschen, wann und wo das Herz am innigsten gebildet war, um von da zu schließen, daß dort wohl auch seine Sprache am reinsten gewesen sein müsse, wenn auch nicht eben am ausgebildetsten und verfeinertsten. Doch bei der kurzen Behandlung der altasiatischen Geschichten sähe man auch wohl diesen Punct nach, und ebenso, daß Baukunst und Sculptur in Aegypten nur gelegentlich berührt werden, obwohl das Hervortreten dieser Künste dort eine so merkwürdige Erscheinung ist. Allein wenn Musik und plastische Kunst auch unter den Griechen nur so gelegentlich behandelt werden, so ist dies freilich anders. Gestaltete doch der plastische Kunstsinn unter den Griechen Alles in Religion, in Poesie, ja man darf sagen, im Staate.

Daß wir es nur geradezu gestehen, es dünkt uns ein höchst empfindlicher Mangel, wenn wir hier auch nicht ein Wort über jene wunderbare Religion und jenen Götterhimmel hören, den die kühnste und zugleich reinste Phantasie dieses schönen Volkes erschuf, der durch Jahrtausende in der Kunst dem zelotischen Eifer des Christenthums trotzte und noch den künstlerischen Genien unserer Tage sehnsüchtige Lieder entlockte. Ist nicht die Religion das erste und allgemeinste Bildungsmittel eines Volkes? Hier hätte das Streitige und Unsichere der Sache, das doch wieder nur das System der Mythologie angeht, nicht abschrecken müssen; in einem solchen Werke, das den Hellenischen Geist darstellen will, wie er die ganze alte Welt durchdrang, hätten wir geradezu den wechselnden Vorstellungen der Griechen von der Gottheit und dem Verhältniß der Menschen zu ihr mehr Raum gegeben, als dem Christenthum.

So hätten wir eine Geschichte der Wirkung der homerischen Gedichte für ein unumgängliches Mittel gehalten, in das innere Wesen dieser Nation einzuführen, so wie wir für die bloße Anführung der allgemeinsten Stellen aus den Alten selbst schon dankbar gewesen wären, welche die Begriffe der Hellenen von

ihrer gymnastisch-musicalischen Bildung darlegen und dem Einklang der inneren und äußeren Natur. Empfand doch Schlosser selbst in den Abschnitten der politischen Geschichten, von welcher Bedeutung selbst in dem Staate eines Volkes von so viel Schönheitssinn die edle Gesichtsbildung eines Perikles und Pisistratus, eines Alkibiades und Alexander war! Aber das Größte ist immer die Gestaltung der Meinungen und Handlungen aus der fast einzigen Thätigkeit der Phantasie in diesem Volke.

Diese Quelle aller Ereignisse in der griechischen Welt sollte den Geschichtschreiber fast fortwährend beschäftigen, wie ihn in der römischen Geschichte die Consequenz des Senats und die planmäßige Verbreitung des römischen Namens wirklich beschäftigt.

Diese Quelle der Thaten des griechischen Volkes hält aus der ganzen Geschichte desselben alle Barbarei und Grausamkeit, alles Mechanische und Zufällige, alle feinere und raffinirtere Politik, allen Materialismus und alle Gemeinheit fern; sie stellt daher diese Geschichte der Jugend so nahe, die in der Phantasie lebt, und deren theuerstes Bildungsmittel diese Geschichte geworden ist: sie gießt, weil Alles, was die Phantasie erschafft, ideell ist, jenen Glanz des Ideals über die ganze griechische Welt, der nicht eine optische Täuschung ist, wie die Gegner antiker Bildung meinen, sondern der wirklich auf dieser Jugendgeschichte der Menschheit, wie auf der eines jeden edleren Menschen liegt. Wir halten es daher für möglich und für wünschenswerth, daß noch eine Geschichte von Griechenland aus diesem Gesichtspuncte geschrieben werde. Wir lernen sonst auch nie die großen Männer dieser Nation vollständig begreifen. In Alexander hat Schlosser vortrefflich das Poetisch-Ideale seines Bestrebens hervorgehoben. Wie sollen wir aber z. B. Plato verstehen, wenn wir nicht aus der plastischen Kunst gelernt haben, auf die Urformen der Dinge zurückzugehen? Mit keinerlei modernen Vorstellungsart ist diesem seltenen Manne beizukommen; wem dieser kein Räthsel mehr ist, der erst kann sagen, daß er das Griechenthum ganz kenne, denn er steht in

einem gewiſſen Sinne auf der höchſten und gefährlichſten Spitze der ächt griechiſchen Bildung.

Dieſe Seite iſt alſo, wie wir andeuteten, nicht ganz verſäumt, ſie iſt aber nicht in das ihr gebührende Licht geſtellt. Wir können ſagen, die Natur des Norddeutſchen leuchtet aus ihrer Vernachläſſigung, denn Norddeutſchland kannte nie den feineren Kunſtſinn, der wie alle höhere Poeſie nur ein Eigenthum von Süd- und Mitteldeutſchland blieb. Aehnlich faßte daher auch Voß das Alterthum auf; und doch iſt es eben dieſer, dem wir die innere Enthüllung deſſelben vorzugsweiſe danken.

Woher nun dieſer ſcheinbare Widerſpruch, daß wir im ſelben Augenblick über einen Hauptmangel dieſer Geſchichte klagen, und doch auch von ihr bekennen müſſen, daß ſie die erſte griechiſche Geſchichte iſt, die uns das Innere der Nation aufſchließt? Die Urſache iſt, daß wir Neueren jenen Kunſtſinn überhaupt verloren haben, die Süddeutſchen im Ganzen nicht minder als die Norddeutſchen, und ſelbſt die Italiener im Allgemeinen nicht viel weniger als die Deutſchen. Iſt es zwar für die deutſche Nation rühmlich genug, daß ſie einen Göthe und

tausende dieses letztere, ohne das es keine wahre Menschenwürde gibt, unterdrückt, und mit ihm den Keim jeder kräftigen Individualität erstickt hatte, so war es den Deutschen vorbehalten, mit der Reformation jenen alten Sinn wieder zu wecken, jenes alte Gleichmaß zwischen Scheu vor dem Göttlichen und Achtung des Menschlichen wieder herzustellen, jenen ächten Humanismus wieder neben dem Christianismus geltend zu machen, und in diesen Geist, in das Bestreben für die Wiederbelebung Hellenischer Bildung ging jede starke Natur in der Zeit der Reformation, die auf Cultur des Herzens und Verstandes gerichtet war, ein und die ähnlichen Naturen des vorigen Jahrhunderts, die Lessing und Voß, erscheinen ihrem Charakter wie ihrer Thätigkeit nach, an ihrer Seite, und in diese Reihe wird die deutsche Geschichte auch Schlosser stellen, ohne zu vergessen den Unterschied bemerkbar zu machen, welchen vielleicht am meisten seine historischen Studien bedingen, daß er nämlich von der moralischen Heftigkeit, die noch in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts liegt, in diesem Werke durchaus zurückkam, wie er auch nicht geneigt scheint, so streitlustig in Fehden und Kämpfe einzugehen, wie noch die letztgenannten. Man halte es uns zu gut, wenn wir in einer Periode allgemeiner Erschlaffung, in einer Zeit die jede große Persönlichkeit untergehen und keine andere an die Stelle treten sieht, unsere Bewunderung für einen so tüchtigen und kernigen literarischen und moralischen Charakter laut aussprechen. Aus diesem Buche haucht uns der deutscheste Geist der besten Zeiten an, während wir uns immer mehr verflachen und verallgemeinern oder gar fremden Götzen huldigen und Nationalsinn und vaterländische Weise um Spottpreise feil bieten! Aus diesem Buche spricht offen ein reines Gemüth und eine ehrenfeste Gesinnung, indeß unsere andern Schriftsteller sich stets mehr aus ihren Schriften zu entfernen, den Menschen und den Autor stets mehr zu trennen und die Bildung des Verstandes von der des Herzens oder Phantasie stets mehr zu scheiden suchen. Wo wir in diesem Buche aufschlagen, leuchtet der kräftigste, gesundeste Verstand hindurch, die sicherste und geradeste Beurthei-

lung menschlicher Dinge; wenn er jene Satyren schreibt über die chinesischen und indischen Staatseinrichtungen, wenn er überhaupt über die Primordialverhältnisse der Völker sich ausläßt, wenn er wie ein anderer Herodot jene griechischen Heere, jenen griechischen Arzt, jene verrathenen Zehntausend neben und unter den Persern zeigt und die Ueberlegenheit des Geistes über die Massen, den Sieg der verständigen Ansicht der Welt und des natürlichen Gebrauchs der menschlichen Kräfte schildert, dann muß sich jeder Freund der geistigen Gesundheit und Natürlichkeit, jeder Begünstiger der Aufklärung und ächten Bildung an diesem offenen Sinne, diesem gründlichen Wissen und planen Urtheile freuen, das jedem unter uns bald hier bald dort ein dunkles Gefühl belebt und ein halbfertiges Wort von der Lippe nimmt.

Wie vereinzelt steht aber dies Werk unter der Sündfluth der wahnwitzigsten Dinge, die von jungen fieberhaften Köpfen ausgebrütet und von Jung und Alt wie Evangelien gelesen werden; Dinge, die breits so überhand genommen haben, daß der literarische Sansculottismus, den man sich in Romanen und Briefen noch gefallen läßt, auch in Wissenschaften zu dringen anfängt. Während uns ferner die ganze Richtung der Zeit in einen crassen Materialismus zu reißen droht, hebt uns dies Buch noch über die Gemeinheit empor, und zeigt uns hinter der wirklichen Welt den idealen Hintergrund, ohne den keine edle Seele athmen kann. Allein es hält uns dabei an der Wirklichkeit fest; es hält uns weg von der Prosa des Alltagtreibens, aber auch von jedem utopischen Traume, und weit entfernt, daß dieser Mann dem politischen Getreibe den Rücken kehre, das uns um unsere besten Köpfe bringt, indem es sie in die Irre mit sich reißt, oder in die Einsamkeit von sich stößt, so faßt er im Gegentheil die Bewegung der Gegenwart um so fester ins Auge, ohne seinen Standort auch nur erschüttert zu fühlen. Bedroht ist unsere Wissenschaft und Literatur von einem Tode aus heiler Haut, der ihr unvermeidlich nahe bevorsteht, wenn sie in Schule und auf dem Katheder, im Buch und für das Buch fortan ihre ein-

zige Exiſtenz ſieht; bedroht iſt ſie von einem Umſturze und einer plötzlichen Vertilgung, wenn ſie der tumultuariſchen Bewegung in der politiſchen Welt nicht vorſehend und angriffsweiſe entgegengeht. Dies ſollte uns lehren, von Werken dieſer Art zu lernen, uns an Tendenzen dieſer Art zu ſchließen und feſt zu verſammeln, und wäre es uns doch vergönnt, in dieſen Jahrbüchern dazu einen kleinen Impuls zu geben!

Noch haben wir ſchließlich einen frommen Wunſch auszuſprechen. Der Verfaſſer nahm bei dieſem Werke Ausſicht auf ein weiteres Publikum, und obgleich er vielleicht nicht die Gabe hat, ſich dieſes leicht zu gewinnen, ſo halten wir es immer für höchſt erwünſcht, daß er es ſtets entſchiedener verſuche. Sonſt ſcheint er wohl der Meinung zu ſein, daß ein Schreiber in unſeren Tagen ſich ſein Publikum wählen müſſe; wählen, geben wir zu, allein dabei ſtets das möglichſt Weite im Auge zu haben, möchten wir als durchaus zeitgemäß fordern. Wir ſind in Zeiten, deren Bildung ſich ausbreitet; es war anders in Griechenland beim Erwachen der Wiſſenſchaften, wo ſich die Aufklärung mannichfach in Myſterien und Schulen verſchloß. Bei uns ſtrebt unter freilich ungünſtigen Verhältniſſen Alles dahin, die Aufklärung und Bildung zum größeren Gemeingut zu machen. Wie wünſchenswerth wäre es doch, wenn ſich jene Geſchichtſchreiber, die die mittleren Claſſen des Publikums belehren, in ihrer gefälligeren Erzählung, die den für den Laien läſtigen gelehrten Plunder abwirft, an Schloſſer's und ähnliche Werke eng anſchlöſſen! wie einfach und natürlich könnten ſie dadurch zum Vermittler der höheren Bildung für die unteren Claſſen werden! wie würde das allmählig immer mehr die Kluft zwiſchen unſerem ſchwerfälligen gelehrten Wiſſen und der oberflächlichen Scheinbildung unſerer ſogenannten gebildeten Welt wegheben! Welch ein höherer Ruhm könnte erreicht werden durch ein ſolches verſtändiges Anſchließen, durch zweckmäßiges Verengern oder Erweitern ſolcher Werke, als durch eine Selbſtſtändigkeit und ein Verſchmähen ſolch eines feſten ge-

liehenen Bodens, um auf eigenen Sand zu bauen. Wenn man eine Behandlung der Geſchichte auf dieſe Weiſe an tauſenden unſerer gelehrten Werke nicht verſuchte, ſo war das wohl natürlich, allein ein Buch wie dieſes, wo die einfachſten Quellen nachgewieſen ſind, aus denen man bequem den nöthigſten Schmuck für ſolche Zwecke aufſuchen könnte, ſollte billig einen ſprachgewandten, practiſchen und tactvollen Bearbeiter finden.

Ueber

Börne's Briefe aus Paris.

1835.

Die deutschen Jahrbücher würden, wenn ihnen angemuthet werden sollte, diese Briefe als einzelne Erscheinung ihrem Werthe und Gehalte nach zu beurtheilen, nicht leicht ein anderes Buch mit solcher Entschiedenheit abweisen, wie dieses. Betrachten wir es als ein Werk, dessen Verfasser auf die politischen Gesinnungen der Menschen zu wirken suchte, so würden wir uns mit Abscheu von einer Schrift wenden, die, wir sagen nicht das Heilige und Große, nein die selbst das Gemeine und Schlechte in dieser Weise verpestete, wie es hier geschieht, da wir zu gut wissen, wie wenig man um tausend Thorheiten und üble Sitten, die die Gewohnheit geheiligt hat, den Menschen oder gar die Masse und Menge anschuldigen darf, da wir zu gut von den Menschen denken, als daß wir in ihrem Thun und Treiben überall nichts als die raffinirteste Bosheit zu Grunde liegen sähen oder zu sehen uns anstellten. Betrachten wir das Werk als ein Produkt des Geistes, so würden wir es jener verderblichsten aller Mittelmäßigkeiten verfallen sehen, an der nicht sowohl unsere Nation allein, als vielmehr die ganze Zeit und ganz Europa krank liegt, jenem Schatten von Bildung, wie ihn die gute Schule, die Allgemeinheit der Kenntnisse, die mäßige Lectüre, die literarische oder belletristische Routine dem dilettantischen Näscher gibt, und auf der dann mit allerhand Dingen, mit frivolem Scherze, mit der unerhörtesten Frechheit, mit fingirter oder

wirklicher Miſanthropie, mit barockem Weſen und was wiſſen wir all das mangelnde Licht aufgetragen werden ſoll. Nur daß dieſe Krankheit ſo epidemiſch verbreitet iſt und immer mehr um ſich greifen zu wollen ſcheint, bewegt uns, auf einige Erörterungen über dieſe Briefe einzugehen, weil ſie uns gerade nahe liegen, und wird uns vielleicht ſpäter auf Lord Byron zurückkommen laſſen, den Hauptrepräſentanten dieſer Secte von unglücklichen Menſchenbeglückern oder von humanen Menſchenhaſſern, die ſich vor ſich ſelbſt nicht retten können, aber die Menſchheit retten wollen, die in ſich zerriſſen die geordnete Welt in Ordnung zu bringen denken, weil ſie ihnen im Chaos erſcheint, und weil ſie die Welt nur nach ſich ſelbſt zu meſſen verſtehen. Indem wir uns der Objectivität in der Literatur in ſo fern gegenüberſtellen, daß wir zeigen wollen, wie mit ihr allein der Wiſſenſchaft kein Heil zuwächſt, nehmen wir uns von ſelbſt der Subjectivität an; wir müſſen aber die Leſer bald überzeugen, daß wir dieſe Art von Individualitäten, Carricaturen, wie ſie unſere Zeit faſt einzig kennt, viel tiefer verabſcheuen, als wir das Tiefſte der gelehrten Pedanterie verachten könnten.

Hätte auch die Verbreitung dieser Schriften sie nicht weiter getragen, als in Lesezimmer und Lesezirkel, die gleichgültig anschaffen und für die Langeweile lesen, gleichviel was; als in die Hände der sogenannten Gebildeten, die dergleichen kennen müssen, um darüber reden zu können, oder in die der Bösartigen, die so etwas verschlingen, um ihren Hang zum Spott und Hohn zu nähren, so würden wir uns immer noch bedacht haben, von ihnen hier zu reden. Sie haben aber leider auch Eingang zu unseren jungen politischen Enthusiasten gefunden, die leicht erreglich jedem Eindrucke nachgeben, und die Jeden für einen Apostel der Freiheit zu nehmen gewohnt sind, der sich nur nicht scheut, gegen das Bestehende zu eifern. Woher der Eifer kommt, wohin der Eifer will, das kümmert sie wenig; nur das Nämliche nicht wollen, dünkt sie genug zur Freundschaft, und sie bedenken nicht, daß das noch lange nicht genug zur Hälfte, ja kaum genug zum Anfange der Freundschaft ist.

Aber freilich, wie haben sich auch hier die Dinge so anders gestaltet und welche schmerzliche Blicke läßt uns die Betrachtung dieser umgeänderten Verhältnisse in die jähe und grelle Verschlimmerung aller Sitten und aller Denkart werfen. Diese deutsche Jugend, wie man sie vor zwanzig Jahren kannte, hatte damals, wie heute und immer, dieselben Ideale oder Phantasmen vor Augen, die dieses Alter niemals ablegen wird; abgeschreckt von der prosaischen Welt, in die sie bald eintreten sollten, den Kopf und die Brust mit großen Entwürfen und Gesinnungen gefüllt, für deren Verwirklichung ihnen das Leben um sie her keine Bürgschaft und selbst keine Hoffnung bot, trieben sie sich wechselnd in Rohheit und Gemeinheit und in den höchsten Regionen ideeller Bestrebungen herum. Auch jene Zeiten lenkten diese Bestrebungen auf das Politische, aber wie anders damals als jetzt! Sie waren damals der Ausfluß der Begeisterung, und ihr Ziel war ein edles, mag man es auch ein geträumtes oder thörichtes nennen; jedes Mittel zum Zwecke war dieser Art: noch war damals Fleiß und Sinn für Bildung von Geist und Herz,

es war Verachtung der Convenienz, Abſcheu vor dem Fremden und Nationalfeindlichen, Verhöhnung des Pedantiſchen und Kleinmeiſterlichen und ein moraliſcher Wetteifer, ja ein Anflug von einer eigenen Religioſität, was in der ſeltſamſten Miſchung jene Generation bewegte. Heute iſt an die Stelle jener Begeiſterung, die ſich nicht laut genug machen konnte, das verſteckteſte Getriebe getreten und an die Stelle jener großen Gedanken, die der Nation poſitiv eine Größe verſchaffen wollten, nichts als ein verborgenes Machiniren und Miniren, um nur negirend zu Grunde zu richten, was exiſtirt; damals ſahen wir dieſe Jünglinge im Fluge der Einbildungskraft jeden anderen Helfer als ſich ſelbſt verſchmähen, und heute ſtecken ſie mit den Pfahlbürgern zuſammen, die ihrerſeits damals oft eine bittere Wuth gegen das Treiben der Leute beſeelte, die ſie wie ein profanes Volk mit einem Spottnamen bezeichneten, den heute der Verſpottete ſich wohl ſelbſt beilegt. Lüderlichkeit, Faulheit, Verhöhnung jeder Solidität im Wiſſen oder im Leben, Anſchluß an das Fremde und Nationalfeindliche, Nachbeterei und Nachäffung ſtellte ſich an die Stelle des Gegentheils ein; die damals einen Puris-

siasmus, keine Wärme für irgend eine Sache kennen; die das Vaterland schmählich verleumden; mit Scheinwitz prunken, wo nur tiefe Unwissenheit ist, mit Weisheit sich brüsten, wo die armseligste Beschränktheit sich kund gibt; die da lachen und höhnen, wo Mordanschläge gemacht werden, die gegen die Gottheit Schimpfworte gebrauchen und des Volkes Flüche ihr wohlgefälliger nennen, als seine Gebete.

Und doch, obwohl sich dieser Geist eines Theiles unserer Jugend bemächtigt hat, können wir ihn nicht anders als eine Abnormität ansehen, denn die Jugend hat Liebe für das Edle und Sinn für das Große voraus, und wir werden es nie glauben, daß dieser Sinn und diese Liebe aus der unserigen geschwunden sei. Wir können es uns zu gut erklären, woher in so Vielen die gegenwärtige Unterdrückung dieser schöneren Eigenschaften der Seele herzuleiten ist. Unsere Regierungen fürchteten in jenen Befreiungsjahren die Begeisterung der Jugend, und sie bedachten nicht, daß jede Begeisterung ein vorübergehender Rausch, und in der Jugend ein naturgemäßer, ein nothwendiger Rausch ist. Sie unterdrückten das; sie schärften die Aufmerksamkeit und äußere Bewachung; sie unterdrückten schon in der Schule durch unmäßigen und auf die einseitige Bildung des Verstandes abzielenden Unterricht jede frühere Regung der jugendlichen Geister; sie vollendeten diese Unterdrückung mit ungemessenen Forderungen im Examen der Schule und der Academie. Wir sehen nicht, wozu Hehl und Heimlichthun hier gut ist: und daß wir es nur geradezu heraussagen, diese gepriesenen deutschen Schulen sind die einzige Schule jenes unglückseligen Geschlechtes, das unseren ganzen Verhältnissen bei größerer Verbreitung den völligen Umsturz droht. Wir wahrlich sind nicht für die Einschränkung des Unterrichts und der Kenntnisse, allein der Jugend muß die Phantasie, in der sie einzig lebt, gelassen, sie muß ihr nicht mit den exacten Wissenschaften und der Naturkunde ausgetrieben werden, man muß an die Stelle jener Begeisterung nicht die Altklugheit der Jugend setzen, welche die Ruhe unserer Entwickelung weit mehr gefährdet, als es die abentheuer-

lichsten Chimären jemals könnten; man muß nicht mit Collegienzwang und zu frühen rigorosen Examinen der nach Freiheit und Ungebundenheit dürstenden jungen Seele die schönste Lebenszeit vergiften. Wir wollen hier nicht näher auf diesen Punkt eingehen, wir denken anderswo ausführlicher darauf zurückzukommen. Wir müssen aber fragen, woher anders schreibt sich bei den meisten unserer unruhigen jugendlichen Köpfe Mißmuth über das bürgerliche Leben, als weil die Existenz und Subsistenz täglich erschwerter wird? woher anders ihre Faulheit und Verachtung des Lernens, als weil durch die ermattende, unnatürliche und pedantische Behandlungsart derselben auf den Schulen ihnen der Geschmack an gesunder Bildung genommen wird und weil sie, den unsinnigen Forderungen der Examinatoren zu genügen, verzweifeln? woher die Bereitwilligkeit zu jedem verzweifelten Schritte, als aus jenem Mißmuthe, dieser Haltungs- und dieser Hoffnungslosigkeit? woher jene kalt verständige Berechnung der Mittel, jene Verbindungen mit dem Bürger und dem Fremden, als aus der Unterdrückung der früheren Begeisterung, die dem Jugendalter so wohl anstcht und so leicht aufs Gute zu leiten ist? woher

Auf jedem Blatte der Geschichte steht es geschrieben, daß die materielle Macht der geistigen in jedem Kampfe total unterliegt. Wir sehen daher nur ein einziges Verhalten, das dem Staate in solchen Zeiten von der Natur und Erfahrung gleichmäßig vorgezeichnet wird. Will er selbst auf dem Boden der möglichen und wirklichen Dinge feststehen, so muß er sich mit Energie und Entschiedenheit dem Ideale, dem nicht zu verwirklichenden Ideale, entgegensetzen. Thut er das mit Wanken, mit Unsicherheit, mit Zweifel, versuchsweise, ohne letzte Aussicht und Ziel, ohne klare unverhohlene Beurtheilung der Dinge, mit halber Kenntniß der Zeit, mit Palliativmitteln, mit Erwartungen auf die Zeiten, mit Vertrauen auf geänderte Zustände und Verhältnisse, so wird er selbst im Kampfe mit dem Idealen (wir meinen, mit den Uebertreibungen und Extremen der Ideen) total unterliegen. Diesen mit Energie und Entschiedenheit entgegen zu treten, ist nur dann möglich, wenn man mit gutem Gewissen energisch handeln und entschiedene Maßregeln nehmen kann; dies aber wird wieder nur dann möglich sein, wenn man sichtbar und offen den Ideen der Zeit die Hand reicht; dann, und nur dann lassen sich ihre Extreme mit Leichtigkeit und mit einer sichern und festen Ueberlegenheit bekämpfen. Der Staat, der sich dem Einen und dem Andern blind widersetzt, widersetzt sich den gefährlichsten, den unmittelbarsten Kräften der Menschheit, die ihn unfehlbar über den Haufen stürzen. Wenn er nicht Größe und Stärke der Principien jenen Richtungen entgegen zu stellen hat, so wächst die Stärke und Größe dieser Richtungen wie eine stürzende Lavine; wenn er den ungestümen Forderungen dieser Idealisten nicht die Befriedigung der Materialisten, gegen die Hoffnungen jener nicht Garantien für diese entgegensetzen kann, wenn er nicht einen wirklichen Glücksstand oder eine Zufriedenheit und ein Vertrauen auf sich begründen kann, der dem geträumten Glücke jener Idealwelt die Wagschaale hält, dann tritt er in eine Opposition mit den Verständigen und den Phantasten zugleich, hat mit der Vernunft und Unvernunft sich zu messen, und ob da Preß-

und Redefreiheit und Volksvertretung sei oder nicht, er wird total unterliegen.

Je einfacher, vernünftiger, planer, je näher der Wirklichkeit oder der Möglichkeit der Verwirklichung solche im Volke werdende Ideen sind, desto gefahrloser werden die Ideale sein (worunter wir hier immer die von der Wirklichkeit und Möglichkeit absehenden, auf die höchste Spitze getriebenen Ideen verstehen), die sich aus ihnen unter den extravaganten Köpfen bilden; desto leichter wird also dem Staate werden, sich jenen anzuschließen und diesen zu widersetzen. Wohlan, betrachten wir jetzt, was die Ideen und Ideale jener teutonischen Zeit waren. Wir müssen uns an das Einfachste und Bekannteste halten, denn es war allerhand was man damals wollte; das Allgemeinste aber war: man wollte ein großes Deutschland, man wollte die Nation als solche, als Ganzes gehoben sehen. Dies Wollen, mag man doch sagen, was man immer will, dies Wollen war gut. Strebte man dann, diesen Zweck in der Art zu erreichen, daß man ein altes Kaiserreich herstellte, die einzelnen Fürsten abdankte u. s. w., so mußten und konnten sich dem die Staaten entgegensetzen, denn dies war in jedes

Jahre haben es gelehrt, und möchte man sich doch die Lehre endlich merken und nicht taub jeder gutmeinenden Stimme die Ohren verschließen. Ein neues Geschlecht trat mit neuen Bestrebungen an die Stelle des früheren, und die Ideen, welche jetzt hervortreten, verrathen nur zu deutlich, wie sich der Geist nicht unterdrücken läßt, und wie er auch unter dem Hinderniß fortwächst. Hatten jene alten Demagogen ihre Träume nur auf die Nation beschränkt, so dehnen die heutigen sie auf die ganze Menschheit aus. Jean Paul ist der große Prophet dieses neuen werdenden Weltreichs! Vor den rheinbaierischen Assissen hat man das Gemälde dieser Menschheitsrepublik entworfen! In diesen Briefen wird der Cosmopolitismus gepredigt, der Schöpfer der Freiheit, weil er der Vertilger der Nationen ist! Seht da, warum Judenthum und Christenthum so erhabene Dinge sind: heute muß der verheißene Messias und die den Juden gelobte Weltherrschaft erscheinen; denn nur das Christenthum, „dieser schöne Schmetterling", konnte das Weltbürgerthum, und nur das Judenthum konnte das Christenthum erschaffen! daher kommen aus Israel die Verkündiger und Propheten und Täufer, und weissagen vom Reiche Gottes, von der Universalrepublik! von Einem Vaterlande, der Welt (denn Vaterlandsliebe, hört es, ist der Köder, an dem die schlauen Führer die einfältigen Völker fangen!); von Einer Religion, der Liebe! Und dies Reich der Liebe und der Alleinheit, muß, damit auch alle orientalischen Propheten einen Theil an diesen Ideen haben, auf gut muhamedanisch mit Feuer und Schwert, mit Haß und Zwietracht dies Reich der Einigkeit und Liebe erschaffen werden!

Wir wollen nicht das Gemälde weiter ausführen; die kleinsten Winke reichen hin, zu zeigen, welchen Zustand wir jetzt für den damaligen eingetauscht haben. Wir wollen diesen Zustand selbst nicht mit zu grellen Farben malen, er leuchtet an und für sich genug in die Augen. Nur versuche man doch endlich in Rath und That nicht weiter, mit Sophistereien, mit Täuschungen und Blendwerk auf beiden Seiten zu beschuldigen und zu entschuldigen, und so immer tiefer in die Spaltung

und das Verderben hineinzureißen und aus Arg ſtets ärger zu machen.

Alle die Schuld des angewachſenen Uebels den Maßregeln der Regierungen zuzuſchieben, würde ein Unverſtand ſein; die größeren Verhältniſſe von Europa und Ereigniſſe, die keine menſchliche Weisheit ahnen, denen keine menſchliche Vorſicht vorbauen konnte, ſind tiefere Urſachen, die dabei im Spiele waren. Nur aber ſehe man auch nicht mit leichtſinnigen Blicken auf dieſe Erfahrungen, und denke, was einmal auf kurze Zeit unterdrückt war, ließe ſich auch ſtets und auf längere Zeit wieder unterdrücken! Man denke nicht, dieſe Grillen ſeien die Luftſchlöſſer einzelner toller Köpfe und verwirrter Gehirne, die mit leichter Mühe geheilt oder geſperrt werden könnten! Denn dieſe Ideen bewegen, wenn auch nicht in jenen Extremen, aber die Ideen, die dieſen Extremen zu Grunde liegen, bewegen die ganze Zeit und werden in politiſchen Beziehungen mit jedem Tage deutlicher werden, wie ſie in anderen Beziehungen längſt deutlich ſind. Jene eine Hälfte der Nation hat die nationale Größe und den politiſchen Rang, dieſe andere hat die Rechte

zu den Lehren des Christenthums, welche die menschliche Freiheit auf Kosten der bürgerlichen fordert. In Religion, in Wissenschaft und Kunst ist dieser Streit des modernen und antiken Princips seit der Bekanntwerdung der Klassiker unter ewiger Wiederholung derselben Erscheinungen geführt worden. Man ging blind an den Belehrungen vorbei, die da für jeden gesunden Kopf offen lagen. Ueberall wo man einseitig dem oder jenem nachjagte, ging man fehl: wo sich beides durchdrang, war Wohlfahrt und Gedeihen die Folge. Dieselbe Erfahrung ward im Politischen gemacht. Italien versuchte an der Scheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Rückkehr wie zur alten Philosophie und Literatur, so zum alten Staate: ohne dauernden Erfolg, denn man blieb statt am Alten am Mittelaltrigen hängen und nahm die modernen Elemente nicht auf. Die französische Revolution zeigte das Gegentheil; sie haschte nach wunderlichen Phantasmen und führte auf eben dem Wege zu dem utopischen Universalfreistaate, den unsere Jean-Paulianer einschlagen, zu jenen schauderhaften Excessen, die die französische Geschichte ewig beschimpfen. Weder die Gegenwart noch das Alterthum ward beide Male richtig verstanden. Die Italiener beurtheilten die Alten als Menschen, wie sie die Gegenwart überall bot, und allenfalls für etwas kräftiger: die Franzosen als solche Ideale, wie sie nirgends mehr geboren würden: jene wollten zu jener alten größeren Tüchtigkeit zurück, diese zu einer nie gewesenen republikanischen Tugend vorwärts; diese wollten eine übermenschliche ideale Welt, die nicht im Reiche der Möglichkeit liegt; jene hätten consequent die für uns furchtbare Sclaverei der Alten zurückführen müssen. Wir haben in Deutschland den Trost, daß wir das Alterthum ganz anders kennen als jene Nationen, und daß wir nicht so sehr nach erträumter Größe, Glück und Ruhm trachten und rennen; Alles fordert uns auf, diese Vortheile zu nutzen, aber wir können und dürfen uns nicht verhehlen, daß wenige Jahre hinreichen, uns, wenn wir nicht vorsichtig darüber wachen, sie mit einem Male völlig nutzlos zu machen. Denn diese Börne predigen uns die Alter-

native zwiſchen Abſolutismus und Republik. Drei Jahrhunderte kampfen die ungeheuerſten Kräfte in Europa, um beiden aus dem Wege zu geben.

Bereits liegen in der Zeit ſo bedenkliche Zeichen vor uns, wie tief ſich dieſer Geiſt der Extravaganz und des Extrems einbohrte, daß hier nur mit der größten Energie, mit der größten Klarheit uber die Verhaltniſſe und mit der größten Offenheit gegen die Unterthanen, nach unſerer Meinung, Einhalt zu thun iſt. Oder ware dem nicht ſo, daß die Welt von Leidenſchaft geblendet, da ſie Niemand aufklärt, blind dem Geſchrei der Extreme nachgeht? Die Nachwelt wird es ſich mit großem Staunen erzählen, daß ſich zu unſerer Zeit die Intereſſen von Europa und die Principien der Parteien um einen Thorenſtreit mit Worten Jahre lang gedreht haben! ſie wird mit tiefer Befremdung hören, daß die demagogiſche Sophiſtik, die in das Wort Juſtemilieu den Begriff verdammlicher Halbheit neben den der Mäßigung und des Vermeidens der Extreme, was alle Zeiten und Volker als die Grundbedingung aller Weisheit und alles Gluckes anſahen, gelegt hatte, die ganze politiſche Welt an der Naſe herum zog, und ganz Europa mit dieſer

von den Briefen aus Paris bis zu denen eines Verstorbenen und eines Narren, von Bulwers England bis zu den Spaziergängen des Wiener Poeten, von einem Ende der Welt zum andern Nichts als eine zahllose Masse von jungen und ältern Männern, verschieden in ihren Anlagen und Charakteren, aus allerhand Ständen, in allerhand Fächern, in Poesie, Geschichte, Staatskunde, Theaterkritik bewandert, aber Alle gleichmäßig leidend an einer Art Geisteskrankheit, deren Natur zu ergründen eine der merkwürdigsten Aufgaben wäre. Schon andere Zeiten haben die ähnliche Erscheinung gehabt. In der literarischen Revolution unseres vorigen Jahrhunderts hat sie in einer ganz entsprechenden Weise epidemisch geherrscht und damals haben unsere Klinger und Gerstenberg Jugendstücke geschrieben, die den Gräueln des Victor Hugo wenig herausgeben.

Jetzt treten diese Erscheinungen in der politischen Welt hervor und drohen uns wieder zu bereiten, was frühere Zeiten schon mit Schaudern gesehen haben. Diese Menschen, meist ohne Kenntnisse, ohne Charakterstärke, ohne Muth, und sehr häufig ohne Mittel, um auf dem hergebrachten Wege durch das Leben zu gehen, zugleich erreglich wie Weiber, von einer glühenden aber unregelmäßigen Phantasie in die Irre geleitet, erkennen gewöhnlich so viel aus ihrer Umgebung, daß sich irgend etwas Großes in der Welt vorbereitet. Nicht kenntnißreich genug, um mit Besonnenheit den ringenden und werdenden Dingen unter die Arme zu greifen; nicht edel genug, um bei der Einsicht in ihre geistige Schwäche ihre Kräfte bescheiden und wohlmeinend in einem kleineren Wirkungskreise zu regen; zu eitel, als daß sie dem Glanze vor der Welt entsagen könnten, und klein genug, daß sie, um dieser Eitelkeit zu fröhnen, nicht verschmähen, sich der Unnatur, dem Menschenhasse, den Launen und Grillen oder der Affectation aller dieser und ähnlicher Eigenschaften hinzugeben, die nur Aufsehen zu erregen taugen; endlich nicht wahrhaft genug vor sich selbst, um sich dies ihr verworrenes Treiben klar zu machen, bringen sich diese Unglückseligen auch um die wirkliche Anlage des Gei-

ſtes, die ſie nicht ſelten beſaßen, und um den moraliſchen Kern, der häufig in ihnen zu finden war; ſie werden der Spielball der wüthendſten Leidenſchaften, und reiben ſich in der unerſättlichſten Begierde auf, die Langeweile, die ſie an dem gewöhnlichen Gange der Dinge empfinden, zu tödten, und der ſchleichenden Zeit die Flügel ihrer ungeduldigen Phantaſie zu leihen. Sehen ſie fortwährend die Welt in ihrem alten Gleiſe gehen, ihrer Vermeſſenheit ſpottend, wohin anders kann ſie das führen, als zu einem Mißmuthe und Grolle, der ſich bei ihrer Unfähigkeit die Zeit abzuwarten, ſtets ſteigert, der zugleich mit ihrer inneren Zerrüttung wächſt, und ſich nun durch Verachtung der Welt und der Menſchen, durch Wuth über die Erſten der Welt und die Unterdrücker der Menſchen, durch Spott und grauſamen Hohn über die Unterdrückten kund gibt. Nicht überall liegt Wahrheit zu Grunde, ſondern ihre Leidenſchaft vergrößert jedes Unheil, das ſie ſehen, und laßt ſie Unheil erblicken, wo Andere Glück und Wohlfahrt finden, und ihr Gram, ihr Zorn, ihre vulgare Manier, ihre Sonderbarkeit und Idioſynkriſie iſt oft nur vorgegeben und zu deutlich iſt es für ein offenes Auge, daß ſie ſich mühſelig hineinzwingen und daß ihnen die jämmerlichſte

Unter dieser Classe von Menschen steht auch Börne, und er nimmt eine breite Stelle in ihrer Mitte ein. Dieser Mann, den man früher nur als einen Theatercriticus und Belletristen kannte, und auch in seiner neuen Maske trotz der schrecklichen Larve in dieser friedlicheren Natur wieder erkennt, dieser Mann erscheint hier von dem politischen Fieber ergriffen und mit der fixen Idee, er müsse als ein politischer Reformator die Welt heilen und herstellen, statt sich selbst. Was ihn innerlich bewog, was ihn zu diesem Berufe heiligte und weihte, wer kann es wissen? Zum politischen Luther berufen zu sein, gibt er selbst an einer Stelle nicht unklar zu verstehen; und was dem inneren Drange den letzten Nachdruck gab, scheint er im dritten Bande ebenfalls selbst zu sagen: weil ihm einmal ein Schreiber auf dem Römer juif de Francfort in seinen Paß geschrieben, so schwur er in seinem Herzen: „Wartet nur, ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen.“ Hier ist er jetzt, und füllt sechs Bände. Früherhin war dem Reformator Mäßigung eigen, „sie ist es auch jetzt noch in seiner Gesinnung, aber sie soll nicht mehr in seinen Worten sein.“ Wir werden also nicht unrecht thun, wenn wir es mit seiner Wildheit nicht so gar ernst nehmen. Wir kennen nun schon diese Gilde, wir lernen sie nicht allein an Börne, wir lernen sie auch durch ihn an Anderen kennen. So sagt er uns ganz vortrefflich von Byron: „Er haßte die Weiber mit — den Lippen. Weiche Herzen, wie das seine, schützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte vor Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiß das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeinde nahe zu kommen. Byron suchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von schlechten Grundsätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm schwer fiel, die angeborene Güte seines Herzens zu besiegen, sah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menschen, die wirklich und mit Leichtigkeit schlecht sind, fällt es nie ein, damit groß zu thun.“ So hat also denn auch Börne seine Mäßigung

hinter ſolch ein Dornengeflechte von dem wildeſten Demagogismus und Terrorismus verſteckt, er haßt die Fürſten und Tyrannen wahrſcheinlich auch nur mit den Lippen, er iſt auch nur ſcheinbar ſolch ein ſtechender Menſchenfeind, auch Er wird nur eine Befriedigung der Eitelkeit darin ſuchen, für einen Mann von ſchlechten Grundſätzen und jacobiniſchem Gemüthe zu gelten (was übrigens gerade ſo viel iſt als wirklich ein ſolcher Mann zu ſein); auch er wollte einmal die Heldenthat begehen, jene angeborene Mäßigung ſeiner Geſinnung zu bezwingen, denn Menſchen, die wirklich und mit Leichtigkeit extravagant und verwegen ſind, fällt nie ein, damit groß zu thun, und groß thut Börne mit ſeinem Muthe, mit ſeiner Kühnheit, mit ſeiner Streitluſt auf jedem Blatte ſeiner Briefe, und wo hat man je den Tapfern mit ſeiner Tapferkeit prahlen hören? Wir nehmen es jetzt ſchon minder gefährlich, was ſonſt wohl recht ſchreckhaft lautet, wenn er wie ein ächter Franzoſe zugleich ſeiner Kühnheit und ſeiner „theatraliſchen Worte froh“ ausruft: „Keine Milde, keine Gerechtigkeit mehr! Sie haben Milch in Blut, Blut in Eſſig verwandelt und haben den Eſſig vergiftet. Ein Thor, wer noch in unſeren

der seine Mäßigung bereits abgelegt hatte, einflößen! Von da aus läßt er also seinen Eifer spielen, die deutsche Nation von ihren schmachvollen Erinnerungen zu befreien, die so weit zurückgehen, wie ihre uranfängliche Geschichte. Einst müssen sie wohl, meint er, in Asien eine Art von Paria-Kaste gewesen sein, die es, weil man es ihnen gar zu arg machte, wegzog. „Allein der Hund, der sich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechselt nur den Herrn. Die alten Deutschen waren zwar freier, aber nicht freigesinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat kann nicht viel besteuert werden, und die alten Deutschen waren rohe Wilde, ohne leiblichen, ohne geistigen Besitz. Aber was sie hatten, gaben sie immer hin für ihre Anführer, die sie freiwillig suchten. Sie lebten und starben für sie, und zu Hause verwürfelten sie ihren eigenen Leib, wenn sie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienstbarkeit, Trunkenheit, Spielsucht, das sind die Tugenden unserer Ahnen.“ Schade, daß der Mann aus Unwissenheit den Deutschen hier schmachvolle Erinnerungen leiht, wo keine sind, statt sie von wirklichen zu befreien. Sein großer Endzweck schreibt ihm weiter vor, die Deutschen von der Tyrannei, die auf ihnen lastet, von dem Uebermuthe ihrer Aristokratie, dem Hochmuthe ihrer Fürsten, dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller zu erlösen. Der Mittel, die er ergreift, ist nur Eines: er wirft das Vaterland mit Koth! Deutsch braucht er im Sinne von mehr als schändlich. Nicht einmal der Vogel beschmutzt das Nest, das ihn ausgebrütet, hätte doch Börne von dem Thiere erst Sitte und Zucht gelernt. Den Vogel, der sein Nest ausnahmsweise doch beschmutzt, wirft man aus dem Neste heraus, und möchte doch Deutschland daraus die rechte Behandlung dieser Schriften lernen! Doch dieser Mensch bekennt es ja selbst, daß er kein Vaterland hat, und kraft seines Weltbürgerthums ist er nirgends fremd. So läßt er nun schonungslos seinen Späßen gegen das Land, das ihn zu seiner Schmach geboren, ihren Lauf. Nicht um Alles könnte ein würdiger, wohlgesinnter Mann über tausend Dinge scherzen, über die hier gehöhnt

wird. Die Ironie kann Fehler tadeln, welche in die Geſellſchaft hineinſpielen, Fehler der Individuen oder der Klaſſen und Stände, aber nicht unglückliche Zuſtände, die die Geſellſchaft drücken. Es war ein koloſſaler Mißgedanke, den Fürſten des Machiavell auf Rechnung der Ironie zu ſetzen! Im Leben ironiſirt Jeder nur über die Fehler des Andern, der dieſer ſelbſt nicht gern eingeſtändig iſt, aber über Gebrechen einer Zeit, über Wunden, die jeder fühlt, jeder kennt, von denen jeder fürchtet, daß ſie mit Feuer ausgebrannt werden müſſen, über ſolche Auswüchſe, die nicht die Frucht unſerer Verſchuldung, ſondern die ein Erbübel der Gewohnheit ſind, die wie ein ſchweres Unglück auf uns laſten, über das Unglück ſelbſt alſo zu ſcherzen und zu ſpotten, iſt mehr als ein edler Mann vermöchte, der ein menſchlich Herz in der Bruſt trägt. Wir wollen Alles zugeben; wir wollen den Fall ſetzen, eine ſo verabſcheuenswürdige Tyrannei, wie ſie Börne ſieht, liege in der That auf Deutſchland; wir wollen gelten laſſen, die Tyrannei ſei ein Laſter an dem Volke, das ſie trägt: ſo kann man doch nie eine Maſſe, die der Inſtinct und das Schickſal leitet, ironiſch ſtrafen, eine Strafe, die nur ein Weſen treffen, nur gegen ein Weſen gerichtet ſein kann, das Willen und

Menſchheit wird ſich von dem Lärm dieſer Thoren nie irren laſſen. Kein Zuſtand liegt je ſo niederdrückend auf ihr, daß ihr nicht ein Troſt und eine Stütze übrig bliebe, und mit jedem neuen Gewinne paart ſich ſtets in der Geſchichte ein neuer Verluſt. Wird uns heute in Deutſchland das gleicheſte Recht, ſo geht morgen die Moral hin, die unſere inneren Zuſtände bis dahin vor denen jeder andern europäiſchen Nation glücklich gemacht hat, was jeder einſichtige Fremde, der zu uns kommt, einzuſehen beginnt; erlangen wir heute politiſche Größe und Würde, ſo büßen wir im ſelben Momente die alte Einfachheit und nationale Beſcheidenheit ein; und mit den ſteigenden Manufacturen, Eiſenbahnen und Dampfwerken geht die alte Frugalität zu Grunde. Das kann man, das muß man bedauern, aber eben dann am meiſten, wenn man den Menſchen dem Bürger nicht unterordnen will, denn das menſchliche, innere, wahre Glück leidet eben durch die politiſche Bildung, die eine materielle iſt, und daher geht bei ihrem Erſcheinen Religion, Poeſie und was Alles das Herz und Gemüth bildet und hebt, gemeinhin verloren. Jeder echte Ariſtokrate, um dieſen Modeausdruck zu brauchen, der mit dieſer Einſicht, nach Grundſätzen, mit der Würde und Conſequenz eines Cato an dem Alten hängt, der iſt ein Ehrenmann, dem man wohl gleiche Geſinnung und Mitwirken, aber niemals die Achtung verſagen kann. Es iſt thöricht, ſich dem Fortgange entgegen ſtemmen und halten zu wollen, was nicht mehr zu halten iſt, aber was Edles und Ewiges und Erhaltbares in dem Alten war, gegen die Zerſtörungsſucht der Neuerung zu ſchützen, iſt ſolch ein edles Beſtreben, wie der zeitgemäße Fortſchritt zum Beſſeren immerhin; und wäre es doch nur ſo möglich und leicht, als es wünſchenswerth iſt, daß ſich dieſe beiden Beſtrebungen weniger einſeitig und eigenſinnig gegenüber ſtänden, denn dies hat jede Staatsveränderung in neuerer Zeit ſo furchtbar und blutig gemacht. Allein dieſe altfränkiſche Weisheit wird hier in unſeren Briefen gar vernichtet: und die Begriffe von Glück und Heil des Menſchen geläuterter und gereinigter gelehrt. Die ganze Menſchheit, haben wir immer gemeint, blickte von

jeher auf die vergangenen Zeiten als auf die glücklicheren zurück, denn ſie ſind die einfacheren, in denen die geringeren Bedürfniſſe leichter zu befriedigen waren, und in Befriedigung der Bedürfniſſe liegt den Menſchen gemeiniglich das Gefühl des Glückes. Aber nach der Lehre dieſer neuen Propheten iſt das Glück der Welt fortwährend im Steigen. Es gibt jetzt zehntauſendmal mehr glückliche Menſchen, als vor vierhundert Jahren! Die Summe des Glücks wäre zwar die nämliche, aber es ſei anders vertheilt. Damals ſei Land, Gut, Reichthum, Luſt des Lebens, Waffen zur Vertheidigung dieſer Lebensgüter im Beſitz des Adels und alle Künſte und Wiſſenſchaften und göttliche Erkenntniß in den Händen der Geiſtlichkeit geweſen! Land, Gut, Reichthum, Lebensluſt, Waffen, Künſte, Wiſſenſchaften und gelehrte Theologie ſind alſo das Glück der Menſchheit! Armer Sokrates! du ſuchteſt die Luſt in der Gerechtigkeit der Seele, und das Glück in den niedrigen Hütten der zufriedenen Handwerker! Armer Chriſtus! du gingſt an den Reichen vorüber, du ſpotteteſt über die Phariſäer und Schriftgelehrten, und beriefſt in das Reich deiner Seligkeit zuerſt die an Gut und Geiſt Armen! Vernehmt, in dieſer neuen

lachen oder verstummen, oder soll man bitter beklagen, daß in einer verständigen Nation auch nur Einer gefunden wird, der dies Witz, der dies Geist nennen kann? Nicht eine Seite lang weiß dieser Mann einen Gedanken festzuhalten; es ist nicht Eine Periode in den sechs Bänden dieser Briefe zu finden; und nur für ein Zeitblatt zu schreiben, gesteht er selbst nicht Stetigkeit genug zu haben. Die kleinste Consequenz der Ansicht, die leichteste und faßlichste Schlußfolge ist diesem Manne vollkommen fremd. Jetzt ruft er pathetisch aus, so wenig man den Sturm, den Blitz, das Erdbeben, das Fieber, die Macht verklagen könne und den Prozeß gewinnen, so wenig ein Volk, daß es seinem Könige Unrecht gethan. Und wie macht er's, daß er ein Volk verklagt, wenn es seinem Könige kein Unrecht gethan? Verklagt die Zeit, das neue Europa, die ausgedehnten Räume, daß sich Alles so langsam bei uns entwickelt, und wenn ihr den Prozeß gewonnen, ihr geschickten Advokaten, dann verklagt ein Volk, daß es geduldig und langsam ist. Wenn er dann anderswo Gerechtigkeit, Milde, Mangel an Leidenschaft im Volke rühmt, so ist dies eben nur die Folge seiner Geduld und Langsamkeit. Besonnenheit und Zeit macht weise; in der Flüchtigkeit der Leidenschaft ist nie etwas Großes. Es gibt Zeiten und Menschen, die in der Zukunft, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit leben: jedes hat sein Schönes und sein Nachtheiliges; aber nur in der nächsten Zukunft zu leben, mit nebelhafter Aussicht in die Ferne, mit Haß gegen die Gegenwart, mit Verachtung des Vergangenen, dies ist die Eigenschaft des geistigen Heißhungers, der sich selbst verzehrt, noch ehe er den Zahn an das Begehrte gebracht hat. So lebt dies Geschlecht, so lebt dieser Mann, der 1830 schon die Welt in vollen Flammen stehen sah; der ahnte, „nein wußte," daß die Cholera unfehlbar die Mutter der Freiheit von Deutschland werden würde; der die Oesterreicher bis zu einer gewissen Zeit ganz gewiß aus Italien verjagt sah; und bald erwartete ein Dutzend Fürsten wohlfeiler zu kaufen als ein Dutzend Eier! Wie denn diese Weissagungen nicht eintreffen, so stürmt die rastlose Ungeduld in den späteren Bänden noch

mehr, und der Aerger frißt noch ſchärfer in dem Wahrſager. Hätte er ſich doch zugerufen, daß ſo gut wie „eine Revolution aufhalten, ehe ſie von ſelbſt ſtille ſteht, ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen heißt,“ eben ſo das Beſchleunigen einer Veränderung, ehe ſie von ſelbſt kommt, ſo viel bedeutet, als ihren Weg hemmen und ihren Anfang verhüten. Wenn er ſeufzt, was das für Menſchen in Deutſchland ſeien, die man weder begeiſtern noch ärgern kann, hätte er ſich doch ſelbſt geſagt, was das für Leute ſind, die man nur enthuſiasmiren und nur ärgern kann! Doch dieſer Mann weiß oft ſelbſt nicht, was er ſagt; er verſtehe oft ſelbſt nicht, was er ſchreibt, ſagt er irgendwo, den Jean Paul ſpielend, ſelbſt; nun, nun, ſo tiefſinnig haben wir ihn nirgends gefunden! Ueber den gutmüthigen Gedanken, den Jean Paul nachahmen zu wollen! Nirgends fällt einem der brave Schiller'ſche Jäger ſo oft ein, wie hier, wenn dieſem wunderbaren Manne ſeine Kunſt, die Seele zu belauſchen, abgeſehen werden ſoll, oder wenn Shakeſpeare nachgeahmt wird. Man höre doch dies Sein oder Nichtſein: „Tugend, Entſagung, Aufopferung! ich habe viel darüber nachgedacht! Soll man oder ſoll man nicht? Der Ruhm, er iſt ein ſchöner Wahnſinn, aber doch

Raum, noch so lange in der Zeit sei, als in der Monarchie! Wo bleibt da jede Erfahrung und jede kleinste Kenntniß! Wer je von Athen gelesen und seinem Stolz, von Florenz und seinem Uebermuthe, wer von Nordamerika und seinem schmutzigen Eigennutz gehört, wer je einen Stock-Engländer oder Schweizer gekannt hat, wie kann der von der Entfernung des Republikanischen vom Eigennutze reden! Oder warum weist er nicht den im Raum und Zeit breiten Egoismus in den orientalischen Monarchien nach? — Zusammenhalten, Association ist die Predigt dieser Leute; aber ihre Predigt in sich ist Zerrissenheit und Spaltung: und wer innerlich wirklich zusammenhält und wirkliches Zusammenhalten in den Völkern ernstlich wünscht, der wird diesen Predigten mit Macht entgegentreten. Sie wollen das Zusammenschließen befördern und zugleich die Gesetze auflösen! Seit dem Christenthume ist der Mensch meist zu viel vor dem Bürger geachtet worden; kein Talent fast kümmert sich noch aufrichtig um den Staat: was Sokrates zuerst aufgebracht hat, ist seitdem stets herrschender geworden. Bisher war Anhänglichkeit an dem Throne noch ein Bindungsmittel und gesellige Moral; jetzt lös't sich dies auf, und das Gesetz bleibt einzig übrig. Dem spotten sie aber ins Angesicht, obwohl die Engländer gelehrt haben, daß man unter der Tyrannei der mißbräuchlichsten Gesetze groß werden kann. Um thörichte Grillen wollen sie das Volk versammeln, das sich nur für ein augenscheinliches Recht, für einen erweiterten Nutzen, nur gegen das schreiendste Unrecht, in der unerträglichsten Noth zusammenschließt und erhebt. Sie predigen Energie, um's dritte Wort hört man von ihrer Kraft und dem kriegerischen Charakter ihrer Reden. Allein es ist die Wuth, die Unmacht eines leidenschaftlichen Weibes, die aus diesen Briefen spricht, und der Mangel an Principien ist dem ganz angemessen. Energie fließt nur aus Grundsätzen, aus soliden Grundsätzen, die vor der Möglichkeit, vor dem Rechte, dem Gewissen und Verstande bestehen. Eine gute Sache pflanzt auf, die wird Vertrauen geben und Energie und Muth erwecken! Unrecht mit Frevel vertreiben, ein schäd-

liches Herkommen mit läſterlicher Schandthat umſtürzen, eine Charakterloſigkeit mit der andern gut machen, das iſt keine gute Sache, die Völker begeiſtern könnte, und der Wahn, das, was Jahrhunderte gebaut haben, wenn es auch Alles ſchlecht und faul wäre, mit einem Hauche umzuwehen, ſo kräftig er wäre, iſt der Unſinn eines Thoren, den das Volk belachen muß. Die gemeinſte Rachluſt, die hier athmet, füllt ein Volk wohl auf Momente, allein das hat die Maſſe eigen, daß ſie auch im anderen Momente leicht wieder Großmuth übt, die hier ausdrücklich verleugnet wird. — Eigen iſt's auch, wie ſich dieſer Mann gegen ſeine Zunftgenoſſen über ſtellt, wie er, was er ſelbſt iſt und hat, an Andern haßt und verfolgt. Dies iſt ein ſchlimmes Zeichen von der Einigkeit, die wir unter dieſen wackeren Männern zu erwarten hätten! Nur von wenigen Lieblingen ſpricht er mit Wärme und Anerkennung, von Lord Byron, und von Chateaubriand, dieſer ſentimentalen Seele, die ſich auch mit allerhand wunderlichen Luftreichen herumquält. Aber ſonderbar iſt's, daß in Victor Hugo unſern Briefſteller der literariſche Sansculotismus ſchreckt, und die Anarchie in der franzöſiſchen romantiſchen Kunſt. Er läßt ihn wohl ſeinen Unſinn und Graßheiten paſſiren, weil er »ein Bruder Liberaler« iſt, allein er beſchwert ſich doch bitter über dieſe »Schinderei der Kunſt.« Und doch, das Schauſpiel, das jene auf die Bühne bringen, wollen es uns dieſe nicht in der Wirklichkeit aufführen? Was ſchadet's, daß man Laſter und Schandthaten für ein Schauſpiel erdenkt! Aber erdenken, daß jede Regierung nichts als das Volk zu ſchinden ſuche, erdenken, daß jede Maßregel derſelben eine Eingebung der Unterdrückungsſucht, jeder unüberlegte Streich eine Bosheit, jedes unverkennbare Gute, das von ihr ausgeht, eine Fuchsliſt, jeder geſcheide Streich eine Folge von Einfalt und Dummheit iſt, erdenken, mit welchen Mitteln man die Fürſten und den Adel verhaßt machen und anſchwärzen kann, und mit dieſen erdachten Dingen die Volkswuth aufreizen zu Blutgier und Mord, zu plötzlicher Rache an Sitten und Gebräuchen, die Jahrtauſende heiligten, zur

grausamen Eintreibung einer durch der Ahnen Fehler angewachsenen Schuld von dem unschuldigen Enkel, zur Verläugnung aller Großmuth und Langmuth, dies ist das viel schmählichere Amt und Geschäft eines viel verabscheuungswürdigeren Menschen, als die grausen tragischen Erdichtungen eines unsinnigen tragischen Poeten. — So hat es Börne mit den Briefen eines Verstorbenen zu thun: „wenn die Gedanken unter die Leute gehen, lehrt er sie, müssen sie sich mit Würde und Anstand kleiden.“ Wie artig hat er selbst die goldene Regel befolgt! So ist ihm Heine zu mild und zu unentschlossen, und alle diese Leute sieht er tief unter sich. Und wer ist er selbst? Sechs Bände von Briefen über die Weltbegebenheiten der Gegenwart in einer Zeit voll merkwürdiger Dinge, und in allen sechsen nicht Eine Sylbe über das wahrhaft Große, was vorgeht, über alles in England Geschehene z. B. nicht Eine Sylbe. Durch sechs Bände ein gleicher Ton der Arroganz, und in allen sechsen nicht Eine Frage berührt, die nicht auch ein französischer oder deutscher Spießbürger beim Weine berühren und in seiner verständigen Naivetät viel besser hätte lösen können! Ein durchgehendes Hofmeistern der deutschen Nation, von der er nichts kennt, als sein Frankfurt und ein Paar badische Deputirte! Ein fortwährendes Regaliren mit gemachten Neuigkeiten, mit den schamlosesten Zeitungslügen und Scandalen, die er sogar selbst in Zeitungen befördern hilft, von denen er sich zur Wuth reizen läßt, obgleich es Dinge sind, die keinem Buben von zehn Jahren aufzubinden wären. Zwischen allen den großen Reformprojecten und Predigten füllen den breitesten Raum allerhand Curiositäten, allerhand Tagsgeschichtchen, allerhand Kritiken von elenden Werken und von theatralischen Darstellungen, allerhand Berichte und Ansichten über Opern und Schauspiele, über Tänzer und Sänger, stetes Zurückkommen auf die Juden und ihre Angelegenheiten, auf die jämmerlichsten Poeten, die Musset und Berlioz, auf die Panoramen und Dioramen und tausend ähnliche Dinge! Den Staat will er herstellen und bringt dazu nichts mit, als leidlichen Witz für eine Theaterkritik; ein Reich der Liebe will

er gründen und gährt ſelbſt von Haß, von Rachſucht, von blinder Leidenſchaft, und heißt den Meuchelmord gut; den Egoismus will er vernichten und läßt überall Eitelkeit, ja Neid und Geldgier durchblicken; in Einigkeit will er die Nationen zuſammenbinden und hat kein Herz, als für einen abentheuerlichen Poeten oder Staatsmann und allenfalls für den treuen Pudel der Juliustage; das Größte und Höchſte reißt er in den Staub, er ſelber ſtrauchelt an dem Niedrigſten; und der Catechismus ſeiner Philoſophie heißt: Schlecht ſein, damit die Schlechten gut von uns denken! Dies iſt, o ihr wackern Deutſchen, der neue Luther, der unſere politiſche Welt reformiren will!

Ueber

Schinkel's Entwürfe zu einem Denkmal

für

Friedrich den Großen.

1835.

Wir möchten wohl wissen, ob die deutschen Jahrbücher, indem sie den Kreis ihrer Kritik zugleich um die Künste zu ziehen versprachen, im ganzen Umfange überlegten, welch eine gewaltige Aufgabe sie sich stellten, wenn sie in diesem Gebiete auch nur etwas von ähnlicher Bedeutung leisten wollten, wie sie in den Regionen der moralischen Wissenschaften zu leisten versprachen. Wir möchten auch wissen, ob sie wohl ganz genau das Verhältniß erwogen haben, in welchem sie die Kunst überhaupt, oder die verschiedenen Zweige derselben zu ihren Tendenzen betrachten mußten, wenn sie sich anders consequent bleiben wollten. Sonderbar, daß sich diese Zweifel ganz offenbar auch in dem Manne regten, der in dem musikalischen Briefe im zweiten Hefte über die Beziehungen der Tonkunst zu den Zwecken der Jahrbücher nachzudenken sich bewogen fühlte. Dieser Briefsteller stieß sich schon an dem bloßen Auffälligen einer solchen Verbindung von wissenschaftlicher und künstlerischer Kritik in Einem und demselben Blatte, und freilich ist das nicht zu verwundern, wenn einmal auf echte Kunstkritik ausgegangen werden sollte; denn was man sonst gewöhnlich so nennt und gewöhnlich in den Journalen findet, ist, wenn es sich um Baukunst handelt, ein technologisches Handwerksgerede; wenn um Musik, ein ähnliches Mäkeln um das Mechanische; wenn um Dichtkunst, ein belletristischer Brei für die Kinder, die sich noch am Verfertigen oder am Betrachten des Spielwerks, das man heute noch Poesie nennt, ergötzen; ist die

Rede von literarischen oder ästhetischen Werken, so haben wir die Wahl zwischen trockner Gelehrsamkeit oder einem Quark von schulphilosophischen, mißgeschaffenen Redensarten; gilt es irgend der bildenden Kunst, so hören wir ein dünkelhaftes Absprechen eines blinden Philologen oder das unverdaute Geschwätz eines jener ausübenden Künstler, die, wie Salvator Rosa von ihnen sagt:

a lavorar s'accingono,
— ma per dio non sanno leggere; —

und sollte man gar den Ausstellungsberichten die Ehre der Erwähnung anthun, so wüßten wir wahrlich nicht Unehre genug in unsere Aussprüche darüber zu häufen, wenn wir ihnen ihr Recht thun sollten. Diese ganze Kritik der Kunst jedoch steht in einem sehr natürlichen Verhältnisse zu der Kunst selbst; die ausübende Kunst selbst producirt nichts, was eine bessere Kritik anregte, was eine bessere Kritik nur verdiente; die Kritik ist ihrem Objecte ganz angemessen, und eines so elend wie das andere. Ganz recht also regte sich unserm Tonkünstler der Zweifel, ob die Jahrbücher mittelmäßigen kritischen Aufsätzen über mittelmäßige Kunstwerke wollten Raum geben, oder ob sie das Unmögliche unternehmen wollten, gute Abhandlungen über schlechte Productionen zu schreiben. Der musikalische Freund zog aber sich und die Jahrbücher vortrefflich aus der Sache, indem er ihnen die ruhmvolle Periode der deutschen Musik zum Hauptgegenstande anwies, aus der wir so manches Vergessene für den Nationalruhm zu retten haben. Allein dabei findet er, daß diese ruhmvolle Periode in seinem Fache längst vorüber und, wie es scheint, unwiederbringlich verloren ist — er muß sich also in die Vergangenheit ziehen, da doch die Jahrbücher die Gegenwart vor Allem und das gegenwärtige Treiben in's Auge fassen wollten. Indem sie aber so bereitwillig jenem Aufsatze einen Platz gönnten, bewiesen sie, daß sie diese ihre Tendenz nicht ängstlich wollten beschränkt wissen, sondern daß sie mit weiter Umsicht auch das Große der Nation zu deren Würdigung und Kräftigung zuzuziehen denken, das bereits vollendet daliegt zum Genusse, wenn es nur der gegenwärtigen Ordnung

der Dinge und den modernen Bestrebungen der Gesellschaft angehört. Wohlan, wir wollen die Jahrbücher versuchen, ob sie noch mehr Muth haben, als diesen; wir wollen sie umgekehrt auf die Zukunft weisen, und auf die Keime, die in unserer Zeit für mögliche Früchte in der kommenden liegen, und wollen sehen, ob sie prophetische Winke, die mehr als bloße Divinationen sein wollen, so bereitwillig aufzunehmen wagen, wie die soliden Rückblicke eines bedächtigen Künstlers auf eine untergegangene Kunst.

Wir müssen nämlich, indem wir uns über einen Gegenstand der plastischen Kunst zu reden anschicken, so kurz als möglich voraus bemerken, daß auch wir, wenn es uns vergönnt sein wird, den Jahrbüchern auch künftig Aufsätze über die bildenden Künste anzubieten, nicht daran denken, auf neuere und neueste Leistungen in diesem Gebiete oft einzugehen, da uns auch hier die Gegenwart trotz all der berühmten Männer und Schulen nichts aufweist, was vor einem strengen Gerichte bestehen könnte. Wir können aber nicht wie die Musik auf eine glänzende Epoche, die uns schon mehr als ein Jahrhundert entfernt liegt, zurückblicken, noch wie die Poesie auf die ihre, die nun bald ein halbes Jahrhundert alt ist, sondern wir müssen nothwendig auf die gute Zeit der Malerei, Sculptur und Baukunst in Deutschland erst hoffen. Und dies nicht etwa aus den gutmüthigen Hoffnungen derer, die auch in der Politik und Wissenschaft überall ein künftiges Heil mit Zuversicht erwarten und dabei auf nichts ruhen, als auf dem schönen, aber leider nicht untrüglichen Glauben an ein stetes Fortschreiten der Menschheit; sondern wir hegen diese Erwartung aus Einsicht mehr, als aus Glauben; aus einer Einsicht, die wir für so untrüglich halten, wie irgend einen moralischen oder historischen Erfahrungssatz. Die Sculptur und Malerei hat ihre Blüthe überall erst nach den redenden Künsten gehabt. Die großartige epische Dichtung der Griechen war lange in der Entwickelung begriffen, der Götterhimmel und der Sagenkreis der Heroen war längst poetisch gestaltet, ehe Phidias anfing, der Erhabenheit des homerischen Gedichtes in seinen Götter-

bildern beizukommen. Die plastische Kunst seiner Zeit steht zum Epos in eben dem Verhältnisse, wie die der Lysippe um Alexanders Zeit zu der tragischen Kunst der Sophokles und Euripides. Die Blüthe der Malerei in Italien im sechzehnten Jahrhundert ist der Schlußstein der ganzen Reihe von Jahrhunderten einer heiligen, religiösen Dichtung; die weltlichere Kunst, die sich zu Ariost verhielte, wie Buonarotti und seine Zeitgenossen zu Dante und den seinen, hat sich in Italien kaum entwickelt. In Deutschland hatten wir erst lange nach dem Glanz unserer mittelalterigen Poesie die entsprechende Zeit in der bildenden Kunst. Was in diesen Verhältnissen häufig irrt und die klare Einsicht etwas erschwert, ist nur, daß die Künste sämmtlich unter sich so viele Verwandtschaft haben, daß selten die Eine eine große naturgemäße Blüthe entfaltet, ohne daß die andere neben ihr sich zu einer unnatürlicheren, verfrühten oder verspäteten Blüthe mitgerissen sehe. So ist die heroische Kunst des Phidias gleichzeitig mit der Tragödie und Comödie in Athen, ohne daß sie in irgend einer inneren Beziehung damit stände; umgekehrt wendet sich die griechische Dichtkunst in der alexandrinischen Zeit zur epischen Weise zurück, als die Malerei und Sculptur dahin gelangt war, den pathischen Ausdruck dem Schauspiele abzulernen, der sich zu dem ethischen der heroischen Sculptur verhält, wie die tragische Kunst zu der epischen. In unserer neueren Zeit in Deutschland hatte die Poesie ihren ersten Anstoß, als unsere größten Musiker wirkten; umgekehrt, als die Poesie im schönsten Flore stand, hatte die Musik in Mozart und seinen Zeitgenossen einen neuen aber schwächeren Aufschwung. Die ungemein reiche Entfaltung unserer Poesie riß denn auch die Sculptur mit hin und wir erhielten einige Künstler von Namen, wenn auch keine Kunst. Es ist auch ganz und überall klar, daß die Sculptur und Baukunst vor anderen Künsten, weil sie vor anderen große äußere Unterstützung brauchen, erst dann gedeihen können und wirklich überall erst dann gediehen sind, wenn äußerer Glanz der Staaten, der Höfe oder der Nationen, wenn ein Perikles oder Alexander förderte. Daher kann nur eine Blüthe der

plastischen Kunst in Deutschland in der Voraussetzung erwartet werden, daß eine politische Regeneration erfolgt, und mit dieser wird jene, glauben wir, so unfehlbar eintreten, wie auch neue Versuche, die erloschene Dichtkunst zu beleben, alsdann hervortreten müßten.

Was für diese künftige Regeneration im Staat und in der Kunst vor der Hand geschieht, ist reine Privatsache. Man glaube nicht, daß wir dies gering anschlügen; wir setzen gerade darin all unsre Hoffnung. Auf diese Weise ist aus den rohesten, lächerlichsten, prosaischsten Anfängen unsere Dichtkunst so rein, so groß und so echt kunstmäßig emporgestiegen. Auf diese Weise geht unsere politische Bildung massenweise vorwärts, so linkisch wir uns dazu anstellen, und es bedarf nur einst des rechten Bildners, um das tausendfältig zubereitete Material dann eben so wunderbar und plötzlich sich fast von selbst bilden zu sehen, wie sich nach Lessing und Göthe die Poesie schnell von unzähligen Schlacken reinigte, die ihr bis dahin anhingen. So verächtlich es ist, wenn unsere Maler sich etwas auf ihre Landschaften einbilden, die so geistlos als möglich, aber doch in jedem Blümchen und Hälmchen mit dem feinsten Pinsel bis auf naturhistorische Treue ausgemalt sind, so sehr wird doch einst diese technische Vollendung einer echten Malerkunst zu statten kommen, sobald sie sich aufthut. Es ist, unseres Wissens, noch gar nicht darauf aufmerksam gemacht worden, daß unsere Privatbaukunst den Stein der Weisen ganz unbewußt längst gefunden hat, den die Meister der höheren Architectur noch mit gierigen Augen suchen. Unser Schinkel ist bekanntlich einer der großen Verfechter der Verpflanzung hellenischer Baukunst auf unseren Boden und ihrer Accommodation an unsere Bedürfnisse, allein alle griechischen Bauwerke in Berlin oder in München sind wie die Uebersetzungen griechischer Originalwerke der Poesie, welche vorausgehen mußten, ehe ein Göthe und ehe selbst Schiller mit echt griechischem Sinne die Elemente einer nationalen und modernen Kunst so gestalteten, daß ein Originales und Nichtnachgeäfftes herauskam. Diesen Weg scheint uns unsere Privatbaukunst

instinctmäßig eingeschlagen zu haben, obwohl dies so Wenigen verständlich sein wird, wie jener antike Geist in unseren großen Dichtern. Und doch wird nur der ein originaler und großer Baumeister werden, der diese Richtung unserer bürgerlichen Architectur auffaßt und auf höhere Werke mit Geist anzupassen versteht, denn nur Er wird auf dem einfachen Bedürfnisse der Zeit ruhen und auf dieses die einfachen Regeln der antiken Kunst mit einfachem Geschmack anwenden und nicht in Ueberladung und Schwulst, sondern in dem unendlich schwierigen Studium klassischer Proportionen das Mittel suchen, großartig wirkende Gebäude zu entwerfen. Kurz überall, im Leben, Wissenschaft und Kunst kam man bei uns zum Großen und Gedeihlichen, indem zuerst sich volksmäßig, unvollkommen und bescheiden die Elemente wie von selbst erschufen, die alsdann große Genien, die sich am klassischen Alterthum selbstständig gebildet hatten, mit treuer Pflege des instinctmäßig gefundenen nationalen Weges, freier und kühner behandelten und formten.

Wenn man in irgend einem Zweige der Kunst solch eine nationale Vorarbeit für künftige große Köpfe vermißt, so ist es die Sculptur. Der leicht einzusehende Grund liegt darin, daß kein Bedürfniß diese Kunst fördert, wie die Architectur, und daß sie nicht dilettantisch zu üben ist, wie die Malerei. Was unsere jungen Künstler in diesem Fache üben, ist nichts als antike Nachahmungen oder architectonischer Zierrath. Man könnte sich wundern, daß sie nicht auf Verfertigung von Brustbildern berühmter Männer verfielen, die wohl Aufnahme und Unterstützung finden würde. Und weil diese Kunst denn selbst in ihren Elementen so ganz außer Bezug mit der Gegenwart und der Nation gesetzt ist, so erscheint sie denn da, wo sie nothgedrungen einmal in einer solchen erscheinen soll, in ihrer ganzen Blöße. Und wenn das, falls wir es auf das technische, auf die Ausführung ausdehnen wollten, zu hart wäre, so wollen wir es, indem wir es auf die Entwürfe beschränken, in dieser Beziehung hier an einem Beispiele erhärten, das sich auch auf bloße Entwürfe und auf nichts Ausgeführtes bezieht.

Wir konnten schwerlich etwas Geeigneteres für die Jahrbücher finden, als gerade diesen Gegenstand. Denn welcher deutsche Mann würde sich nicht um ein Denkmal für diesen deutschen König interessiren, dessen Andenken uns Allen theuer sein muß. Wir wollen, um uns unser deutsches Interesse an dieser Sache nicht zu vergällen, auf die preußischen und berlinischen Interessen dabei nicht eingehen; wir wollen nicht fragen, warum das längst projectirte Monument noch nicht zur Ausführung, warum es unter den vielen Entwürfen noch nicht zur Wahl gekommen; wir wollen nicht fragen, ob daran eine Rivalität zwischen Hof und Stadt Berlin Schuld sei; wir wollen nicht klagen, daß möglicherweise Rücksichtelei oder Willkühr in unseren neuen Staaten eine Gemeinde abhalten kann, mit ihrem Gelde ein Denkmal nach ihrem Plane für ihren Monarchen zu errichten; sondern wir wollen uns vorstellen, es werde denn doch wohl einmal ein solches Monument für den unsterblichen Mann mit freigebigen Mitteln errichtet werden, gleichviel durch wen, und wir wollen uns mit den Entwürfen beschäftigen, die uns Schinkel für ein solches Denkmal vorgelegt hat.

Vor einiger Zeit, wo die Frage von diesem Monumente wieder lebhafter betrieben ward, gab Schinkel in seiner bekannten Sammlung sechs Entwürfe heraus; er wollte die möglichen Gattungen, die sich für ein solches eignen möchten, zusammenstellen. Die möglichen Gattungen? Wir wollen den Leser, der die Zeichnungen nicht gesehen hat, zuvor unterrichten, daß diese verschiedenen Plane folgende sind: eine Trajansäule mit einer aufwärtsziehenden Armee in Basrelief, oben mit der Statue des Königs; eine kolossale Reiterstatue; eine Reiterstatue nebst einer viereckigen Säule mit Feldern von Basreliefs; eine Quadriga; dieselbe in anderer Ausführung und mit anderen architectonischen Zugaben; endlich eine sitzende Statue in einem Gebäude angebracht, das mit den alten Septigonien Aehnlichkeit hat.

Hier ist nun zwar, in diesen kurzen Angaben, überall die Statue des Königs die Hauptsache und müßte, dem ganzen

Zwecke nach, natürlich auch die Hauptsache sein. Allein wer nun die Zeichnungen selbst betrachtet, der wird sich sehr bald überzeugen, daß in den meisten dieser Entwürfe, der Ausführung nach und dem Eindrucke nach, den diese Ausführung macht, die Statue unbemerklichere Nebensache wird, und daß das architectonische Beiwerk, das im geringsten Falle die Nebensache sein sollte, durch Masse sowohl als Schmuck zur Hauptsache wird. Kein Wunder; ein Architect hat die Entwürfe gemacht; wer wird gerne sein Handwerk verläugnen? wer wird nicht natürlich hoffen, in seinem eigenthümlichen Felde am erfolgreichsten zu wirken? wer wird nicht sein eigenstes Fach in das glänzendste Licht zu rücken suchen, gar wo eine so glänzende Gelegenheit vorliegt, sich und seine Kunst an einem unsterblichen Namen gleichfalls zu verewigen?

Allein wir bekennen, daß wenn man uns, ehe wir etwas von diesen Schinkel'schen Entwürfen gesehen hätten, um Angabe derjenigen Gattungen gefragt hätte, die wir für möglich hielten, uns wahrscheinlich von allen diesen sechs Stücken, die Schinkel als die möglichen zusammenstellt, nicht eine einzige eingefallen sein würde, und vielleicht darum, nicht weil sie uns der Ausführung nach mißfielen, sondern weil sie uns der Idee nach gleichsam unmöglich vorkommen. Denn überall muß doch zwischen Monument und dem, welchem das Monument gelten soll, eine Beziehung Statt haben? Und nicht in dem etwa, was diesem Monumente als Beigabe und Schmuckwerk anklebt, sondern in dem Grundgedanken des Monuments muß diese Beziehung enthalten sein; und die Beziehung, die der große Friedrich mit diesen hier entworfenen Denkmalen hätte, wären etwa in den allegorischen Basreliefs, die hier und da angebracht sind, oder in den Antiquitätenkammern, die in dem Bauwerk verborgen stecken, heraus zu finden, aber in den ganzen Massen treten sie fast ins Unkenntliche zurück.

Wir wollen gleich von vorn herein bemerken, daß Bauwerke als Denkmale für historische Personen überhaupt eine Barbarei sind, die nur da Statt hatte, wo man Menschen nach orientalischer Sitte wie Götter verehrte, oder gar nach

ihrem Tode als Götter anbetete. Wie man den Göttern Tempel baute, so baute man sie den vergötterten Heroen, man baute sie den vergötterten römischen Kaisern. Architectonische Grabdenkmäler sind nur in barbarischen Ländern und in barbarischem Geschmacke einem Mausolus und Porsenna und den ägyptischen Königen, und dann wieder nach der Abblüthe der echten Kunst in verwilderten Zeiten und neueinbrechender Gesunkenheit des Geschmackes einem Hadrian und einem Constantin gebaut worden. In solchen Zeiten entstanden auch die Triumphbogen, die doch auch eine mögliche Gattung gewesen wären, und noch dazu eine für Schinkel's Kunst und Geschmack sehr passende Gattung; entstanden auch die Säulen der Trajane und Antonine, gleichsam eine Rückkehr der uralten römischen Sitte, Gedächtnißsäulen zu setzen, als man noch keine Statuen entwerfen konnte, so wie jenes Mausoleum des Constantin und die Engelsburg deutlicher eine Rückkehr zu jenem orientalischen Geschmacke waren, der seit Hadrian in Religion, Kunst und Literatur einbrach.

Ganz in solche Zeiten einer völlig verbildeten und durch Verbildung und Ueberbildung zurückgekommenen Kunst versetzen uns die Schinkel'schen Entwürfe auf's lebhafteste. Zuerst ist die trajanische Säule eine bloße Nachahmung des Kunstwerkes einer solchen Zeit; und sonderbar genug sieht Schinkel selbst das Verkehrte eines solchen Werkes ein und bekämpft an der Stelle, wo er den Entwurf zu seiner zweiten, viereckten, obeliskenartigen Säule motivirt, den Gedanken an eine solche runde Säule mit den natürlichen Gründen, daß sie zu hoch stehe, daß die plastischen Figuren in der Höhe vom Porticus mit dem Auge nicht zu erreichen und ihr Zusammenhang nicht zu fassen sei, ohne daß man sich zwanzig und mehrmal um die Säule herum bewegen müßte, und „weil stets nur ein kleiner Theil des Basreliefs auf der Mitte der Säule unverkürzt und unverschoben sich zeige, zu beiden Seiten aber die erhabene Arbeit durch die Rundung des Säulenkörpers unverständlich werde, und dahin wirke, den äußeren Contour der Säule, in welchem deren größte Schönheit liegen soll, zu verderben und

durch unendlich viele unregelmäßige Buckel zu entstellen." Die Quadriga auf Nr. 118 stellt sich dar als Krönung einer Architectur, und der Künstler vergleicht hier selbst das Mausoleum in Halicarnaß; „nur mit dem Unterschiede, daß statt einer Pyramide, welche sich dort über dem Porticus erhob, und auf deren Spitze eine Quadriga stand, hier eine breite Masse mit verticalen Wänden hervortritt, und die Gruppe der Quadriga in einem größeren Verhältnisse zum Ganzen aufnimmt." Auf Nr. 119 erhalten wir gar noch babylonische Mauermassen mit Luftgärten darauf. Und Nr. 120 enthält, wie wir schon hörten, ein Denkmal etwa nach der Form der Septigonien, die in die Zeiten der Severe u. s. w. gehören. Wir stehen also unter sämmtlichen Stücken wie unter lauter Nachahmungen elender Machwerke aus elenden Zeiten.

Und die Art, wie diese Dinge ausgeführt sind, ist freilich diesen harten Ausspruch zu mildern wenig geeignet. Wir können bei aller Achtung für Schinkel's große Verdienste nicht verbergen, daß er in allen seinen Bauten in griechischem Style, und bei all seiner Begeisterung für die griechische Architectur, um den Grundzug aller griechischen Kunst, jenes oft wiederholte und selten beherzigte „Mit Wenigem Viel" ganz gekommen und überall geradezu in den diametralen Gegensatz von jener unendlich feinen und von den Griechen so unendlich fein getroffenen Linie zwischen Größe und Schwulst, zwischen Pracht und Ueberfülle verfallen ist. An allen den architectonischen Theilen seiner sechs Entwürfe, an allen sechs Entwürfen als Ganze betrachtet, ist die Masse meistens von einem ganz zerstreuten Effect und in lauter Einzelheiten eine Wirkung gesucht, die jeder Grieche verächtlich verschmäht hätte. Die antike Simplicität spricht auch nicht aus Einem dieser Pläne, ja fast nicht aus einem Zuge dieser Pläne; und die natürliche Gefälligkeit antiker Gebäude, und die schmucklose Größe, die durch die einfachste Form und die reinsten und gewaltigsten Verhältnisse zu erreichen gesucht wird, ist hier gegen eine Kleinlichkeit und ein Detail, und die Bedeutung des großen Ganzen gegen eine Bedeutsamkeit im Schmuckwerk und dergleichen Preis

gegeben, daß man um allen und jeden größeren Eindruck, den man von einem mit solchem Aufwande angelegten Denkmale erwarten würde, völlig betrogen wird. Ueberall herrscht eine Ueberfülle, die man stets nur da für schön gefunden hat, wo man das Schöne noch nicht begriff. Es ist nicht genug mit der Trajansäule, oben steht darauf die Statue des Königs, die doch für jedes Auge rein verloren wäre; drum herum steht ein Porticus; an den Ecken des Porticus sind in Nischen Statuen historischer Personen, die in einer Beziehung mit den großen Eigenschaften des Königs stehen sollen: also vielleicht ein Aristides, um seine Gerechtigkeit zu bezeichnen, und einen Epaminondas, um auf die schiefe Schlachtordnung bei Leuctra und Leuthen anzuspielen!! Es ist nicht genug mit der Reiterstatue; auch sie umgibt auf drei Seiten ein Porticus, und das Fußgestell ist auf allen vier Feldern bedeckt, noch dazu geschmacklos abwechselnd mit Basreliefs und Inschriften; noch dazu die Inschriften nicht in jener einfachen alten Weise der Griechen, sondern so breit, daß sie die ganze Fläche bedecken, so daß man auch den ganzen flachen und breiten Inhalt sich schon ordentlich vorstellen kann. Noch aber ist diese Statue zu sammt dem Porticus viel zu einfach! Der Gedanke einer Reiterstatue wird daher in dem dritten Entwurfe mit der Idee einer viereckigen Säule verbunden, auf der die plastischen Darstellungen horizontal in Felder abgetheilt und etwas vertieft sind, damit der äußere Contour nicht davon entstellt werde, der übrigens an einer viereckten Säule leider sehr wenig zu bedeuten hat. Auch hier würde man vor der Victorie auf der Säule, vor dem Porticus, der auch hier nicht fehlt, vor der Pforte, welche die Säule und die Reiterstatue verbindet, vor der Säule selbst und vor dem Fußgestell des Bildes die Statue selbst gar nicht bemerken. Eine ungeschickte plumpe Masse ist eben so die Quadriga mit dem Mausoleum; die Genien, die Verbindung von Bronze und Marmor, die Pfeiler mit den Inschriften, wie kann man in aller Welt solche disparate Sachen zusammenstellen! Allein dies Alles ist noch gar nichts gegen Nr. 5. Die Quadriga hat hier einen anderen Unterbau; außer diesem noch

einen Porticus von sehr bedeutendem Umfang. Allein noch ist dies nicht genug. Laßt uns also noch hinter dem Porticus gerade über dem Monument eine tempelartige Halle bauen, deren Frontispiz die Höhe des benachbarten Schlosses noch übersteige. Laßt uns für den, dem diese Statuen, Porticus und Hallen noch nicht interessant genug sind, auch noch zu beiden Seiten der Halle, auf großen Mauermassen Gärten mit Alleen anlegen, damit der Spaziergang etwa das Anziehende habe, was wir mit dem Kunstwerke nicht erreichen. Laßt uns für den Gelehrten und Pedanten, den auch der Spaziergang nicht reizt im Unterbau der Quadriga eine Reliquienkammer einrichten, in der die Schriften des großen Königs aufbewahrt werden! Laßt uns, damit auch das stumpfere Auge etwas habe, die Halle so hoch bauen, daß man von da die Aussicht über die Stadt erhalte; und auf allen Zwischen- und Mittelwänden laßt uns Gemälde anbringen; an allen Ecken laßt uns Candelaber aufstellen und die Candelaber mit Gas beleuchten!! Oder wenn das nicht hinreicht, so laßt uns statt dieses Entwurfes den sechsten ausführen, ein Trizonium mit einem würfelartigen vierten Geschoß darauf, von solcher thurmartigen Höhe, daß es zur Verschönerung der Stadtansicht beitrage, denn auch hier lassen sich Reliquienkammern, corinthische Hallen mit Gemälden, eine bronzene Statue, eine Siegesgöttin, und überdies das vortrefflichste goldene Gitterwerk mit untermischten Verzierungen und figürlichen Vorstellungen anbringen! Nein, nun fehlt nichts, als daß man noch bei dem Stadtrath, der Baudirection, dem Kriegsrath, dem Hof, und bei allen Zünften und Corporationen höfliche Anfrage thue, ob nicht einer noch etwa einen kleinen Wunsch habe, nicht noch ein kleines Interesse wisse, nicht noch ein wenig Zierrath angeben könne, damit auch vom König bis zum Lastträger Alles vollkommen zufrieden gestellt werde!

Wie armselig! welche Unmündigkeit verräth sich in diesem kindischen und ängstlichen Forschen und Jagen nach tausend Sächelchen, die jede Laune des Geschmackes befriedigen sollen! welches Mißtrauen in die eigene Kraft, in die Fähigkeit, mit

dem Kunstwerth der Sache zu wirken, statt mit dem Bei- und Zierrath! welche totale Verkennung aller Bedeutung eines Denkmals für einen großen Mann, und welche unwürdige Ansicht! Ein Monument soll einem Monarchen, einem weisen, gerechten, siegreichen, glücklichen Monarchen errichtet werden, und unsere erste Frage bei der Ausführung dieses Monumentes ist, wie wirs anfangen, um der Stadt dadurch eine bessere Ansicht zu verschaffen, den Müßiggängern einen Spaziergang, den Kleinmeistern eine Unterhaltung, den Spazierfahrern einen Corso, den öffentlichen Plätzen einen Schmuck! Ein einfacher Mann auf dem Throne, ein Kriegsmann soll in dem Denkmale geehrt werden, und man wölbt Geschosse auf Geschosse, man häuft orientalischen Prunk, man thürmet Stockwerke auf Stockwerke, man tödtet den Einen Glanz mit dem Andern! Es ist der Held einer Zeit, die an der Stufe höherer verfeinerter Cultur noch nicht die Einfalt und die Geschmacklosigkeit einer spießbürgerlichen Periode abgelegt hatte und deren wahrer und ächter Repräsentant dieser Held ist, und man baut ihm Denkmale, die mit Spuren des geläuterten hellenischen Geschmackes asiatischen Pomp und Ueberladung und den überschwenglichen Luxus einer Zeit wie die des römischen Kaiserthums verbinden. Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, man entwirft die Statue eines französisch gebildeten, freigeistigen deutschen Fürsten, dessen schlichtes, originelles Bild, untrennbar von dem dreieckigen Hut, dem Klappenrock und dem Zopfe, jede Phantasie unter Jung und Alt mit einem originalen, und allerdings nicht schönen, doch mit einem gemüthlichen Eindrucke füllt, und man stellt ihn dar als einen nackten griechischen Heros oder als einen römischen Kaiser, und an der Säule seine ehrlichen Grenadiere mit Spieß und Schild und unbedeckten Gliedern!

Und wir reden von deutscher, von neuer Kunst! In einem Jahrhunderte und in einem Volke, dem alle Schätze der Vergangenheit geöffnet sind, das sich an den höchsten Mustern der höchsten Kunst schulen und üben kann, entwirft ein gefeierter Kunstjünger, der als einer der enthusiastischsten Verehrer dieser

antiken Kunſt gilt, ſolche Monumente, zu denen er die Elemente aus den Anfängen aſiatiſcher und etruriſcher Architectur, aus der Verfallzeit des römiſchen Kaiſerthums, und wie wir jetzt hören, auch aus dem glorreichen nievergeßlichen siècle de Louis XIV nimmt, damit doch ja keine Periode eines barbariſchen und ſcheußlichen Geſchmackes untheilhaft an dieſem Monumente bleibe, das wir im neunzehnten Jahrhundert in Deutſchland bauen wollen, nachdem wir in den redenden Künſten und in einzelnen Wiſſenſchaften zu der Reinheit und Einfalt des griechiſchen Lebens zurückzukehren uns nicht erfolglos bemühten, nachdem wir den franzöſiſchen Götzen von allen europäiſchen Altären geſtürzt, nachdem wir einen Winkelmann und Winkelmanns Schriften über die Kunſt der Alten und ihre Nachahmung faſt ein Jahrhundert hinter uns haben, den Mann, der eben in dieſem Gebiete der Kunſt ſchneller, plötzlicher und wirkſamer ein Reſtaurator des ächten Geſchmackes in Europa ward, als irgend einer unſerer wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Kritiker, Künſtler und Gelehrten.

Denn nur jenes geprieſene goldene Jahrhundert der franzöſiſchen Literatur und nur dieſe Nation, die dem antiken Sinne

Lebrun und Rubens angefangen, neue hiſtoriſche Perſonen in alten Coſtümen darzuſtellen. Keine frühere Zeit kam, wo ſie auch noch ſo geſchmacklos war, auf ſolch einen ſinnloſen Gedanken! Jene Zeit, die dem Alexander mit göttlicher Verehrung ſchmeichelte, die ſeine Thaten mit Herkules und Dionyſos verglich, konnte freilich auch in der Kunſt den nämlichen Ausdruck der Schmeichelei nicht vermeiden; und dennoch tadelte Lyſipp, der ihn in ſeiner menſchlichen Größe und kriegeriſchen Kraft darſtellte, den Apelles, der ihm den Blitz des Gottes lieh, deſſen Sohn er ſein ſollte. Der Nachahmer des Alexander, Pompejus, mochte höchſt wahrſcheinlich in Rom der Erſte ſein, dem die Ehre einer heroiſchen Statue zu Theil ward, indem ſämmtlichen nackten Figuren, die man früherhin öfters auf ältere römiſche Perſonen bezog, durch ſpätere Kritik andere Bedeutungen vindicirt wurden. Seit Cäſar aber war es kein Wunder mehr und kein Widerſpruch mit den Vorſtellungen der Menſchen, wenn die vergötterten Kaiſer als Götter, wenn Hadrian als Mars, wenn Nero als Apoll, wenn Auguſtus, Caligula, Macrinus und ſo viele Andere in göttlicher Natur dargeſtellt wurden. Es war auch kein Wunder, wenn Commodus ſich in ſeiner Verrücktheit als Herkules bilden ließ; es hängt dies natürlich mit ſeinem Weſen zuſammen, obwohl jenes Vergöttern, wie dies Heroiſiren immer die Verkehrtheit einer aus allen graden Wegen ausſchweifenden Zeit verräth. Dennoch würde man nicht einmal auf den Gedanken gekommen ſein, einen römiſchen Kaiſer als griechiſchen Krieger zu kleiden, und Caracalla in ſeiner lächerlichen Alexandromanie ließ ſich ſchwerlich als Alexander bilden, ſo viele Statuen er von dieſem Helden ſammeln und machen ließ. Ja ſelbſt der umgekehrte und viel verzeihlichere Anachronismus, daß man älteren, griechiſchen Perſonen neues, römiſches Coſtüm lieh, (wie jener Nachbildung der berühmten Pferdebändiger des Phidias den römiſchen Panzer und wie dem dreiköpfigen Geryon, den Herkules niederſchlägt, römiſche Waffen u. ſ. w.) ſelbſt dieſer iſt höchſt ſelten in der römiſchen Zeit. Alles dies aber, mag man es auch noch ſo ſehr tadeln, kann man ſich doch wenigſtens

erklären. Wer für einen Gott angesehen wird, wer für einen Heros angesehen sein will, kann immerhin als Gott und Heros gebildet werden und dann für ein Denkmal des eigenen oder des Wahnwitzes der ganzen Zeit dastehen. Ja selbst jene Gallerie in Versaille, in der Lebrun einen Theil von Ludwig XIV. Geschichte und ihn selbst als Herkules, oder jene luxemburgische Gallerie, in der Rubens den Heinrich IV. als großmüthigen Jupiter darstellt, so wie das meiste dieser Art, was in jenen Zeiten gebildet ward, hat wenigstens darin eine Entschuldigung, daß es als Allegorie gilt, so schlecht es auch als Allegorie sein mag. Allein was hindert uns, vor jenem Herkules und vor jenem Jupiter den Ludwig und Heinrich zu vergessen? Mit leichter Mühe treibt man sie sich aus dem Gedächtniß und behält Gemälde von einem kriegenden Heros und von einem langmüthigen Gotte. Allein hier in unseren Entwürfen ist keine Allegorie, kein Bezug auf einen alten Helden, sondern es ist nur immer Friedrich der Große; und wenn man sich den Kopf zerbricht, sich der nackten Statue zu Gefallen die Erinnerung an die barocke Erscheinung des trefflichen patriarchalischen Mannes zu verbannen, um nur wenigstens das Werk, abgesehen

anderen Geschlechte und einer anderen Periode anzugehören scheinen, als der, in welche sie der Eigensinn des Schicksals geworfen hat. Wenn sich nun der Künstler die Freiheit nimmt, solch einen Menschen, gleichsam mit einer ähnlichen Allegorie, wie die vorher erwähnten, aber nur mit einer innerlicheren und weit vortrefflicheren, in der Natur darzustellen und in solcher Form und Umgebung, wie sie ihm geeigneter und zusagender scheint, so wäre dies je nach der Meisterschaft und Kühnheit, mit der ein solcher Gedanke ausgeführt würde, vielleicht sogar sehr glücklich zu nennen. Wir wollen den Fall setzen, jemand bilde den Kopf oder das Brustbild Winkelmanns in vollkommen antiker Art, wer würde das tadelnswerth finden? Oder irgend ein Zeitgenosse hätte die athletische Gestalt eines Herkules, oder nähere sich in seinem Körperbau jenen idealen Conturen der griechischen Statuen, jenem eigenen Gliederbau, jener glatten faltenlosen Haut, oder jenem schlanken strebenden Wuchs des Apoll, oder im Kopfe jener heiteren Majestät des Zeus — wenn nun ein Künstler unternähme, einen solchen vollkommenen Körper nachzubilden, der wie von dem feinsten Auge eines Griechen gebildet, oder der wie unter den Einflüssen des griechischen Himmels, der griechischen Gymnastik und Staatsdiät und der Umgebung zahlloser herrlicher Kunstwerke erwachsen wäre, würde man dies einen Mißgriff nennen? Man würde vielleicht, man würde es wohl mit Recht, wenn es ein Mann öffentlicher Wirksamkeit, gar wenn es ein Regent wäre, den man so den Augen des Publikums darstellen wollte. Dennoch wollen wir diesen Einwurf bei Seite lassen, und wollen zu unserem Gegenstande zurückkehren. Und nun fragen wir nur, ist in dem Charakter des großen Friedrich etwas, was uns auf das Alterthum zurückwiese und eine Auffassung seiner Erscheinung für ein antikes Bild an die Hand gäbe? Nichts. Ist seine innere Bildung der Art, daß sie eine vorzugsweise Neigung nach der hellenischen kund gäbe? Nichts weniger. Ist in seiner äußeren Gestalt, in jenen markirten scharfen Gesichtszügen, jener faltigen Haut, jener gebogenen und hängenden Figur, zusammt der typischen Tracht, die dazu

gehört, irgend eine Aufforderung, die heroiſche Darſtellungsart der Griechen an ihm zu verſuchen? Vielmehr, alle erdenkbare Abſchreckung. Und im Gegentheile, läßt ſich irgend eine Figur beſſer an für die kleine Ausführung und den minutiöſen Fleiß in der niederländiſchen Manier, dieſem antipodiſchen Gegenſatz der Helleniſchen? Wenigſtens ſcheint ſie gleich auf den erſten Blick ſehr dazu geeignet.

Und wenn man näher zuſieht, ſo wird man finden, ſie iſt ſehr dafür geeignet, und iſt ſogar einzig dafür geeignet. Wenn es in Deutſchland auch nur die kleinſte Spur von einer nationalen Kunſt gäbe, das heißt, von einem Nationalgeiſte, der ſich auch an den Kunſtproducten kund gäbe, und wenn unſere Künſtler nur ein klein weniges mehr wären, als Handwerker, und im beſten Falle zu nichts geſchickt als zum Nachmachen und zum gegenſeitigen Selbſtbeäugeln, ſo würde es ſchon längſt keine Möglichkeit mehr ſein, daß wir in ſolche beſchimpfende Lächerlichkeiten verfielen, womit wir unſere Nation vor unſeren Nachbaren ohne Aufhören zur Schau ſtellen. Wenn wir nur ein wenig ächten Kunſtſinn hätten, ſo hätten wir ſchon längſt die Stelle mit richtigem Takte gefunden, welche unſere Kunſt ſich eigen machen muß; und hätten wir das, ſo

sche und italische Kunst haben auf diesem Wege stets eben so eher die Wahrheit der Schönheit geopfert, wie die Niederländer auf dem ihrigen die Schönheit der Wahrheit opferten. So ists in der plastischen Kunst; und in der redenden ists nicht anders. Shakespeare, Holberg, Alkmar haben in ihren Gedichten eine individuelle Wahrheit, die kein griechischer Tragiker, kein Römer und Italiener hat; dagegen haben diese einen formellen Reiz und einen poetischen Duft, den kein Nordländer erreicht. Wenn nicht den Deutschen in ihrem Staat, in ihrer Wissenschaft, in ihrer physischen Bildung, in ihrer Kunst, in Allem von der Natur die Mitte zwischen diesen beiden Extremen angewiesen ist, so müßten wir weder Geschichte noch Nation kennen. Unsere großen Dichter sind nicht anders groß geworden, als in der Mitte zwischen Shakespeare und Sophokles: sie haben diese volksmäßige Richtung auf Naturwahrheit und Individualität zu verbinden gesucht mit der Idealität und Allgemeinheit der Alten; und auf diesem Wege sind Göthes unsterbliche Dichtungen geworden, die, wie Humboldt sagte, immer erst wahr sein wollen, ehe sie Anspruch auf das Schöne wahren. Diesen Grundsatz auch in der plastischen Kunst zu machen, mögen unsere Künstler stets bedacht sein, sie werden sonst ewig alle ihre Mühe verlieren. Diese Mitte hielten unsere Maler und Bildhauer zur Zeit der Reformation ganz genau, und sie sind dadurch berühmt geworden und gefeiert. Aber heute stellen wir uns wie die Kinder, einmal vor dies und dann vor jenes, und machen jenes und dieses so gut es eben gehen will nach; altdeutsche Holzschnitte und griechische Statuen, niederländische Carricaturen und italienische Heiligen und Madonnen mit steinernen Gesichtern. Und all diesem gleichmäßig zu entwachsen wäre gerade unsere ächte Aufgabe. Der Ausdruck muß der Triumph unserer bildenden Künste werden; die Conturen der Alten, die Naivität des Mittelalters, den launigen Volksübermuth des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wo sich die Niederländer aufthaten, die Frömmigkeit der katholischen Zeit, welche die religiöse Malerei hervorbrachte, suchen wir vergebens wieder zu treffen. Nun stellen

wir uns kläglich hin und brüten, warum dies nicht mehr gehen will und klagen und ſchimpfen auf die Reformation, daß ſie uns die gute heilige Kunſt verdarb, ſtatt daß wir ſie auch darin ſegnen ſollten, weil ſie eben dadurch die Kunſt aus der Sclaverei der Religion rettete, und ihr das ganze Feld der Hiſtorie anwies, wo ſie ſich zur Selbſtherrſcherin machen kann; denn herrſchen muß die Kunſt, wo ſie groß werden ſoll, und im Nothfall muß die religiöſe Vorſtellung ihr dienen, und nicht ſie dem Dogma und der Legende. Die chriſtliche Religion hat die Kunſt im ganzen Mittelalter in einer Dürftigkeit und einem Nahrungsmangel gehalten, daß es für jeden Menſchen, der nur etwas geiſtigen Reichthum in ſich hat, ein Jammer iſt, dieſe ungeheuren Mittel und den Fleiß ſo großer Männer an ſolch eine Armuth des Stoffs verſchwendet zu ſehen: und was anders hat die Raphael groß gemacht, als daß ſie ſich endlich aus dieſer Beſchränktheit heraushalfen. Wir müſſen Mannichfaltigkeit des Stoffs ſuchen, nur daran übt ſich die Mannichfaltigkeit der Form. Das ganze Gebiet der Geſchichte muß in den Bereich gezogen werden; keines kann uns hier näher liegen, als das der vaterländiſchen Geſchichte. Und welch ein ſchöner Stoff, dieſer vorliegende! So haben wir die Statuen Luthers,

siren? Und will man doch ein außerordentliches Denkmal setzen, so wollen wir denn anführen, daß wir zufällig noch gerade zu rechter Zeit hörten, daß ein junger Berliner Künstler den glücklichen Vorschlag macht, den König mit seinem ganzen Generalstabe zu Pferde in Erz zu gießen. Ein kühner und grandioser Gedanke, der die schönsten und feurigsten Talente begeistern und beschäftigen könnte! Auf einer natürlichen Unterlage von Granit oder Basaltmassen, bei dem Schlosse, diese gewaltige Gruppe, der König, kolossaler als die andern, voran, und jene merkwürdigen Männer in seinem Gefolge, wem soll man das erst ausmalen, was jeden patriotischen Mann selbst in schlechten und mittelmäßigen Bildern und Kupferstichen immer ansprach! Wem soll man den Vorzug eines solchen Entwurfes vor den Schinkel'schen erst einleuchtender machen, die für Alle Interesse haben sollen und für Niemanden haben, da jenes großartig anziehen müßte, ohne Prätension zu machen. Oder für wen sollten die Schinkel'schen Denkmale etwa von Interesse sein? Der Kunstkenner, der diese antiken Formen mit der Antike vergliche, würde sich kalt wegwenden, denn vergebens bemühen wir uns heute, hier mit den Alten zu wetteifern: der gemeine Mann würde sich über diesen Sansculottenkönig zu Tode lachen! der Fremde würde seinen beißenden Witz darüber ergießen! der Militair sich ärgern, daß man seine Waffen, der Patriot, daß man seines Königs Kleidung als unpassend verschmähe; der gewöhnliche nüchterne Beobachter würde sich ärgern, so oft er die Reiterstatue seines großen Churfürsten mit diesem vergliche; die Nachwelt würde zwischen Schaam und Spott ihre Vorfahren des neunzehnten Jahrhunderts verleugnen, die sich solch einer namenlosen Verkehrtheit schuldig machen konnten. Traurig, daß ein Mann wie Thorwaldsen zu solchem Unfug mithelfen konnte. Doch, auch er ist ja nun zurückgekommen, scheint es, und hat in seinem Byron bewiesen, daß sich das moderne Costüm wohl der Behandlung fügt. Der Künstler braucht sich ja nicht ängstlich an das Gegebene zu halten. Der Künstler *kann* im Gegentheile, und er *sollte* auf die Mode wirken, und so lange die Zeitumstände nicht

günſtiger für ein ausgebreiteteres, größeres Schaffen der Kunſt iſt, ſollten ſich ihre Jünger, dünkt uns, wohl herablaſſen, mit den Gewerben vielfach in Bund zu treten, leiſe auf eine Rückkehr zu gutem und einfacherem Geſchmacke in Kleidern und Hausbedarf hinzuarbeiten, und auf dieſe Art nach und nach das Auge zu bilden und für das Schwierigere empfänglich zu machen. Doch hier verlieren wir uns in ein weites Feld, auf dem wir unſere Leſer künftig wohl noch einmal zu begrüßen denken.

Ueber das

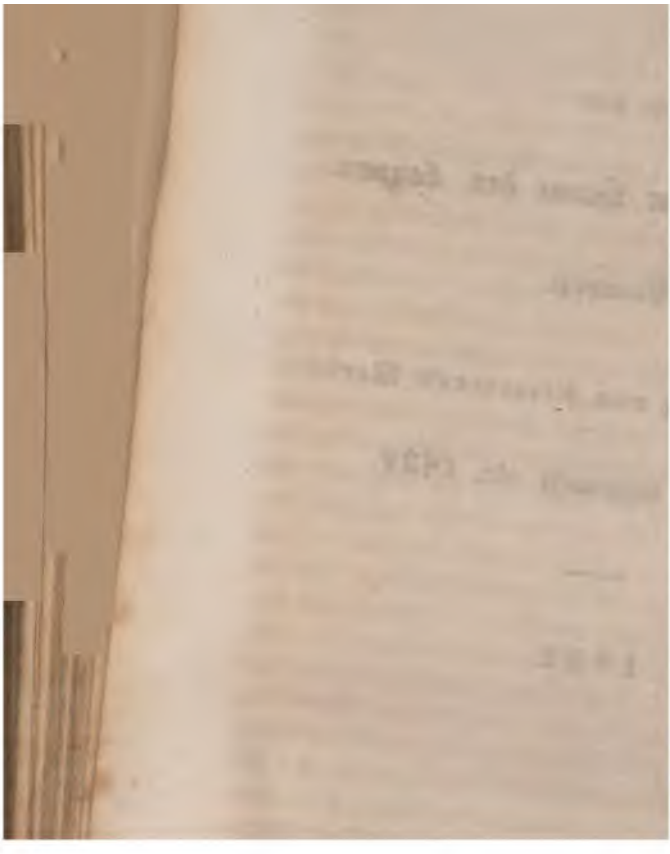
Mosaikgemälde im Hause des Faunen

in Pompeji.

Bei Veranlassung von Niccolini's Werke:

Quadro in musaico etc. 1832.

1832.



Der Schreiber dieses unternimmt die Anzeige dieses Werkes, zu der ihn seine Studien zur Zeit noch sehr wenig befugt machen, hauptsächlich weil er die Gelegenheit hatte, den darin behandelten Gegenstand an Ort und Stelle selbst zu sehen, und weil er es für wünschenswerth hält, daß derselbe in Deutschland bekannter werde, wozu eine Verbreitung dieses Werkes und der darin enthaltenen Kupferstiche am dienstlichsten wirken würde, weil die letzteren durch eine Beilage, die das Morgenblatt im December vorigen Jahres ausgab, nur höchst unvortheilhaft vertreten werden. Das Auffinden dieses Mosaiks in Pompeji (in dem sogenannten Hause des Faunen) ist ein Ereigniß, das die Beurtheilung der alten Malerei einmal von einer ganz anderen Seite her erstaunlich fördert, als es die fortgesetzten Ausgrabungen von Wandgemälden in Pompeji je thun könnten, als es so viele andere sonst sehr merkwürdige Entdeckungen thun könnten, wie z. B. die nähere Bekanntschaft mit den Hypogeen von Corneto, um die sich, seitdem einmal Winckelmann darauf aufmerksam gemacht hatte, erst wieder Kestner, Stackelberg u. A. verdient gemacht haben. Es ist ein so bedeutender Fund, daß man über seinem höheren Interesse das sonst gewiß nicht unwesentliche Verdienst, daß dieses Stück nebst einigen kleineren dabei gefundenen alle alten Mosaike an Vollkommenheit weit übertrifft, ganz zu übersehen gewohnt ward. Die Entdeckung dieses Kunstwerkes muß die hartnäckigsten Zweifler bekehren, muß sie belehren, daß man aus den Wandmalereien kleiner Landstädte, in denen allerdings bekannte Gemälde der Meister

oft copirt ſein mögen, wohl im Allgemeinen einen Begriff von der Art des Componirens unter den Alten erhalten, nie aber weder den Grad ihrer techniſchen Fertigkeit, noch auch den eigentlichen Geiſt ihrer Malereien beurtheilen konnte, und daß in der That der auf keine Weiſe hinlänglich erklärbare Abſtand zwiſchen den beiden Hauptzweigen der bildenden Künſte, den man ſo gerne annahm, nicht Statt hatte.

Das Moſaik, von dem das vor uns liegende Buch handelt, iſt von etwas mehr als neunzehn Palm Breite und über zehn Palm Höhe. Zur Linken iſt es beträchtlich beſchädigt, rechts an einigen Stellen ſchlecht reparirt, was zu der Vermuthung Anlaß gab, es ſei von dem Erdbeben, das dem völligen Untergang von Pompeji wenige Jahre vorausging, verdorben, und dann deſſen Ausbeſſerung ungeſchickt verſucht worden. Der Grund iſt weiß; ein Hintergrund fehlt; die Luftperſpective iſt wenig beobachtet. „Was die materielle Ausführung betrifft," ſagt der Verfaſſer unſers Buches, „ſo läßt ſie nichts zu wünſchen übrig. Das Werk iſt nicht in Stiften von Glasfluß gearbeitet, ſondern in koſtbaren Marmorſtückchen von natürlicher Farbe, die mit der größten Sorgfalt zuſammengeſetzt, vollkommen geglättet

Leſern zu nichts nützen, und mit einer zweiten öffentlichen Zeichnung können wir noch nicht vergleichen; wenn man aber nur den durchgezeichneten Kopf, der ſich in unſerem Werke beigefügt findet, und den wir ſogleich noch näher erwähnen werden, mit dem entſprechenden im Kupferſtiche vergleicht, ſo wird man ſtrengere Genauigkeit etwas vermiſſen. Demungeachtet iſt der Eindruck, den die Platte im Allgemeinen macht, ziemlich gut und adäquat; das Großartige freilich (die Figuren ſind $^3/_4$ Lebensgröße) könnte nur durch das gleiche Maaß erreicht werden; der griechiſche Cothurn hatte ſeinen Zweck, und uns ſchien es immer, als ob erhabenen Gegenſtänden die kleine Form nur ſchade.

Jenen Zweck, eine deutliche Vorſtellung von dem Moſaik ſelbſt zu geben, ſuchte der Verfaſſer dadurch zu erreichen, daß er eine beſondere Tafel beifügte, in der er einen durchgezeichneten und genau colorirten Kopf vorlegt, aus dem man aufs genaueſte die Art der Ausführung erſehen kann. Er bemerkt dabei p. 13: „La quale testa, se verrà posto sotto ad una lente che la impicciolisca, come le due precedenti (welche ſehr ſchön ausgeführt ſind), comparirà avere lo stesso effetto di luce e di ombre, acquistando ad un tempo forza e vivacità nel suo colorito; lo che avverrà dell' intero quadro reduto con acchialino che tutto lo ristringa, poichè nel suo impicciolimento spariscono le imperfezioni della sua esecuzione, e si armonizzano mirabilmente la viva espressione delle figure, il vigore del colorito, e l'effetto del chiaroscuro, non altrimenti che in egregio dipinto.

Der Gegenſtand iſt eine Schlacht zwiſchen Perſern und Griechen; wie man gleich anfangs annahm, zwiſchen Alexander und Darius. Den Stand des Treffens kündigt die Nähe der beiden Führer oder Könige an, von denen der perſiſche rechts zu Wagen iſt, der griechiſche links, wie die meiſten Figuren, zu Pferde. Der höchſte Punkt der Entſcheidung iſt gewählt, und die Kunſt, mit welcher der Erfinder in geringen und bedeutenden Merkmalen den Moment, den er auffaßte, charakteriſirt, iſt ganz außerordentlich. Die Mitte des Bildes nimmt ein perſiſcher Reiter ein, deſſen Pferd mit einer abgebrochenen Lanzen-

spitze hinter dem rechten Vorderschenkel verwundet, auf das abgestorbene Bein gesunken und mit dem andern in den Zügel verwickelt ist; indem der Reiter von dem gestürzten Thiere abzusteigen strebte, durchstößt ihn der siegreiche Führer der Griechen mit der langen Sarisse; Jener hat das Schwert, das er im Begriff war aus der Scheide zu ziehen, fahren lassen, faßt krampfhaft nach dem Spieß, der ihm den Unterleib durchbohrt, und malt in seinem Gesichte Grausen und Schmerz. Auf ihn und seinen Fall concentrirt sich das Allereinzelnste in dem ganzen Gemälde, so reich an Figuren und Handlungen es ist. Es scheint, Er war die letzte Stütze des besiegten Heeres. Auf den harten Kampf, der vorherging, deuten auch noch in dem Fragmente, das leider auf der linken Seite allein übrig ist, gestürzte Männer, zerstreute Waffen, der Helm, den der griechische Stratege verlor, und zwei von den ihn Umgebenden, die Wunden an den Köpfen tragen; hinter der Vorderscene scheint ein Wald von entgegengerichteten Lanzen zu verkünden, daß noch eine Schaar von Persern den andrängenden Feinden hinter dem Wagen des Königs Widerstand leistet. Bei dem Blick auf den Sturz jenes Reiters gibt jeder Perser die Sache völlig verloren. Der Nächststehende, der ihm vielleicht von dem verwundeten Pferde hatte helfen wollen, eilt mit einem Blicke des Kummers, den er auf den mit dem Tode Ringenden wirft, sich auf sein bäumendes Pferd zu schwingen — eine prachtvolle Gruppe! Der König ist mit dem vollen Körper gegen den Fallenden gewandt, preßt mit der einen Hand den Bogen und reicht mit der anderen nach dem ihm theueren Unglücklichen; sein Blick ist Entsetzen und großer Schmerz, sein Haar sträubt sich, sein Mund ist zum Schrei geöffnet, seine Züge sind etwas verzerrt. Das Schreckliche des Augenblicks und der Antheil an dem Durchbohrten machen ihn seiner selbst vergessen; um so besorgter ist sein Wagenlenker, der das Viergespann mit so plötzlicher Eile zur Flucht wendet, daß drei befreundete Krieger durch Wagen und Pferde gestürzt werden und sich unter den Hufen und Rädern aufzuraffen suchen; ein vierter, weiter hinten, dem der Wagenlenker, die Geißel schwingend, einen zornigen Blick zuzuwerfen scheint,

ist, wie uns dünkt, zwischen Rad und Zugpferd mit seinem Rosse hineingerathen; er schien in Eile dem Gestürzten zu Hülfe kommen zu wollen, sein Blick hängt, wie der des aufschreienden und von Furcht erfüllten Fahnenträgers neben ihm, eben so entsetzt auf jenem, und er faßt in Verzweiflung nach seinem Haupte. Zur Seite des Wagens sieht man die griechischen Helme vorwärts dringen und den Wagen umzingeln; das rückgewandte Gesicht des Nächstvordersten deutet an, daß auch diese Bewegung in Verbindung mit dem Fall des Persers steht; hinten winkt ein aufgehobener persischer Arm um Hülfe, und der äußerste Kämpfer zur Rechten, der den Blick ganz allein unter Allen, welche sämmtlich nur Sinn für jenen Vorfechter zu haben scheinen, nach jener Seite gerichtet hat, erkennt die Gefahr, die von dorten droht, ballt die Faust und man sieht ihm den Fluch auf der Lippe schweben.

Das Charakteristischste an diesem Bilde ist die strenge Einheit der Handlung, die man in dieser Schilderung erkennen wird, in welche fast alle sichtbaren Personen des Gemäldes aufgehen; und dies bildet auch einen der größten Vorzüge desselben, wenigstens für den, der in einem Bilde außer der Fertigkeit des Pinsels auch einen Gedanken sucht, oder der von einer dargestellten Begebenheit Gefühle angeregt, und nicht blos mit mannichfaltigen bunten Scenen das Auge zerstreut haben will. Einen ganz lächerlichen Vorwurf macht daher der Verfasser unseres Buches dem Künstler, wenn er p. 31 sagt: E qui mi sia concesso asserire che l'esimio artista, di cui abbiamo ammirato l'incomparabile ingegno e la sagacità nel far conoscere le più piccole circostanze del suo soggetto, non poteva trascurare in esso una cosa essenzialissima, quale sarebbe stata quella di caratterizzare lo scontro de' due grande rivali colla espressione dell' ansietà, che l'uno aver dovera per l'altro in quel desiderato e temuto momento, espressione non indicata nei due personaggi del quadro nemmeno da uno sguardo. E se si dice che essi sono distratti, uno in ferire, l'altro in compassionare il ferito, soggiungo che Alessandro e Dario nel trovarsi la prima volta

in presenza non avrebbero potuto, per qualunque causa, restare indifferenti ad un' incontro per essi cotanto interessante, o che in ogni supposizione, l'antico artista avrebbe in altra guisa rappresentato quel momento e quel' caso. Man kann hierauf mit nichts beſſer antworten, als mit einem Bilde von Pietro di Cortona, das im Palaſt der Conſervadoren in Rom hangt, und denſelben Gegenſtand hat. Auch dieſer ſtellt den beſiegten Darius dem ſiegreichen Reiter gerade ſo gegenuber, wie hier; und Jenes Blick ruht auf Dieſem, wie Riccolini es verlangt: die Wirkung iſt gegen die in unſerem Gemälde völlig Null, in dem eben die angſtvolle Theilnahme des Königs an dem ſturzenden Vertheidiger mit das Ergreifendſte iſt. Jene Einheit nun unterſcheidet dieſes Werk von dem, was man in neuerer Zeit Schlachtenmalerei nennt, ſo ſehr, daß man es auf keine Weiſe damit vergleichen darf, ohne ihm das ſchreiendſte Unrecht zu thun. Die Geſchichte der Schlachtenmalerei unter den Alten und Neueren kann auch zeigen, daß dieſelbe in beiden Zeiten eine ganz abweichende Entſtehung und verſchiedene Bedeutung gehabt hat. Was man nämlich hierunter in der neueren Zeit dem Schulausdruck nach verſteht, iſt eine Gattung, die

liefert hat, und außer ihm nennt man noch einen Ancello Falcone mit einigen Scholaren, von denen uns nie etwas zu Gesicht gekommen ist. Diese Männer fallen der Zeit nach in die Jahrhunderte, wo die veränderte Kriegskunst eine veränderte Schlachtmalerei bedingte, und wo besonders durch und nach dem dreißigjährigen Krieg militärische Reiche entstanden, militärischer Geist aufkam und vielfaches Interesse nach dieser Seite hin rege ward. Es ist die Zeit, um es mit Einem Worte anschaulicher zu machen, wo auch in der Literatur jene Bambocciaden des Spaniers Quevedo Villegas entstanden, und jene militärischen Scenen seines Verehrers Moscherosch in Deutschland und so Manches dieser Art, was in der genauesten Parallele mit der Bourguignon'schen und ähnlicher Schlachtmalerei steht. Diese Gattung ist erst aus Landschafterei, Viehstücken und Bambocciaden hervorgegangen, trägt in der genannten Periode ihrer Vollkommenheit diesen Charakter am genauesten, und ist daher besonders häufig bei den Niederländern, wo der feine und gewandte Pinsel die Wouverman's und Aehnliche verleitete, die zersplitterten Details und Episoden bis in's Carricaturartige zu übertreiben, und über dem Nachtreten der Natur im Kleinen an einen Gesammtton und Charakter des Ganzen gar nicht mehr zu denken. Die griechische Schlachtmalerei, weit entfernt von der Scenenmalerei, wie es Plinius nennt (scenery), auszugehen, ahmte das Basrelief nach, und während unsere Schlachtstücke, nicht allein dieser, sondern überhaupt jeder Art, erst sehr spät erscheinen, so sind gerade die ersten Malerversuche, die man bei den Griechen nennt, fast nur Schlachten: jenes Gemälde des Bularchus, das Kandaules mit Gold aufgewogen haben soll (Plin. 35, 34); jene Marathonsschlacht in der Poikile von Panänos (Paus. I, 15, 2. cf. V, 11, 2); jener Feldzug der Argiver von Onatas im Tempel der Athene Areia zu Platäa; jener Kampf zwischen Athenern und Amazonen von Mikon, dem Zeitgenossen des Panänos; ja die ersten italischen Bilder, die noch vor Mummius in Rom von Valerius Max. Messala an der Seite der hostilischen Curie aufgestellt wurden, repräsentirten die Schlacht, die Jener mit Hiero gegen

die Carthager gewann, und eines, von Lucius Scipio im Capitol aufgeſtellt, deſſen aſiatiſche Siege. (Plin. 35, 7). Die griechiſche Schlachtmalerei nahm ihren Gegenſtand aus der Geſchichte, meiſt aus der Zeitgeſchichte, blieb faſt immer auf dieſem Wege und vervollkommnete ſich, indem ſie ihn getreulich verfolgte; die moderne der Tempeſta nahm ſich ſelten einen beſtimmten Gegenſtand, und konnte auch mit einigem Tacte nicht wohl, da in der neueren Zeit wenige Kriege mehr um Ruhm und Vaterland geführt werden, da perſönliche Tapferkeit und Gewandtheit nichts mehr gilt, individuelles Intereſſe alſo mangelt. Im Gegentheil, ſeit Covendich ward dieſe Gattung gemein und flach; je mehr man ſich der Naturwahrheit näherte, je taktiſcher genau unſere Schlachtgemälde wurden, um ſo mehr benahmen ſie ſich ſelbſt allen Anſpruch auf den Namen von Kunſtwerken. Jene Gemälde von Bourguignon, Lebrun u. A. ſcheiterten an der Klippe, daß ſie den inneren Widerſpruch nicht möglichſt zu beſeitigen ſuchten, der darin liegt, Scenen, die ganz Bewegung, und lebhafte, tumultuöſe, raſche Bewegung ſind, malen zu wollen, ohne daß irgend ein Mittelpunkt da iſt, der einen Halt, einen Stillſtand andeutet, auf dem Maler und

leidenschaftlich aufgeregt; Alles ist grell, vereinzelt, ausgeführt und voll; eine Menge von handelnden und müßigen Figuren drücken das Grausenhafte des Kampfs und seine vielfachen Schreckensscenen vortrefflich aus; sie haben jedoch nichts von dem einfach Großen und Erschütternden, nichts von dem Theilnahme Erzwingenden, das in den drei bis vier von Schmerz, Wuth, Angst und Todeskampf zerrissenen Gesichtern unsers Bildes liegt. Ja, was diese Punkte des Ausdrucks, des Totaleffects und der weisen Sparsamkeit angeht, so muß nach unserem Urtheil und Geschmack sogar eine größere und höhere Classe von Schlachtgemälden der neueren Zeit, die zu den vorhin bezeichneten einen Gegensatz bilden und die in die Blüthezeit der italischen Kunst fallen, unserem antiken unbedingt weichen, so sehr wir sonst Reichthum und Fülle der Kunst in ihnen anerkennen und bewundern. Es gibt nämlich eine nicht sehr große Zahl von zum Theil sehr berühmten Werken der größten Meister, die auch ihrem Vorwurfe nach mit unserem Mosaik übereinstimmen, und die eben hierdurch die Einzigen sind, die man zur Vergleichung anziehen kann, sei nun von Ideen, Gegenstand, Bestimmung oder Kunstwerth die Rede. Wir meinen z. B. jene Schlachtstücke im Vatican, die neben anderen Werken der verschiedensten Art zur Verherrlichung der Kirche gemalt sind, wo also offenbar die Darstellung der Schlacht nicht der unmittelbare Zweck des Künstlers war, so wenig wie das bei den griechischen Schlachtgemälden der Fall ist, die meist, soweit wir wissen, eine allgemeine patriotische Bestimmung hatten. Wir meinen also jene Stücke von Raphael im Vatican aus dem Leben Leo's IV und Constantins des Großen, den Sieg jenes Pabstes bei Ostia, und dieses Kaisers am Ponte Molle über den Maxentius, Werke, die auch darin, besonders das letztere, ihre Unähnlichkeit mit jener späteren Schlachtmalerei und ihre mit den antiken übereinstimmende Entstehung zeigen, daß sie ganz deutlich die Benutzung und das Vorbild der Basreliefs an der Trajansäule und des besseren an dem Constantinbogen verrathen, was theilweise schon Vasari bemerkte. So wie hier der Gegenstand kirchlich-römisch ist, eben so vaterländisch-

florentinisch war der Stoff in dem Entwurf zweier sehr berühmter Gemälde des Buonarotti und Lionardo da Vinci, die für den Rathssaal in Florenz bestimmt waren, aber nicht mehr existiren. Man sagt von da Vinci, daß er geliebt habe, Scharmützel und Schlachtscenen zu malen, und dies ist von dem von jeder Seite her bestaunenswerthen und schöpferischen Künstler, der einer der Ersten war, der die Kunst aus dem steifen Nebeneinanderreihen müßiger Figuren zu beweglichen Gruppen und geschlossenen Handlungen überführte, glaublich genug, obgleich Er gewiß nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ein solches Uebungsstück von zweck- und gedankenlosem Gewirre zum eigentlichen Gegenstande eines Kunstwerkes zu machen. Sein Entwurf, der die Schlacht bei Anghiari gegen Niccolo Piccinino vorstellte, hatte daher, der Beschreibung Vasari's zufolge, die Concentration und die strenge Einheit unseres Mosaiks, indem das Ganze, welches als das Wildeste und zugleich Zusammengreifendste, was man sich denken kann, geschildert wird, sich um einen einzigen Fahnenkampf drehte. Anders war es offenbar mit dem Carton des Buonarotti, der ein Treffen der Florentiner mit den Pisanern darstellte; er schuf sich darin eine Gelegenheit, wie er auch sonst in seinen malerischen Compositionen allzuoft gethan hat, müßige Figuren, Acte aus seinen Skizzenbüchern anzubringen, aus jener Vorliebe für das Nackte, für auffallende Bewegungen, Stellungen und Verkürzungen, die ihn zu so vielem Bizarren und Wunderlichen verführte: er wählte nämlich den Moment, wo ein Theil des florentinischen Heeres im Flusse badet und von da zum Kampfe eilt. Den fruchtbarsten Stoff zur Vergleichung aber bietet der alte Palast von Venedig, wo diese vaterländische Malerei von einem Volke von großer Nationalität, von kriegerischem Ruhme, von nationellem Stolze und Reichthum sehr angelegentlich gepflegt ward, und wo Schlachtstücke von dem verschiedensten Werthe, von dem steifen, gezwungen gruppirten und furchtsam componirten des Domenico Compagnola bis auf die trefflichen Werke der Palma und des Tintoret, hinlängliche Vergleichungspuncte gewähren. Immer aber werden wir finden, daß in allen diesen

Compositionen, die herrliche Constantinschlacht des Raphael oder des Giulio Romano nicht ausgenommen, die Figuren und Gruppen nicht von einer gemeinsamen Haupthandlung zusammengehalten werden, und daß darin nichts von der Kunst zu gewahren ist, mit der unser Grieche in dem Einen Momente, der ja dem Maler überall nur zu Gebote steht, das Vorausgegangene und Folgende andeutet, mit der er durch die Nähe des Siegers am besiegten Haupte den Verlauf der Schlacht, ihren letzten Ausgang mit dem Hinsturz des Kriegers bezeichnet, auf den sich dann, wie wir sahen, die flüchtige Bewegung des abgestiegenen Reiters, die eilige Wendung des Wagens, das Grauen des Königs, die Verzweiflung, die Wuth, die Aufgebung der Anderen bezieht. Hier ist nichts Episodisches, nichts von entfernterer Beziehung; jede Handlung der Personen fließt auf das Eine Factum zusammen; jeder Ausdruck der verschiedensten Gesichter, die Regungen der Seelen und die Bewegungen der Körper gehen hierauf zurück. Dies soll nicht gerade ein absoluter Tadel gegen die neuere Art der Darstellung sein, es soll nur einen Unterschied zwischen alter und neuer Malerei überhaupt, auf den schon lange hingewiesen wurde, auch in dieser Gattung in's Licht setzen helfen. Schon Winkelmann hat das griechische und germanische Schauspiel zu Vergleichung der alten und neuen Malerkunst genommen, und auch uns scheint dies völlig angemessen. Er hat gesagt, daß die Alten jene Regel der tragischen Kunst, nicht mehr als drei Personen zusammen auftreten zu lassen, auch in ihren malerischen Compositionen beobachtet hätten. Man wandte eben die Schlachtstücke ein; allein was die älteren angeht, so hatte man bestimmt unrecht. Schon daß man des Polygnot Eroberung von Troja dagegen anführte, war kaum zulässig, da die Beschreibung des Pausanias durchaus von lauter vereinzelten Reihen und Gruppen spricht, die nur selten die Zahl von drei überschreiten, was man aus den geistreichen Versuchen der Brüder Riepenhausen, jene Gemälde des Polygnot herzustellen, bequem übersehen kann. Auch in den übrigen älteren Schlachtstücken, z. B. jener Marathonschlacht, sind mehrere Abtheilungen, und nach der

Rohheit der Kunst zu urtheilen, konnten damals die Vielen unmöglich in getrennter Action sein, sondern es wird sich auch hier die Aehnlichkeit des Chors festhalten lassen. Später, als sich das Drama und die bildende Kunst unserem neueren Geschmack überhaupt ähnlicher bildete, wurde die Strenge jener Regel allerdings in beiden verlassen; wir hören dann bei Lucian und vielen Anderen von größeren und Figuren-reicheren Compositionen; und aus dieser späteren Zeit ist, schon dem Gegenstande nach, auch unser Werk. Aber immer bleibt auch hier, wie in den Poesien dieser Zeit, die größere Oekonomie sichtbar, und der eigenthümliche Zug der gesammten redenden und bildenden Kunst der Griechen, jene großartige Ruhe und Erhabenheit, die die Leidenschaft lieber in der Maske als in dem Gesicht des Schauspielers sehen wollte, ist hier noch deutlich ausgeprägt; noch ist in dieser Schlacht, wie im homerischen Gesange, die weise und besonnene Pallas die überlegene Schlachtgöttin, und der tobende Ares und die gräßliche Eris erscheinen nur im Hintergrunde. Dies Bild ist nicht aus der Periode, in welcher die Griechen in jenem Ausdrucke, den sie den ethischen nennen, am größten sind, in welcher sie die Darstellung der Handlung und Bewegung vermieden; es ist nicht aus der

zige Empfindung hinarbeite; auch dies nennen wir nicht unbedingt einen Vorzug; es iſt in Hinſicht auf Fülle, Reichthum und Mannichfaltigkeit eher ein Nachtheil, wie es denn daher kommt, daß die alte Poeſie, die alte Malerei, und ebenſo die älteſte Periode der neueren, lauter Werke aufzeigt, die unter ſich in Stoff und Behandlung ſo ſehr ähnlich ſind, während die neueren Künſte in ihren Producten ſo ſehr mannichfaltig und in ihrer Behandlungsart ſo abweichend ſind; dennoch aber müſſen wir das immer vertheidigen, daß jene Eigenſchaften den alten Werken in aller Kunſt mehr Größe und Würde, und mehr ſtrengen und ächten Kunſtwerth geben. — Dem ganzen Styl nach alſo müßte man, auch wenn nicht ſchon der Gegenſtand an und für ſich dem Bilde eine ſpätere Zeit anwieſe, auf die alexandriniſche Zeit ſchließen; es ſind überdies einzelne Eigenheiten darin, die jene Zeit verrathen, wo die einfältige Kunſt des Zeuris ſchon hie und da auf Künſteleien überglitt. Wir bewundern mit unſerem Verfaſſer die genaue und geiſtvolle Ausführung des Details; wir würden in jedes Lob einſtimmen, das man z. B. dem aufſteigenden Reiter und ſeinem Pferde ſprechen möchte, eine Gruppe, die des kühnſten Pinſels jedes größten Meiſters würdig iſt; wir ſind einverſtanden mit dem, was der Verfaſſer über den durchbohrten Vorkämpfer*) ſagt;

*) P. 8. Per avere una qualche idea del fino accorgimento che ebbe l'autore in occultare gli studj del suo lavoro ritorniamo alcun poco a contemplare quel misero. — La naturalezza, con che il suo cavallo ferito cade inginocchiato in avanti non dà luogo a riflettere che per sostenere il cavaliere in quell' azione contratta, semisospeso all' asta micidiale che lo trapassa, l'artista ebbe bisogno de' punti di appoggio, che seppe rinvenire nel cavallo in quel modo caduto; edora, quantunque ciò si consideri, si dice che la cosa non poteva essere altrimenti rappresentata, poichè quel cavallo ferito così appunto doveva cadere, e che il guerriero sorpreso nell' atto di scavalcare dal colpo che lo trafisse, necessariamente doveva in quell' attitudine di spasimo rimanersi, quasichè la natura del fatto, e non l'arte abbia il tutto disposto. E qui non finisce la nostra ammirazione, se si osserva, come quel cavallo cadendo

allein wenn er p. 7. mit folgenden Worten: Cosi più abbasso ammirammo l'economia dello spazio e la maestria del disegno ne' guerrieri rovesciati dall' urto della quadriga, senza fare attenzione a quella faccia umana sul lato di un disco, che a prima vista non ben si distingue. Essa è il volto di colui che volge la chiena, il quale riflette come in un cristallo su quel forbito scudo circolare, e produce la medesima confusione di cose, che talora s'incontra, quando uno specchio è frammischiato ed altri oggetti. Non è trascurato in quello scudo circolare nemmeno l'effetto della convessione, la quale suol produrre nella riflessione l'impiccolimento degli oggetti. Nè bisogna credere con taluni, che questo tratto sia uno scherzo pittorico, poichè

---

incespa col piè sinistro d'avanti nella sua redina, la quale gl' impedisce di muoversi, come l'altro piede è già morto per la ferita della lancia, e come il sangue che versà dalla ferita non cola immediatamente a terra, ma gronda dal ferro scendendo al di sotto di esso fino alla spezzatura dell' asta. Fa d'uopo convenire, che la scoverta di questo classico monumento conferma più che mai la superiorità, che ebbero le arti antiche in nascondere sotto l'apparenza di spontaneità; più studiati concetti. E dovremo pur confessare, che la pittura moderna perde ora il vanto che le rimaneva di non avere negli antichi dipinti esempj di competenza rispetto a composizioni copiose, ed a somma perizia negli scorci. Il perchè in quanto agli scorci, Michelangelo e Corregio, i più grandi maestri che ne fouron vaghi, sovente gli usarono per mostrare che sapevano farli, e non senza dare ad essi il carattere di tal pretensione, ma in questi che abbiamo sott' occhio nemmeno vi scorgi la scelta non che la minima affettazione, e pare che siano stati così veduti e ritratti ne' variati accidenti di un combattimento vero. Relativamente poi alle grandi composizioni, precisamente di battaglie, quelle di Lebrun, del Rubens, di Giulio Romano e del Sanzio sono veramente ammirabili per moltissimi pregi, ma in alcune parti mostrano ciò che gli artisti chiamano *aggiustamento*, ed in generale un non so che di ridondante ne' gruppi, e nel moto de' combattenti: ma qui mentre nulla manca alla energica espressione de' più felici concepimenti ed alla pienezza di una ricca composizione, nulla vi si discernere di superfluo e di esagerato.

quella specie di confusione, che cagiona in questa parte accessoria del quadro, ben si addice ad un soggetto in cui vuolsi rappresentare ben anche confusione e scompiglio, e se si guarda al carattere di verità che traspare negli altri volti, non esiteremo a credere, che ritratti siano tutte le teste di questo quadro (dies ist nicht sehr wahrscheinlich, aber nicht unmöglich, da in dem Schlachtstück des Panönos schon Porträts der griechischen und persischen Führer gewesen sein sollen), riconoscendo quindi in quel riverbero l'ingegnoso mezzo di un l'artista si servi per rendere visibile la facciä del guerriero, di cui non avrebbesi potuto vedere che il di dietro del capo — wenn, sagen wir, der Verfasser in diesen Worten die Abspiegelung des Gesichts eines der von dem Wagen Gestürzten in einem Schilde so warm preist, so scheint auch uns dies eine Spielerei, der sich ein ernster Künstler in einem ernsten Gegenstande enthalten sollte. Dergleichen zeigt die Periode an, wo eine Art von niederländischem Geschmack in die griechische Malerei eindrang, wo Pausias anfing, dergleichen Künsteleien zu verbreiten (Plin. 35, 11, 10), die man damals, wie unser Verfasser und wie die Welt meistentheils mit ihm thut, zu bestaunen gewohnt war, wenn man nämlich dies daraus schließen darf, daß dieses Kunststück, dessen sich wohl auch Raphael, aber nur in grotesken Compositionen, z. B. in einem Bacchustriumphe bedient hat, dessen wir uns aus einem alten Stich des Julius Bonafone erinnern, in jener Zeit nicht selten ist, wie man denn von einer Methe eben jenes Pausias weiß (im Tholos in Epidaurus, Paus. II, 27, 3), die aus einem gläsernen Gefäße trinkt, das ihr Gesicht verdeckt, aber durchscheinen läßt, wie ferner Lucian eines Gemäldes erwähnt, in welchem Perseus die Medusa, indem er ihr den Kopf abschlägt, nur im Schilde abgespiegelt sieht; auch ist in einem etwas verwischten Bilde im Museum in Neapel Perseus zu sehen, wie er seiner geretteten Andromeda das hülfreiche schreckliche Haupt im Wasser abgespiegelt zeigt. Das Gemälde indeß einem bestimmten Maler auch nur muthmaßlich zuzuschreiben, wie der Verfasser dem Philorenus, der (Plin. 35,

36, 22) ein Treffen des Alexander mit Darius gemalt hat, würden wir nicht wagen. Dieser ist nicht der Einzige, von dem wir wissen, daß er Scenen aus Alexanders Thaten gemalt hat, und wie viele Hunderte mögen deren gemalt haben, von denen wir nichts wissen. Noch viel weniger wird einer die Vermuthung des Professors Quaranta theilen wollen, daß es von Apelles sei.

Nun nur noch ein Paar Bemerkungen über einige Irrthümer oder Mängel in dem mehr gelehrten Theile unseres Buches, obgleich wir keinen großen Werth auf die archäologische Zergliederung eines Kunstwerks legen; nur ist es so gar gewöhnlich, daß Einmal aufgestellte Behauptungen der ersten Verbreiter solcher neuer Entdeckungen von Hand zu Hand weiter gehen; was uns daher gerade ein- und auffiel bei dem Durchlesen des Buches, fügen wir bei, ohne einige Bedeutung darauf zu legen, auch ohne es zu wagen, gewisse Fragen mit Bestimmtheit beantworten zu wollen. So würden wir ein ernstliches Bedenken tragen, zu entscheiden, welch eine Alexanderschlacht eigentlich hier dargestellt sei. Die drei Verfasser des größeren und der zwei kleineren in unserem Werke enthaltenen Aufsätze, Riccolini, Avellino (sein Artikel aus dem giornale del regno delle due Sicilie, No. 258) und Quaranta, neigen der Erste für Arbela, der Zweite für den Granicus, der Dritte für Issus. Wenn man an die Schwierigkeiten denkt, die sich zu allen Zeiten dem Versuche entgegenstellen, die Vorfälle eines Treffens genau zu constatiren, und wenn man dabei nicht vergißt, daß fast sämmtliche Autoren, die die Schlachten des Alexander erzählen, viel jünger sind, als die Verfertigung und selbst als die Zerstörung unseres Mosaiks, daß sie noch dazu fast sämmtlich höchst verdächtige und wenigstens höchst leichtfertige Zeugen sind, so wird man es natürlich finden, daß man auf der Einen Seite, wenn man einmal eine Erklärung suchte, sie mit einigem Scharfsinne für die oder jene Schlacht finden konnte, auf der andern Seite aber auch, daß die Züge eben so häufig, und häufiger sind, welche jenen Deutungen widersprechen, als die sie begünstigen. Gewiß ist, daß wir ein Treffen zwischen Griechen und Persern

vor uns haben. Die Letzteren erkennen ſich auf Einen Blick an den gelben Schuhen, die man aus Aeſchylus Perſern kennt, und an den Anaxyriden, die bei Herodot vorkommen. Daß die Feinde Griechen ſind, läßt ſich eigentlich nur aus der halberhaltenen Figur des ſiegenden Führers ſchließen, obwohl hier Niccolini die unterſtützenden Merkmale verkennt und ein entgegenſtehendes gar nicht erwähnt, geſchweige beſeitigt. Er ſagt nämlich p. 15: La nobilissima armatura del cavaliere è greca di puro stile, gli ornamenti che si veggono sul torace sono osservabili per la loro singolarità. Essi hanno il carattere del ricamo più che del rilievo di cesello o dell' intarsio del niello, e pare che non siano operati sul metallo, poichè sono per lo più bianchi, e campeggiani sopra varj colori non proprii de metalli, così la Medusa chiomata di serpi è colorata di carne: le quali cose mi farmo credere che questo torace appartenga ad una di quelle corazze di lino rammentate degli storici, ma non ancora vedute, per quanto io sappia, in altri monumenti di arti. Dieſem Gedanken überläßt er ſich dann um ſo lieber, als Plutarch erzählt, Alexander habe in der Schlacht von Arbela einen linnenen Panzer getragen, was denn ſeine Meinung über den Gegenſtand des Gemäldes unterſtützt. Die Farben des Panzers hätten den Verfaſſer nicht verleiten ſollen, denn auch andere Waffen haben in unſerem Bilde ungewöhnliche Farben, wie auch p. 64 zu bemerken iſt. Dieſer Harniſch hat offenbar metallene Ringe; die Achſelſtücke, von denen der Verfaſſer in der Note ſagt, ihre Verzierung ſei, ſo lange das Moſaik noch nicht völlig gereinigt war, irrig für den römiſchen fulmine gehalten worden, ſind allerdings ein Zierrath, der zu dem fulmine der römiſchen Panzer das Muſter abgab, wie Avellino auch zu meinen ſcheint; beides nun eignet ſich gewiß nicht auf einen linnenen Panzer. Unſer Harniſch iſt vielmehr ſtarres Eiſen, d. h. er iſt ein echt griechiſcher, der ſich von den römiſchen beſonders dadurch auszeichnet, daß er nichts von der Körperform zeigt, was doch ein leinener müßte, und was die römiſchen aus Leder gemachten oder nach der Form des Körpers in Metall gearbeiteten thun. Auch die doppelte Reihe

breiter und einfacher Gehänge macht ihn echt griechisch; ferner ist der Mantel des Reiters die kurze griechische Chlamys von Purpurfarbe. Dagegen sind dem Verfasser nicht die Aermel aufgefallen, eine Tracht, die bei den Griechen nie, es sei denn auf dem Theater, vorkam, dagegen bei Phrygern und Persern gewöhnlich ist.

Wenn es nun gewiß wäre, daß dieser Sieger Alexander wäre (was unser Verfasser mit Vergleichung echter Porträts und Schilderungen wahrscheinlich zu machen sucht, worin ihm das blonde Haar unseres Bildes und die Anastole der Haare, die mit Aelian's Schilderung übereintrifft,*) zu statten, der Backenbart aber sehr ungelegen kommt; übrigens ist dieser Kopf der fadeste im ganzen Gemälde und ist weit entfernt von dem Löwenartigen, das die Lobredner Alexander's in sein Gesicht, aber Quaranta gar auch in dies Bild legt —), so würde man annehmen dürfen, er habe bereits seine Tracht zum Theil der persischen accomodirt, was er nach Eratosthenes mit Vermeidung der Tiara, der Candys und der Beinkleider that. Da dies nach allen Zeitbestimmungen bei Diodor und Plutarch erst sehr spät geschehen sein soll, so bleibt eine Schwierigkeit, oder es würde hierdurch so viel Aufschluß über die Zeit unsers Treffens gewonnen, daß es eines der früheren nicht sein kann. — Von p. 17 unseres Werkes an folgt eine lange Abhandlung über die Kopfbedung der Perser unseres Mosaiks. Es ist diese ein gelbes Stück Tuch, das von dem Kopf hinten auf die Schultern fällt, sich vorn über die Brust legt und das Kinn bis an die Lippen bedeckt. Der Verfasser hätte sich die Mühe sparen können, so umständlich zu erweisen, daß dies nicht die phrygische Mütze ist, denn nicht leicht wird Jemand — obgleich Avellino freilich es gethan hat — diese Umhüllung für jenen Hut nehmen, von dem man so viele und genaue Abbildungen hat. Vielmehr hat der Verfasser das ganz recht gesehen, daß

*) Mit anderen Nachrichten, wie Osann in der Schulzeitung vom 18. März 1832 bemerkt hat, freilich nicht.

unter diesem Tuche die Tiara durchzusehen, und sogar bei dem Könige die ihm allein und seiner Würde angehörige aufrecht stehende, bei den anderen die gekrümmte zu unterscheiden ist. Unsere Kopfbedeckung scheint in der That sehr selten vorzukommen, und wir besinnen uns nicht, sie in Italien in Statuen gesehen zu haben; Winkelmann aber spricht in seiner Kunstgeschichte mehrmals von einem Paris oder sonstigen phrygischen Jüngling, den er in der Villa Negroni sah und der eine solche Bedeckung auf dem Kopfe hat, die mit dem Gewande zusammenhängt und von der Schulter auf den Kopf hinaufgezogen ist und zugleich den untern Theil des Gesichts verhüllt (s. 5. Buch, Cap. 5 ed. Meyer und Schulze, und Buch 6, Cap. 3), wozu denn die Herausgeber das Virgilische

> Maeonius mentum mitra crinemque madentem
> subnixus —

wie wir glauben mit Unrecht als eine Erläuterung citiren. — Auf p. 62 folgt eine Abhandlung über den Wagen. Es scheint nämlich dem Verfasser zweifelhaft, ob dieser ein Zwei- oder ein Viergespann ist, und die Vernachlässigung der Perspective macht die Sache auf den ersten Blick schwierig. Wir wollen nicht näher in eine Untersuchung eingehen; es scheint durchaus nicht zweifelhaft, daß der Wagen eine Quadriga ist; und zwar ist dies darum unstreitig, weil die beiden äußersten Pferde ganz gleiche Zugleder um die Brust gelegt haben, was kein anderes Pferd der Reiter hat, noch haben kann. Wie der Verfasser gar das schattirte Pferd als zu dem Viergespann gehörig betrachten konnte, begreifen wir nicht. Wohin dies zu thun sei, haben wir in unserer Beschreibung des Gemäldes oben gesagt, und jedem Unbefangenen wird dies sehr einleuchtend sein. Ein einziger Mißstand ist dabei. Die beiden mittleren Pferde werden, wie der Verfasser richtig bemerkt, von dem Zügel gehalten, der an dem Vordertheil des Wagens befestigt ist. Dieser Zügel müßte, wenn wir jenem dunkeln Pferde und seinem Reiter ihre richtige Stelle vindicirt haben, vor demselben fortlaufen, statt, wie er jetzt thut, hinter ihm zu verschwinden. Allein es ist bekannt genug und an unserem Bilde mehrfach zu bestätigen, daß

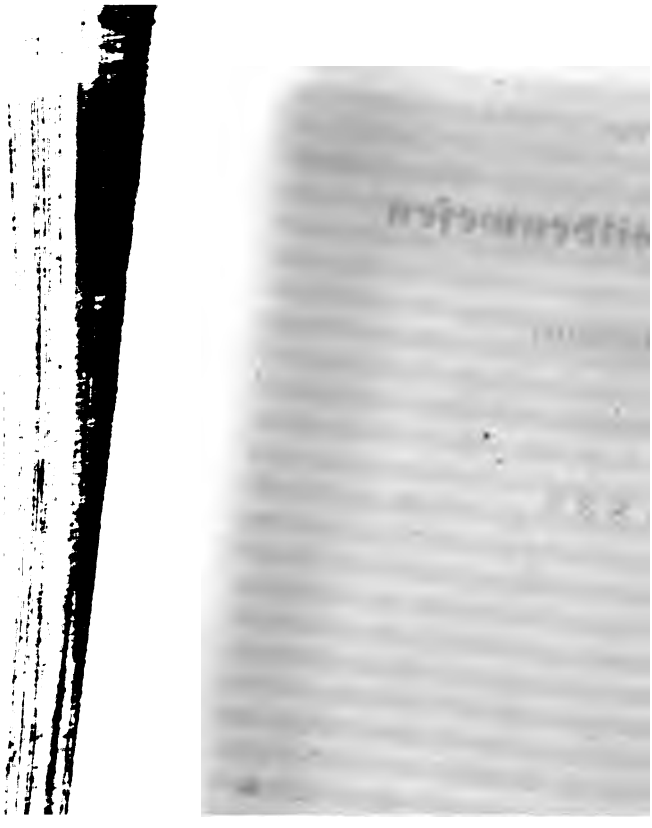
die Alten in solchen Kleinigkeiten nichts von unserer pedantischen und ängstlichen Gewissenhaftigkeit wußten. Dies ist an nichts deutlicher zu machen, als an den vielen großen und kleinen Verstößen gegen die Perspective, besonders an der kindischen Zeichnung des Wagens und seiner Räder und Handhaben, die in gar keinem Verhältniß mit dem richtigen Tacte steht, mit welchem sonst, ohne Kenntniß des Gesetzes, aber mit glücklichem Auge, die Perspective im Großen so weit gewahrt ist, daß sich der Verfasser unbegreiflicher Weise verleiten lassen konnte, einen Augenpunct zu suchen, ja zu finden, und eine Beobachtung der Luftperspective, wenigstens in dem Originalgemälde, vorauszusetzen, welches Letztere sich indessen eher vertheidigen ließe.

Ueber

Wilda's Gildenwesen

im Mittelalter.

1835.



Die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen machte vor wenigen Jahren die geschichtliche Erforschung des Gildenwesens zum Gegenstande einer Preisaufgabe. Die Frage betraf die Gattungen und Klassen der weltlichen und geistlichen Gilden, die in Dänemark vor der Reformation existirten, ihren Ursprung und die Absicht ihrer Gründung; ihre innere Verfassung und ihre Gebräuche; die Ursachen ihres Untergangs und die noch bestehenden Reste. Es sollte bei der Aufgabe zwar besondere Rücksicht auf die einheimischen Gilden genommen, darum aber doch die Vergleichung der skandinavischen, deutschen und englischen zu Hülfe gezogen werden.

Es ist gewiß eine empfindliche Lücke in unserer geschichtlichen Literatur, daß wir noch kein Werk besitzen, welches das Gildenwesen umfassend behandelt. Die Preisaufgabe war daher gut gewählt, die Fragen verständig und dem Gegenstande angemessen, obzwar für das Ganze nicht genügend; wir schlugen daher mit Begierde das von der Kopenhagener Societät gekrönte Buch auf, dessen allgemeiner Titel eine Erledigung dieser Fragen im ganzen Umfange verhieß. Wir wissen nun nicht, welchen Sinn die genannte Gesellschaft mit ihren übrigens klaren und unzweideutigen Worten verband, wir wissen nicht, welchen Maßstab sie an die eingesandten Werke legte, wir können nur das sagen, daß wir einen andern angelegt haben würden, denn wir würden dem vorliegenden Werke den Preis nicht gegeben haben.

Und das aus dem sehr einfachen Grunde, weil es die vorliegenden Fragen nicht beantwortet. Es ist doch sonderbar, welch einer mißverstandnen Humanität man heut zu Tage opfert. Wir getrauten wohl zu wetten, daß die Fragsteller das Ungenügende der Arbeit einsahen, daß sie aber den Preis darum doch ertheilten, weil sie vielleicht die einzige eingegangene, oder unter anderen die bessere war, und weil der Verfasser so viel Liebe zur Sache, so viel Eifer, so viel Fleiß und so viel Bescheidenheit verräth, daß er eines freundlichen und anerkennenden Lohnes wohl werth schien. Wenn wir zu diesem letzteren mit Aufrichtigkeit einstimmen, so wünschen wir zugleich mit Herzlichkeit, der Verfasser möge es freundlich aufnehmen, wenn wir bei Beurtheilung der Sache die schätzbaren Eigenschaften, die er als Person zur Behandlung der Sache mitbrachte, nicht weiter mit in Berücksichtigung ziehen, sondern nur sein Buch im Verhältnisse zum Gegenstande betrachten, bei welchem Geschäfte wir noch den Vortheil haben, daß uns gleichsam durch die Preisaufgabe eine Norm gegeben ist, nach der wir unsere Forderungen richten dürfen, die also von aller Willkühr frei bleiben können. Man sollte in kritischen Aufsätzen nur Ein Gesetz erkennen, das der Wahrheit; und von all den übrigen Regeln, die das Herkommen noch in kritischen Schriften beinahe zum Ansehn von Gesetzen erhob, sollte man Eine am allerwenigsten anerkennen, die der Höflichkeit, so wenig man in ihr Gegentheil, in Grobheit, je verfallen sollte. Jene lästerliche Tugend, die die Heuchelei sanctionirt, die den Andern in falscher Ueberhebung stets um einige Stufen höher, und sich selbst in falscher Demuth stets um einige Stufen niedriger stellt, als der Wahrheit und der inneren Absicht gemäß ist, ist der giftigste Rest aller jener mittelaltrigen Armseligkeiten, die unsere ritterlichen Ahnen in der Zeit aufbrachten, wo im entsprechendsten Ausdrucke jener Kriecherei der Andere in der Mehrheit angeredet ward, und die unsere Väter der zwei letzten Jahrhunderte ausbildeten, wo kein bescheidener Deutscher mehr sein eigenes Ich zu nennen wagte. Wenn wir auch im geselligen Leben nie wieder zu jener Simplicität der großen Alten

zurückkehren werden, die nicht weniger und nicht mehr sein und geben wollten, als sie selbst waren und als Andere verdienten, so wollen wir doch nicht auch im literarischen Verkehre, wo wir uns eher den alten Ordnungen zu nähern vermögen, den Unsinn nähren, der in der äußeren Welt ein Erbübel geworden ist; wir wollen mit besserem Wissen nicht dem Schlechteren folgen, und, so viel an uns ist, nicht der Schwäche verfallen, an der bei uns jeder Einzelne und jede große und kleine Corporation verkommt, daß man nicht hören will, was man verdient, und nicht zu sagen getraut, was man sagen dürfte, könnte und müßte.

Um zuerst das zu erwähnen, was wir selbst als das Unerläßliche in einem Werke ansehen würden, welches sich das Gildenwesen zum Gegenstande wählte, so wollen wir zuerst aufmerksam machen, daß freilich eine so particulare und locale Aufgabe, wie die der Kopenhagner Gesellschaft, dies seinem ganzen Umfange nach nicht umfassen konnte. Indessen wird es jetzt, gerade durch die Resultate der Wilda'schen Schrift, deutlich geworden sein, daß dieser Stoff nicht leicht aus einseitiger Betrachtung der Gilden eines einzigen Landes zu ergründen ist; und dies mag auch von den Fragstellern voraus gefühlt worden sein, indem sie die Miterforschung der übrigen germanischen Gilden wünschten; es konnte auch aus den dänischen Werken über dänische Gilden, die vor Wilda existirten, füglich vorher eingesehen werden, daß hier eines das andere erläutern müsse, und keine Ueberzeugung hat sich Wilda lebhafter bei seinen Forschungen aufgedrungen, als diese. Um so übler aber ist es, daß er seine Untersuchungen nicht auch auf andere Länder ausgedehnt hat, als auf die in der Preisfrage angedeuteten. Um so übler, daß er gerade die Länder des europäischen Südens ausgeschlossen hat, wo gemeinhin die Quellen über alle früheren mittelalterigen Institute und deren Entstehung sowohl früher als ausführlicher existiren, wo dazu das Gildenwesen hier und da zu einer Wirksamkeit und Bedeutung gekommen ist, der an Großartigkeit nichts in den germanischen Städten gleich kommt; wo es überdies seiner weltlichen Seite nach am ersten sich aus-

bilden konnte und mußte, weil dort Handel Gewerbe und Bedürfnisse überall größer und frühzeitiger da waren, als im Norden; wo ferner die Städtegeschichte und Ausbildung der Stadtverfassungen viel klarer ist, als hier, und in dieser Beziehung hätten wir dem Verfasser namentlich außer der Kenntniß der spanischen Städtefueros auch die der niederländischen Keuren gewünscht. Gerade weil der Verfasser bei der Nachforschung über italische und spanische Handels- und Gewerbsgenossenschaften wahrscheinlich auf ein anderes Resultat über deren Entstehung gekommen sein würde, als bei seinen Untersuchungen im reiner germanischen Gebiete, würde er, weit entfernt, aus dieser weiteren Ausdehnung seiner Gränzen in den Fehler des Generalisirens zu verfallen, des Uebertragens der Verhältnisse einer Stadt und eines Landes auf andere Städte und Länder, dem er bei Vergleichung der mehr gleichartigen Zustände im Norden allzusehr verfiel, würde er, sagen wir, über die Entstehung der Zünfte viel vorurtheilsfreier haben urtheilen lernen, als er jetzt thut. So wahr und gewiß es ist, daß im Mittelalter die Städtegeschichten sich gegenseitig erläutern und erklären, so gewiß und wahr ist es, daß Alles, was bisher von zum Theil so bedeutenden Männern über Städte und Ursprung städtischer Verfassungen gesagt worden ist, darin mangelhaft ist, daß Alle nur die Entwickelung einer kleinen Anzahl von Städten quellenmäßig verfolgt hatten, und darin verfehlt, daß sie von der Ausbildungsweise eben dieser auf die jeder anderen schlossen und, auch wo sie historisch die Entstehung der städtischen Einrichtungen darlegen wollten, sich mit Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes begnügten, während doch dies eine zwar nothwendige, aber immer nur Eine Seite der Geschichte ist, zu der das Abweichende und Regelwidrige erst die ergänzende Gegenseite bilden muß, durch welche das Ganze erst Leben und Wirklichkeit erhält. Wie vieles für eine allgemeine Geschichte der Gilden in den romanischen Staaten zu finden gewesen wäre, ahnt wohl Jeder, der nur einmal in die italischen Städtegeschichten gesehen hat; daß aber auch Wilda für seine engere Untersuchung dort manche Ausbeute gemacht haben würde, wird

sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. — Von hier an wollen wir dem Inhalte der Preisfrage folgen; und zwar wollen wir da anfangen, wo dieselbe aufhört. Welche Ueberbleibsel des Gildenwesens noch heute existiren, ist die letzte Frage, welche die Gesellschaft stellte. Eine Antwort ist in unserem Buche darauf so gut wie gar nicht zu finden. Ganz am Schlusse folgen wohl einige andeutende Bemerkungen über das fortbestehende, allein wenn man sich selbst zufrieden geben wollte, sich in einer untersuchenden Preisschrift mit andeutenden Bemerkungen abgefertigt zu sehen, und zwar mit solchen, die wahrhaftig kaum noch diesen Namen verdienen, so wird man namentlich das doch auffallend finden, daß sich selbst diese Winke nur auf gewisse Ausartungen und ausgeartete Nebenzweige des Gildenwesens beziehen, und daß auf den gegenwärtigen Zustand der Handelszünfte nicht die geringste Rücksicht genommen ist. Wenn wir aber nicht irren, so möchte doch dieser Gegenstand gerade mit der Frage gemeint gewesen sein, denn das, was noch von Brüderschaften und Schützengesellschaften heute existirt, kann wohl keine akademische Frage verdienen. Dagegen ist das Zunftwesen auch noch heute ein so oft wiederkehrender Gegenstand des Streites in Praxis und Theorie, und es sind so vielerlei Ansichten darüber verlautet, daß allerdings recht mit Fug die Materie zu einer Preisaufgabe daraus hergenommen werden konnte. Denn wenn auch in politischer Hinsicht die Zeit selbst die wichtigsten Fragen bereits entschieden hat, so gibt es doch auch eine moralische Ansicht dieses ganzen Institutes, die sich gerade nach dessen Zerstörung am füglichsten festsetzen kann, und eben sie zu fixiren würde nichts so tauglich gewesen sein, als eine Fortsetzung der Zunftgeschichte bis auf unsere Tage.

Die Leser werden errathen, daß wir uns der Richtung nach der neueren Zeit und der Gegenwart in einem Werke über eine noch nicht ganz erloschene Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens annehmen wollen. Wir werden uns nachher weitläuftiger erklären über die Art, wie der Verfasser ganz die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, ganz und ausschließlich die

Entstehung des Gildenwesens ins Auge gefaßt hat; daß er dies überhaupt gethan, mißbilligen wir hier gleich auf's Nachdrücklichste. Wir sind leider Gottes mit Urgeschichten der Völker und Staaten überschüttet genug; und so niederschlagend es für den wissenschaftlichen Mann ist, wenn er so vielen Schweiß und Mühe an die Urbarmachung so hoffnungslos-steriler Räume verschwendet sieht, so konnte man doch dort sich leichter trösten, weil die Kräfte, die sich ohne alles Urtheil und Kenntniß hier abquälen konnten, auf dem echten Gebiete der Geschichte doch nichts leisten würden, dessen Cultivation viel mehr Umsicht fordert, als dort zu erlangen war. Auch ist der Nutzen, den die allgemeine politische Geschichte der Gegenwart bringen kann, weit nicht unmittelbar genug, als daß man so eifrig darauf dringen sollte, daß ihre Bearbeiter diese Gegenwart so entschieden berücksichtigen möchten. Was in aller Welt aber soll uns die Urgeschichte einzelner materieller, mehr aus dem praktischen Bedürfnisse des Staats geflossener Anstalten? Welch ein wichtigeres Ziel kann sich die Geschichte solcher Institute überhaupt stecken, als möglichst unmittelbare Belehrungen aus den Erfahrungen früherer Zeiten für die mannichfache Hülflosigkeit der jetzigen zu suchen? Wo Alles noch ein frisches Interesse in der Nähe bietet, suchen wir ein mäßiges in der äußersten Ferne! Es ist, als ob in dem Augenblicke, wo man sich in einem Theile von Deutschland um die großen Entwürfe zur Verbindung von Rhein und Donau und um die Untersuchung des Terrains lebhaft bekümmert, irgend ein betheiligter, ein sachkundiger, ein beauftragter Anwohner damit anfinge, die Quellen der beiden Flüsse zu bereisen, um vielleicht für eine allgemein bekannte Annahme eine andere, und möglicherweise eine falsche einzutauschen, die für ein naheliegendes großes Interresse noch dazu eben so nutzlos sein würde, wie die wahrste. Einem solchen würde man doch mit Recht vorwerfen können, daß er seinen Auftrag schlecht ausgerichtet habe, seiner Sache wenig kundig, auf seinen Vortheil schlecht bedacht gewesen sei? Man würde ihn mit Recht beschuldigen, daß er eine Vergnügungsreise statt einer Untersuchungsreise gemacht habe, mehr

als ein neugieriger Reisender, denn als ein solcher, der mit Umsicht und Einsicht auf verständige und überlegte Zwecke ausgeht. Und ob nicht das Werk unseres Verfassers trotz aller Gelehrsamkeit einen Dilettanten viel mehr, als einen besonnenen und wissenschaftlichen Forscher verräth, diese Frage fühlen wir uns eher geneigt zu bejahen, als zu verneinen.

Denn einen Dilettanten würde man doch wohl denjenigen nennen, der in einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Fache an Einer Seite oder an der Oberfläche kleben bliebe, wenn es auch noch so sehr mit unverstellter Liebe und selbst mit Aufopferung geschähe; und dieser engere Gegenstand seines Dilettantismus würde zum eigentlichen Steckenpferd werden, sobald er alle verwandten Beziehungen desselben oder gar das Gesammte, dessen Theil es bildet, darüber ganz vergißt. Und wir würden den Geschmack und die Kennerschaft unseres Liebhabers immer mehr bezweifeln, je entschiedner wir ihn etwa auf einer Nebenbeziehung, auf einer unbedeutenderen Seite seines Objectes haften, je entschiedner wir ihm wahrhaft große Seiten desselben fremd sähen. Einem Dilettantismus dieser Art, der seltner aus Oberflächlichkeit entspringt, als aus zu großer Gründlichkeit, verfallen wir Deutschen fast sammt und sonders; und wir müssen uns nur gewöhnen, mit dem Begriffe eines Dilettanten nicht gerade den eines Stümpers zu verbinden, so können wir die riesenhaftesten Werke der Gelehrsamkeit, die wir besitzen, auf Rechnung einer solchen Liebhaberei setzen. Denn wir finden sie jedesmal da, wo eine Materie nicht in Bezug zu dem Ganzen, dessen Theil sie ist, behandelt wird.

In unserem Buche aber, das gerade mit dem Titel: „Das Gildenwesen" eine Erschöpfung des Stoffes zu versprechen scheint, ist, wenn wir recht sehen, das Wesen der Gilden die Hauptsache, das, was wir als den Mittelpunkt der Fragen betrachtet hätten, welche die Kopenhagner Gesellschaft aufstellte, ihr Mittelpunkt, sagen wir, ist ganz — nicht nur verrückt, verwischt, sondern ganz eigentlich verschwunden; und das ganze Buch, das der Verfasser nicht als bloße Materialiensammlung betrachtet wissen will, sondern als ein — freilich doch nur

einigermaßen zusammenhängendes Ganze, dies ganze Buch scheint zwar auch uns allerdings einen zusammenhaltenden Faden zu haben, den wir aber doch von solcher Lockerheit und als ein so ganz äußerliches und im Wesen der Dinge unbegründetes Bindungsmittel halten, daß wir glauben, es bedürfe nur eben der Andeutung jenes mangelnden Mittelpunktes, wenn man die ganze Masse der Materien in einen chaotischen Wirrwarr zerstäuben, Manches davon sich völlig ausscheiden, und den Rest, mit anderem Mangelnden verbunden, bald in eine centripetale und feste Bewegung sich ordnen sehen wollte. Ich denke, es wird einem jeden unbefangenen Leser schon halbklar vorstehen, was wir meinen, wenn wir ihm sagen, daß der Verfasser die Kaufmanns- und Gewerbsgilden nicht zum Mittelpunkte seines Buches gemacht hat, obgleich er selbst erkennt, daß gerade dieser Zweig der Gilden, „theils weil sie in einer Zeit, wo die Quellen der Geschichte reichlicher fließen, politisch bedeutsamer hervortraten, theils weil sie bis auf unsere Tage herab sich in manchen Orten erhalten haben und die Frage über die Zweckmäßigkeit ihrer Erhaltung noch an der Tagesordnung ist, weit mehr Gegenstand der Beachtung gewesen sind, als die genossenschaftlichen Einigungen," welche der Verfasser zum Kern seines Werkes unter dem Namen Schutzgilden gemacht hat, in die er allerhand Bestandtheile zusammen mischte. Warum er diese Letzteren gerade so bevorzugte, warum er die Gewerbsgilden nur dürftig behandelt nachfolgen ließ, werden wir von selbst einsehen, sobald wir unten die Anlage seines Buches überblicken werden; hier wollen wir nur das bemerken, daß er auf diesen Mißgriff schon darum fallen mußte, weil er über den Anfang und das erste Thema der Preisfragen nicht weg kam, und weil er, wie gesagt, kein rechtmäßiger Zunftgenosse in der Gilde der Historiker ist, wenn er auch in der allgemeinen Innung der Gelehrten als Voll- und Altbürger mag angesehen werden, da ihm vor einem Tribunal dieser letzteren Genossenschaft als Meisterstück anerkannt ward, was uns nicht dafür gelten kann. Denn wenn der Verfasser auf jene Frage über die innere Verfassung und Gebräuche der Gilden besser ein-

gegangen wäre, so würde er wohl schwerlich den Schutzgilden den breitesten Raum gegeben haben; und wenn er wirklich verstanden hätte, wie er versprach, die Gilden zu einem „Gegenstande sorgfältigerer geschichtlicher Beachtung" zu machen, so würde er von selbst gezwungen worden sein, die Handwerksgilden zum Mittelpunkte seines Werkes zu machen. Denn nie kann ein rechter Historiker anders, als er wird in einem geschichtlich behandelten Gegenstande die Zeit und die Zustände in die Mitte stellen, wo der jedesmalige Zweig menschlicher Bestrebungen, den er vor sich hat, seine höchste Blüthe erreicht. Das aber wird doch unser Verfasser nicht in Abrede stellen, daß dies in Bezug auf das Gildenwesen nur zur guten Zeit der Gewerbsgilden der Fall war? Und es ist daher in der Fragenreihe der Preisaufgabe so sehr zu rühmen, daß sie in die Mitte der Untersuchungen über Entstehung und Verfall, die über den Bestand stellte; dort hätte der Geschichtschreiber des Gildenwesens mit Behaglichkeit ausruhen sollen.

Und hier müssen wir, so leid es uns thut, bedauern, daß der Verfasser sich ganz und gar nur gelehrt von seinem Gegenstande berühren ließ und den menschlichen und moralischen Beziehungen desselben, oder gar seiner politischen Bedeutung so völlig entfremdet blieb, daß auch von jenen ersteren fast keine Silbe verlautet, und dieser letzteren an einer Stelle gradezu aus dem Wege gegangen wird, wo der Verfasser die Betrachtung der Zünfte als militärische und politische Corporationen, die noch ein weites Feld eröffneten, eben deßhalb aus seiner Abhandlung ausschließt. Wenn es auch nicht die Meinung der Kopenhagner Gesellschaft gewesen wäre, die Gilden auch in dieser Hinsicht beleuchtet zu sehen, so würden wir doch von einem Manne, der sich so genau und fleißig mit dem Zunftwesen des Mittelalters beschäftigt hat, erwartet haben, daß auch selbst in einer bloßen, fragmentarischen Abhandlung ihn etwas von dem Erhebenden und Großen in dieser Erscheinung angeweht hätte; denn wir gestehen es offen, wir detestiren diese kalten Bücher, aus denen man in keiner Weise den Menschen herauskennt, der sie schreibt. Uns dünkt, es wäre eines größe-

ren Fleißes, und der Fleiß eines größeren Lohnes werth gewesen, wenn uns ein Forscher über das Gildenwesen nicht blos die äußere Verfassung dieser Innungen in der Zeit ihres Flores, sondern ihre inneren Zustände gezeigt und ein lebendiges Gemälde zu entwerfen gesucht hätte, von dem Treiben jenes ehrenfesten Schlages tüchtiger Handwerker und Kaufleute, die in einer großen, patriarchalischen, einfältigen Gemeinschaft zur Zeit, wo die Geistlichkeit der Abschaum der Menschheit war, und wo der ritterliche Adel herabgekommen war bis auf Straßenraub und Mord und selbst bis zum Feilbieten seines echten edlen Blutes, auf das doch der Adel von je noch etwas zu halten pflegte, wenn er jedes Gut seiner Seele und seines Körpers längst Preis gegeben, die, sagen wir, in ihren ehrbaren Genossenschaften eine zwar derbe, aber durchaus tüchtige Moral retteten, und durch die Festigkeit, mit der sie im Staate und den bevorzugten Kasten des Staates gegenüber standen, allein das völlige Versinken der Sitten aufhielten und ein neues Geschlecht in den Vorgrund der Geschichte schoben, unter dem sich neue Kräfte langsam zu neuen Entwicklungen zeitigen konnten. Nicht allein die Sitten rettete diese durch ihre Verbindungen große und ehrfurchtgebietende Corporation, auch alles, was sonst im Volk kräftig und regsam hält, nahm sie in ihre Pflege, da es anderswo unterging. Die Volksfreude und Volkslust zog mit der echten Frömmigkeit zugleich in diese Klassen ein. In allen gebildeten Ständen hört man im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nichts, als Lamentationen, als Jammer und Elend, aber unter dem Bürgerstande weilt da jener Jubel und jene Lust, die die niederen Stände nie ganz verlieren, und macht sich in tausend Volks- und Zunftfesten öffentlich Bahn, und erhält eine Freude am Leben, die wir heute nicht mehr dem Schatten nach kennen, erhält diese Freude eben durch deren stete Erneuerung und Auffrischung vermittelst der einfachen und darum nie ermüdenden Lustbarkeiten eben dieser vielen und mannichfachen Genossenschaften, während bei uns die bloße eintönige Gleichförmigkeit den Quell so vieler öffentlichen Freuden verstopft hat. Als es noch Zünfte im alten Ansehn gab, hatte

der Handwerksmann noch etwas mehr, als den Reichthum, worauf er stolz sein, worin er eine Ehre setzen konnte, etwas, was nicht, wie der Reichthum, vom Zufall und Glück abhing: er hatte seine Gilde, deren Mitgliedschaft er Ministern und Fürsten antragen durfte, in die einzutreten er einst den Adel zwang, in die einzutreten noch im vorigen Jahrhunderte von Beamten und Gelehrten nicht verschmäht ward. Als es noch Zünfte im alten Ansehn gab, nahm sich der Bürgerstand der Literatur an, die der Adel und der Clerus aufgegeben hatte; er gründete literarische, poetische Gilden neben seinen gewerblichen; und er pflegte mit einer Ausdauer und mit einer Selbstvergnüglichkeit die überkommene Kunst des Meistergesangs, daß Jahrhunderte vorbeigingen, ohne daß die so ehrenwerthe Sitte erlöschen wollte. Wer nun, der ein Werk über das Gildenwesen im Mittelalter in die Hand nimmt, würde darin nicht alles dieses und so manches andere besprochen und geschildert erwarten? und wer würde sich nicht höchlich wundern, wenn er das Wort Meistergesang in solch einem Buche nicht einmal fände und von den Wirkungen der Zünfte auf die menschliche Gesellschaft nicht ein Wort vernehme, von denen auf die politische zu schweigen, von der wir sogleich weiter reden wollen. Was würde einer sagen, wenn er hier nicht allein nichts fände von den Einwirkungen der Handwerker auf die Reformation, nein, wenn er sogar in Bezug auf die weitere Frage der Preisaufgabe nach den Ursachen der Auflösung der Zünfte, die wir oben mit Absicht bis hierhin verschoben, außer einigen bloßen Winken und übrigens guten Bemerkungen über den Verfall der Gilden in sich selbst, mehrmals die Behauptung aussprechen hörte, daß die Reformation eine Hauptursache des Untergangs der Zünfte sei! Warum möchte denn das Institut grade da so verfallen sein, wohin die Reformation gar nicht kam? warum in England noch so vieles Ansehn behalten haben, wo diese Reformation so viel Eingang fand? Das, was der Verfasser hier sagen sollte, war, daß der Absolutismus und die absolute Monarchie die Zünfte zerstörte, und nicht die Reformation. Daß er diese Influenzen, die zwar so sehr unter sich

contrastiren, verwechselte, kann nur darin liegen, daß sie sich in der Zeit so nahe berühren, so vielfach mit einander kreuzen; er würde aber dieser Verwechslung sehr leicht aus dem Wege gegangen sein, wenn er die Geschichte des Verfalls der Zünfte nur ein wenig weiter in die spätere Zeit verfolgt und in Deutschland die Reichsabschiede beherzigt hätte; und eben in England hätte er die sicherste Erfahrung holen können, weil dort die Reformation erst nach dem Absolutismus recht Wurzel faßte. Wem braucht man es übrigens auch erst zu sagen, wie eben in England und Schottland, und wie in Deutschland Reformation und Bürgerstand sich wechselseitig unterstützten, nur daß man bei uns der Früchte da wie dort gleichmäßig in den nächstfolgenden Zeiten wieder verlustig ging.

Was aber unstreitig den Verfall der Zünfte noch weit unmittelbarer herbeiführen half, war in einzelnen Ländern der Verfall des Handels und in anderen die entstehenden Fabriken. Was diesen letzteren Punkt angeht, so bemerken wir gleich hier, daß der Verfasser auch in seiner Geschichte der Entstehung der Gilden (denn so höchstens hätte er das Buch nennen dürfen) dies ganz übersehen hat. Das Nämliche, was beim Ausgang der Gilden ihre Auflösung beschleunigte, hemmte beim Anfang ihrer Ausbildung ihr Hervortreten und ihre Bedeutung. Dieser Kreislauf ist ein Moment, den ein echter historischer Forscher wie einen unfehlbaren Prüfstein an jede seiner Untersuchungen legen darf. In Griechenland und in dem römischen Italien konnte es nie Gewerbszünfte geben, weil dort durch die Sklaverei jeder Handwerksbetrieb fabrikmäßig war; in Griechenland besonders war dies in vollkommner Ausbildung, die Städte waren klein, große Ausfuhr hatte nicht statt, viele solcher großen Fabriken konnten nicht neben einander bestehen, es konnte daher auch keine größere Anzahl von Handwerksgenossen bestehen, das erste Requisit für ein Zusammenschließen in Zünfte; es konnte in Athen ein demagogischer Gerber aufstehen, aber keine Gerbergilde! So schwangen sich in Rom die Scaurus und Octavius empor, und Martial konnte einzelne reiche Schuster verspotten, allein Handwerksgilden oder Collegien gab es auch in Rom erst

seit den anarchischen Zeiten der Revolution, wo sie so jakobinischen Männern wie Marius und Clodius dienten, und was sich ganz im natürlichen Laufe der Dinge grade damals zeigte, als auch die Sclaven zum ersten Male an ihren Ketten schüttelten. Allein dies ging vorüber, und so wie es im ganzen Alterthume mit den Gewerben gewesen war, so blieb es auch seitdem beim Uebergang in die neue Zeit, im byzantinischen und in den barbarischen Reichen. Da wo die letzten Römer ihre Tuchmanufacturen hatten, in der Lombardei und in Belgien, da zeigen sich auch die ersten vorzüglichen Productionen in diesem Zweige in der neuen Zeit wieder; grade wie byzantinische Schriftsteller die Seidenmanufacturen in Asien und Griechenland beschreiben, so beschreibt Hugo Falcandus die von Sicilien. Diese Fabriken oder fabrikähnlichen Gewerbsanstalten dauerten aus der alten Welt in die neue herüber, gerade so, wie die Schulen und Universitäten. Das Nämliche, was im Alterthum die Handwerksgilden aufzukommen hinderte, fuhr fort sie zu hindern, bis daß das Sklaventhum ganz aufhörte, bis daß die Klöster keine Handwerksleute mehr hatten, bis das Verhältniß der Hörigkeit der Handwerker aufhörte. Das Fabrikwesen löste dann andrerseits in neuer Zeit wieder die Zünfte auf, indem es die Verarmung und Verachtung der Handwerke herbeiführte, und so zuerst das Ehrgefühl und den Stolz des Zunftgeistes brach, nach dessen Verschwinden dies Institut so wenig mehr anders als der bloßen hohlen Form nach fortbestehen konnte, als es einst anders konnte, da dieser Zunftgeist noch nicht da war, der erst, wie der Verfasser ganz richtig sagt, mit der Freiheit und Unabhängigkeit des Handwerkers kommen konnte.

Wenn nun all das bisher Angeführte wohl wird begreifen lassen, daß der Verfasser ganz um die schönsten Seiten einer Gildengeschichte gekommen ist, so wird das Folgende zeigen können, daß er eben sowohl um die bedeutendste, wichtigste und nützlichste kam, und es wird alsdann unser Ausspruch übergenug gerechtfertigt sein, daß er den Mittelpunkt dieser Sache ganz verfehlt habe. Hat der Verfasser, fragen wir, die wenigen Seiten gelesen, die Möser über den Nutzen einer Geschichte der

Aemter und Gilden geschrieben hat? Es ist Schade, daß er sie nicht gelesen hat; und doch wollen wir hoffen, daß er sie nicht gelesen hat; denn hat er sie gelesen, und hat dennoch sein Buch gerade so behandelt, wie er that, so thut es uns leid um seinen Geschmack, seine Wahl und um sein Urtheil. Wie ist es doch ewig zu bedauern, daß dieser jedem guten Deutschen unvergeßliche Mann von unserer schlecht-deutschen Generation leider ganz vergessen ist! und daß wie unsere läppischen Belletristen und Poeten vornehm und verächtlich Lessings bahnbrechende Kunstwerke vernachläßigen, so auch unsere Historiker und Kameralisten die Schriften dieses unvergleichlichen Mannes wie alte Scharteken behandeln und hinwerfen. Wir wollen es hier auf unsre eigne Gefahr recht nachdrücklich sagen, daß alle unsere Reichs-, Rechts- und Staatsgeschichten nie geworden wären, ohne Mösers Winke, und daß Alle auf seinen Schultern stehen, ob sie es leugnen oder gestehen; und wir wollen hinzufügen, daß alle unsere deutschen staatswirthschaftlichen Systeme, auch wo sie sich mit noch so selbstständigen Titeln schmücken, Nachbetereien und Schuldoctrinen bleiben, so lange es die Kameralisten nicht verstehen werden, das Beispiel und den Vorgang dieses Mannes und Spittlers aufzunehmen, ihre Winke zu begreifen, ihre Skizzen auszuführen, ihren Geist zu erfassen, ihre Kenntniß der deutschen Geschichte und der Praxis des provinziellen Lebens und Webens zu erlangen. In dieses vortrefflichen, patriotischen Mannes Phantasien, wo der Keim und Saame zu so manchem Buche liegt, liegt denn auch der Gedanke zu einer Gildengeschichte angedeutet. Die allgemeine Handels- und Gewerbsgeschichte ist die Folie, auf die er die Zunftgeschichte gezogen — nicht erst verlangt, sondern denkt und voraussetzt, denn wer sollte so etwas auch noch erst sagen zu müssen glauben! Er denkt nicht daran, daß man sich mit der Geschichte der Gilden im Allgemeinen werde befassen wollen, geschweige mit ihrer Entstehungsgeschichte, sondern er setzt voraus, man werde auf das Emporkommen, die Blüthe und den Verfall jeder einzelnen Gilde eingehen, und jedes einzelnen Handwerks; er will zu dem Ende vor Allem die

natürlichen Ursachen nachgewiesen haben, die jetzt ein Handwerk, das von der Mode abhängt, heben und dann wieder stürzen; er will, daß der Geschichtsschreiber dem Künstler und dem Staate zugleich Winke gebe, wie einem solchen plötzlichen Ruine ganzer Stände durch die Launen der Mode vorzubeugen oder auszuweichen sei; er will, daß von der Blüthe dieses oder jenes Amtes wieder zurückgeschlossen werde auf die Nothwendigkeiten und Bedürfnisse der jedesmaligen Zeit. Militärgeschichte, Verfassungsgeschichte, Handelsgeschichte, ja selbst die Kriegsgeschichte könnte Erläuterungen aus einer solchen Geschichte erhalten. »Nichts könnte uns die Ursachen von dem Verfall der mehrsten Städte deutlicher als eine solche Geschichte entwickeln. Die öffentlichen Rechnungen einer Stadt, worin die Einnahme von ein- und ausgeführten Waaren verzeichnet ist, würden zur Erläuterung und Controlle aller Begebenheiten dienen; und mit wie vieler Bewunderung und Neugierde würden wir diese Einflüsse der öffentlichen Kassen bemerken, woraus unsere Vorfahren so viele ansehnliche Gebäude mit einer recht stolzen Verschwendung erbaut haben? — Eine solche Geschichte würde den Fürsten die traurigen Folgen verschiedener Auflagen und Einschränkungen vorlegen; unsre Gedanken über die Handelsfreiheit berichtigen; alte Wege zum Erwerb wieder öffnen, oder die Möglichkeit neuerer zeigen. Wir würden aus derselben die Abnahme verschiedener Staaten deutlicher entdecken; die Einflüsse auswärtiger Veränderungen gleichsam auf der That ertappen; die Klugheit mancher Nationen in ihren Friedensschlüssen deutlicher bemerken; die großen Einsichten des handelnden Genies mit dankbarer Hochachtung erkennen, und unsere Bewunderung nicht blos dem Helden, sondern auch dem großen Privatmanne, bezeigen können. Und wie mancher Kaufmann oder Künstler würde nicht nur um Gewinnst, sondern um seinen Ruhm arbeiten, wenn ihm dergleichen Jahrbücher die Unsterblichkeit versicherten?« Man sieht wohl, diese Aufgabe wäre freilich die Arbeit eines Lebens, denn sie müßte aus Archiven und Urkunden erst mühsam herausgeschafft, und könnte nicht, wie Wilda's Werk, aus bloßen mittelbaren Verarbeitungen meist

bloßer gedruckter Quellen genommen werden. Aber man ſieht auch, es iſt eine große und ſchöne Aufgabe, die einer großen Mühe werth iſt; und zu bewältigen wäre ſie ſchon, wenn einer mit eben ſo großer Sicherheit ſeine Forſchungen anſtellte, mit welcher der ſeltene Mann ſeinen Plan hinwarf.

Doch endlich ſei es genug, von dem zu reden, was in des Verfaſſers Werke fehlt, wenn es ſeinem Titel entſprechen und die geſtellten Fragen beantworten ſollte. Wir wollen nun auf das kommen, was es wirklich enthält. Wir haben es bereits geſagt, daß das Ganze nichts iſt, als eine Geſchichte der Entſtehung der Zünfte. Waren wir aber unzufrieden darüber, daß in dem Buche ſo vieles mangelhaft und mangelnd war, ſo ſind wir es über das, was darin gegeben iſt, nicht minder. Der Verfaſſer hat eine Maſſe von Notizen zuſammengebracht, hat manche ſchöne Wahrheit daraus an's Licht gebracht, manches Verhältniß aufgehellt, allein die Ordnung, in der dies geſchehen iſt, die Grundanſichten, von denen aus es theilweiſe geſchieht, halten wir für durchaus ſchief. Es gilt uns darum, dem Verfaſſer und nebenbei unſeren meiſten Hiſtorienſchreibern zu zeigen, daß man in Deutſchland, ſo viele Bücher da auch gemacht

Kritikers Hauptpflicht sein, den anderen einzuschlagen, der vernachlässigt ward. Wir könnten auch auf dem Wege des Verfassers ihm nichts nützen, denn wir haben nicht etwa ein Werk über diesen Gegenstand unter der Feder, daß uns der Brodneid einen anderen Plan dictirte; sondern es ist uns nur um die Sache zu thun, und da der Verfasser einmal auf diesem Stoffe ist, so wünschten wir nichts mehr, als er bliebe ihm treu und ließe sich durch uns zu einer Fortsetzung und Umgestaltung seines Werkes anregen.

Der Verfasser hebt zwei Elemente des Gildenwesens heraus: ein heidnisches und ein christliches. Vortrefflich; denn es gibt fast keine Erscheinung in unserer ganzen Cultur, die nicht auf beides zugleich zurückgeführt werden könnte, oder doch wenigstens auf irgend ein Element aus der alten und eines aus der neuen Welt; und wir wünschten nur, daß sich der Verfasser, wenn er sich so streng gegen alle Herleitung des Städteweſens und aus den römischen Municipien erklärt, sich dieses Umstandes erinnert hätte. Merken wir uns einstweilen, daß der Verfasser das Wort Gilde im weitesten Sinne von jeder freiwilligen Vereinigung zu nehmen scheint. Welches ist nun das christliche Element? Die brüderliche Liebe und Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Unterstützung. Es sei; der Verfasser hätte noch vorheben können, daß bei der Art der Verbreitung des Christenthums durch patriarchalische Brüdergemeinden unter Verfolgungen der Heiden und in ungemessenen Räumen dieser Geist der brüderlichen Hülfleistung und Abschließung traditionell werden konnte und mußte. Was ist aber das heidnische, oder wir hätten lieber gesagt, das nationale, einheimische, nicht fremde Element? — — die Zechgesellschaften und Gelage der alten Deutschen und Skandinaven!! Ein greller Abstich! Welch ein plumpes und materielles Element brachten wir da zu diesen Innungen gegen das Christenthum! man erkennt doch gleich die lurchi tedeschi! Der Verfasser sagt auch gleich, das Christenthum hätte gleichsam die Idee zu unseren Genossenschaften geliefert, das Heidenthum aber die Form. Also, weil bei unseren Zünften Gelage Sitte waren, so wären diese eine Form der Zünfte? Ein Gelag

iſt ja doch nur Form der Zuſammenkunft, nicht aber Form der Verbindung; es iſt alſo, ſollen wir ſo ſagen, die Form einer Form. Verbindungen können ja exiſtiren ohne die Form der Zuſammenkünfte, ſowie Zuſammenkünfte ohne die Form des Gelages. In jeder Sache aber kann das, was möglicherweiſe als ausſcheidbar, als zufällig und unweſentlich betrachtet werden kann, unmöglich ein Element ausmachen. Es iſt gerade, als wenn der Schreiber einer Geſchichte des Ritterweſens ſein Buch mit der vielgerühmten Achtung der Deutſchen vor dem Weibe anfangen wollte, weil Frauenzirkel die Form der ritterlichen Geſellſchaften bildeten; und dies würde vielleicht noch eher entſchuldigt werden können, als jenes. Dies ganze erſte Kapitel alſo über dieſe heidniſchen Zechgilden hätte der Verfaſſer weglaſſen ſollen, und nur ganz gelegentlich, wenn er bei den inneren Zuſtänden unſerer Gilden auch von den Feſtlichkeiten gehandelt hätte, hätte er auf die uralte Sitte der deutſchen öffentlichen Gelage kommen können. Selbſt dann hätte er durchaus nicht in dieſer Breite auf dieſe Eigenthümlichkeit der Deutſchen und deren Urgeſchichte eingehen müſſen, vielmehr wenn uns einmal Jemand eine Geſchichte der Zechkunſt ſchreibt, ſo wird dieſer eine vortreffliche Vorarbeit in dieſem Kapitel

Die Menschenliebe und uneigennützige Hülfleistung ist das geistige Bindungsmittel und das belebende Princip *jeder* Gesellschaft; ihr Element kann aber nur irgend ein äußerer Zustand heißen, an dem sich diese geistige Kraft äußert und kund gibt. Diesen Zustand wollen wir *Hülfslosigkeit* nennen, und diese ist das Urelement *jeder* menschlichen Gesellschaft. Wir reden hier aber nur von den Gilden, die wir hier nur ganz vag, der Staatsgesellschaft gegenüber, als kleinere Gesellschaften *in* der größeren definiren wollen. Solche kleinere Gesellschaften in dem größeren Staate nun bildeten die ersten Christen; sie bildeten *verfolgte* Gesellschaften; sie entstanden in einem sich auflösenden Staate, wo aller gesetzliche Schutz anfing aufzuhören; endlich als sie in diesem Staate die Oberhand gewannen, ward er von den Barbaren zerstört, und dieselbe Anarchie dauerte noch Jahrhunderte fort. Das Gesetz des Staates schützte kein Eigenthum und kein Leben mehr, so schützte man sich unter einander selbst; die schwächeren Mittel kleiner Associationen reichten weit genug unter sich; die schwachen Mittel des großen Staates waren erschöpft. Diese Verhältnisse im Süden gaben dem Geiste aufopfernder Liebe, den das Christenthum predigte, Nahrung genug. Dieser Geist fand zuerst in Geistlichen und Mönchen einen solchen Eingang, daß von da aus Associationen unter diesen selbst und unter den Laien in allerhand wohlthätigen Schutz- und Hülfszwecken entstanden. — Nun die Gegenseite im Norden, wo noch kein Christenthum war. Was im Süden die großen Räume eines ungeheuren Staats vermochten, das vermochten auch hier die großen Räume oder die spärliche Bevölkerung, nur in anderer Weise; was dort die Auflösnng des Rechtsstandes, das vermochte hier die Unvollkommenheit desselben; was dort die Verbrüderungen der christlichen Gemeinden, das that hier das Familienband und die Bürgschaft. Kurz, wenn die Hülfslosigkeit im Allgemeinen die objective Ursache jeder Staatengründung ist, so ist die Anarchie, oder die Hülfslosigkeit im Staate, d. h. in der engeren menschlichen Gesellschaft, die Ursache der Gründung kleinerer Staaten im Staate, unter welche die Gilden mitgezählt werden müssen, mag man

nun reden von Schutz- oder Gewerb- oder welchen Gilden man wolle. Und wenn Geselligkeit im Allgemeinen der subjective Grund der Staatenentstehung ist, so ist die engere, die brüderliche, verwandtschaftliche, freundschaftliche Geselligkeit der Grund jeder engeren, kleineren Gemeinschaft im Staate, die nun als Familie, als Rang- oder Standesgemeinschaft hervortreten, durch Blut, Beschäftigung oder Wohnort hervortreten mag.

Wenn nun der Verfasser das Wort Gilde in solch einer allgemeinen Bedeutung genommen hätte, in welcher es nichts als einen Staat im Staate hätte bezeichnen sollen, so hätte er sogleich dem Ursprung des Gildenwesens aus einem merkwürdigen Gegensatze beizukommen gelernt. Denn hier wird ganz klar, warum das ganze Alterthum keinen Associationsgeist und keine Associationen kannte. Nur aus ganz dunklen Zeiten, in welchen ein anarchischer Zustand herrschend gewesen sein mochte, vernehmen wir einige ganz dunkle Namen von Volksabtheilungen, die auf Kasten hindeuten könnten. Wenn Anarchie und aufgelöster Staatsverband das Entstehen kleiner Staaten, die entweder blos passiv oder zugleich activ sich für sich selbst zu schützen suchen, bedingte, so ist es ganz natürlich, daß in Griechenland, wo jede Urgeschichte eines Staates mit einem ordnenden Gesetzgeber beginnt, in alten Zeiten sich solche Erscheinungen nicht einstellen konnten. Wenn große Räume, wie wir sowohl in dem christlichen Staate, als auch in den neu erstehenden barbarischen Staaten sehen konnten, die Anarchie begünstigen, so ist es klar, warum in Griechenland, wo jeder Staat nur ein kleines Städtchen, und wo jeder Bürger und sein Ehrgeiz leicht zu befriedigen war, viel leichter Ordnung zu halten, Zufriedenheit herzustellen und Befriedigung aller Bedürfnisse zu erlangen war. Nur Einmal in Zeiten der Anarchie in Gesammtgriechenland taucht im Großen aus jenen ähnlichen anarchischen Urzeiten, die Amphictyonie auf; nur Einmal in Athen in anarchischen Zeiten, die schnell vorüber gingen, zeigen sich im Kleinen jene Hetärien und Synomosien, und auffallend genug als oligarchisch gesinnt, so demagogisch sie waren, gerade wie [illegible] sere Zünfte demokratisch, so aristokratisch sie in [illegible]

Wir sagten, dieser allgemeine und auffallende Unterschied des Alterthums von der neueren Zeit hätte den Verfasser sogleich auf eine Aufklärung über den Ursprung unseres Gesellschaftswesens geführt, wenn er unter Gilden jeden Staat im Staate hätte verstehen wollen. Dies hat er aber offenbar nicht gewollt, denn sonst hätte er Universitäten, Ritterorden, Klöster und was nicht Alles sonst mit aufnehmen müssen. Gleichwohl laufen seine Definitionen von Gilden auf nichts anders hinaus. Er versteht darunter freiwillige, nicht gebotene Einigungen zu gegenseitiger Unterstützung, mit herkömmlichen geselligen und religiösen Zusammenkünften. Was wollen wir nicht Alles unter diese Definition zusammenbringen! Man könnte die Freimaurerei ebensowohl darunter begreifen. Da sind Meister und Gesellen, wie dort; Logen, wie dort Kapellen oder Kirchen oder Altäre; nicht selten Heilige als Patrone; Trinkstuben, wie dort; Theilnahme der Weiber an den geselligen Vergnügungen; herkömmliche symbolische Ceremonien; Freiwilligkeit der Verbindung; gegenseitige Unterstützung — nichts, scheint es, fehlt zu einer Gilde in Wilda's Sinn. Ja, wir wollen ihm noch einen andern Zweig von Gesellschaften viel schlagender unter diese Definition bringen. Es sind die Landsmannschaften der Studenten; und wir getrauen uns in aller Ausführlichkeit die Grundzüge zu einer Geschichte der Landsmannschaften und der Handwerksgilden in allen Particularitäten sogar in Uebereinstimmung zu zeigen. Die Stellung der Studenten dem Senate gegenüber, und die der Universitätsstadt in ihrem Verhältnisse zu beiden, geben schon die schönsten Vergleichungspunkte. Die Studirenden waren von je in Zünfte getheilt, wie die Handwerker; sie hatten Statute und Strafgesetze unter sich; diese Landsmannschaften (Nationen wurden sogar in Brabant die Handwerkszünfte genannt) waren freiwillige, nicht gebotene Einigungen; sie schützten sich unter einander und gegen andere; sie hatten das Hänseln der Kaufmannsgilden; sie hatten einen Landespatron und festliche Tage, zechten zusammen auf ihren Trinkstuben, sangen profane und feierliche Lieder; sie übten Selbsthülfe; sie sammelten Collecten; sie beerdigten einander festlich; waren durch Reichthum und Stärke

unter einander an ihren Vergnügungen und Gelagen zu unterscheiden. Es gab Beispiele, daß auf Universitäten eine von diesen Gilden zu einem solchen Uebergewichte kam, daß sie alle andere zum Beitritt zu ihr zwingen und alsdann gegen die, welche sich ihrer Universalzunft nicht beischreiben lassen wollten, eine noch viel größere Bedrückung üben, und zugleich auch gegen die Behörden einen ganz anderen Ton anstimmen konnte, und dies ist denn ganz der Zustand, den das Statut von Berwick, welches der Verfasser als Anhang seinem Werke beidrucken ließ, ausspricht, wo dieser Uebermuth einer ganzen in Ein Corps zusammengetretenen Stadt gegen die wenigen Eigensinnigen, die sich ausschlossen, recht naiv ausgedrückt ist.

Mit jener Definition also steht es in jedem Falle schlimm. Entweder der Verfasser hätte sich mit dem Worte Gilde auf das beschränken sollen, was man gewöhnlich darunter versteht (und auch wenn er eine Geschichte der Gewerbsgilden blos geschrieben hätte, wäre es nach unserem Urtheile besser gewesen), oder wenn er es im allgemeinsten Sinne von Gesellschaft annahm, so hätte er alle möglichen Gesellschaften in seine Untersuchung ziehen müssen, und dann hätte er sein Buch lieber eine Geschichte des Associationsgeistes im Mittelalter genannt. Allein er klammert sich unglücklicher Weise an das bloße Wort, und indem er die verschiedensten deutschen Sprachstämme durcheinander wirft, bringt er nordische Zechgilden und englische Rittergilden, deutsche Handwerksgilden und mönchische Gildonien auf's Lustigste in einerlei Topf und rührt das Alles bunt durcheinander; denn indem er ferner die vagen lateinischen Ausdrücke fraternitates, conjurationes, amicitae, paces, communiones, adunationes je nach Bedarf auf so oder so eine Gilde deutet, hat er einen unerschöpflichen Stoff für die ärgste Willkühr bereit. Denn hier erscheinen also jene nordischen Gelage mit Berathungen und Götterspenden, die sich in Persien und Griechenland ebenso fanden, dort aber keine Gilden hervorbrachten. Hier erscheinen Rechtsgenossenschaften, die an die Stelle des alten Familienschutzes traten, eine Art von Lebensversicherungsanstalten. Hier die clerikalischen und weltlichen

Verbindungen zu Unterstützung der Armen, zur Garantie von Häusern und Schiffen gegen Brand und Schiffbruch, die in die Geschichte der Assecuranzanstalten gehören, in welchen man sie bisher ganz übersehen hat; hier die Begräbnißgesellschaften, die man schon ähnlichen antiken Corporationen entgegensetzen könnte, wo nur der durchgehende Unterschied zwischen alter und neuer Zeit hervorträte, nach welchem im Alterthum alles öffentlich ist, was jetzt privat; diese Anstalten aber dauern noch heute als confratelli, als Brüderschaften u. s. w. in Süden und Norden. Hier erscheinen neben Kalandsgilden, Handwerkszünften, Kaufmannsgilden und Hansen die schon erwähnte english Knighten Guild, die allen Indicien nach einerlei Ursprung hatte mit den vielen spanischen Ritterorden, die im Maurenkriege sich unter den Gränzkämpfern bildeten, und die so unter all das andere Gildenwesen zu mischen, ein ähnlicher Fehler ist, wie wenn spanische Autoren gewisse Klosterlaien für geistliche Ritterorden hielten; hier erscheint neben den erwähnten geistlich-laiischen Gilden, von deren Ausartung in einer p. 52 (Note) citirten Stelle aus einem Concil von 1189 die Rede ist, eine andere Stelle aus einem Concil von 1328, wo der Verfasser diesen geistlichen Gilden gewisse colligationes, sodalitates und conjurationes *nobilium* entgegengesetzt findet, die er in seine Rubrik Schutzgilden einschließt, während dies nichts sind, als die im vierzehnten Jahrhundert zahllos und überall verbreiteten Ritter- und Rauborden, die dem Verfasser, wenn er nur einen Blick in die Limburger oder Frankenberger oder sonstigen Chroniken hätte werfen wollen, zu Dutzenden entgegengekommen wären, und die allerdings in das Associationswesen des Mittelalters so gut gehören, wie die Zünfte, die aber doch der Verfasser sonst, scheint es, nicht in sein Gildenwesen aufnehmen wollte, ob zwar auch dies freiwillige, nicht gebotene Vereinigungen zu gegenseitiger Unterstützung u. s. w. waren. Hier erscheinen ferner alle jene uralten Conjurationen, die in den Capitularien und longobardischen Gesetzen verboten werden, als Gilden, da das, Gott weiß was für Bewegungen in den Städten oder sonst waren, über deren nähere Natur

man allerhand rathen, aber nichts wissen kann. Wo der Verfasser ein convivium findet, da ist's eine Gilde, obgleich das Mittelalter dies Wort so oft in seinem ganz allgemeinen Wortsinne (vitae conjunctio, Cic.) gebraucht. Wo der Verfasser fratres und sorores findet, müssen es nothwendig Gildebrüder sein, obgleich Keurbroeders und Keursisters in den Niederlanden auch Untergebene eines Amtsbezirks heißen. Die lex amicitiae von Aire ist bei ihm ein Gildestatut, da sie doch nichts ist, als ein Stadtrecht, für welchen Begriff das ganze Mittelalter eine Unsumme von vagen Ausdrücken hat.

Doch, der Athem versagt über dem Herzählen aller dieser Ingredienzen, die in dies Gildenwesen zusammengetragen sind; die Hauptsache aber kommt noch. In der ganzen Zeit vor dem vierzehnten Jahrhundert, vor dem Aufkommen der Handwerksgilden, wo ein Patriciat sich in allen Städten von Europa in den ausschließlichen Besitz der Regierung setzt, sieht er unter diesen adeligen Geschlechtern Alles von Gilden und Genossenschaften wimmeln. Die Convivien in nordischen Städten, die Richerzeche in Cöln, die Hausgenossen in Speier, die streitenden Factionen in Straßburg, jedes Regierungscollegium und jede Verwaltungsbehörde, Alles das sind Gilden. Wenn er die italienischen Zünfte hinzugezogen hätte, unstreitig würden wir dann die Guelfen und Ghibellinen auch als Gilden auftreten sehen, und wenn wir uns dann noch ein wenig enger an das Wort gehalten hätten, so hätten wir auch alle Ketzersecten in die Gesellschaft ziehen können. Das ist wohl richtig, daß am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als die niedrigen Zünfte politisch hervortraten und anfingen Opposition zu machen gegen die Regierung der Städte, auch die Patricier hier und da sich in Vereinigungen zusammenschlossen, die ihr Vorbild aber von den Handwerkszünften nahmen, und nicht umgekehrt, die wir auch trotz dem nur ungern mit dem Namen Gilden belegen oder in eine Geschichte der Gilden hereinziehen würden. Auf dies Resultat kommt man bei Betrachtung jeder deutschen Stadtgeschichte, (so bei den Hausgenossen in Speier, unter den Städten die der Verfasser selbst anführt) auf dies Resultat ist

Warnkönig in seinem gründlichen und wackeren Werke über flandrische Geschichte gekommen, auf dies Resultat kommt man bei den italienischen Stadtgeschichten. Ueberhaupt ist es ein Fehler aller unserer Forscher in den Stadtgeschichten, daß sie sich wie Wilda im Gildenwesen, lieber in dem Dunkel herumdrehen, als im Hellen suchen. Wer etwas Allgemeineres über Städteentwicklung sagen will, muß durchaus mit den italienischen und niederländischen Städten anfangen, denn dort ist das eigentliche Städteleben des Mittelalters zu Hause. Wer etwa einmal in die Geschichte der Zünfte z. B. von Florenz gesehen hat, der wird nicht sagen wollen, daß als zum erstenmale die Volksabtheilung in Zünften eintritt, jene Gilden der Notare, der Richter und Aerzte früher existirt hätten, als die der Pelzhändler. Ja wir möchten noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, der Verfasser habe vielleicht hier und da sich die Existenz von Kaufmannsgilden vorgestellt, wo wir dergleichen nicht sehen. Man muß hier schlechterdings sich eine scharfe, bestimmte Gränze stecken, wo und wann man von Gilden sprechen darf und wo nicht. Das Nebeneinanderstehen mehrerer Handwerker desselben Fachs an einem und demselben Orte kann in einem gewissen Sinne eben so gut eine Gilde machen, wie das Zusammenbauen von vielen Häusern eine Stadt. Allein doch dürfen wir in der Geschichte von Städten und Gilden im eigentlichen Sinne erst dann reden, wenn beide durch eigne Kraft oder fremde Concession eine Selbstständigkeit errungen haben, wenn beide als moralische Personen, als Individuen, mit Gesetz und Repräsentation scharf umgränzt, erscheinen. Nun hat aber ohne Zweifel das gleiche Interesse die Kaufleute ganzer Gegenden und Städte zusammengebunden, lange ehe man an eigentliche Zünfte dachte. Die großen Popolanen in Florenz würde unser Verfasser ohne Zweifel eine Gilde nennen, denn sie verdienen auch den Namen eher als manche andre Corporation, der er ihn gegeben hat. Allein diese große Vereinigung war reich und mächtig geworden, hatte sich um auswärtige Factoreien gemeinschaftlich interessirt, ohne daß man etwas von einer engen, formellen Genossenschaft sähe; und als hernach

die Zünfte unter ihnen aufkamen, ſind ſie nach Ständen in mehrere getheilt. Wir würden, ſelbſt wenn von Statuten unter dieſen Popolanen die Rede wäre, ſie dennoch keine Gilde nennen, ſondern wir würden das mit einer ganz ähnlichen Erſcheinung im Ritterweſen vergleichen. Das bloße Geſchäft des Eroberungs- und Gränzkriegs brachte in Spanien zuerſt die Ritterorden hervor, wie das bloße Handwerksgeſchäft ſchon vor der Blüthe des Handels- und Kaufmannsſtandes die Zünfte. Beides blieb obſcur, ohne öffentliches Anſehen und ohne andre Zwecke, als welche Amt und Beſchäftigung von ſelbſt gaben. Alsdann treten die ſtädtiſchen Reichen in einer ſolchen ſtillen Gemeinſchaft mit plötzlichem Uebergewichte in der Geſchichte hervor, ganz wie der Ritterſtand, und nur kurze Zeit nach dieſem. Jene älteren kurzen Gildenſtatute der Patricierinnungen, von denen Wilda ſpricht, mit den allgemeinen Vorſchriften zu Wohlthätigkeit und dergleichen, würden ganz genau entſprechen dem Eide oder Verpflichtung des Ritters zum Schutz von Wittwen und Waiſen, und obgleich auch der geſammte Ritterſtand der Welt, oder eines Landes, oder einer Stadt im dreizehnten Jahrhundert Ritterorden genannt wird, ſo wird doch

natürlich, daß nun in des Verfassers Auseinandersetzung des Einflusses der Gilden auf die Städteverfassung lauter Confusion ist. Es ist ein neuer Gedanke, den er auszuführen sucht, daß die Gilden älter als die Stadtgemeinden und aus den Gilderechten erst die Stadtrechte entstanden seien. Allein wir möchten gern Beweise, in diesem Buche finden wir keine. Die aller unhaltbarsten sind hier als entscheidend angeführt. Wenn man jede Schöffenbrüderschaft zur Gilde macht, so ist der Beweis freilich leicht geliefert. Und doch, was kann selbst der Umstand beweisen, daß man die Gilden um die Stadtrechte befragte? Wer hatte ein größeres Interesse, sich derselben anzunehmen? Oder will man sagen, aus den Universitäten sei das römische und canonische Recht hervorgegangen, weil man die Responsa dieser Körper verlangte, die die Pflege dieses Rechts natürlich über sich hatten? Es ist aber diese Frage, über die Priorität der Gilden- und Stadtrechte ein Streit über den früheren Ursprung des Huhns oder des Eis, denn er führt uns in einem ewigen Zirkel herum, und gerade so ist's mit der Frage von der früheren oder späteren Existenz des Stadt- oder des Landrechts. In der Erfahrung fließt immer eins aus dem anderen, dieses aus jenem und jenes aus diesem; doch ist das letzte Gesetz, daß das Besondere aus dem Allgemeinen hervorgeht, und insofern existirt das Landrecht vor dem Stadtrecht und das Stadtrecht vor dem Gildenrechte so gewiß, wie, nach jenem Aristotelischen, der Staat vor dem Menschen.

Wir lassen noch mit aller Anspruchlosigkeit einige Andeutun-

---

figürlich eine Zunft nennen, deren Mitglieder der Rang allein, oder mehr der Rang als der Stand zusammenschließt. Die Kasten der Alten waren ursprünglich Stämme; sie erhielten aber, als sie dem herrschenden Stamme unterlagen, Rangordnung und wurden zugleich Stände. Jedermann aber wird sagen, daß die Rangordnung das Vorherrschende war; daher nennt man sie nicht Zünfte, so viel Zunftmäßiges sie haben, man nennt sie Kasten. Und Kasten würde man die Patriciate figürlich und unfigürlich, weil der Rang das Vorwaltende war, lieber nennen als Gilden, sie möchten gleich so viel Gildenmäßiges haben, wie sie wollen.

gen folgen über die Art, wie wir die Geschichte der Gilden behandelt zu sehen wünschten; und wer diesen geordneten Plan übersieht, der wird bei Vergleichung mit Wilda's Werk leicht finden, wie dieses zu einer ordentlichen Beleuchtung des Gildewesens nur eine vorsichtig zu brauchende Vorarbeit abgeben kann. Wir würden uns vor Allem die Gewerbsgilden zum Mittelpunkte nehmen. Wir würden forschen, warum das Alterthum keine Gilden kannte. Wir würden finden, daß dort alles Individuelle den Massen geopfert ward. Wir würden daher kurz die Kasten mit den Zünften vergleichen und uns sogleich aus der helleren Urgeschichte des neueren Europa erklären, warum es umgekehrt in dieser neueren Zeit bei uns keine Kasten gäbe. Wir würden finden, daß das ureingeborne Autonomierecht der germanischen Stämme und zugleich die verbreitete Lehre von christlicher Bruderliebe, die allen Unterschied von angebornem Rangunterschiede der menschlichen Stämme wegnimmt, diese Erscheinung der Kasten auf der einen Seite wegnahm und auf der andern die des Associationswesens an die Stelle setzte. Nach der Vergleichung mit dem Oriente würden wir die des klassischen Alterthums zu Hülfe nehmen. Wir würden herausstellen, daß die massenartige Despotie des Orients vor einer massenartigen aristokratischen Herrschaft der Hellenen über alles unfrei und fremd Geborne weicht; daß daher in Bezug auf das Verbindungswesen in Griechenland und Rom sich mehr oder minder alle jene Erscheinungen zeigen, die sich in den neueren Städten unter den Geschlechtern und in der Zeit ihrer Herrschaft nachweisen lassen. Wir würden die großen Räume und Staaten der neuen Welt gegen die kleinen und geordneten Städte der Alten stellen und daraus den strengeren Staatsverband der Alten gegen den lockeren der Neueren erläutern und die größere Ausbildung des Bürgerrechts im Alterthum und die größere des Menschenrechts in der christlichen Welt. Die stets steigende Achtung vor der Individualität würden wir zu dem Faden nehmen, an welchem sich das Entstehen des ehedem unbekannten Begriffs eines Staates im Staate anknüpfen würde. Wir würden hier also, nachdem dies Alles

blos einleitend gezeigt wäre, die eigne Art von Schutzgilden, oder Friedensgilden, wie sie im angelsächsischen Rechte heißen, aufnehmen und ihre Entstehung aus den germanischen Bürgschaften zeigen. Daneben würden wir stets die anarchischen Zustände der Staaten als die Folie geben, auf der wir die Gildengeschichte auftrügen; wir würden die Gesellschaften für Versicherung des Vermögens in und außerhalb der Klöster als ein mehr geistliches Moment neben jene echt deutschen Urgilden stellen. Wir würden zeigen, wie sich diese Anstalten allmählig bis zu der Höhe und Weite von Landfrieden ausdehnten, dann zurücksanken und sich spalteten, bis sie später in modernerer Form als Versicherungsanstalten und Assecuranzcompagnien wieder kamen, oder als Brüderschaften u. s. w. fortdauerten. Dies Alles aber würden wir fortwährend nur als einleitende Winke geben über die analoge Gestaltung der Associationsgeschichte in allen möglichen Zeiten und Ständen. Die erwähnte Epoche würden wir die patriarchalische nennen; die hierarchische schlösse sich an. Wir müßten ebensowohl einen Blick auf die Klöster werfen und auf die sociale Ausscheidung dieses Standes aus der menschlichen Gesellschaft; die große Zeit der Gregorischen Plane, die auf die Vollendung dieser Ausscheidung ausgingen, würden wir neben den Gottes- und Landfrieden in jener früheren Epoche stellen, es würde ganz leicht sein, die Spaltung der Kirche in Mönchorden als einen ähnlichen Verfall, wie dort den der Schutzgilden nach den Landfrieden, darzustellen, aus dem sich dann neue Blüthen, wie der große Orden der Jesuiten, hervorbildeten. Wir würden in den ritterlichen Associationen dieselbe Analogie finden: einzelne obscure Ritterorden entstehen aus Noth in Kriegszeiten und Gränzkämpfen; diese Kämpfe erweitern sich in Einen ungeheuern Krieg der Gläubigen gegen die Ungläubigen; die ganze adelige Welt schließt sich in Einen Orden mit allgemeinen geheiligten Gesetzen; ländererobernde und reiche Orden bilden sich an der Ostsee und im Oriente, dann sinkt der Eine Orden zerspaltet in unzählige Raubgesellschaften tief herab, um sich in den ritterlichen Hofordern nachher noch einmal zu einem großen Glanze zu erheben.

Es folgen die Kaufmannsgilden, wo das eigentliche Geſchäft des Hiſtorikers erſt anginge. Er würde die Handelsgeſchichte zum Hintergrunde nehmen, er würde die ſtufenmäßige Ausbreitung der kleinen Hanſen zeigen, er würde die großen Hanſen jenen glänzenden Erſcheinungen der Landfriedensinſtitute, der clericaliſchen Obmacht, der ritterlichen Ordensblüthe vergleichen; er würde das Abſinken der Gilden unter dem Andrang des Handwerkers ſchildern und dann ſpäter in den Handelscompagnien eben ſo eine Regeneration finden, wie in all den angeführten Epochen. Zwiſchen dieſe Geſchichte der Kaufmannsgilden würde er die der Handwerker geſchickt einflechten müſſen, und hier verweiſen wir ihn auf den von Möſer angegebenen Plan. Wir rathen aber zugleich, nicht zu vergeſſen, daß als der gemeinſchaftliche Glanzpunkt der vereinten Geſchichte der Kaufmanns- und Handwerksgilden die Ausbildung des dritten Standes hervorgehoben werden muß, ſo wie die ganze Ausbildung des Bürgerthums überhaupt.

Ueber

Probert's ancient laws of Cambria.

London 1823.

1831.

Das Original dieſer Ueberſetzung iſt in dem dritten Band der Myvyrian Archaiology of Wales (London 1807) aus alten welſchen Manuſcripten abgedruckt. Aus dem auf dem Titel angegebenen Inhalt heben wir als den bei weitem wichtigſten Theil die Geſetze des Dyvnwall Mölmud, die die erſten acht-undachtzig Seiten der Ueberſetzung füllen, aus, und nächſt ihnen den Codex des Hywel Dda. Die erſtern ſind nach einer Copie der Bibliothek von Tre'r Bryn bei Cowbridge in Glamorganſhire gedruckt, welcher folgende Notiz am Ende beigefügt iſt: I Thomas of Jevan, of Tre Bryn in Morganoe, copied these from the old books of Sir Edward Mausel of Margam, in the year of Christ our Lord 1685. Für alle Forſcher alter Geſetzgebung und früheſter Sitte der Völker iſt dieſe Sammlung von äußerſtem Intereſſe; denn laſſen wir auch ihr Alter, das man in die Zeit des Geſetzgebers *), vierhundert Jahre vor Chriſti Geburt, hinaufrückt, ohne eine ſo genaue Beſtimmung; zeihen wir auch den Ueberſetzer, der in der Vorrede behauptet, es fänden ſich keine Spuren von Chriſtenthum, aber deſto häufigere Erwähnung des bardiſchen Religionsſyſtems in dieſen Geſetzen, des Irrthums, ſo werden uns doch die Sitten, die wir geſchildert, die Einrichtungen, die wir dort beſtehend finden, jene Form, in der uns die Schrift überliefert iſt, auf das be-

*) Bei Jeffrey von Monmuth Dunwallon, der Vater der in der Sage ſo merkwürdigen Brüder Brenn und Belin.

ſtimmteſte überzeugen, daß ſie in ein ſehr hohes Alter und auf einen anfänglichen Zuſtand der Staatsgeſellſchaft hindeute; wir werden ſelbſt zugeben müſſen, daß jene Erwähnungen des Chriſtenthums, die uns auffielen, auf Rechnung von Interpolationen zu ſetzen ſind, da allerdings das ganze Verfaſſungsrecht in dieſen Geſetzen auf die Religion der Druiden zurückweiſt. Es iſt auch des Ueberſetzers Meinung, daß Verunſtaltungen und ſpätere Zuſätze, wie natürlich, bei der erſten ſchriftlichen Abfaſſung ſich einſchlichen; es iſt Schade, daß es ihm nicht gefallen hat, dergleichen Stellen zu bezeichnen und überhaupt das ganze für einen Nichtwelſchen ſehr ſchwer zu verſtehende Buch mit Erläuterungen aus Volksſitte und Geſchichte zu begleiten. Der Ueberſetzer macht die Rechtskundigen aufmerkſam auf die Jury, deren erſte Einrichtung er ſeinen Cambriern vindicirt und den Angelſachſen abſtreitet; ſoviel iſt ſicher, daß die Sache einer Erwägung werth iſt, daß jeder, der das älteſte Recht der Germanen zu ſeinem Studium macht, dieſe Geſetze nicht übergehen darf, indem er ſicher daraus lernen wird, daß man mancherlei, was bisher dem germaniſchen Volksſtamm als eigenthümlich beigelegt ward, der allgemeinen Richtung der nord-europäiſchen Völker, an denen ſich die neuere Zeit heraufbildete, wird zuſchreiben müſſen. Auch hier iſt indeß ſchwer zu ſcheiden; denn wir müſſen bekennen, daß der bedeutendſte Gewinn, den wir, die wir dieſe Schrift nicht aus dem Geſichtspunkt des Juriſten laſen, daraus zogen, die tiefere Einſicht in die hiſtoriſche Wahrheit iſt, daß unter gleichen Zeitverhältniſſen und Umſtänden ſich überall mit Abrechnung des klimatiſchen Unterſchiedes das Gleiche, unter ähnlichen das Aehnliche bildet, daß ſich tauſend kleine Erſcheinungen an den verſchiedenſten Orten, unter den getrennteſten Stämmen, wenn ſie auf einerlei Stufe der Bildung ſtehen, entſprechen, während jedoch die geiſtige Richtung der einzelnen Völker eine im Kleinen oft zurücktretende, im Großen ſtets vorwaltende, alles durchdringende Differenz erzeugt.

Es war unſer Wunſch, in dieſer Anzeige dem deutſchen Leſer zu einem ungefähren Begriff zu helfen von dem, was er in

dieſem Buche, und beſonders was er in dieſem bezeichneten Theil des Buches finden könne, und dies um ſo mehr, als, ſo viel uns bekannt iſt, daſſelbe nur ſehr ſelten bei uns benutzt, und von Niemanden noch angekündigt ward. Wir fühlten uns aber dabei in großer Verlegenheit; denn einmal ſind wir nicht ſo glücklich, dieſe Geſetze in der Urſchrift leſen zu können und uns fehlt — aus Gründen, die auseinanderzuſetzen zu weitläufig wäre — die Ueberzeugung von der durchgängigen Genauigkeit der vorliegenden Ueberſetzung; uns fehlt, was bedeutender iſt, bei der Unkunde der Sprache das Mittel, aus den vielen Reſten, die der patriotiſche Eifer der Welſchen in der genannten Archaiology of Wales und auch ſonſt dem Druck übergeben hat, nähere Belege und Aufklärungen, vielleicht auch Kenntniß des Alters der Geſetze aus der Sprachvergleichung zu ſchöpfen; und endlich war es faſt nöthig, zu dieſem Zwecke die ganze Sammlung abzuſchreiben, wenn wir nicht leere Reſultate unſerer Lectüre ohne Belege geben wollten, die wir noch dazu in einem höchſt zweifelnden Tone hätten vortragen müſſen.

Wir würden aber mit ſolchen Relationen, oder auch nur Auszügen, die Leſer durch die wunderliche und beſchwerliche Form und durch das chaotiſche Durcheinander in dieſen Triaden in eben dem Maße abgeſchreckt haben, wie wir ſie anzuziehen wünſchten. Wir dachten es daher, wenn nicht eines Dankes, doch einer nachſichtigen Aufnahme werth, wenn wir das Weſentlichſte und Deutlichſte aus dem Inhalte dieſer Verordnungen aushüben, uns dabei nur an den erſten und wichtigſten Theil hielten, der allein von fremdem Einfluß rein iſt und die Grundlage der übrigen Geſetze bildet, und wenn wir, indem wir dem anſcheinend ordnungsloſen einen Zuſammenhang abzugewinnen verſuchten, zugleich auf dieſe Weiſe dem Leſer — nicht unſer Urtheil über den Werth des Buches aufdrängen, ſondern nur ein eignes erleichterten.

Im Allgemeinen zeigt ſich in dieſen Cambriern der Charakter der neueren Nationen, und ſie ſchließen ſich ſchon durch dieſe Geſetzgebung von der alten Welt aus. Es iſt nämlich daraus vielleicht noch mehr als aus den verſchiedenen Geſetzen der

Germanen klar, wie eigenthümlich diesen nord-europäischen Urvölkern, den Kelten, Deutschen, Scandinaviern, ja selbst den Slaven, im Gegensatz zu den Griechen und (obwohl etwas weniger) zu den Römern, der Zug ist, schon in den frühesten Zeiten der größten Einfachheit und des Naturzustandes gesetzliche Ordnung nach einer Art von Instinct für Recht und Gerechtigkeit einzuführen. Dazu kommt bei diesen Cambriern der eigne Sinn für Betrachtung, der sich auch in diesen Gesetzen deutlich ausspricht, die Hindeutung auf alte Bildung, die es auch allein möglich machte, daß das Christenthum, das dort durch keinen Eroberer, durch keinen Einfluß aus Rom Eingang fand, so leicht durch Unterricht und Ueberzeugung wurzelte. Geschrieben sind diese Gesetze erst, wie bei den Germanen, als bei der Verbindung mit fremden Völkern der alte Gebrauch unsicher ward; es läßt sich die mündliche Ueberlieferung und die Aufbewahrung des Herkommens nirgends so deutlich erkennen als hier, wo der angesehenste Theil der Nation das Amt übernommen hatte, im Gedächtniß Alles, was den Cambriern von Interesse war, fortzupflanzen, und wo selbst auf das Erlernen dieser Gegenstände in der Form, in der man sie abfaßte, hingearbeitet ward. Die Barden lehrten in Strophen, die man Englyn Milwr, des Kriegers Dreiblatt, nannte; Stanzen von je drei Versen, deren jeder sieben Sylben enthält, und dies sind denn jene Triaden, in denen auch unsre Gesetze erscheinen, und die, so verschuldet wir ihnen vielleicht für die leichtere Aufbewahrung dieser Ueberbleibsel aus einer Zeit, die jenseits aller Erinnerung zu liegen pflegt, sein mögen, doch jetzt den Ueberblick des Einzelnen und die Anreihung zum Ganzen durch jene unausgesetzte Eintheilung in Dreiheiten, wo bald der Vollzähligkeit wegen ein Ueberflüssiges zugesetzt, bald wegen Ueberzahl ein Nothwendiges ausgeschlossen wird, ungemein erschweren.

Die Gesetze des Dyvnwall Mölmud haben das Eigenthümliche, daß sie sich hauptsächlich nur um die Verfassung kümmern; ein Umstand, der sie von den altdeutschen Verordnungen, die das Verfassungsrecht nur gelegentlich berühren, dagegen sich meist um das Strafrecht drehen, was wieder in den cambri-

schen Gesetzen einen ganz schmalen Theil ausmacht, wesentlich unterscheidet. Wir wiederholen, daß, was hier auf diesen unvermischten ersten Theil des cambrischen Gesetzes angewandt wird, nichts mit dem Codex des Hywel Dda zu thun hat, in dem der deutsche (sächsische) Einfluß schon so sichtlich vorherrscht, daß das Criminalrecht dort einen Theil der Gesetzgebung bildet, der dem Umfang des Verfassungsrechts wenigstens gleich kommt. Der Staat war damals völlig gesunken; Alles, was daher hier über die Constitution gefunden wird; kommt nur auf ein elendes abgezirkeltes Hofceremoniel hinaus, von dem die freisinnigen Verordnungen des Mölmud noch keine Spur kennen; der König hat dort seine ursprüngliche Gewalt, den Staat an der Spitze der verfassungsmäßigen Volksversammlungen zu regieren, die Strafen zu fixiren und Aehnliches mit einer andern ersprießlicheren vertauscht, mit dem Recht, Einkünfte von großer Bedeutung zu ziehen, die der alte Cambrier nicht gestattete, einen glänzenden Hofstaat zu halten, wovon früher keine Anzeigen sich finden; die Nation, früher eifersüchtig auf ihre Rechte und ängstlich in der Bestimmung derselben, aber zutrauensvoll zu ihrem Herrscher, erscheint unterdrückt, und ein großer Theil des Landes im Besitz eines veränderten und übermüthigen Adels. Um aus dem Gewirr der Quellen eine deutliche Vorstellung von dem inneren Zustand der cambrischen Staaten zu erhalten, wäre vor allen Dingen eine Kenntniß der Landeseintheilung von der größten Wichtigkeit. Hierüber gibt eine Hauptstelle am Ende dieser Abtheilung klarere Winke, allein dieser Stelle die Höhe des Alterthums beizulegen, die der Geist der ganzen Sammlung ausspricht, hindert der Umstand, daß hier das Gesammtgebiet des cambrischen Volkes schon mit wenigem Unterschied innerhalb der Gränzen des heutigen Wales beschränkt ist, während in den Gesetzen noch Spuren von Anordnungen begegnen, die über die ganze Insel Britannien verbreitet waren, die also aus Zeiten herrühren mögen, welche noch keine Römer oder Sachsen auf britischem Boden sahen. Nach jenem Schluß scheint die südliche Abtheilung von Wales zur Zeit der schriftlichen Abfassung dieser Gesetze unter den übrigen Staaten die

Hauptrolle gespielt und zufolge der dort erwähnten Einrichtungen und Gerichtsordnung die alte Sitte am treuesten festgehalten zu haben, während die beiden andern Staaten, Powys und North-Cambria schon ihre Gerichtshöfe mehr auf dem Fuß eingerichtet hatten, wie sie später die Gesetze Hywel Dda's zeigen und wie sie sich, dünkt uns, mehr der sächsischen Gerichtsverfassung nähern. Mit Verzichtung auf diese Stelle läßt sich indeß aus den Gesetzen Mölmuds schließen, daß dieselben für eine Art von Staatenbund entworfen waren, für dessen Ausdehnung übrigens keine Andeutung besteht. Es ist dies eine Anzahl von Staaten, die unter einerlei Gesetz und Recht, unter gegenseitigem Schutz, unter einerlei Regierungsform von einem und demselben Volksstamm, den einerlei Sprache verbindet, bewohnt werden, und die den Namen cywladoldeb führen (Nachbarstaaten). Die Verbindung derselben ging so weit, daß der König des einen Staats sich des Unterthans des anderen gegen ungerechten Druck von Seiten des Königs in jenem Staate annehmen mußte. Es heißt tr. 215: and if a man of the king — should do him an injury, the king or the lord of the neighbouring country must protect him and do him justice according to law, etc. Dieser enge Bund scheint übrigens mehr erstrebt, als erreicht zu sein (und hierin dürfte leicht mancher Widerspruch nicht allein in diesen, sondern auch in andern frühen Gesetzgebungen seine Auflösung finden). In der einundvierzigsten Triade ist die gleiche Regierungsform nur mehr empfohlen, als vorgeschrieben: es gibt drei Dinge, heißt es, welche die Ruhe eines Nachbarstaats befestigen: gleiche Privilegien, eine gemeinsame Regierungsform und die Wissenschaften unter dem gegenseitigen Schutz des Nachbarstaats. In den sogenannten triads of progression findet sich eine Stelle, wo es heißt, ein Nachbarstaat habe verschiedene Gesetze von dem district of the primitive tribe, obgleich der ganzen Gesetzgebung zufolge Uebereinstimmung der Gesetze dieser Staaten wesentliches Kennzeichen ist. Die vierundsechzigste Triade sagt ganz bestimmt: es sollte eigentlich nur Ein Gesetz in jedem Land in Cambrien sein, und jeder freigeborne Cambrier habe

gleiche Rechte in jedem Land und District in Cambrien ohne Ausnahme.

In einer lockeren Verbindung mit diesen Nachbarstaaten stehen die sogenannten gorwladoldeb, Gränzstaaten, die, wie man aus mehreren Spuren schließen dürfte, unterjocht und mit Gewalt zu der Verbindung genöthigt sind. Oft werden feindliche Einfälle aus diesen Gränzstaaten erwähnt und nur aus Triade 85, wo vorgeschrieben wird, nur ein Barde, Priester oder Stammhaupt aus dem Gränzstaat könne als Gesandter erscheinen; aus Tr. 103, es solle einem strange country weder Geld, noch Bücher, noch Waizen ohne Bewilligung des Königs genommen werden; und endlich aus den Bestandtheilen der Collectivconvention (which is a collective convention of the country *and bordering country* by the leading men of the sovereignty. tr. 59) sieht man, daß diese Lande in Verbindung und in Unterwürfigkeit standen. Schon dies leitet, verbunden mit der unten vorkommenden Erscheinung des Gleichtheilens der Güter, auf eine Eroberung des Landes durch Einen Hauptstamm (primitive tribe?), auf Abhängigkeit eines Theils der Einwohner, auf eine Classe von Penesten und Periöken, und, was wir später hören werden, von dem Frohndienst der Sclaven, wird dies bestätigen. Die besonderen Bundesdistricte standen nun unter Königen, und die Bevölkerung theilte sich wieder in verschiedene Stämme unter Stammhäuptlingen, die Stämme in Familien unter Familienhäuptern. Jeder freie Cambrier ist ein König oder eigenmächtiger Herr mit Clienten und Sclaven. Dieses Heer von Fürsten vereinigt sich nun unter dem Lord Paramount, den die Nachbarstaaten aus den verschiedenen Königen wählen. Ihm gebührt das Recht, die regelmäßige Volksversammlung zu berufen und in derselben, aber nicht weiter (cf. tr. 64), sind seine Befehle für Alle bindend. Er soll der Tapferste unter allen Prinzen der Nachbarstaaten sein; er wird deshalb Oberanführer im Krieg gewesen sein, wie Cassivelaunus, Caractacus, Arthur; ja der Uebersetzer meint, er sei erst bei Bevorstehung eines Kriegs gewählt worden, und nur Kriegsführer gewesen, doch scheint er an den Stellen, wo

der allgemeinen Convention das Recht ertheilt wird, mit Mehrheit der Stimmen der Staaten denselben abzusetzen, als Friedenshaupt genannt zu werden. Es heißt Tr. 61: The paramount sovereign, or the sovereign of supreme power is he who is the most illustrious, by his bravery, of the kings and princes of the neighbouring country; to him belongs the right of assembling the country in power; and his commands are binding upon all others in the general assembly of the country. Und Tr. 63: There are three things, which must not be done but by the consent of the country, the neighbouring country and particularly of the tribe: abrogating the kings law, dethroning the sovereign, and teaching new sciences etc. Die Souveränität und gesetzgebende Gewalt liegt in der Volksversammlung aller Nachbar- und Nebenländer. Dies besagt die sechzigste Triade auf's deutlichste. Sie heißt Unabhängigkeitsconvention, Hauptversammlung, Versammlung aller Nachbarstaaten u. s. w. Sie wird gebildet von je dreihundert (die wahrscheinlich ältern triards of progression sagen von allen) freien Cambriern aus jedem Reich, die, sobald sie, wie es scheint, vom Familienrepräsentanten erwählt sind, erscheinen müssen und nur dann entschuldigt werden, wenn Ueberschwemmung oder der Hornruf (siehe unten) oder Krankheit sie hinderten. Die Masse des Volks votirt, die Stammhäupter und Familienrepräsentanten führen das Wort für die einzelnen Stämme, und sollen einig und übereinstimmend zusammenwirken. Die Versammlung soll mit gegenseitiger Bewilligung von Land und Land, König und König, Stimme und Stimme Gesetz und Harmonie gründen. These meet to establish harmony and law in the country and neighbouring country and between the country and bordering country, by the mutual reason, consent and agreement of country and country, — so that equity, tranquility and privilege may be established in the country and the neighbouring country. Sie steht über allen Unterversammlungen in den einzelnen Staaten, kann allein Gesetze, Rechte und Privilegien ertheilen, Gesetze verbessern und modificiren oder abrogiren, und kann allein die Ein-

führung einer neuen Lehre oder einer neuen Kunst gestatten. Uralte Sitten werden als die vornehmste Quelle aller Gesetzgebung angepriesen. Tradition durch die Barden erhält sie in Andenken und Leben; wo aber das Recht nicht in den unteren Gerichtshöfen gefunden werden konnte, da ist diese Versammlung der höchste Gerichtshof, und weislich und altklug räth das Gesetz Entscheidung nach der Evidenz, mit Berücksichtigung des Einflusses der Umstände und der Vorschriften des Gewissens an. Wo ein Prozeß nicht in hergebrachter und vorgeschriebener Ordnung geführt worden war oder wo gegen des Königs Druck Schutz angerufen wurde, konnte an die Volksversammlung appellirt werden. Regelmäßig hatte, scheint es, nur der Lord Paramount das Recht, sie zu berufen; in solchen Fällen aber war es jedem König, Stammhaupt, ja sogar jedem Familienrepräsentanten erlaubt, sie durch Proklamation zu versammeln. Insofern war diese Convention Aushülfe für die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung und Schutz gegen ungerechte Maßregeln der Häupter. Die Verordnungen, die dies enthalten, sind hauptsächlich Tr. 59 — 64, 169, 186, 215 u. a.

In den untergeordneten einzelnen Staaten herrschen Könige mit souveräner Gewalt, die aber auf der einen Seite durch die Autorität des Volks, und auf der andern durch den Lord Paramount und die Generalversammlung der Bundesstaaten beschränkt wird. Er ist zum Lord Paramount wählbar durch die Stimme der Staaten. Seine Person steht im besonderen Schutz des Landes; man insultirt ihn durch Streit und Todtschlag vor seinen Augen. (There are three legal injuries of a king: to violate his protection; to commit murder in his presence; and to have illicit commerce with his wife. Tr. 129). Seine Familie ist verschieden bevorrechtet; seine Tochter z. B. bezahlt keine commutation fee an die Lords. Tr. 125. There are three females who pay no commutation fee: the daughter of the king or of the lord of the district; the daughter of the heir apparent; and the daughter of the chief of the tribe. Wir müssen indeß gleich hier bezweifeln, ob diese Sitte in die ältere Zeit der Cambrier gehört, da Moelmuds Gesetze in der

That keine Lords zu kennen scheinen, die sich dergleichen hätten anmaßen dürfen; besser paßt dieser Anspruch der Lords auf die sogenannten Ehegebühren aus dem supponirten Recht, eine Jungfrau vor der Verheirathung zu mißbrauchen oder, wie Andere es ausdrücken, weil sie sich für die bisherigen Schützer ihrer jungfräulichen Ehre ansahen, in die Zeiten des Hywel Dda; jedenfalls ist es auch hier klar, daß das jus primae noctis nicht, wie Grupen wollte, ein „schottisches Mährchen" ist, wie denn auch bei den Franzosen bis in späte Zeiten und nach Ewers und Andern auch bei den Altrussen dies Recht der Prälibation statt hatte, aus dem man bei Letzteren die noch übliche sogenannte Mardergabe des Bräutigams eines leibeignen Mädchens an den Herrn derselben herleitet. — Ein Hauptprivilegium des Königs liegt in der Vollmacht, unter den legalen Strafen des Lebensverlustes, Gliedverlusts oder der Verbannung, und wieder unter den Todesarten der Enthauptung, des Hängens oder Verbrennens zu wählen, wovon noch unten. Zweifelhaft scheint es, ob er gewählt ward oder ob sein Ansehn erblich in seiner Familie war. Für das Erstere könnte das Recht der Cambrier sein, ihren Stammhäuptling und den Lord Paramount zu wählen; für das Letztere die allgemeine Sitte der Erbfolge und die seltnen Beispiele von Wahlreichen; auch die Erwähnung eines heir apparent in der oben angeführten 123. Triade, deren Alter wir übrigens wegen des dort genannten schmutzigen Gebrauchs der Ehegebühr bezweifelten, da diese Sitte uns besser dem ganzen Charakter der späteren Gesetzgebung zu entsprechen schien; zu welcher Zeit (907 — 948 n. Ch.) dann auch die zum Despotismus gediehene Macht der Könige die Entstehung der Erblichkeit der Königswürde erklären könnte. Wir bemerken nämlich hier den auffallenden Unterschied, daß während in jenen spätern Gesetzen das Hofwesen bis in's Kleinste detaillirt ist und mit der steifsten Aengstlichkeit das ganze Hofpersonal von der Waschfrau bis zum Haushofmeister aufgezählt, jedes Einzelnen Recht, Amt, Einkommen und Wehrgeld genau bestimmt wird, im Gegentheil zur Zeit des Dyvnwall Moelmud ein eigentlicher Hofstaat gar nicht existirt hat. Vielmehr

scheint das Personal, das den König umgab und mit ihm das gleiche Schutzrecht der Person theilte, nichts Anderes gewesen sein, als der oberste Gerichtshof des jedesmaligen Landes, so daß die Ausdrücke Hof und Gerichtshof, Höfling und Richter ganz gleichbedeutend erscheinen (There are three indispensibles of law: privilege quaranteed by the country and lord; courtiers, who are judges and jurors; and an authentic record. Tr. 230), und daß der Gerichtshof des Königs, nach unsrer heutigen Art zu reden, theilweise ein Ministerium vertrat, nur daß einzelne Zweige der Thätigkeit eines solchen der Bardenversammlung anheim fielen. Hierauf werden wir unten, wo von den Barden die Rede ist und wo wir einige Notizen über Gerichtsverfassung geben werden, noch einen Blick zurückwerfen. — Die Einkünfte des Königs flossen wohl wie fast überall in solchen Zeiten, aus freiwilligen Geschenken; hauptsächlich aber aus dem Ertrag des Landeigenthums, das seine Hörigen bestellten, über die unten gleichfalls eine Bemerkung folgen wird. Ob bei den Cambriern von Anfang an Geldbußen eingeführt waren, oder ob diese nicht erst später von den Germanen angenommen wurden, kann nicht entschieden, muß aber fast vermuthet werden, da hier nur sehr wenige Spuren davon vorkommen, während die Gesetze des Hywel Dda voll davon sind. Fehlten sie also, so war das Fredum, das später eine Einkunftsquelle bildete, noch nicht vorhanden; es ist auch nirgend von einem Fiscus oder von irgend einem Einkommen, das eine besondere Verwaltung erfordert hätte, die Rede. Dagegen hatten die Könige das Recht, ein Landstück, so lange sich nach dem Tode des Besitzers keine Erben dazu meldeten, ferner das Land eines Freien, der wegen eines Verbrechens seines Erbes verlustig erklärt ward, und zwar bis zum neunten Grad seiner Nachkommenschaft, bis zum Ablauf dieser Zeit, und endlich das Land eines Unmündigen in Vormundschaft und Nutznießung zu halten. Dies nennt die 117. Triade die Three guardianships of land. Abgaben aber, wie die Juden ihre Zehnten oder die Perser unter Darius, kennt der Cambrier so wenig, wie der Germane oder Hellene; nur für das Gemein-

wohl oder zur Unterſtützung Nothleidender legen ſie zuſammen. There are three conventional persons, who have free maintenance: the bard, the judge, and the family representative. Tr. 197. — Sodann: The agid, the infant, and a stranger with a barbarous language. The person who is so supported is one who has neither office nor labour, and who has full maintenance gratuitously, by common contribution. Tr. 199.

Der König regiert ſein Gebiet durch den Landtag. Dieſe Verſammlung ſteht während ihrer Dauer unter beſonderem Schutz; Waffen zu entblößen war hier wie in allen anderen Conventionen criminel. Sie ſteht unter der Generalverſammlung des Bundes und kann kein Geſetz einführen, for the collective convention of the neighbouring country deprives every other, that is not in union with it, of privilege, power, law and authority. Nach Tr. 169 ſcheint es jedoch, ſoviel man aus den unbeſtimmten Benennungen ermitteln kann, als ob auch ſie im Nothfall eine neue Anordnung verfügen könne, wenn alle Stämme zuſammenſtimmen, die jedoch zunächſt nur auf drei Jahre bindend war und dann, falls ſie fortdauern ſollte, einer Beſtätigung bedurfte. Im Allgemeinen war ihr

the contrary to confirm and co-operate with them harmoniously. Dem zu Folge liegt dem Landtag ob, „Gesetz und Recht aufrecht zu halten in Land und Volk, unter Clienten und Leibeigenen;“ sie hat polizeiliche Maßregeln zu ergreifen; nächstdem ist sie zugleich höchster Gerichtshof innerhalb des Landes; Streitigkeiten von Bedeutung, besonders über Ländereien, müssen vor sie gebracht werden. Die Jurors thun den Ausspruch, der Oberrichter bestätigt ihn. Fragt man nun, wie diese Versammlung zusammengesetzt war, so zeigen sich, wie schon oben bei der Collectivconvention, abermals Widersprüche. Zuerst heißt es Tr. 60: „Die Convention des Königs oder des Districtsherrn mit seinen Jurors, Richtern und Baronen; d. h. allen Cambriern, welche Landeigenthümer sind“ u. s. w. Dem entgegen stände Tr. 96, wo gewisse Rechtssachen aufgeführt werden, die entschieden werden sollen by the country consisting of the verdict of three hundred men, womit nach den Gegenständen zu urtheilen (es handelt sich von Ansprüchen auf Land von Leibeigenen oder Exulanten) keine andre Versammlung gemeint sein kann, als der Landtag. Wir finden also dieselbe Verschiedenheit der Angaben hier wie oben. Ist nun etwa anzunehmen, daß die anfänglich in Masse erscheinende Bevölkerung später auf dreihundert Deputirte beschränkt ward, so daß vor Alters (denn allerdings findet sich Eine von jenen Angaben, daß Alle erschienen, unter den Progressionstriaden, die wir für die ältesten halten dürfen) die Einrichtung in allen Conventionen mit der in der Tribusversammlung, von der wir gleich hernach reden, übereingestimmt, und so dieser Landtag eine große Aehnlichkeit mit den deutschen Gaugerichten gehabt hätte? Oder sind jene Angaben so zu verstehen, daß zwar jeder Landeigenthümer befähigt und verbunden war, einen juror abzugeben, aber nur, wenn er gewählt ward? Oder constituirten sich die Versammlungen verschiedenartig, je nachdem sie das, was wir eigentlich einen Landtag nennen, oder einen Gerichtshof abgaben?

Ein jedes dieser Königreiche theilte sich wieder in Stämme nach der Verwandtschaft der einzelnen Volkstheile. Unten, wenn

wir von den Sclaven reden, wird der Begriff einer ſolchen Tribus klarer werden. Die Stammglieder heißen Freunde und Mannen des Stammhaupts. Ein ſolcher Stamm war nur eine weitläufige Familie, obwohl über die eigentliche Ausdehnung derſelben wir ſo wenig ausmachen können als Michaelis im moſaiſchen Recht über die der Jüdiſchen. Die Aelteſten und Stammhäupter der Juden ſcheinen übrigens in nichts von den cambriſchen verſchieden geweſen zu ſein; ein Bild der Einrichtung gibt am beſten die Zertheilung der Schotten in kleine Stämme unter Lairds und Clans, jener patriarchaliſche Zuſtand, deſſen Spuren noch nicht verwiſcht ſind, wo nur ein Laird an der alten Sitte feſthängt. Die Tribus hatte freie Benutzung des Bauholzes aus den Wäldern, mit Ausnahme gewiſſer Baumarten; Jagd in ungezäuntem Feld und Sammlung der Eicheln (ein Nahrungsartikel) auf unbebautem Land (ſ. Tr. 142). Ein Cambrier, der einen Stammverwandten erſchlug, ward mit Hornruf auf den „Pfoſten des Königs" proclamirt und proſcribirt, während ein gewöhnlicher Mörder mit Confiscation durchkam. Tr. 149. — In der Schlacht ſtehen die Stammglieder zuſammen, und ein gewählter Rächer iſt der Feldhauptmann; eben dieſer verſieht in Friedenszeit das

mit seinem Gefolge, Tr. 125, Waffen dürfen nicht gegen ihn erhoben werden, Tr. 56. — Im Innern seiner Tribus ist sein Amt, die Stammverwandten zu beherrschen (Tr. 126) und sie zu beschützen vor dem Druck der Oberen, die Sclaven vor Mißhandlung der Freien. Tr. 133. — Wenn ihn das Gesetz damit als ein demokratisches Gegengewicht gegen die königliche Gewalt bezeichnen will, so ist das so ausgedrückt: Er habe sein Auge auf Allen und Alle das ihre auf ihm. — Den Ungehorsamen in seinem Stamm mit Schlägen zurechtzuweisen, stand ihm frei, Tr. 201. Sein Eid mit dem von den sieben nächst Aeltesten, die ihm stets wie ein Gefolge gesellt scheinen, vereint, ist dem Schwur von fünfzig Aeltesten gewachsen (Tr. 118). Das Ansehen dieser Aeltesten nähert, wie noch so manches Andre, die Cambrier etwas den Orientalen. — Nach außen hin ist er, wie schon oben erwähnt ward, der Sprecher seines Stammes in der Collectivconvention. Wenn das Recht auf keine Weise gefunden werden kann, oder wo Appellation Statt haben soll, oder wo in Folge einer Tyrannei des Lord Paramount oder der Könige das Bedürfniß drängt, hat er das Recht, die Volksversammlung zu berufen und anzuordnen, und das Land soll ihn nicht hemmen, denn er hat souveränes Recht. (Each of these sovereigns has the privilege of assembling the country; that is, of demanding its vote, when equity in law cannot be obtained in any other manner. Tr. 126). Wo er nicht gegenwärtig sein kann, vertritt ihn der Familienrepräsentant, der Schutz und Vorrecht mit ihm gemein hat. Er wird gewählt von der Tribus; his privilege is conferred upon him by the vote of his tribe *unto the ninth in descent* and he is elected by ballot; and therefore, the vote is silent. Tr. 88. Am deutlichsten bezeichnet ihn die 166ste Triade: „Er muß sein ein kräftiger Mann und ein freigeborner Cambrier; er muß sein ein Mann erprobt in Weisheit, starkem poetischem Genius, und den ehrbaren Wissenschaften des Landes; er muß sein ein Familienherr mit Weib und Kind ihn ehrbarer Ehe. Er soll zu seinem Amt erhoben werden durch das stille Votum der Weisen des Stammes unter dem Schutz des Stammhaupts,

und ſoll für die Tribus handeln, als ihr Vertreter am Hof und am Andachtsplatz; als ihr Hauptſtimmgeber wegen ſeiner Weisheit und Wiſſenſchaft, und als ihr Vertreter in der Nähe und Ferne in den Geſchäften und Schickſalen der Tribus. Er ſpricht daſſelbe Schutzrecht an wie der Stammfürſt. In jeder Stammverſammlung ſoll er Lehrer und Rathgeber ſein und ſoll die Rechte des Stamms vereint mit dem Stammhaupt wahren.« Er iſt alſo wohl auch Geſandter und Diplomat. Er hat beſonders für Verbreitung von Weisheit und für Anſtellung der weiſeſten Männer in die Verſammlungen des Volks zu ſorgen. Von der eben erwähnten Tribusverſammlung wiſſen wir weiter nichts, als daß hier nicht allein alle männlichen Mitglieder, ſondern ſogar die Weiber mitſtimmten. The privilege of a vote under the protection of the chief of the tribe — is granted to a Cambrian when he arrives at the age of puberty; and to a female when she marries. Tr. 65. Wenn eine Freie einen Sclaven heirathen will, ſo muß die geſammte Tribus ihre Zuſtimmung gegeben haben, wenn es erlaubt werden ſoll. Tr. 67. — War auch hier die eilige Einführung einer neuen Anordnung durch Umſtände bedingt, ſo konnte, wie es nach der ſehr

Wenn wir nun zu einer Beleuchtung der verschiedenen Volksklassen übergehen, so treffen wir zuerst auf die Landeigenthümer, commoners, die den Kern der Nation bilden. Das unterscheidende Merkmal, das sie von den Unfreien trennt, ist der Landbesitz. Ackerbau ist überhaupt, wie bei den Juden, der Punkt, um den sich wie dort das ganze Gesetz dreht; nach Allem, was man sieht, verschmäht der Cambrier, obwohl vielleicht Eroberer und Herr vieler Sclaven, nicht, den Feldbau selbst zu betreiben; nirgends tritt auch das Kriegshandwerk, wie bei den Germanen, als die einzige ehrenvolle Beschäftigung vor. Unsere Gesetze nun verrathen hier wieder vielfache Interpolation, indem unvereinbare Widersprüche nebeneinander erscheinen. Vorzüglich springt hier klar in die Augen, daß die triads of progression einer Zeit von größerer Einfachheit angehören. Es finden sich nämlich hier deutliche Anspielungen auf eine anfängliche Güter- oder Landgemeinschaft, deren nachheriges Verschwinden man fast in Uebergängen verfolgen könnte. Nächst Gleichheit der Sprache und wechselseitiger Vertheidigung im Kriege ist das in den triads of progression angegebene dritte Kennzeichen eines freien Cambriers „land ploughed in concert" oder „mutual share in citizenship." Tr. of pr. 27, 28. Hiermit stimmt völlig die Strenge des Gesetzes Tr. of pr. 27, 33 zusammen, daß keiner seinen Wohnsitz verlassen kann; nur der Mann „mit dem zerbrochenen Wagen" mag dies thun; dies ist aber gerade der, welcher keine Verwandten oder kein mutual share in citizenship hat, dem also ohnedem ein nothwendiges Requisit zum Bürger fehlt. Mit diesen Verordnungen in diesem Theil der Gesetze streiten die übrigen Triaden überall. Was zuerst das letzte angeht, so heißt es Tr. 80 eben so bestimmt, unter die drei Hauptprivilegien eines freien Cambriers gehöre das Recht, in den Nachbarstaat auszuwandern (der auch ausdrücklich in jenen ältern Triaden als ein verbotener bezeichnet wird), ohne das Bürgerrecht zu verlieren, und nur wer im Dienst des Hofes oder Landes stehe, könne sein Amt in diesem Zweck nicht verlassen. Dies wird Tr. 247 weiter dahin bestimmt, daß bei einer wiederholten, zweiten Auswanderung der Emigrant

nicht zurückkehren könne. — Während ferner zufolge jener alten Inſtitute der Privatbeſitz quantitativ ſo unſicher war, daß bei Ueberſchwemmung, Erdbeben, feindlicher Eroberung u. ſ. w., wodurch ein Landverluſt entſtehen konnte, die Tribus genöthigt war, eine neue Theilung zu treffen und eine neue Geſellſchaft zu bilden, ſo ſprechen dagegen die ſpäteren Triaden überall als Grundrecht der Freien nicht nur die ungebundene Nutznießung und den freien Beſitz von fünf Morgen Landes aus (was noch mit Landgemeinſchaft vereinbar iſt), ſondern ſie geben auch jedem Freien, und Jedem, der dem König huldigt, das Recht, Feldſtücke durch Erbſchaft zu erwerben und Land zu kaufen, was man nur dann erklären könnte, wenn man eine Einrichtung wie die des jüdiſchen Jobeljahrs annehmen wollte, die nach 3. Moſ. 25, 14—16 an Kauf und Verkauf nicht hinderte, nur den Verkauf für immer nach V. 23 verbot. Dies iſt aber natürlich weder wahrſcheinlich, noch berechtigt irgend etwas zu einer ſolchen Annahme. Der zum Anſpruch auf das Bürgerrecht nothwendige Beſitz von fünf acres alſo zeigt ſich ſchon an und für ſich als ein Ueberbleibſel einer früheren Gütergemeinſchaft, und außerdem findet man noch eine Art von gemeinſamem Landeigenthum in dem [illegible]

ward) genöthigt war, die verschiedenen Versammlungen zu besuchen. Er hat Stimmrecht, sobald er mannbar ist, das Weib, sobald es verheirathet wird; siehe die oben angezogene Stelle Tr. 65. — Jeder ist ein juror oder Richter, Tr. 60. Er ist der Besitzer von Haus und Hof auf seinen fünf Morgen Land. Ueberall in den Bundesstaaten genießt er gleiche Rechte. There are three powerful unions which ought to unite the country and the tribe of the Cambrians. First the union of the country of the tribe; that is, a Cambrian shall be a Cambrian in every country and district in Cambria and shall enjoy equal respect and dignity, by his privilege of citizen, throughout every district of the whole country; and at the same time he shall preserve his discriminating privilege respecting land in the district of his lord of the court in which he was born. — Und weiter unten: every country in Cambria is free to a Cambrian. Tr. 64. — Den Freien gebührt es nicht, Abgaben zu geben, aber milde Beiträge für nothleidende Fremde, Schiffbrüchige, Leute, die weder Amt noch Arbeit haben, gibt er willig. Man hilft ihnen auf mit Erhebung eines Pflugpfenniges, oder wo dies die Umstände nicht erlauben, mit dem Speerpfennig, den dann jede Familie der Tribus erlegt. (Tr. 197 — 200); auch wohl gar mit fünf acres Land. Daß dies geschehen konnte, daß, wie wir unten sehen werden, jede Sclavenfamilie, die in der neunten Generation frei wird, fünf Morgen erhielt, daß für den, der ödes Land urbar machte, besondere Privilegien statt hatten, beweist den Ueberfluß an unbebautem Grunde, und dies macht, daß hier die schwierigen Fragen, die man bei der ähnlichen Einrichtung in Sparta und Palästina über die Veränderungen durch Zu- oder Abnahme der Bevölkerung erhebt, wegfallen. Daher kommt es auch wohl, daß, obgleich sich überall in ähnlich eingerichteten Staaten Verordnungen wegen der Erbtöchter finden, selbst bei den Athenern und bei Plato, der seinen Staat auf diese Gleichtheilung gründet, doch hier nichts der Art vorgesehen ist, obwohl dies freilich nur ein argumentum a silentio ist. — Nur dem freien Cambrier, wie dem Deutschen, gebührt das Recht zu jagen, reiten und

die Waffen zu tragen. Er iſt verpflichtet, ſobald das Horn ruft, einen Proclamirten zu verfolgen oder gegen einen feindlichen Ueberfall zu rüſten und in die Waffen zu treten. Dies Recht und vielleicht auch dieſe Verpflichtung theilt das Weib ebenfalls mit dem Mann. (There are three native rights belonging to every free born Cambrian, *whether male or female*. First the gift and free use of five acres of free land — second, the privilege of carrying defensive arms and armorial bearings, which are not allowed to any one except a free born Cambrian of unquestionable nobility etc. Tr. 65). Jeder (denn Jeder iſt natürlich Kriegsmann, Tr. of pr. 3) muß daher Schwert, Speer und zwölf Pfeile im Köcher bereit halten. Im Heere wird ſtrenge Disciplin gehandhabt; dem Führer iſt erlaubt, durch Schläge mit der Hand oder mit dem flachen Schwert oder mit dem Kammandoſtab zur Zucht anzuhalten, was überall ſonſt eine Injurie ſein würde. Dies iſt indeß Alles, was ſich über des Cambriers Lage im Krieg findet; ſpäter iſt der kriegeriſche Sinn mehr geſunken, da in den Geſetzen des Hywel Dda der König kaum mehr verbunden iſt, im Heere mit auszuziehen.

Zwei andere Klaſſen ſtehen über und unter dieſen free-

ziehung der Nicht-Commoners so vorwaltend, daß der Ausdruck privilegirte Person mit Beamter oder, wenn wir das Wort brauchen dürfen, mit Adliger gleichbedeutend ist. Sie haben nicht einmal außer ihrem Geschäftstitel einen eigentlichen Namen; nur privileged persons heißen sie, denn das Wort Baron, was vorkommt, bedeutet nichts als einen Freien. (A baron is a free born landed proprietor, being the head of a family, and having the privilege of giving a verdict in the court. Tr. 218). Diese Privilegirten nun, heißt es, genießen das Recht der höchsten Freiheit. Tr. 68. — Ihre Vorrechte sind oft drückend, und es muß vor Uebermaß des Drucks gewarnt werden: There are three things which disorganise a country, and a neighbouring country: very oppressive privileges — etc. Tr. 31. — Kein illegitimer Sohn hat Anspruch auf diese Würde. Wer sie trägt, ist frei von Hornruf und Heereszug. Tr. 221. Der Hauptvorzug der Edlen besteht in dem Besitz von fünf acres außer den fünfen, die sie schon als freie Cambrier besitzen. Each of these is entitled by equity and law to five acres of free land according to his privilege as a professor of the authorised arts, besides what belongs to him by his privilege as a free born Cambrian; for the privilege by the arts does not abrogate that by nature, nor that by nature, what the arts produce. Tr. 71. In diese Adelsklasse gehören denn alle Künstler, das heißt Schmelzer, Schmiede, Zimmerleute und Maurer, sodann alle Barden und Weisen. Dies verhält sich ganz genau wie bei den Homerischen Helden. Auch dort ziert das Waffenschmieden, die Sängergabe und das Saitenspiel den Kriegsmann; er mag verstehen, lindernde Salben zu bereiten, ein Gemach zu zimmern und dergleichen. Nur Handeln wird nicht für ehrbar gehalten. — Ein Waffenarbeiter aber erscheint Od. XI, 613 in hoher Ehre wie ein Sänger, gerade wie bei den Cambriern; auch ist es diesen geehrteren Klassen von Künstlern, den Aerzten, Baumeistern, Sehern bei Homer eigen, gleich den Sängern umherzuwandern. (Od. XVII, 384). Von den Beschäftigungen, die den cambrischen Edlen obliegen, soll keiner zwei zugleich

treiben, wenigſtens genießt er nur die Vortheile von Einer. Kein Sclav iſt berechtigt, ſich dieſen Künſten zu widmen, es ſei denn, daß ihm ſein Herr und ſein König die Erlaubniß dazu ertheilen. Der Sohn eines ſolchen Emporkömmlings wird indeß wieder Sclave, ward es wenigſtens ſo lang, als nicht die natürlicherweiſe wachſende Stimme ſolcher Herrngewordener Sclaven in der Bardenconvention dieſe Sitte durch Lehre und allen ſonſtigen Einfluß abſchaffte, ſo daß ſpäter auch der Sohn frei blieb, wie es denn ſelbſt aus Cäſar zu belegen iſt, daß bei den Galliern der Zudrang zu den Druiden wegen der auf dem Stande haftenden Privilegien ungemein ſtark war. In dieſer Sache zeigt ſich die Streitfrage und die Andeutung von einer Aenderung der Dinge im Laufe der Zeit im Geſetz ſelbſt. Es heißt Tr. 70: Whilst such persons (ſolche freigewordne Sclaven) are free in right of their arts, their sons shall be slaves and bondmen, and are called the three captive sons of freedom. In this state they remain until they obtain a state of liberty, as it respects descent and dignity, and with these the privilege of free born Cambrians. *Yet the learned affirm, that an imperishable degree of liberty appertains to the privileged arts.* Gehen wir zu den Einzelnen über, ſo könnte es zweifelhaft ſcheinen, was man unter Barden und Weiſen zu denken hat. Man muß ſich merken, daß beide Ausdrücke faſt ſynonym ſind, daß ſich nur die Thätigkeit verzweigt, während ihr Recht, Anſehn und Name ſtets auf Einen Stamm zurückweiſt. In der erſten Triade (of progression) heißt es: Es gibt drei Künſtlerklaſſen: Barden, Schmelzer und Harfner. Daß aber das Harfenſpiel den Barden zukam, und nicht den ſogenannten learned men (was wir Weiſe überſetzen) iſt überall klar. Es heißt ferner Tr. 72, daß jener Weiſe, der die Schilde bemalt, der Maler-Barde genannt wird; in ſolchen Fällen wie hier, kam beſonders die kindiſche Abtheilung in Dreiheiten oft in Verlegenheit und konnte die Scheidung nicht ganz exact machen. Dieſe Edlen nun führten keine Waffen; daſſelbe ſagt Cäſar VI, 14 von den Druiden bei den Galliern: Druides a bello abesse consuerunt neque

tributa una cum reliquis pendunt; militiae vacationem omniumque rerum habent immunitatem. Deßhalb darf denn auch keine Waffe gegen ſie gehoben werden, ſie ſtehen im beſonderen Schutz des Landes, mögen es nun einheimiſche oder fremde Barden ſein. Tr. of pr. 8. 13. Tr. 56. — Sie ſammeln Schüler um ſich, die mit ihnen gleiche Rechte genießen; eigenthümlich iſt ihnen das Privilegium, wie den achäiſchen Sängern die Sitte, im Lande frei herum zu reiſen, wie Jäger und Hirten, weil ſie Weisheit verbreiten. Tr. of pr. 34. Wohin ſie auf dieſen Wanderungen kommen, unterhält ſie der Diſtrict, in dem ſie lehren, oder das Haus und die Familie, in der ſie unterrichten; im erſteren Falle durch eine Abgabe von jedem Pflug. The men of learning have the privilege of teachers; that is, a rate from every plough within the district in which they are authorised teachers etc. Tr. 193. — Die Bardenconvention iſt die älteſte an Würde, Tr. 59, und dies deutet auf alte größere Bedeutung der Prieſter. (Caes. VI, 13: Disciplina (Druidum) in Britannia reperta atque inde in Galliam translata esse existimatur: et nunc, qui diligentius eam rem cognoscere volunt, plerumque illo discendi causa proficiscuntur). Später mag dieſes Prieſteranſehen mehr dem der Krieger, das heißt der Volksverſammlung und der Stammgemeinde gewichen ſein, ſo daß in den Zeiten der Geltung dieſer Geſetze die Bardenverſammlung ihre Rechte und Privilegien nur von der Generalverſammlung erhalten konnte. Auf einen ſolchen Uebergang ſcheint uns die ſechzigſte Triade hinzudeuten: There are three privileged conventions — first, the convention of the bards; second the convention of the king; and third, the convention assembled for independence — and to this, the two others owe hommage and the preservation of their privileges. For though the convention of the bards is the most ancient in dignity and the source of all the sciences, yet the convention of the collective power of the country and the neighbouring country is the most ancient according to necessary and superior privilege, *as emanating from the reason and power of the tribe, for*

the regulation and establishment of the right, protection and defence of the country and the neighbouring country. Der Landtag hat der Bardenconvention ſchwerlich vorzuſchreiben. Tr. 60. — Die Gewalt der Generalverſammlung über die Barden ging, vielleicht aus Furcht vor dem Gewicht derſelben, ſo weit, daß keine neue Wiſſenſchaft oder Kunſt in der Bardenverſammlung behandelt oder gelehrt werden durfte, ohne Verwilligung derſelben. Tr. 63. — Die Thätigkeit der Barden näher zu betrachten, bedarf es einer Scheidung. Zuerſt erſcheinen eigentliche Sängerbarden, Minſtrels, Ovaten, die alle „Gedichte und preiswürdigen Wiſſenſchaften kennen ſollen, darüber in der Bardenconvention, ſo wie auf den Landtagen Rede und Antwort geben müſſen und auch im Gerichtshof, ſcheint es, ſobald eine Zahl von zwölf Richtern ſie aufforderte. Dies würde alsdann wohl geſchehen, wenn ſie ein Geſetz aus uralten in dem Geſang bewahrten Sitten ausfinden oder erläutern ſollten; denn, ſo lautet die Regel, um Disciplin und Verordnungen dürfen ſie nicht gefragt werden und brauchen ſie ſolche nicht zu wiſſen. Dies findet ſich in der Triade 71 näher ausgeführt, iſt aber wieder wegen der ſonderbaren Trennung nicht ganz deutlich. An der oft erwähnten Bardenverſammlung ſcheinen alle Weiſen und Prieſter Theil genommen zu haben. — Prophetiſcher Geſang mag zunächſt von dieſen eigentlichen Barden die Druidenbarden oder Prieſter abgeſondert haben, die in älteſter Zeit einmal die erſte Rolle geſpielt haben mögen, wie ſie ja noch die Römer auf Mona in ihrem Einfluß kennen lernten; zur Zeit der Abfaſſung der Mölmudiſchen Geſetze ſtehen ſie aber ſehr im Hintergrund. Sie erſcheinen nur noch als Leiter des Gottesdienſtes in den Andachtsverſammlungen des Volkes, die ihrem Zweck und Amt entſprechen wie die Bardenverſammlung den Minſtrels. Sie ſind in Weisheit und Wiſſenſchaft eingeweiht, werden von der Tribus gewählt, müſſen nach der 71ſten Triade in der Bardenconvention, am Gerichtshof und in der Andachtsverſammlung lehren. (Caes. l. l. Ad hos magnus adolescentium numerus disciplinae caesa concurrit, magnoque ii sunt apud eos honore). Man ſchwur auf den

Stab der Druiden. Tr. 219. — Ueber die Religion selbst unterſuchen zu wollen, würde zu kühn ſein. An letzterer Stelle ſchwört man auch „im Angeſicht der Sonne.“ Dies wäre das Einzige, was auf einen wirklich alten Cultus deutete. Mehrmals iſt von Einem Gott und ſeiner Wahrheit und Ruhe die Rede, was uns zwingt, ſtille zu ſtehen, und uns über das Alter jener Stellen im Ungewiſſen läßt. Da wo von den Eiden die Rede iſt, heißt es: There are three kinds of relics to swear by: the rod of office belonging to a religious worshipper, the name of God and hand joined in hand; and these are called hand relics. There are three other moods of swearing: a declaration upon conscience, a declaration *in the face of the sun*, and a strong declaration in the protection of God and his truth. *In subsequent times the form of oath was given by the Ten Commandments, the Gospel of St. John, and the blessed cross.* Zu dieſer Stelle bemerkt indeß der Ueberſetzer, daß ſelbſt die Phraſeologie zeige, daß es kein Theil des Originals ſei. — — Die dritte Claſſe endlich wären die Weiſen oder die Chiefbards. Dieſe erſcheinen hauptſächlich als Beamte, als Juriſten. In der 221ſten Triade heißt es ſtatt der gewöhnlichen Triade: Barden, Künſtler und Weiſe: Barden, Künſtler und Beamte des Hofs. Ferner fallen mit den Verpflichtungen der chiefbards Tr. 71 die eines Theiles der Weiſen Tr. 72 ganz zuſammen. Während nämlich die Sänger mit ihren Schülern Tugend, Weisheit und Gaſtfreundſchaft ausbreiten, ſo haben dieſe blos für Aufbewahrung gewiſſer Dinge zu ſorgen. Dabei müſſen wir bemerken, daß wir auf Schrift, Bücher und dergleichen, wovon beſtändig die Rede iſt, keine Rückſicht nehmen, indem außer der Unwahrſcheinlichkeit an und für ſich ſchon das ganze Inſtitut der Bardenſchulen und ihre aufs Auswendiglernen abzweckenden Triaden gegen die Annahme einer ſo frühen Schreibkenntniß ſtreiten. Auch ſind andeutende Winke vorhanden, die auf Mangel an ſchriftlichen Aufzeichnungen ſchließen laſſen, indem z. B. die 226ſte Triade beſagt, das Beſinnen auf einen geſchloſſenen Contract ſei geſetzlich gültig. Vielleicht dürfen wir ſogar Cäſars Autorität

als eine weitere Ursache zum Zweifel anführen. Magnum numerum versuum ediscere dicuntur; itaque annos nonnulli viceuos in disciplina permanent: *Neque fas esse* existimant ea literis mandare (obwohl sie doch für andere Dinge griechische Schrift kannten und anwandten). Id mihi duabus de causis instituisse videntur; quod neque in vulgum disciplinam efferri velint, neque eos, qui discant, literis confisos, minus memoriae studere; quod fere plerisque accidit, ut praesidio literarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant. Die drei wichtigsten Gegenstände, welche die Weisen zu behandeln haben, sind die Stammbäume, Erbschaften und Heldenthaten. Tr. 72. Andere Stellen führen dies mehr dahin aus, daß sie ganz in der Art der Leviten, Gesetze, Anordnungen und Institute bewahren, und unter Umständen durch öffentliche Bekanntmachung ausbreiten, daß sie Adel, Heirathen, Stammbäume, Siege, Kriege anmerken und darüber Rechenschaft geben, daß sie Naturbegebenheiten erklären sollen. (Caes. VI, 14. Multa de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura — disputant et juventuti tradunt.) Aus ihnen werden denn deßhalb die Familienrepräsentanten gewählt und die Deputirten; aus ihnen bestehen die Richter und Jurors. (Caes. VI, 13. De omnibus fere controversiis publicis privatisque constituunt; et si quod est commissum facinus, si caedes facta, si de haereditate, si de finibus controversia est, iidem decernunt; praemia poenasque constituunt; si quis aut privatus aut publicus eorum decreto non stetit, sacrificiis interdicunt). Wir sahen oben, daß sie als solche auch den Hofstaat bilden, eben wie Michaelis in den Leviten auch eine Art Leibgarde entdeckte. Es heißt von der Unterabtheilung der Gerichtsschreiber, sie sollten stets um den König sein. Tr. 130. — Eine weitere Unterabtheilung dieser Weisen bilden die councellors in law, das heißt solche, die in dem Prozeß eines Cambriers mit einem Fremdredenden die Dollmetscher machen (Tr. 72), und endlich die Maler, welche Heldenmälde[illegible] Waffen bilden, „so daß man sie gleich erk[illegible]n [illegible] Wappenschild ansieht.“ ibid. —

Unter den Freien stehen auf der anderen Seite die Sclaven. Ihr Verhältniß ist sehr schwierig nur einigermaßen zu beleuchten. Der Cambrier kennt weder eine Menschenklasse in der Lage der Liten bei den Deutschen, noch der Sclaven bei denselben, sondern ein Mittelding zwischen Beiden. Der Hauptbestandtheil der Eigenen waren Fremde, daher war dieser Ausdruck mit Eigener gleichbedeutend. Besiegte Feinde, Vagabunden aus den Nachbarstaaten, solche Cambrier, die sich ohne Erlaubniß von ihrem Wohnsitz entfernten (Tr. of pr. 34), Fremde die sich in Cambrien niederlassen (Tr. 67), werden als Fremde, als Sclaven behandelt; eine Art Fremdenscheu liegt hierin, die aus dem Streben nach Reinheit des Stammes entsteht und auch bei anderen Völkern sich findet. Jeder freie Cambrier kann beim Begehen gewisser Verbrechen mit Verlust eines Theils oder seines ganzen Erbes bestraft werden, und im letzten Fall wird er und seine ganze Nachkommenschaft bis zum neunten Grad leibeigen. Tr. 21, 67, 89, 216. — Schon diese Art des Verstoßens in die Sclaverei wird die Frage anregen: Wem eignete der sclavgewordene Cambrier? Von einem Kauf oder Verkauf der Sclaven ist nirgends die Rede. Der erste Gedanke fällt auf Gemeinschaft der Sclaven. Man könnte dafür Tr. 53 anführen, wo man nöthig findet zu erinnern, drei Arten von Eigenthum, Weib, Kind und das nöthigste Hausgeräth seien nicht to be shared with another; dies könnte folgern lassen, das übrige Besitzthum werde getheilt; allein der Zusatz: „noch müsse eine Geldbuße damit gezahlt werden", läßt schon vermuthen, daß hier nur überhaupt von einem Veräußern die Rede ist. Näher leitet Tr. 133, der Stammfürst habe das privilege of protecting a bondman *obtained by the tribe.* Hauptsächlich wichtig und fast entscheidend ist die 240ste Triade: Die Geräthe, welche die Sclaven zur Viehzucht und zum Ackerbau und zu ihrem Hauswesen bedürfen, sollen ihnen auf Gemeindekosten geliefert werden. Hiermit verbinde man Tr. 67: Dem Sclaven soll von seinem Herrn Land gegeben werden in einer Vasallenstadt, wo er bleiben soll, bis er oder seine Nachkommenschaft frei wird. Wohin dies Alles mit Bestimmtheit zu

deuten sei, kann gleichwohl nicht völlig ausgemacht werden. Sollte man ein gesondertes Land annehmen, das sie bewohnten, ohne unter die freien Cambrier gemischt zu sein, so jedoch daß jeder unter dem „Eid und Pfand", das heißt unter dem Schutz eines Herrn und überdies des Königs stand, wie es die 67ste Triade verlangt, so läßt sich nicht leicht absehen, wie der Herr für ihn responsabel sein sollte, da doch nach Triade 110 ein Sclave nie ohne seinen Herrn verklagt werden darf, eben wie im salischen Gesetz der Herr für einen durch seinen Sclaven begangenen Todtschlag das halbe Wehrgeld zahlen und den Sclaven abtreten muß u. s. f. — Ferner ist stets von Druck der Herrn die Rede, gegen den sich die Sclaven wehren können durch Anrufung des Schutzes des Königs, und wenn sie unter dem König unmittelbar stehen, durch Appellation an den König des Nachbarstaats; ja auch durch Desertion, an der sie kein Hornruf und Geschrei verhindern darf; wenn dieser Druck persönliche Mißhandlung oder dergleichen meint, so könnte diese bei einer solchen Einrichtung, wie wir sie voraussetzen wollten, nicht leicht Statt gehabt haben; wenn nicht, so ist nicht klar, worin er sonst bestanden haben könnte, da der Zustand der Sclaven im Ganzen sehr glimpflich war. Sie haben Weib und Kind, bewegliches Eigenthum und überhaupt eignen Besitz. Sie erwerben also für sich, wie die Liten bei den Deutschen, und geben wohl, wie diese, einen festgesetzten Tribut. Schon dies zeigt, daß sie nicht wie der eigentliche Sclav bei den Germanen, Privateigenthum des Herrn sind; daher auch, wie schon erwähnt, von Chrysoneten nichts zu finden ist; nichts von dem unter den Deutschen so gewöhnlichen Menschenhandel; nichts von Freilassung, außer wo das Staatsgesetz und das Herkommen es gebot. Von dem Ertrag ihres Landes sollen sie nur Waizen, Honig und Hengste nicht ohne ihren Herrn gefragt zu haben, verkaufen, damit diesem die erste Gelegenheit des Kaufs zustehe. Tr. 104. — Sie sind der Gesetze theilhaftig, das Stammhaupt muß sich ihrer annehmen. Sie haben kein Recht, Waffen zu tragen, Tr. 106, außer den nothdürftigsten zur Nothwehr gegen Meuchelmord; sie brauchen aber auch keine

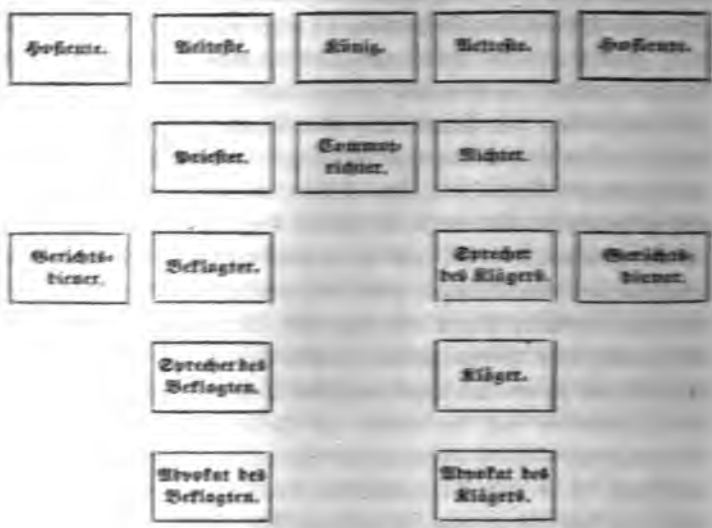
Kriegsdienste zu thun, indem es „unbillig ist, daß einer für ein Land fechte, an dem er keinen Theil hat.“ Daß der Einzelne oder später auch jeder mit seiner ganzen Nachkommenschaft mit Erlaubniß seines Herrn und seines Königs Künstler werden und somit die Freiheit erlangen kann, sahen wir oben. Auf einem ganzen Geschlecht liegt der Fluch der Knechtschaft nie unauflöslich. Die Hauptstelle über Freiwerdung der Sclaven ist Tr. 67. Jede Sclavenfamilie wird in dem neunten Grad der Descendenten (für jeden einzelnen dieser Enkel hat die Sprache eigne Ausdrücke, so wie für die neun nächsten Ascendenten) frei, ohne Ausnahme; der Freigewordene erhält die Rechte jedes Cambriers, und die Nutznießung von fünf acres wird ihm gegeben. Woher erhält er diese? Es ist die Rede davon, daß er sein Land frei erhalte, also das, das ihm sein Herr anfänglich gab? Wer ist dieser? Es braucht nicht ein commoner zu seyn, denn er hat außer diesem seinem nächsten Schützer noch den König zum Herrn, in deren Beider Schutz er steht. Vielleicht also gab es ihm dieser? Es könnte sein; auf diesem Wege wäre es erklärlich, wie in den Zeiten Hywel Dda's die königlichen Vasallen ein so unermeßliches Gebiet, nämlich die Hälfte des ganzen Landes, besitzen konnten. Wir wollen indeß nichts entscheiden; den wahrscheinlicheren Verhalt der Sache berühren wir sogleich weiter unten. — Durch Verbindung der männlichen Glieder einer Sclavenfamilie mit freien Töchtern freier Cambrier kann schon im vierten Grad der Nachkommenschaft die Knechtschaft gelöst werden: „Wenn der Knecht eine Freie heirathet, so erhält er den zweiten Grad in Rang und Würde und seine Kinder den dritten. Heirathet eines von diesen wieder eine Freie, so erhält dies den vierten und sein Sohn den fünften Grad; wenn dieser Enkel des primitive bondman abermals einer Freien sich vermählt, so erhält er den sechsten und sein Sohn den siebenten Grad; wenn auch er in dem betretnen Weg fortfährt, so steht er im achten und sein Sohn im neunten und letzten Grad. Dieser Urenkel heißt goresgynydd, der Befreier; denn er befreit das Land, erhält volle Freiheit über fünf acres und jedes Privileg eines

dereien, die doch ſchon mehr, falls ſie nicht innerhalb eines Stammes ſich beſchränkten, vor den Landtag gehört haben mögen, u. A. Tr. 211. — Ueber die Zuſammenſetzung der Gerichtshöfe ſagt uns die ſchon anfangs angezogene intereſſante Schlußſtelle der Geſetze ein Näheres; nur Schade, daß wir ſie in eine ſpätere Zeit legen müſſen, in der wir dann die Einrichtungen von Süd-Wales für die älteſten halten. Es lautet dort ſo: „Nach dem Gebrauch in Powys von uralten Zeiten her bildet ſich daſelbſt der Gerichtshof aus einem mayor, einem Kanzler, einem Aſſeſſor (who is a judge of the district), einem Prieſter, der den Gerichtsſchreiber macht, und einem Gerichtsdiener. — In Nordcambrien bilden folgende Beamte den Hof: der lord of the commot,*) es ſei denn, daß der König ſelbſt da iſt, ein mayor, ein Kanzler, ein Diſtrictsrichter, ein Prieſter von Clynog, Bangor oder Penmon, und ein Gerichtsdiener. — In Südcambrien, d. h. in Cardigan, Pembroke, Glamorgan und Gwent aber iſt kein Diſtrictsrichter, ſondern jurors; der Hof bildet ſich aus dem König, oder in ſeiner Abweſenheit aus dem lord of the hundred or commot (centenarius), dem mayor, Kanzler, dem Hof-scholar als

stens die höheren vom König); dies sahen wir schon oben. Sie sind im Schutz des Landes, tragen keine Waffen, machen keinen Heereszug mit, Tr. 107. Kein Eigner kann ein Richter sein, kein Unwissender, kein inefficient man. Tr. 214. — Wohlgemeinte Ermahnungen werden ihnen besonders häufig ans Herz gelegt: „Sie sollen unpartheiisch und gleich gegen Alle sprechen, Alle schützen und vertheidigen, gute Verordnungen zur Belehrung und Erinnerung aller Bürger erlassen. Auf drei Dinge sollen sie bauen: auf Kenntniß, natürliches Recht und gewissenhafte Redlichkeit. Tr. 10 oder wie es Tr. 12 heißt: auf Gesetzkenntniß, Kenntniß der Sitten des Landes und Kenntniß der Tendenzen der Zeit und ihrer Bedeutungen!! Zu der oben gemachten Bemerkung, daß die Richter zugleich Höflinge und Minister waren, fügen wir aus Tr. 212 zu, daß außer der Beilegung von Streitigkeiten, außer Bestätigung des Urtheilsspruchs der jurors mit ihrer „legalen Sentenz," besonders auch das Versenden von Gesandten ihr Geschäft ist. Drei Richter werden hauptsächlich unterschieden: der Richter im höchsten Gerichtshof, d. h. der Oberrichter in der Volksversammlung, der stets um den König sein soll und vor dessen Entscheidungsspruch sich alle Könige neigen müssen; der Richter des commot; endlich die jurors oder schlechthin Richter. Tr. 213. —

In den Gesetzen Hywel Dda's ist ein genaues Gemälde eines Gerichtshofs gegeben, der nach jenen Gesetzen (p. 162) regelmäßig zweimal im Jahr geöffnet ward. (Cäs. VI., 13. Hi (Druides) certo anni tempore — considunt in loco consecrato. Huc omnes undique, qui controversias habent, conveniunt eorumque decretis judiciisque parent). Diese regelmäßige Eröffnung geschah vom 9. Januar bis zum 9. Februar; dann vom 9. Mai bis zum 9. August, blieb aber in der Frühlings- und Herbstzeit, der Saat und Erndte wegen, geschlossen. Dies bedingt der Ackerbau; der Germane hielt sein Gaugericht gerade im Frühling und Herbst, ihn kümmerte der Feldbau nichts. Die Versammlung ist auf dem streitigen Feld im Freien, eine Sitte, die auch bei den Deutschen erst die Capitularien Carl's des Großen abstellten; die Sonne und das Wetter muß

im Rücken ſieben (considunt in loco consecrato); das folgende gibt eine Vorſtellung von den Gliedern und den Sitzen, die ſie einnahmen.



Kläger eine Frau, ein Stummer oder Fremder, so muß er einen Advokaten haben. Tr. 209. — Ferner besagt die 110. Triade: There are three persons, who cannot be indicted singly and alone upon a complaint: a wife without her husband; a youth under fourteen years of age, without his father; and a bondman without his lord and master. — Ueber den weiteren Verlauf der Sache, über Zeugen, Bürgen, Geiseln u. s. w. hören wir kaum so viel, daß wir auf ihre Existenz schließen können. Nirgends zeigt sich mehr das geschwätzige Reden über unwesentliche Dinge, als hier, während das Wichtigere ganz verschwiegen bleibt. „Der Gerichtshof muß Klage, Petition und Erwiederung anhören. Wo dies nicht geschieht, kann appellirt werden. Tr. 186. Wenn der Richter und die jurors sprechen, hört der Lord; wenn der Kläger oder Defendent spricht, hören die Richter und jurors; und Alle, wenn die Zeugen reden. Drei Personen müssen dabei gegenwärtig sein: der Lord, die Gerechtigkeit zu verwalten; eine Sicherheit oder Geisel, um Aufrichtigkeit zu erhalten; und ein Richter, um die Wahrheit zu finden. Tr. 147. Findet sich nun über den vorliegenden Fall eine alte Sitte, oder existirt ein Contract, von Zeugen bestätigt; oder zeigt sich eine unvermeidliche Nothwendigkeit, die schlechterdings dies oder jenes gebot, so ist der Prozeß ohne Weiteres zu Ende, denn diese drei Umstände sind dem Gesetz überlegen. Tr. 157, 160. Die letzte Stelle lautet: There are three things that strengthen a domestic custom: its gentle tendency; its energy for the benefit of the country and the tribe; and its authority by dignity and claim which does not operate against the law. Where such a custom exists, *it is paramount to the law.* — Ob die Cambrier Ordalien kannten, ist zweifelhaft; erwähnt wird der Art nichts, eben so wenig findet sich etwas Bestimmtes über Reinigungseide der Beklagten oder Erfüllungseide der Affirmanten. Doch heißt es Tr. 184: Ein Eid auf Eingeweide ist ein eben so strenges Zeugniß, als ein gegenseitiges Geständniß und eine Kette von Umständen, die zur Evidenz führen. Sind nun alle Verhältnisse und Umstände ausgemittelt, so entscheiden die jurors, der Oberrichter bestätigt die Sentenz, und findet

keine Appellation ſtatt, ſo hat der König und der Rächer für die Execution zu ſorgen. Eine ſehr gewöhnliche Strafe iſt dann das Verbannen durch Hornruf und Geſchrei; eben dieſes Mittel wird auch angewandt, einen Verbrecher aufzugreifen. Es heißt: „Wenn eine böſe Handlung, ein geheimer Mord geſchieht, wenn eine Stadt in Feuer iſt, ein Heer einfällt, wenn eine Flotte der Feinde erſcheint, ein Geſandter nicht zurückkehrt, wenn Wölfe, Vagabunden und wilde Hunde zu verfolgen ſind; ferner wenn das Volk zur Erndte, zum Kampf oder zur Andacht verſammelt werden ſoll, ſo wird es durch Hornruf und Geſchrei dazu aufgefordert. Jeder muß dann helfen; nur Kinder, Greiſe, Familienlehrer und alle Privilegirten ſind davon frei. Gilt es einem Exilirten, ſo muß ihn Alles verfolgen bis zu ſeinem Verſchwinden auf dem Meer.“ Dergleichen Verbannte pflegen auch auf den Pfoſten des Königs genannt zu werden; ſteinerne Säulen an den Heerſtraßen, auf denen vor Verbrechern und — Idioten gewarnt ward.

Auch in den wenigen Statuten, die ein neuerer Rechtsgelehrter civilrechtliche nennen würde, treffen wir auf dieſelbe Erſcheinung, wie faſt in allen Theilen: Ueberfluß an Empfehlung ſchöner Grundſätze, aber Mangel faſt an allen poſitiven Ge-

Breites; es schweigt aber darüber das Gesetz eines freisinnigen Volkes, das nur in Einfachheit und Zutrauen dem König solche Gewalten einräumte, deren allenfallsigen Mißbrauch zu verhüten in den Verfassungsrechten alle Anstalten getroffen waren. In dem Civilrecht erklärt sichder Mangel an Gesetzen noch mehr. Ursprünglich waren vielleicht alle Dinge Gemeingut, wozu also ein Sachenrecht? Die Zeit, die einfach genug war, eine solche Einrichtung zu pflegen, bedurfte nur weniger Gesetze. Was das Personenrecht angeht, so war der Rang und das Recht jedes Einzelnen nach den verschiedenen Ständen genau fixirt; wir können aber hier vermeiden, davon zu reden, da schon oben das Wichtigste darüber beigebracht ist. In Betreff der Familien- und Hausverhältnisse gab es einige Bestimmungen, die jedoch ebenfalls unbedeutend und ganz im Allgemeinen gehalten sein durften, da über solche Dinge, wenn sie bedeutend waren, die ganze versammelte Tribus zu entscheiden hatte; ein Ausweg zur Ersparung positiver Gesetze, der ganz passend war, weil das Familienband dadurch weit strenger geknüpft werden mußte, als durch die vortrefflichsten Gesetze geschehen konnte; ein Ausweg ferner, dessen Anwendung wohl nie etwas im Weg stand, da die Tribus nur eine kleine Gesellschaft und also leicht versammelbar war. Wir werden uns zum Ueberblick des Wenigen, was die Gesetze über das Familienwesen darbieten, nachdem wir nur noch die Lage einiger physisch-unfähigen und anderer Personen betrachtet haben, die einen mitleidigen Schutz ansprechen. Solche Leute haben zum Theil nicht das Recht, Waffen zu tragen, dann ist es verboten, Waffen gegen sie zu heben. Dahin gehört ein unmündiger Jüngling, d. h. unter vierzehn Jahren nach Tr. 114; ein Idiot, der auf den Pfosten des Königs genannt ist. Dies geschieht aus dem Grunde, weil er zu Nichts verpflichtet ist; daher wird Jeder vor ihm und der Gemeinschaft mit ihm gewarnt und Jeder soll ihn kennen. Besonderen Schutz des Staats nimmt ferner in Anspruch ein Unbewaffneter, ein Weib, ein Gesandter, ein besuchender Fremder. Tr. 57. Sodann unterstützt und unterhält der Staat die Weisen. (Tr. of pr. init.) Ferner werden als solche Leute betrachtet die Trun-

kenen, die wie die Unmündigen oder wie die zu einem Verbrechen Gezwungenen dem Staate nicht verantwortlich sind.

Was das Familienband betrifft, so scheint dies noch inniger geflochten, als unter den germanischen Stämmen. Wir würden Unnöthiges wiederholen müssen, wenn wir hier weitläufig sein wollten. Wir verweisen daher auf das Obige. Schon die Einrichtung der Stämme und das familiäre Verhältniß in der Tribus belegt hinlänglich die enge Verbindung, die die Glieder eines Stammes umschloß, was besonders die oben beschriebene Entstehung einer Tribus aus der Maternität oder nach dem Verlauf von neun Generationen durch den Liberator in großes Licht setzt. Im umgekehrten Fall zu dem dort berührten Hergang war es erlaubt, daß ein Freier eine Eigne heirathete; dann wurden seine Kinder auch Sclaven, aber nur bis zur vierten Generation. Bei der Verheirathung wird keine andere Form erwähnt, als der oben gedachten Commutationsgebühr. Uneheliche Kinder waren bis zum neunten Grad der Nachkommenschaft ihres Freirechts beraubt. Das Wort des Vaters war hinlänglich, ein Kind legitim oder illegitim zu erklären. Fehlte der Vater, so konnte es das Stammhaupt mit sieben Aeltesten oder fünfzig Aelteste ohne das Stammhaupt. Sie brauchten nicht eben ihre Aussage zu beschwören; ihr Ehrenwort und Gewissensmeinung war hinreichend; dann pflegte, wenn der Knabe als rechtmäßig durch sie erkannt ward, der Stammfürst des Knaben rechte Hand zu nehmen und sie nach der Reihe in die eines jeden Aeltesten zu legen. Wenn ein Kind ein Jahr und einen Tag von dem Vater war gepflegt und erzogen worden, oder wenn erwiesen werden konnte, daß es im gesetzmäßigen Bett erzeugt war, oder wenn für seine Erziehung an einen Dritten von dem Vater ein Preis bezahlt war, so konnte es der Vater nicht mehr verläugnen. Tr. 118 — 120. — Durch Verkehr eines Fremden mit einer Ehefrau wird der Gemahl legal injuriirt, Tr. 128, und der Andere muß nach den Gesetzen Hywel Dda's eine Buße an den Mann zahlen. Eine wesentliche Verschiedenheit von den deutschen Sitten zeigt die Stellung des weiblichen Geschlechts. Der Cambrier kennt nicht die Würde

der Frauen, wie der Germane, sondern die Art, sie zu behandeln, nähert sich mehr dem asiatischen Gebrauch. Nicht zwar stehen sie in der sclavischen Unterthänigkeit, wie im Orient; sie haben im Gegentheil das eigne Vorrecht, Waffen zu tragen und in der Tribus zu stimmen; auch herrscht Monogamie, aber an die Heiligkeit der Ehe bei den Germanen, an die rigorose Strenge, mit dem diese Unkeuschheit bestrafen, ist kein Gedanke. Bei den Cambriern hängt es ganz von dem Mann und durchaus nichts vom Weib ab, wenn jener die Ehe trennen will; dabei gibt ihm das Gesetz Hywel Dda's (p. 131) noch das unsaubere Recht, daß wenn er bereut und hört, seine Frau stehe im Begriff, sich mit einem Anderen zu vermählen, und er ertappt sie noch mit dem Einen Fuß außerhalb des neuen Ehebetts, sie ihn wieder nehmen muß. *) (Vergl. damit Mos. 5, 24, 3—4.) Er konnte sich schon nach drei Nächten scheiden, mußte dann nur drei Ochsen bezahlen. Das Weib kann sich nur erst nach dreimaliger Ueberzeugung von ihres Mannes Untreue trennen, p. 134. — Eben so war es bei den Juden dem Manne leicht gemacht, und nach Jos. Antiq. 15, 7, 10 hatte das Weib nicht das Recht der Repudiation. Für Nichtvollziehung einer versprochenen Ehe kann man büßen, und ist nicht gehalten, dem Versprechen nachzukommen, p. 142. — So ist das Wehrgeld und die Injurienbuße für ein Weib nur die Hälfte der Wehr ihres Bruders. Wie ganz anders erscheint in allem diesem das deutsche Gesetz! Ob in den älteren Zeiten die Familienverbindung so weit ging, daß, wie später in den Gesetzen Hywel Dda's und bei den Deutschen die ganze Familie die Buße eines Einzelnen aus ihrer Mitte mußte tragen helfen, bleibt dahingestellt, ist aber wahrscheinlich. — Als die drei obersten

*) Ganz das Gegentheil bei den Arabern. Koran Sure 2, 231. „Wenn er sich geschieden hat, so ist sie ihm nicht mehr erlaubt (sie wieder zu heirathen), bis sie einen anderen Mann geheirathet hatte, und wenn dieser sie auch verschmäht, dann begehen sie keine Sünde, wenn sie wieder zusammengehen, wenn sie glauben, daß sie die Gränzen Gottes einhalten."

Familienhäupter nennt Tr. 131 den Vater, den älteſten Bruder und den Schwiegervater.

Ueber das Sachenrecht ſollten wir füglich ganz ſchweigen. Bei der Schmalheit der Nachrichten und der Ungewißheit der Verhältniſſe in Bezug auf Beſitzthum und Eigenthum würde nur ein Rechtsgelehrter, und auch er nur ſehr dürftiges vermuthen können. Wir erinnern, daß Eichelwald, Wild und Eiſen Gemeingut war. Sobald Eicheln geſammelt, ein Wild enthäutet, das Eiſen gegraben iſt, ſo wird ſolches alsbald Privatgut. Tr. 49, 50. — Feſter Beſitz iſt das jedem Freien zugehörige Feld, Haus und Hof. Zu unveräußerlichem, obwohl nicht gemeinſamem Gut gehören „Weib, Kind und Paraphernalien, das heißt Kleider, Waffen und Werkzeuge." Tr. 53. — Contracte finden wir hier und da erwähnt. Sie ſind mit Zeugen geſchloſſen und dann ſchlechthin rechtsgültig. Teſtamente werden nicht genannt. Einige Verfügungen über Verluſt des Erbes haben wir hier und da kennen gelernt. Die Erbfolge in der Familie ſcheint wegen des Gemeinbeſitzes oder wegen der Erforderniß, daß jeder Freie fünf Morgen Land erhielt, an dem es nie fehlte, nicht geſtört worden zu ſein, oder das Herkommen machte beſondere Geſetze unnöthig. Es finden ſich we-

Verschiedenheit läßt sich weiter in den Strafmitteln verfolgen, die hier weit mannichfaltiger sind, als bei den Germanen, die, weil sie ihre Person für unantastbar betrachteten, oder weil es ihnen lieber war, den erlittenen Schaden ersetzt zu halten, als nutzlos dem Beleidiger einen Schaden zur Vergeltung zuzufügen, anfänglich nur Geldstrafen duldeten. Die Todesstrafen, sahen wir oben, des Hängens, Verbrennens oder Enthauptens waren dem König zur Wahl anheimgestellt. Man strafte mit Verlust eines Glieds, mit Verbannung durch Schrei und Horn und Verfolgung durch Männer und Hunde, eine tumultuarische Art, einen in Unfrieden zu erklären. Beschlagnahme irgend einer Freiheit war ein weiteres Strafmittel; Gefangensetzung, Verlust des Gutsbesitzes oder des Privilegs, womit denn Degradirung des Delinquenten mit seinen Kindern bis zur neunten Generation verbunden war. Tr. 21, 60. — Sehr gewöhnlich scheint ein Mittel der Entehrung, the correction by the country, das heißt eine Bekanntmachung des Verbrechens eines Mannes durch Ausruf und Horn in allen Höfen, Heiligthümern, Märkten, Messen und geschlossenen Geschäften. Tr. 22. Dies ist vielleicht das, was Cäsar VI, 13 die Strafe des Interdicts von den Opfern nennt. Quibus ita interdictum est, ii numero impiorum ac sceleratorum habentur; iis omnes decedunt, aditum eorum sermonemque defugiunt, ne quid ex contagione incommodi accipiunt; neque iis petentibus jus redditur, neque honos ullus communicatur. — Die Geldstrafe war vielleicht auch gebräuchlich, wenn die Stellen nicht späteres Ursprungs sind, wo sie erwähnt wird; sie ward später in dem Codex des Hywel des Guten Hauptmittel, und ist dort ganz in der Art behandelt wie im deutschen Gesetz. Geldstrafe stand auf Injurien; man konnte auch Mord damit büßen. Die 84ste Triade sagt: Wer in geheiligter Versammlung Waffen entblößt, wird zur Geldbuße für Mord verurtheilt, nach der Bestimmung des Königs. — Wo die Geldstrafe nicht erlegt werden kann, erfolgt Pfändung oder es wird dem Condemnirten Sclavendienst auferlegt bis er zahlt. Tr. 22. — Die Familie hilft, wenigstens später, die Buße im Nothfall tragen.

In Einzelnes einzugehen, vermeiden wir wie vorher bei dem Civilrecht. Wenige Bemerkungen können wir gleichwohl nicht vorüber lassen, aus denen sich zeigen wird, welch eine eigene Ansicht von der Wichtigkeit dieses oder jenes Verbrechens die Cambrier hatten, und wie namentlich bei ihnen, ganz im Gegensatz zu den Deutschen und Slaven, der Grundsatz, daß die Sicherheit des Besitzes höher stehen müsse als die Sicherheit der Person, das Strafgesetz dictirt zu haben scheint. Wir wollen einige Beispiele zusammenstellen: Wer in ein fremdes Land überzieht, oder gemeinschaftliche Sache mit einem feindlichen Volk macht, oder zu dem Feind überläuft, verliert das Bürgerrecht und kann es nur wieder erlangen, wenn er im ersten Fall mit Stellung von Geiseln und Pfand zurückkehrt; im zweiten, wenn er Alles, was er besitzt, für einen Cambrier oder das ganze Land Preis gibt; im dritten, wenn er brav ficht gegen das feindliche Heer, mit dem er vorher gestritten hatte. Tr. 90, 91. — Auf dem Mord eines Landsmannes stand Confiscation; auf dem Mord des Königs, Stammhauptes oder Familienrepräsentanten Verlust des Erbes und Versetzung in den Sclavenstand. Verlust der Freiheit galt also höher als das Leben; ein Zug, der ganz nordischer Art ist. Auf dem Diebstahl gewisser Wahrzeichen, die zur Beweisführung vor Gericht gebraucht zu werden pflegten, stand der Tod. Diese sind ein back-fire stone, lime kiln oder horse block, weil auf diese das Familien-Wappen eingegraben war. Auf Hochverrath, Meuchelmord und Straßenraub setzen die triads of progression Verbannung; auch scheint die Triade 149, aber 134 dagegen sehr bestimmt: Ein Staatsverräther, ein Mörder aus wirklicher Bosheit und ein überwiesener Dieb von mehr als vier Pence verwirkt das Leben und kann nicht freigekauft werden. Diese rigorose, wahrhaft japanische Strenge stellt die Gesetzgebung neben Drako und Zaleucus, neben die zehn Tafeln u. s. w., und beweist ihr Alter. Die Deutschen erkennen für Diebstahl von bedeutendem Werth wohl den Tod zu, aber nur Sclaven. Das genannte Gesetz wird 138—140 näher bestimmt: Wer einen Hund stiehlt, oder Gartenkraut, oder ein Thier

aus einem Verschluß, wir nur mit Geld bestraft; aber ein eigentlicher (?) Dieb, ein Hehler des Diebstahls, oder wer ein gestohlnes Thier tödtet, verwirkt unerkäuflich sein Leben. Wer aber gestohlen hatte mit Betrug (dies wird vielleicht bewegen, die bekannte spartanische Nachsicht nicht für eine Erfindung zu halten), oder mit Erpressung, oder mit Verhehlung der Folgen, kann sich mit dem dreifachen Werth der Sache loskaufen. Die Erpressung muß wohl von einer Erbeutung eines Gegenstandes im offenen Kampf verstanden werden; dann lassen sich zu diesem kriegerischen Gebrauch auch unter den Germanen Beispiele finden. Eine Mutter, die zur Beschützung ihrer Kinder ein Verbrechen übt, kann nicht mit dem Tode bestraft werden. Tr. 23. Eben so mild verfährt man mit Trunkenen, Unmündigen, mit Ausländern, die eine fremde Sprache reden, mit ganz Dürftigen, mit Taubstummen; und selbst das Weib, das mit ihrem Manne zugleich stahl, kann nicht beklagt werden.

Dies möge denn genügen; einen ungefähren Abdruck des Bildes, das diese alten Urkunden von dem Volk, in dem sie entstanden, entwerfen, kann vielleicht diese Auseinandersetzung geben, obgleich sie auch darauf nicht einmal Anspruch macht und zufrieden ist, wenn sie nur zu weiterer Untersuchung und gründlicher Vergleichung dieser Gesetze anregen konnte. Wir können uns auf die Gesetze des Hywel Dda hier nicht einlassen; sie ermangeln des vielseitigsten Interesses indeß nicht. Ueber ihre Entstehung möge noch aus des Uebersetzers biographical sketch of Howel the good, p. 271, das Folgende hier Platz finden. Hywel Dda ward im Jahr 907 bei dem Tod seines Vaters Cadell Prinz von Südwales; 913 bei dem Tod des Königs Anarod vor Nordwales ward er Lord Paramount von Wales, und als Idwal Voel 940 in einer Schlacht gefallen war, ward er König von ganz Wales und regierte bis 948. In der Geschichte der welschen Fürsten von Caradog von Llancarvon heißt es von seiner Gesetzgebung, 926, sei er nach Rom gegangen, begleitet von mehreren Bischöfen, um die Gesetze kennen zu lernen, die man ihm gepriesen. Bei seiner

nach Rom, um ſich vor
mit denen Gottes und d
ſeiner Zurückkunft legte e
mots und der ganzen Nat
in allen Gebieten von gan
höfen eingeführt wurden.
Ueberſetzer p. 274 folgend
laws, the reader will meet
shew the state of society
pretty fully. The English r
conclude that, at the perio
barbarians, but he should r
of civilized Europe was equ
century. Indeed I am dispose
retrograded instead of impr
Moelmud breathe a spirit of li
able, but in Howels code we
noble spirit, occasioned no
foreign manners and the spre
barity and fanaticism.

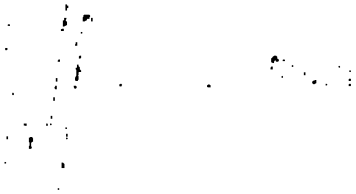
Ueber

Schmidt's Geschichte Aragoniens

im Mittelalter.

Leipzig 1828.

1831.



Der nachfolgende Aufsatz würde als Anzeige des bezeichneten Buchs etwas verspätet erscheinen; allein er hat auch nicht die Absicht, die Aufmerksamkeit des Lesers auf das zu lenken, was sich in dem Werke vorfindet, sondern vielmehr auf das, was darin mangelt. Es haben in unseren Tagen verschiedene Parthien der spanischen Geschichte in Deutschland fleißige und tüchtige Bearbeiter gefunden. Gründliche Untersuchungen über ein Land, in dem zuverlässige, in Integrität erhaltene Quellen und bessere Originalstücke, besonders in den frühern Jahrhunderten so selten sind, weil da die Mönche sehr zeitig Gelegenheit fanden, ihre Hände in andere Dinge zu mischen, die ihnen erklecklicher dünkten als die Beschäftigung mit Abschreiben und Verfassen von Büchern, sind gewiß eben darum um so verdienstlicher, und man muß jeden Beitrag zu genauerer Kenntniß dieses Landes mit recht warmem Danke erkennen. Nur wäre einerseits zu wünschen, daß sich die verschiedenen in diesem Fache schreibenden Gelehrten nicht sowohl auf einerlei Wege begleiten, als vielmehr in verschiedenen einzelnen Gegenden umthun wollten, um uns durch desto fleißigere Forschungen desto eher eine desto gründlichere Kenntniß des ganzen Gebiets zu verschaffen. Und auf der andern Seite dürfte man doch eben hier am ersten zu der Anforderung berechtigt sein, bei uns entstehende Werke über die Geschichte dieses Landes von neuen Seiten behandelt zu sehen, Seiten, die weder der kritische, noch der nationale Eifer der spanischen Geschichtschreiber berührte: ich meine vor Allem den inneren Gang der Bildung,

Rückkehr beſchied er alle Tribuſchefs zu ſich, die Familienrepräſentanten und Weiſen, Laien und Geiſtlichen; er fand mit ihnen, daß die Geſetze des Dyvnwall Moelmud weit die vorzüglichſten von allen ſeien; deßhalb brachte man dieſelben in beſſere Ordnung und legte ſie der Collectivconvention vor. Sie wurden angenommen und eingeführt. 930 ging Howel nochmals nach Rom, um ſich von der Uebereinſtimmung ſeiner Geſetze mit denen Gottes und des Chriſtenthums zu überzeugen. Nach ſeiner Zurückkunft legte er ſeine Geſetze den Hundreds, Commots und der ganzen Nation vor, worauf ſie ohne Widerſtand in allen Gebieten von ganz Cambrien und in allen Gerichtshöfen eingeführt wurden. Ueber dieſe Geſetzgebung fällt der Ueberſetzer p. 274 folgendes Urtheil: In perusing Howel's laws, the reader will meet with many curious things, which shew the state of society in Wales in the tenth century pretty fully. The English reader will doubtless be ready to conclude that, at the period in question, the Welsh were barbarians, but he should remember that the greatest part of civilized Europe was equally as unpolished in the same century. Indeed I am disposed to think that the Welsh had retrograded instead of improved. The triads of Dyvnwall Moelmud breathe a spirit of liberty and dignity truly honourable, but in Howels code we perceive a falling off of that noble spirit, occasioned no doubt by the introduction of foreign manners and the spreading influence of Gothic barbarity and fanaticism.

Geschichte Aragoniens. Man wird finden, daß trotz der trefflichen Hülfsmittel, die dem Verfasser zu Gebote standen, und die man zum Theil anderswo vergeblich aufsuchen wird, doch keiner der unkritischsten spanischen Historiker dadurch entbehrlich gemacht wird; daß selbst der confuseste Aragonische Patriot den Geist seiner vaterländischen Geschichte besser eröffnet, als der besonnene Deutsche es kann. Zum Beweise hebe ich lieber einige wenige Stellen zu ausgedehnterer Beleuchtung aus, als daß ich eitel hin urtheile ohne Belege.

In dem ersten Abschnitte über die Begebenheiten im nordöstlichen Spanien seit der Eroberung durch die Araber bis auf die Entstehung des Königreichs Aragon schlägt der Verfasser einen Weg ein, den schon Moret und Andre gegangen sind, um über die Frage, ob schon so früh als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, in den Pyrenäen ein pyrenäisches oder pamplonisches oder sobrarbisches oder wie sonst genanntes Reich entstanden sei, ins Reine zu kommen. Er meint, wenn es erwiesen sei, daß Franken und Asturier und Mauren jene Gegenden, die man als Wiege der ostspanischen Reiche bezeichnet, in jenen frühern Zeiten besetzt gehalten hätten, so sei auch die Fabelhaftigkeit ihres Ursprungs ausgemacht. Allein ich muß gestehen, daß mir ein Argument der Art schwer in den Kopf will. Welche genaue Nachrichten über die fränkischen, asturischen und maurischen Expeditionen haben wir denn? Warum sollen denn die Schlüsse, die man an die Eroberungen von Karl und Ludwig knüpft, bündiger sein als die, zu denen die Niederlagen desselben Karl und die der Grafen Eblus und Aznar einladen, wenn auch nicht berechtigen? Warum soll der „allgegenwärtige Blick des großen Karl und die persönliche Gegenwart Ludwigs und seiner Sendboten und Grafen" mehr vermocht haben, als die Gegenwart unruhiger bewaffneter Kriegshaufen in den Bergen? Moret hat schon die ganz einfache Bemerkung gemacht, daß Eroberungen noch keine Herrschaft sind. Läßt sich die Bestellung von fränkischen Grenzgrafen bis nach Huesca und Ribagorza nachweisen, so ist dies in den Thälern von Hacho und Anso, von Aisa und Sobrarbe und Anderen nicht

Der nachfolgende Aufsatz würde als Anzeige des bezeichneten Buchs etwas verspätet erscheinen; allein er hat auch nicht die Absicht, die Aufmerksamkeit des Lesers auf das zu lenken, was sich in dem Werke vorfindet, sondern vielmehr auf das, was darin mangelt. Es haben in unseren Tagen verschiedene Parthien der spanischen Geschichte in Deutschland fleißige und tüchtige Bearbeiter gefunden. Gründliche Untersuchungen über ein Land, in dem zuverlässige, in Integrität erhaltene Quellen und bessere Originalstücke, besonders in den frühern Jahrhunderten so selten sind, weil da die Mönche sehr zeitig Gelegenheit fanden, ihre Hände in andere Dinge zu mischen, die ihnen erklecklicher dünkten als die Beschäftigung mit Abschreiben und Verfassen von Büchern, sind gewiß eben darum um so verdienstlicher, und man muß jeden Beitrag zu genauerer Kenntniß dieses Landes mit recht warmem Danke erkennen. Nur wäre einerseits zu wünschen, daß sich die verschiedenen in diesem Fache schreibenden Gelehrten nicht sowohl auf einerlei Wege begleiten, als vielmehr in verschiedenen einzelnen Gegenden umthun wollten, um uns durch desto fleißigere Forschungen desto eher eine desto gründlichere Kenntniß des ganzen Gebiets zu verschaffen. Und auf der andern Seite dürfte man doch eben hier am ersten zu der Anforderung berechtigt sein, bei uns entstehende Werke über die Geschichte dieses Landes von neuen Seiten behandelt zu sehen, Seiten, die weder der kritische, noch der nationale Eifer der spanischen Geschichtschreiber berührte: ich meine vor Allem den inneren Gang der Bildung,

die Entwicklung der Verfassung, und so viele Zweige, die dahin einschlagen, die doch dem Historiker immer die wichtigeren sein werden. Wenn man stets wiederholte Musterung und Sichtung und Beleuchtung der nackten Thatsachen, unter denen man denn gar zu oft die alleräußerlichsten und unbedeutendsten zu den wesentlichsten zu machen versucht wird, zum Endziel aller geschichtlichen Forschung macht, dann leidet die eigentliche Geschichtschreibung offenbaren Schaden. Genauigkeit und Sicherheit bis ins Allerkleinste zu wahren, muß eine wesentliche, aber nicht die einzige — ich zweifle, ob die Haupt-Eigenschaft eines Historikers sein. So straff den Zügel in der Hand, meint Lessing, könne man wohl eine Chronik zusammenklauben, aber gewiß keine Geschichte schreiben. Auch sehe ich in der That den Gewinn nicht ab, der auf einem Wege dieser Art von Deutschen im Gebiete der spanischen Historie zu machen sein sollte. Wie könnten doch so magere, vom Skepticismus bleiche Geschichtswerke von Ausländern neben den wohlgenährten und ehrwürdigen Folianten der Einheimischen im Vortheil stehen! neben einem Zurita und Moret, neben Mariana und Ferreras, neben Zamalloa und Abarca, die jene doch weder durch gleiche Vollständigkeit entbehrlich, noch durch fortlaufende Kritik un-

Geschichte Aragoniens. Man wird finden, daß trotz der trefflichen Hülfsmittel, die dem Verfasser zu Gebote standen, und die man zum Theil anderswo vergeblich aufsuchen wird, doch keiner der unkritischsten spanischen Historiker dadurch entbehrlich gemacht wird; daß selbst der confuseste Aragonische Patriot den Geist seiner vaterländischen Geschichte besser eröffnet, als der besonnene Deutsche es kann. Zum Beweise hebe ich lieber einige wenige Stellen zu ausgedehnterer Beleuchtung aus, als daß ich eitel hin urtheile ohne Belege.

In dem ersten Abschnitte über die Begebenheiten im nordöstlichen Spanien seit der Eroberung durch die Araber bis auf die Entstehung des Königreichs Aragon schlägt der Verfasser einen Weg ein, den schon Moret und Andre gegangen sind, um über die Frage, ob schon so früh als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, in den Pyrenäen ein pyrenäisches oder pamplonisches oder sobrarbisches oder wie sonst genanntes Reich entstanden sei, ins Reine zu kommen. Er meint, wenn es erwiesen sei, daß Franken und Asturier und Mauren jene Gegenden, die man als Wiege der ostspanischen Reiche bezeichnet, in jenen frühern Zeiten besetzt gehalten hätten, so sei auch die Fabelhaftigkeit ihres Ursprungs ausgemacht. Allein ich muß gestehen, daß mir ein Argument der Art schwer in den Kopf will. Welche genaue Nachrichten über die fränkischen, asturischen und maurischen Expeditionen haben wir denn? Warum sollen denn die Schlüsse, die man an die Eroberungen von Karl und Ludwig knüpft, bündiger sein als die, zu denen die Niederlagen desselben Karl und die der Grafen Eblus und Aznar einladen, wenn auch nicht berechtigen? Warum soll der „allgegenwärtige Blick des großen Karl und die persönliche Gegenwart Ludwigs und seiner Sendboten und Grafen" mehr vermocht haben, als die Gegenwart unruhiger bewaffneter Kriegshaufen in den Bergen? Moret hat schon die ganz einfache Bemerkung gemacht, daß Eroberungen noch keine Herrschaft sind. Läßt sich die Bestellung von fränkischen Grenzgrafen bis nach Huesca und Ribagorza nachweisen, so ist dies in den Thälern von Hacho und Anso, von Aisa und Sobrarbe und Anderen nicht

der Fall: dies allein reicht im Grunde schon hin, allem absoluten Absprechen zu wehren. Und wenn nun mit den Königen von Sobrarbe oder den Grafen von Aragon nichts anders gemeint sein sollte, als fränkische Lehnsherrn, so würde die ganze Beweisführung eben nichtig sein. Und in der That sträuben sich die verständigeren spanischen Geschichtschreiber gegen die Annahme eines solchen Feudalverhältnisses, wie es in Ribagorza augenscheinlich Statt fand, gar nicht. Was Zurita von den Einwohnern von Pamplona meint, sie hätten sich zwischen Franken und Mauren, bald in Gemeinschaft mit diesen, bald mit jenen unabhängig zu halten gesucht, ist so ganz in der Lage der Dinge natürlich, daß ich am Ende gar nicht mehr sehe, wo die Unwahrscheinlichkeit der Existenz solcher kleinen Staaten eigentlich liegt. Nur aber muß man wohl scheiden zwischen der Frage über die Existenz und der über die Geschichte dieser pyrenäischen Reiche; man muß scheiden die knappe und dunkle Ueberlieferung aus alter Zeit von der unter der immensen Gelehrsamkeit und der glühenden patriotischen Ruhmsucht der Aragonier angeschwollenen und ausgeschmückten Erzählung und den ersonnenen Conjecturen; und dies ist der Punkt, den die fremden Geschichtforscher unbegreiflicherweise alle übersehen haben. Wie war es nur möglich, daß eine so einleuchtende Sache so vernachläßigt ward? eine Sache, über die unter allen besseren Spaniern fast nur Eine Stimme herrscht? Freilich so obenhin und flach ausgesprochen mag sie sich nirgends leicht finden, sie liegt aber in der Erzählung Zurita's und Morets, die nur eben noch nicht viele aufmerksame Leser gefunden haben mag. Der einsichtsvolle Garibay erklärt sich gegen die Fabeln, er wagt aber nicht, die ganze Sache bei Seite zu werfen; er begnügt sich wie Livius, das Alte zu bezweifeln, nicht aber erklärt er es für eitle Erdichtung. Dasselbe thut Abarca, welcher versichert, in seinem vierzigjährigen theologischen Studium nicht so viel Dunkel und Unlösbarkeit gefunden zu haben, als in den Urgeschichten von Navarra, doch aber dem Mariana nicht zugibt, sie seien voll fabulas y consejos, sondern nur, daß sie voll confusiones y dudas sind.

Zurita spricht sich im Ganzen auch dahin aus, und er hat ganz vortrefflich gefühlt, welche Bedeutung diese Geschichten für ein freisinniges vaterlandsliebendes Volk haben. Porque a mi, juyzio, sagt er irgendwo, se deve tener por edificio muy falso y de mal fundamento, querer con pesado rodeo de palabras dexar *mayor volumen de cosas*, cuya memoria es ya perdida. Esto es lo que con tanta razon offende a los que aborrecen, que se trate de los hechos pasados con ambicion y como en competencia, discurriendo con artificiosa contextura y offuscando la verdad etc. Man sieht, daß auch er alle die Erzählungen, mit denen man sich trug, nicht wird unterschreiben wollen; die Existenz aber solcher kleiner Staaten zu leugnen, fällt ihm darum noch nicht ein.

Ich will den Fall setzen, der Patriotismus der Aragoner und Navarrer hätte die beglaubigte Reihe ihrer Könige nicht an diese Aristas und Ximenez geknüpft, an diese Herren, die sie in die Thäler und Berge von Aspa, Sobrarbe und Ribagorza setzen, so würden sie ruhmlos neben den Grafen von Ampurias und Peralada, von Berga und Osona stehen und vergessen sein, ohne darum unhistorisch zu sein: war auch ihre Existenz verschwindend klein, existirt mögen sie darum ganz füglich haben. Es ist endlich auch ganz aller Analogie gemäß, daß Bergbewohner, so robust und brav, wie sich die Pyrenäer stets zeigten, dem Joche der Eroberer entgehen; die Geschichte eines jeden Landes liefert die Belege. Weist man nur die fabelhaften Sagen von dem Fortgang des Reichs zurück, die Entstehung einer pyrenäischen Herrschaft durch räuberische Kriegshorden, die sich unter militärischer Disciplin verbanden, wie sich Blancas den ersten Anfang denkt, ist gar nicht unwahrscheinlich, und diese Kriegsleute können sich auch trotz der fränkischen und maurischen Eroberung behauptet haben. Man wird überhaupt bemerken, daß sich die Geschichte von Stämmen, die mit erobernder Hand sich Sitze erkämpfen müssen, weiter hinaufführen läßt, als die Geschichte friedlicher Völker. Anders wirkt die Erinnerung auf eine Nation, die allmählig in langgewohnter Heimath aus sich zur Cultur heranreift, anders auf Kriegs-

haufen, die sich plötzlich Wohnplätze erfochten und mit ihnen eine Cultur sich gewöhnlich aneignen, die von den Besiegten übergeht. Man weiß recht gut die Geschichte von Gothen und Longobarden und Sachsen; man weiß, wann die Magyaren die Karpathen überstiegen; in der Geschichte der Franken ist Licht, während die ihrer zurückgebliebenen, selbst in Verbindung mit ihnen gebliebenen Verwandten noch lange im Dunkel liegt; Heldenruhm pflanzt sich leicht im Gedächtniß kampflustiger Naturssöhne fort, stillkeimende Kultur nicht also. Darin liegt auch der Vortheil, in dem die nordwestlichen Reiche in Spanien vor den nordöstlichen stehen, und ich glaube, wenn Einer es ja unternehmen wollte, wie Traggia etwa that, aus den altnavarrischen Geschichten das Historische auszuscheiden, er müßte sich an den Kriegstand des Landes vorzüglich halten. Dagegen läßt sich freilich wieder einwenden, daß zu frühe die Mönche viel Einfluß auf den Staat und wohl noch mehr auf die Tradition hatten. Wären indeß nur die spanischen Kritiker minder breit; wäre es einem nüchternen Deutschen nur zuzumuthen, die Folianten durchzulesen, die der unermüdete Eifer eines Moret in den investigaciones und gegen den noch gedehnteren Laripa in den congressiones apologeticas (die Schmidt wohl nicht kannte) zusammentrug; hätten nur nicht Alle die unleidliche Eigenschaft, nie Unrecht haben zu wollen, man würde zuverlässig in diesen Streitigkeiten*) viel weiter sein. So viel hat auch Schmidt nachgewiesen, daß in den Mährchen von der Grafschaft Aragon im achten Jahrhundert der Graf Aznar keine imaginirte Person ist, allein daß die ganze Reihe der Aristas und Ximenez auch nicht in die Klasse der Fierabras und Oger Golant zu setzen sind, davon den Beweis zu führen, dürfte, wie die Spanier

*) In Spanien dauern sie bis auf diesen Tag. Die neuesten Autoren, deren Meinungen hierüber mir bekannt sind, sind für den sobrarbischen Staat Llorente in dem Journal général de legislation et de jurispr. Tom. I, p. 36 sqq. „sur la constitution ancienne du royaume d'Aragon," und dagegen Don José Sabau y Blanco in den Vorreden zum zwölften und dreizehnten Band seiner Ausgabe des Mariana. Madrid 1819.

ſagen, nicht ſo ſchwer ſein, als hundert Piken nach Flandern zu bringen. Dies hat auch eigentlich Don Joaquin Traggia ſchon gethan in ſeiner Abhandlung sobre el origen y succesion del reyno pirenaico hasta D. Sancho el mayor in den Memorias de la Real Academia de la historia, Tom. IV, von der es Schade iſt, daß ſie Schmidt nicht gekannt hat, indem gerade dieſer Traggia die Sache weiter gebracht, wenigſtens auf eine andere Weiſe angeſehen hat, als die bisherigen ſpaniſchen Forſcher, und indem gerade er auch in einer ſo gemäßigten, ſo concentrirten und präciſen Darſtellung ſeinen Gegenſtand behandelt, und dabei ſo viel Gelehrſamkeit zeigt, daß er recht ehrenvoll aus ſeinen Compatrioten hervortritt. Ich weiß zwar gar wohl, daß Andre nicht ſo günſtig von dieſer Abhandlung haben denken wollen, allein ich möchte mir es überall zur Regel machen, da wo ein Autor, in Zeit oder Raum von uns getrennt, nicht antworten kann, ſo vorſichtig als möglich zu urtheilen. Ich weiß zwar nicht, ob jenen ſtrengeren Beurtheilern die Kenntniß der Quellen, die Traggia benutzte, vielleicht weniger entging, als mir, der ich in dem bezeichneten Bande der Memoiren der Madrider Akademie für Geſchichte, der mir zu Gebot ſtand, die urkundlichen Belege nur im Regiſter angegeben und im Buche ſelbſt mangelnd fand, allein hier kommt auch wohl Vieles auf Autopſie an, um zu entſcheiden, ob jene Codices von St. Iſidor de Leon und Santa Maria de Meya wirklich ſo alt ſind, wie Traggia angibt, und wirklich ſo übereinſtimmende Genealogien geben. Sonſt aber iſt doch Traggia's Anſicht über dieſe Streitſache und beſonders über die Art, wie der Streit von ſeinen Landsleuten geführt ward, ſehr unbefangen; ſonſt hat doch ſeine Nachweiſung, daß die Ariſtas und Ximenez gewöhnlich verwechſelt und noch gewöhnlicher die Letzteren den Erſteren fälſchlich vorgeſetzt werden, vielleicht abſprechende Gegenrede, aber meines Wiſſens keine Widerlegung gefunden; ſonſt hat doch ſeine Quellenbeurtheilung Schick und Art, trotz der eines Moret; er faßt auch die Unterſuchung juſt von derſelben Seite, wie die Deutſchen und kommt nur auf ein anderes Reſultat, auf ein Reſultat, das wenigſtens von Ernſt und von

Muth zeugt, da es genöthigt ist, dasselbe gegen tüchtige Gegner eben so wie gegen halbe Begünstiger seiner Meinung zu vertreten; und da es leicht und bequem ist, auf gute Autoritäten hin, so wie auf einen klug gewonnenen Anschein von eigenen Forschungen, den ganzen Plunder zu verwerfen. Dieser Traggia ist auch ein Mann von Charakter, von Gewissenhaftigkeit und Wahrheitseifer; und was sein ingenium angeht, so muß ich eine Stelle, die (in einem anderen Werke zwar) aus seiner Feder floß, anführen, die über diese alten Traditionen (nur in Bezug auf Kirchengeschichte) einige treffliche Maximen enthält: Las tradiciones tendran fuerza de testimonios escritos, si desde su origen han hablado escritores graves del sugeto de la tradicion, sin oponerse sustancialmente. — Serán sin esto *dignas de ocupar la historia* las tradiciones, quando no se puede asignar otro principio a las circunstancias del culto, y fiestas que las acompañan (man muß nirgends die Beziehung auf Kirchengeschichte vergessen): — quando ne se oponen en su origen á hechos ciertos, ò testimonios en contra: quando nada contienen de inverosímil, y fabuloso: y quando se puede satisfacer racionalmente á todas las contrarias objeciones. — Besonders dann: Las circunstancias inverosímiles que se mezclan á la sustancia de las tradiciones en la boca del vulgo, y en las plumas de escritores ligeros, no perjudican á la verdad de la tradicion. Traggia unternimmt es denn auch, die Geschichte des Aznar schon als mit der des Iñigo Arista verknüpft, und also diesen als Zeitgenossen jenes zu zeigen. Doch hier will ich mich schon nicht als seinen Mitkämpfer aufstellen; ich füge nur seine Genealogie bei,*) mit Bezeichnung der Reihefolge auf dem Thron, da sie bei Aschbach in seinen Ommajaden nicht ganz genau ist; sonst aber habe ich

*) 1. Iñigo Arista, ca. 750.

2. Garcia Iñiguez.

3. Fortuño Garcés, seit ca. 784. 4. Sancho, bis gegen 830.

Geschichte Aragoniens. Man wird finden, daß trotz der trefflichen Hülfsmittel, die dem Verfasser zu Gebote standen, und die man zum Theil anderswo vergeblich aufsuchen wird, doch keiner der unkritischsten spanischen Historiker dadurch entbehrlich gemacht wird; daß selbst der confuseste Aragonische Patriot den Geist seiner vaterländischen Geschichte besser eröffnet, als der besonnene Deutsche es kann. Zum Beweise hebe ich lieber einige wenige Stellen zu ausgedehnterer Beleuchtung aus, als daß ich eitel hin urtheile ohne Belege.

In dem ersten Abschnitte über die Begebenheiten im nordöstlichen Spanien seit der Eroberung durch die Araber bis auf die Entstehung des Königreichs Aragon schlägt der Verfasser einen Weg ein, den schon Moret und Andre gegangen sind, um über die Frage, ob schon so früh als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, in den Pyrenäen ein pyrenäisches oder pamplonisches oder sobrarbisches oder wie sonst genanntes Reich entstanden sei, ins Reine zu kommen. Er meint, wenn es erwiesen sei, daß Franken und Asturier und Mauren jene Gegenden, die man als Wiege der ostspanischen Reiche bezeichnet, in jenen frühern Zeiten besetzt gehalten hätten, so sei auch die Fabelhaftigkeit ihres Ursprungs ausgemacht. Allein ich muß gestehen, daß mir ein Argument der Art schwer in den Kopf will. Welche genaue Nachrichten über die fränkischen, asturischen und maurischen Expeditionen haben wir denn? Warum sollen denn die Schlüsse, die man an die Eroberungen von Karl und Ludwig knüpft, bündiger sein als die, zu denen die Niederlagen desselben Karl und die der Grafen Eblus und Aznar einladen, wenn auch nicht berechtigen? Warum soll der „allgegenwärtige Blick des großen Karl und die persönliche Gegenwart Ludwigs und seiner Sendboten und Grafen" mehr vermocht haben, als die Gegenwart unruhiger bewaffneter Kriegshaufen in den Bergen? Moret hat schon die ganz einfache Bemerkung gemacht, daß Eroberungen noch keine Herrschaft sind. Läßt sich die Bestellung von fränkischen Grenzgrafen bis nach Huesca und Ribagorza nachweisen, so ist dies in den Thälern von Hacho und Anso, von Aisa und Sobrarbe und Anderen nicht

sophischen Historiker nicht gleichgültig sein; der kritische mag ihr unter Umständen einen Platz verweigern, ganz unbetrachtet liegen lassen muß er sie nicht: nicht da wenigstens, wo sie augenscheinlich nicht in dem müssigen Kopf eines Poeten entstanden ist; nicht da, wo ihr Stoff die ganze wirkliche Geschichte überall durchdringt; nicht da, wo sie das Höchste andeutet, zu dem sich die Volksideen erheben konnten; nicht in Aragon demnach, so wenig wie in Rom.

Da mir das bisher Gesagte unter dem Niederschreiben fast zu einer Apologie des Traggia geworden ist, so mag eine Vergleichung dessen, was Schmidt über die Regierung Ramiro's II. gesagt hat, mit der Ilustracion del reynado de D. Ramiro II., von demselben Manne in dem dritten Theile der genannten Memoiren dazu dienen, an einem kleinen unbedeutenden Theile der aragonischen Geschichte zu zeigen, in welcher Art die Spanier auch in niederer Kritik den Ausländern stets überlegen sein werden, bei dem Vortheil, den ihnen die Benutzung handschriftlicher Quellen bietet. Bei Schmidt heißt es p. 71: „deshalb beschlossen die Aragonier zunächst, Governadores zu wählen zur Vertheidigung des Landes und strenger Ausübung der Gerechtigkeit; dann versammeln sie sich zur Wahl eines neuen Fürsten in Borja, auf der Gränze von Navarra, wo nicht blos die Mitglieder des höhern und niedern Adels, sondern auch — damals zuerst — Abgesandte der Städte und Flecken erschienen. Schon hatten sich hier die Stimmen für einen der angesehensten und mächtigsten Barone entschieden, für Don Pedro von Atares, als zwei andere Barone, Pedro Tizon von Cadreita aus Navarra und der Aragonier Pelegrin von Castellezuelo — seine Wahl verhinderten," u. s. w. Diese Cortes von Borgia und Monzon bestreitet Traggia, wie es scheint mit allem Rechte. Er stimmt überein, daß Alonso I. erst am 7. September 1134 starb, was besonders daraus klar ist, daß Ramiro erst nach dem Tode des Bischofs Pedro Guillen von Roda, der in der großen Schlacht bei Fraga blieb, noch durch seinen Bruder zum Bischof von Roda ernannt wird; aber er erwähnt die Erzählung von einem zweiten Kampfe bei Fraga gar nicht,

sondern gibt die allgemeinere Nachricht von seinem allmähligen Hinsterben kurz nach der Schlacht. Man kennt nun drei Donationen Ramiro's aus dem Monate September dieses Jahres, wovon die Eine unterzeichnet ist: facta ista carta era 1172 in mense septembris in Castro, quod dicitur Barbastro, regnante me in regno patris mei; und die andern in ähnlicher Weise. Ich schweige, weil ich mir nicht getraue, dem Traggia in Bestimmung der Todesart Alonso's unbedingt beizupflichten, von einer vierten, die schon am 8. September, also am Tage nach Alonso's Tod mit Ranimirus rex unterzeichnet ist, obwohl Traggia zeigt, daß von S. Juan de la Peña bis Terrantona, wo sich damals Ramiro aufhielt, die Nachricht von Alonso's Tode in vierundzwanzig Stunden leicht hätte hinkommen können, wo sie, nach seiner Annahme von Alonso's langsamem Hinsterben den Ramiro durch die mit des Verstorbenen Testamente unzufriedenen Großen für diesen Fall vorbereitet treffen konnte. Lassen wir diese vierte Donation, weil der Titel rex dem Ramiro vielleicht auch früher zukommen konnte, so stimmt doch mit den übrigen bestimmteren ganz vortrefflich ein Manuscript in der Kathedrale von Lerida, worin Ramiro einige seiner Lebensumstände erwähnt: Deo itaque miserante, cui omnia praeterita, praesentia et futura sunt praefinita, in posterum respiciente post medicum temporis intervallum clero et populo advocante et fratre meo rege Aldephonso annuente Barbastrensis seu Rotensis Sedis electus, *brevissimo transacto dierum spatio*, eoque feliciter *per obitum* a praesenti mari sublato, non honoris ambitione vel elationis cupidine, sed sola populi necessitate et ecclesiae tranquillitate — regiae potestatis culmina suscepi fratrique successi. Wo war nach alle dem Zeit da zu jenen fabelhaften Begebnissen bei Roderich von Toledo,*) von denen die gleichzeitigen Zeugnisse der

*) Zwar nichts von der Wahl des Atares und den Cortes von Borja, aber Aehnliches angedeutet findet sich in der Chronik des Berenguer de Puig Pardines, bei Traggia p. 558. Car perdut lo rey Alfonso los aragoneses se aiustaren é deliberarén de traure del monestir lo dit

Chronik Alfonſo's VII. nichts wiſſen? Wer wird nicht das Räſonnement Traggia's p. 478 ganz treffend finden: La crónica de D. Alonso VII. afirma, sin mencionar las cortes de Borja, que los aragoneses eligieron en Jaca á D. Ramiro. — Estos testimonios, como coetáneos, deben ser preferidos á las narraciones posteriores y poco verisímiles. Segun estas debió pasar mucho tiempo antes de eligir rey, y esto era muy antipolitico en las actuales circunstancias. Porque los aragoneses que no pensabon en reunirse à Castilla, y por los odios recientes del pasado reynado debian temer su mando, ni podian juntar las cortes en la frontera de los estados de D. Alonso VII, ni diferir largo tiempo la eleccion de quien tuviera interés en defenderlos. Ganz verwerfen möchte ich indeß mit Traggia dieſe Verſammlung doch nicht; ſie läßt ſich recht gut mit der unmittelbaren Thronfolge Ramiro's vereinigen; nur iſt aus dem Angeführten klar, daß man nicht mit Schmidt die Wahl des Letzteren auf die Verwerfung des Atares darf folgen laſſen. Ich erwähne nichts von ſeinem Lebenslauf vor der Thronbeſteigung, obgleich Traggia in Hinſicht auf die p. 72 erwähnten Biſchofswahlen nach Burgos und Pamplona glaubt, Ramiro habe ſie nicht wirklich angetreten. Ganz anders finde ich bei Traggia die Darſtellung der Verhältniſſe Ramiro's zu Alfons von Caſtilien. Es wäre zu weitläufig anzuführen, wie er mühſam den verſchiedenen Aufenthalt des neuen Königs nach Urkunden verfolgt von ſeiner Thronbeſteigung bis auf den Vertrag mit Alfonſo über Saragoſſa. Die Zuſammenkunft beider Könige in dieſer Stadt erwähnt Schmidt nicht; auch Traggia findet die Sache zweifelhaft. Allein da Alfons VII. von dieſer Zuſammenkunft ſpricht, da er in einem Inſtrumente für die Kirche von Saragoſſa vom Dezember des Jahres 1134 von Ramiro weder als unrechtmäßigem Könige noch als Feind ſpricht, da Alfons ihm für Saragoſſa als Lehnsmann huldigte, ſo ſcheint

---

D. Remiro, germá tercer, è enviaren al papa per haber lexencia de traure lo dit D. R. del dit monestir. Allein dieſe Quelle iſt, wie man aus dem Nachfolgenden ſieht, nicht beſſer als Roderich.

es ihm doch nicht, als ob das Ganze zu verwerfen wäre — Daß, so lange nicht Garcia von Navarra die Unterredung mit Alfons in Pradilla hatte, Ramiro ihn als Vasall ansah, beweist bei Traggia eine ganze Reihe von Urkunden; daß dies auch nicht blos auf einem Anspruche Ramiro's (s. Schmidt p. 73 Note 3) beruht, scheint der Umstand zu beweisen, daß, sobald nach jener Verbindung Garcia den Alfonso **Dominum suum** nennt, in Ramiro's Unterschriften das **regnante Garcia sub manu mea** wegbleibt. — Bei den unvollständigen Nachrichten über die Zusammenkunft in Alagon, ihren Veranlassungen und Folgen scheint Schmidt die allersonderbarste Vermuthung aufgestellt zu haben; p. 73: „Allein bald verließ Alonso seinen Bundgenossen und gab auf einer Zusammenkunft in Alagon gegen Ende des Augusts 1136 Saragossa und alle seine übrigen Eroberungen in Aragonien an Ramiro zurück, indem dieser ihm für diese Länder als Lehnsherrn huldigte" (vergl. Note 1 p. 74). Traggia vermuthet, daß Alfons den Ramiro gegen Garcia habe einnehmen wollen, und ihm deshalb wegen Saragossa gute Worte gegeben habe, bei denen es aber geblieben sei, indem ein Instrument aus den nachherigen Zeiten ihn noch als Herrscher in Saragossa nennt. Wie aber der Tausch des Lehensverhältnisses, den Schmidt aufstellt, den Ramiro gewinnen und bewegen soll, dem Könige von Castilien seine Tochter Pedronila zur Verlobung mit dessen Sohne zu geben, läßt sich schwer absehen. Da Schmidt die Streitigkeiten zwischen Aragon und Navarra nur knapp berührt, so übergehe ich Traggia's Erörterung p. 518 über die Zusammenkunft des Ramiro mit Garcia in Pamplona. Endlich noch eine Bemerkung: Ich billige es sehr, wenn sich ein Historiker der sonst so beliebten Charakterzeichnung der Helden enthält; allein doch muß in der Darstellung der Facten dem Leser die Möglichkeit gegeben sein, sich ein richtiges Urtheil selbst zu bilden. Wie wenige Zeilen aber den ganzen Gesichtspunkt in dieser Hinsicht verrücken können, beweisen Schmidt's Worte p. 72, die etwas von Rod. Tol. VI, 2 gefärbt scheinen: „Sogleich nach seiner Wahl suchte er das Vertrauen seiner neuen Unterthanen zu rechtfertigen und zu beweisen,

daß ihm wie auch manchem anderen Fürſtenſohne damaliger Zeit, der zum geiſtlichen Stande beſtimmt und im Kloſter erzogen war, Krieg und Staatsverwaltung nicht fremd ſei; denn er« u. ſ. w. Wer erwartet nicht nach dieſem, einen Helden und Staatsmann in dieſem Könige zu finden? Es mag freilich die Anekdote nicht wahr ſein, Ramiro habe, als er aus dem Prieſterſtande auf den Thron ſtieg, die Zügel des Pferdes nicht halten können, allein wer die Anekdote erſonnen hat, hat dieſen rey cogullato viel beſſer bezeichnet, als Schmidt. Ein Anonymus von Sahagun ſagt von ihm: era mozo en edad, mas mas lo era en las obras.

Alles bisher Angeführte kann natürlich nur zum kleinſten Theile gegen das Werk unſers Verfaſſers einen abſoluten Tadel begründen; wie ſollte es ihm angerechnet werden, daß die Hülfsmittel hier ſo ſporadiſch vertheilt ſind, daß dadurch leicht einem Anderen in einem kleinen Theile der Geſchichte ein Vortheil zu Gebote ſteht, den dagegen wieder ein Anderer in zehn andern Fällen zehnfach überwiegen könnte mit anderen Quellen, zu deren Zugang ihm der Zufall das Monopol gab. Ich wollte nur anſchaulich zu machen ſuchen an auffallenden Beiſpielen, wie natürlich es iſt, daß die Spanier trotz allem Mangel an

lich nachtheilig. Kein frappanteres Beispiel hiervon gibt es, als wie es die erste Periode der beglaubigten aragonischen Geschichte, wie Schmidt abtheilte (1035 — 1137), darbietet. Es sollte eigentlich eine längst bekannte Sache sein (und sie ist es in Spanien), von welcher altherkömmlichen Bedeutung die Klöster und Mönche von Eires, Leyre, Montaragon und besonders von Peña für die aragonische Geschichte sind. Von dem Kloster des Täufers Johannes von Peña schrieb Briz Martinez einen Folianten von neunhundert Seiten und verknüpfte ganz eng damit die Geschichte von Aragon bis auf die Vereinigung mit der Grafschaft Barcelona. Ein oft verachtetes Buch, allein für die Kulturgeschichte von Aragon eine ganz unentbehrliche Fundgrube! Es ist wahr, die Breite ist abscheulich, die mönchische Beschränktheit unglaublich, die Beziehung, in die er Alles zu seinem Kloster (à su casa) setzt, an vielen Stellen mit den Haaren herbeigezogen: kurz, ich möchte alles Nachtheilige von dem Inhalt des Buchs sagen, aber der Gedanke, der das Buch veranlaßte, ist ganz und völlig wahr: es ist damit wie mit tausend Dingen, die von spanischen Händen bearbeitet wurden; es ist genau damit, um mich an die schon berührten Gegenstände zu halten, wie mit den alten navarrischen Sagen: Verwerfe man ihren Inhalt, ihr Grundstoff ist unverwüstlich. Die ganze Geschichte von Aragon in dem genannten Zeitraum ist ein lebloses Gerippe, wenn sie nicht dem Kloster des St. Juan de la Peña einen Hauptplatz einräumt; es ist der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Ich will zugeben, Briz Martinez hat den Gedanken aufs Extrem getrieben und hat ihn noch dazu von der eigennützigsten Seite gefaßt; aber dann muß man mir auch zugeben, daß in unserem vorliegenden Buche ein anderes Extrem berührt ist, denn in dem ganzen ersten Jahrhundert der aragonischen Geschichte bei Schmidt ist das Kloster von Peña, so viel ich gleich sehe, auch nicht mit einer Sylbe genannt! Und daß ich den Gegensatz so schroff stellen kann, erlaubt mir noch eine Stelle p. 39 bei Schmidt, in der das Kloster genannt sein sollte, und durch einen recht argen Fehler verwechselt ist, einen Fehler, den ich doch in pa-

renthesi berühren muß, weil er zeigt, daß der Verfasser doch auch gar zu leicht über gar einfache Dinge wegschlüpft. Es heißt dort, der König Ramiro I. habe schon im Jahr nach dem Concilium von Jaca seinen Tod gefunden. Das Concilium in Jaca fällt aber, wie Florez III, 288 anzeigt und Aguirre annimmt, nach den bessern Nachrichten 1063, nach anderen 1060. In keinem Fall ist Schmidt's Angabe richtig. Derselbe hat nämlich mit diesem Concil das in St. Juan de la Peña, von dem er nichts erwähnt, verwechselt, denn dies legt man gewöhnlich 1062, indem man mit Blancas das Datum Era MLXII. für irrthümlich statt Anno Chr. gesetzt annimmt. Allein auch dagegen streitet Aguirre (Concil. Tom. VI), den Schmidt auch nicht gekannt hat, ganz mit Recht, weil einmal in diesem Concilium von Peña noch ein Bischof von Aragon genannt wird, da doch zwei Jahre vorher (man sieht aus diesem Argument, daß Aguirre selbst sich nicht gleich bleibt, denn er nimmt hier offenbar das Jahr 1060 für die Versammlung in Jaca, während er zu der Akte dieses Concils selbst ohne weitere Erklärung 1063 setzt) beschlossen war, diesen Titel in den eines Bischofs von Jaca zu ändern. Mögen auch, meint Aguirre, diese Bischöfe noch lange mit dem Namen der aragonischen genannt worden sein, so würde es doch nicht hier in Gegenwart des Königs und zwei Jahre nach der ersten Bestimmung der Aenderung bei einer so feierlichen Gelegenheit geschehen sein. Entscheidender ist, daß ein Abt Paternus II. von St. Juan in der Urkunde des Concils von Peña vorkommt, der schon 1042 Abt zu sein aufhörte. Kann nun freilich auch, wenn dem Era seine wörtliche Bedeutung gelassen wird, das Concil nicht ins Jahr 1024 fallen, wo Ramiro noch nicht regierte, so ist doch die Unzulässlichkeit von Blancas Annahme auch klar, und man muß eine Verderbtheit der Zahl annehmen, was in diesen Instrumenten so oft der Fall ist. Diese Confusion nun hat Schmidt von Blancas überkommen, der auch beide Concilien vermischt. Das möchte noch hingehen, weil man sich sonst auf Blancas wohl verlassen kann, allein da Schmidt selbst den Aufsatz aus Florez III. de la Missa antiqua de España citirt, so erregt der Fehler

einen Verdacht gegen seine Citate. Denn wenn er diesen Aufsatz wirklich aufgeschlagen und — ich will nicht sagen durchgelesen, sondern nur zu lesen angefangen hätte, so müßte er schon auf der ersten Seite diesen Irrthum des Blancas erörtert gefunden haben: **Ger. de Blancas atribuye a este Synodo lo que de ningun modo es parte suya, sino de otro de S. Juan de la Peña, como se halla en Briz lib. II, 42.**

Wenn ich über Mangel an Aufklärung der inneren Geschichte von Aragon in dem vorliegenden Werke sprach, so muß man mir nicht den letzten Abschnitt desselben entgegenhalten, der sich ausschließlich hiermit zu beschäftigen scheint. Er ist der schwächste Theil des Buchs, und dies wird sich nach wenigen Blicken, die man darauf wirft, herausstellen. Ich muß auch hier bemerken, daß ich allen Umblick rein vermisse. Der Verfasser gebraucht z. B. die **Historia de la economía politica de Aragon, por D. Ignacio de Asso.** Wie er ihn im Einzelnen benutzte, will ich gleich hernach mit ein Paar Beispielen zeigen, hier rede ich nur von dem Eindruck, den das gut gearbeitete, einfache Buch im Ganzen machen muß, und von der Belehrung, die eben diese Gesammtmasse bietet. Ich lernte daraus, daß die Quellen zu diesem Zweige der Geschichte in Aragon höchst spärlich fließen, daß nach der Zusammenstellung Asso's noch eine Unzahl von Fragen unbeantwortet, von Zweifeln ungelöst bleiben. Findet man davon auch nur eine Andeutung bei Schmidt? Ich lernte daraus, daß das eigentliche Aragon an industrieller, commercieller, und fast aller Cultur immer zurück war, denn das läßt sich auch trotz der Armuth an Nachrichten aus Asso herausfinden, wenn man nur das, was seine verborgen liegende Liebe zum heimischen Boden verdeckt, zu enthüllen weiß. Bei Schmidt erhält man durch die Einmischung des Handels und der Gewerbe der thätigsten Spanier, der Valentier und Catalonier, ein ganz falsches Bild. Geht man ins Einzelne, so wird man sich nicht befriedigter finden. Mit welchem Erstaunen wird man p. 449 unter „Finanzwesen" die naiven Worte lesen: „Das Wenige, was darüber hier zu sagen ist, beschränkt sich auf die Aufzählung der königlichen Einkünfte." Wahrhaftig? Man muß bekennen,

es würde um das Finanzweſen eine herrlich leichte Sache ſein, wenn es ſich mit nichts als mit den Civilliſten abzugeben hätte, ſo viel Tumult auch im Augenblick darüber hier und da herrſcht. Wenn Schmidt bekannt hätte, er habe in Bezug auf das Finanzweſen für nichts ſonſt als für das königliche Einkommen eine Quelle gehabt, ſo hätte das doch einleuchtender gelautet; nur Schade, es wäre nicht wahr geweſen. Denn in demſelben Aſſo iſt, freilich an einer anderen Stelle, wo es Schmidt nicht ſuchte, ausführlich die Rede von dem Zweige der Einkünfte, der hauptſächlich zu Beſtreitung der Staatsausgaben verwendet ward, den Aduanas, gewöhnlicher Generalidados genannt. Sonſt finden ſich auch in dem Gegebenen mancherlei Verſehen. Die Exemtionen von dem peage u. ſ. w. (p. 451) z. B. hatten ſchwerlich zu allen Zeiten Statt. Unter Jacob I. ward ausdrücklich feſtgeſetzt, daß das Infanzonat nicht von der lezda befreien könne, wenn der Infanzon Handel treibe wie ein Kaufmann. Dies iſt auf demſelben fol. 106 der fueros zu leſen, das Schmidt citirt. Nicht alle übrigen privilegirten Aragonier waren ausgenommen; nach Villalba Codex fororum Tom. I. p. 588, ſind die Geiſtlichen zu dem pedagium und der lezda gehalten. Aſſo ſagt p. 413: Es verdad, que muchas ciudades y Villas, los Ecclesiasticos, Nobles y Infanzones gozaban de la esencion de peages: pero esto privilegio estaba limitado à las mercaderias, que circulaban en lo interior de la Provincia. Dies ſtützt ſich auf ein Geſetz Pedro's II. von 1384 fol. 121. Allein ich muß geſtehen, daß ich auch dies mit dem Geſetze auf fol. 106 nicht zu vereinigen weiß, das ganz kahl lautet: Infantio — solvat lezdam prout solvunt alii mercatores: nec infantionatus potest eum ab hujusmodi solutione aliquatenus excusare. Man ſehe einmal das Geſetz von 1348 an: Cum prelati, barones, mesnadarii, milites, cives et homines aliquarum villarum sint liberi et franchi cum mercibus et rebus suis ab omni praestatione lezde, pedagii etc. — et aliqui officiales nostri — conentur extorquere et levare pedagium — *ab hominibus locorum praedictorum*; Ideo statuimus — quod aliquis officialis — talia pedagia etc. a prae-

dictis privilegiatis intra dominationem nostram de cetero exigere vel levare non presumat. Es ist, glaub' ich, nicht zu zweifeln, daß die prelati, barones, mesnadarii und milites so gut wie die cives und homines von dem folgenden aliquarum villarum bestimmt werden. — Schmidt übergeht nachher einige regelmäßige Einkünfte des Königs; den derecho del peso y almudi; die derechos de pardinas, die aus den rotten boroughs flossen, die man an benachbarte Orte gegen ein leichtes treudo an den König überließ; und mehr andre, die zum Theil nur local waren.

Neben die Art, in der Schmidt p. 452 den Uebergang der ursprünglichen Servicios von Kriegsdiensten zu Geldleistungen angibt, hätte er stellen sollen, was Asso p. 490 beibringt, daß 1357 dem Könige neben Kriegsvolk zugleich die Kosten zu dessen Unterhaltung bewilligt wurden. — Ferner: profierta wird der Servicio nur genannt (im Lexikon wird freilich die Bedeutung vielleicht fehlen); wenn er leihweise bewilligt ist. Weil Schmidt diesen Unterschied übersah, sagt er nachher, dem Könige Ferdinand seien 1412 drei und zwanzig tausend Gulden geschenkt und zehn tausend überdies bewilligt worden. Vielmehr geliehen wurden sie ihm. — So ist, wie schon angedeutet, in dem folgenden Artikel p. 453 wohl einiges aus Capmany für den Handel von Barcelona, aber nichts über den des eigentlichen Aragon, denn die Paar Worte p. 458 geben doch gar keine Vorstellung. Warum nicht ein Wort auch darüber, da bei Asso so bequem Alles beisammen lag? Warum nicht ein Wort über die Beschränkungen des Handels durch die Mauthen, Zölle, Brücken- und Straßengelder? Auch darüber hat Asso und etwa Dormer in seinen discursos historico-politicos alles, was sich finden läßt, zusammengestellt.

Es war mein Zweck, auf die Seiten hinzuweisen, die ich in unserem Werke vernachlässigt fand; vielleicht läßt sich der Verfasser bestimmen, gelegentlich in einer Umarbeitung auf diese Parthieen Rücksicht zu nehmen; dann können wir auf der Grundlage des jetzigen Buches eine gründlichere Geschichte des so interessanten Landes erwarten. Die guten Seiten des Buchs sprechen

für ſich ſelbſt. Es galt mir auch nicht, ausſchließlich dieſes Werk zu betrachten, ſondern überhaupt auf einige Punkte aufmerkſam zu machen, die mir mehr oder minder bei allen deutſchen Bearbeitern der ſpaniſchen Geſchichte auffielen. Ohne dieſe Abſicht wäre es unartig geweſen, nach zwei und mehr Jahren Ausſtellungen an einem Buche zu machen, deſſen Verfaſſer ſelbſt es in dieſem Augenblick gewiß ganz anders behandeln würde. Wie ändert ſich der Geſichtskreis in zwei bis drei thätig verbrachten Jugendjahren! Wenn dem Verfaſſer dieſe Erfahrung nicht fremd iſt, ſo wird er ſich zu gewiſſen Mängeln ſeines Buchs gern ſelbſt bekennen, zu ſolchen namentlich, denen unter gleichen Umſtänden Keiner, und ſei er auch noch ſo talentvoll, entgangen wäre.

Ueber

Machiavel, son génie et ses erreurs.

Par A. F. Artaud.

Paris 1833.

1834.

Nie sind vielleicht zu Einer Zeit über Einen Gegenstand zwei so verschiedene und doch mit einander so verträgliche Werke geschrieben worden, als dieses Buch über das Leben des Machiavell und die Charakteristik dieses Mannes in den historischen Schriften des unterzeichneten Referenten, die neulich ausgegeben wurden. Hier schreibt ein Franzose und ein Deutscher, der eine ein älterer, der andere ein jüngerer Mann; der eine durch eine Reihe von Werken über italienische Malerei, Antiquitäten, Poesie bekannt und seine Werke selbst gesucht, der andere kaum aus dem Dunkel hervortretend und durch einen im Mißverständniß über sich selbst begonnenen früheren Versuch bei einer Klasse von Gelehrten ein wenig discreditirt; der eine vormals französischer Geschäftsträger in Florenz, Wien und Rom, der andere ein simpler deutscher Privatdocent; den einen macht sein langer Aufenthalt in Italien und ein langes Studium des florentinischen Staatsmannes zu seinem Unternehmen hinlänglich befugt, der andere, der kaum acht Monate in Italien anwesend, seine Zeit zwischen Kunst, Alterthum und mittelaltrige Literatur theilte, schrieb in dieser Zeit, ohne andere als allgemeine Vorstudien gemacht zu haben, nicht allein sein ganzes Gutachten über den Machiavell, sondern auch eine Geschichte der florentinischen Historiographie dazu; der eine ist in einem Hauptfach des Helden seines Werkes erfahren und bewandert, der andere in einem anderen Fache desselben, so

hofft er wenigstens, kein Fremdling. Dies sind Gegenstände in der Persönlichkeit der zwei Autoren; sie mußten große Verschiedenheiten in ihren beiderseitigen Werken hervorbringen. Dazu kommt, daß die beiden Verfasser beinahe ihre Nationalität ausgetauscht — nicht haben, nur zu haben scheinen. Der Franzose schreibt ein Opus von zwei Bänden, der Deutsche faßt sich etwa in den achten Theil dieses Raumes zusammen; jener benutzt sein Buch, um in Noten und Text gelegentlich politische Ansichten und Meinungen, Erörterungen einzelner Punkte aus der neueren Zeit, Räsonnements über Charaktere und Begebenheiten der alten Geschichte niederzulegen, der andere verfolgt seinen Zweck vielleicht mit allzu vieler Strenge und Kürze. Haben uns nicht die Franzosen vorgeworfen, wir verstünden kein Buch zu machen, weil wir mit unserer cruden Gelehrsamkeit den Leser plagten, mit unserer breiten Weitläufigkeit den Leser langweilten, mit unserer Achtlosigkeit im Styl den Leser verletzten, mit all unserer Anstrengung zu keinem Ziel, zu keinem Resultat gelangten? Wohlan, dieser Franzose besitzt eine crude Gelehrsamkeit, wenn er auch den Leser nicht eben damit plagt, der Deutsche plagt vielleicht den Leser, aber gewiß nicht mit cruder Gelehrsamkeit; der Franzose verfährt mit einer breiten Weitläufigkeit, sollte sie auch nicht eben langweilen, der Deutsche aber, falls er langweilt, thut's zuverlässig nicht durch breite Weitläufigkeit; der Franzose hat eigentlich gar keinen Styl, sondern er läßt fast immer den Machiavell selbst reden, der Deutsche behandelt nicht selten den Machiavellischen Text selbst da, wo er übersetzt, mit einiger Freiheit; der Franzose gesteht es bescheiden selbst, daß er mit seiner großen Anstrengung zu keinem Ziele kommen wollen, der Deutsche meint ganz treuherzig, mit seiner ungleich kleineren Anstrengung zum Ziele gekommen zu sein. Herr Artaud ist ein Mann, der seinen Machiavell mit einer scrupulösen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit gelesen hat; noch mehr, er hat den ganzen Prozeß, der seit dreihundert Jahren vor dem Publicum anhängig ist, durchstudirt; er widmet den Schriften, die pro und contra erschienen sind, mehrere hundert Seiten seines zweiten Bandes, während

der Deutsche diese Angriffe und Vertheidigungen ganz knapp von sich abwies; Herrn Artaud entgeht nicht die kleinste Falte in Machiavell's Herzen, nicht die versteckteste Zeile in seinen Schriften, nicht der kleinste Fehler in seinem Gedächtniß. Macht er einen lateinischen Schnitzer, Herr Artaud corrigirt ihn; braucht er in seinen Briefen ein französisches Wörtchen, so freut es Herrn Artaud und er zweifelt nicht, daß er vortrefflich Französisch gesprochen habe; begeht er einen historischen Irrthum, Herr Artaud spürt ihn auf; citirt er den David falsch, Herr Artaud weist ihn zurecht; spielt ein gewisses Pillenrecept in Machiavell's Leben eine gewisse Rolle, Herr Artaud läßt es von Chemikern und Apothekern machen; die Rede führt Herrn Artaud auf ein Gebetbuch der Königin Anna von Bretagne, er beschreibt es, wie es noch existirt, in seiner Eigenschaft als Präsident der Gesellschaft der französischen Bibliophilen; soll eine Stelle aus Commines citirt werden, so läßt sie Herr Artaud in derselben Eigenschaft in alten Charakteren drucken; jedem kleinen Tractat in Machiavell's Werken weist er nach chronologischer Forschung seine Stelle an; nicht das kleinste Fragment ist in seiner allgemeinen Analyse unberücksichtigt geblieben; keine Unterschrift in Machiavell's Briefen und Berichten ist übersehen, denn der erfahrene Diplomat weiß, daß unter seines Gleichen die zarteste Beobachtung der Regeln der Etiquette herrscht, und daß aus dem Uebergang von einem „unterthänigen Diener" zu einem bloßen „Diener Machiavell" auf gestiegenen Rang und Selbstgefühl in dem florentinischen Secretär zu schließen ist. Was hat nun der Deutsche hiergegen zu setzen? Daß er seinen Autor kennt, trotz dem Herrn Artaud, würde er wohl nicht gerne bezweifelt sehen; daß er seines Autors Fehler nicht übersehen hat, gibt er hier und da zu verstehen, lehnt es aber ab, sie zu bekritteln; daß er aber Citate, Unterschriften und jedes Bruchstückchen mit so diplomatischer Genauigkeit erwogen, mit so chronologischer Schärfe an die richtige Stelle gewiesen habe, das darf er nicht behaupten wollen, der von fünf bis sechs Werkchen des Machiavell gar nicht redet, der von den Büchern über den Krieg eher handelt,

als vom Fürsten, oder, wie uns Herr Artaud künftig zu sagen heißt, von dem Büchlein über die Fürstenthümer. Der französische Verfasser gibt eine vollständige Analyse der sämmtlichen Werke Machiavell's; eine minutiöse Erörterung seiner Legationen und Negotiationen, meistentheils mit den treu übersetzten Worten des Autors selbst; sein Grundsatz ist dabei, es gäbe nichts Kleines in dem politischen Leben eines solchen Genies. Daß bei einer so gründlichen Ausführung namentlich dieses letzteren Theils von Machiavell's Werken der Verfasser viele Leser zu ermüden fürchten mußte, war natürlich und wird von ihm selbst geäußert; dagegen bekennt sich auch der Deutsche für diese Methode im Allgemeinen, nur daß er sie nicht so kleinlich wird ausgedehnt wissen wollen. Ihm scheint es, als ob in unserer Welt der Bücher und der Gelehrsamkeit in der Fülle und Masse nicht das Wissen bestehen könne, als ob der Stein der Weisen nicht sowohl durch Aufschichten als durch Ausscheiden zu finden sein müsse. Er hat sich deshalb schwerlich darum bekümmert, wenn hier so viel Gewicht auf mancherlei der kleineren Producte des Florentiners gelegt wird, wenn der Verfasser des französischen Werkes z. B. (I, 202) in den Decennalen die „höchste Poesie" findet, denn dem Deutschen mißhagt an diesem Ausspruch der Geschmack des heutigen dichtenden und lesenden Publicums, das für Poesie nimmt, was irgend ein junger, unruhiger und leidenschaftlicher Mensch, aufgeregt durch die Frische seiner ungestümen Empfindungen, nicht selten durch Unmuth über seine Verhältnisse, durch gestörte Ideale mit heißem Blute, mit fieberhafter Laune, mit erbitterter Seele in Verse bringt, die ihm die gemachte poetische Sprache einer kaum emporgeblühten Literatur bietet, in Reime, die ihm aus der nämlichen Quelle zufließen, in Gedanken, die allzuoft Reminiscenzen derselben Art scheinen. Diese Heftigkeit, dieser patriotische Eifer, diese glatten Reime, diese scharfsinnigen Antithesen, diese Allegorien, sprichwörtliche Sentenzen und Witzworte reizen auch in Machiavell's Versen, allein der Reiz ist kein poetischer. Dies also und dergleichen ließ den deutschen Verfasser unbesorgt, allein wie mochte ihm wohl zu Muthe werden, als er hier den halben Band des

Werkes eines Diplomaten, eines ehemaligen Geschäftsträgers in Florenz, Wien und Rom über einen Diplomaten, über das Muster aller Geschäftsträger vor sich sah? Gewiß, ohne Besorgniß ging er nicht an das Buch, denn wie leicht konnte er mit seinen unerfahrenen Paar Jahren sich in jener Beurtheilung der Gesandtschaft an Cäsar Borgia die größten Blößen gegeben haben, so altklug er sich auch dabei anzustellen scheint; doch ging er darum nicht minder in dem ernsten Wunsche daran, wirkliche Aufklärung und Belehrung zu finden. Aber hier fand er sich getäuscht; zu seiner Freude vielleicht? nein, vielmehr bis zum Mißmuth, denn durch die Vergleichung dieses Buches belehrt zu werden, wäre ihm unendlich wichtiger gewesen, als sich durch sie etwa ein wenig geschmeichelt zu sehen. Die nationale Eitelkeit scheint Herrn Artaud veranlaßt zu haben, Machiavell's Gesandtschaft am französischen Hof ausführlicher, als alle andere zu verhandeln, und dabei allerhand Punkte genau zu besprechen, die man für unbedeutend halten möchte. Er hebt dort den Geiz der florentinischen Signorie hervor, der den Gesandten immer in Noth und Schulden bringt, allein er scheint wirklich übersehen zu haben, bei all seiner sonstigen Gründlichkeit, daß der Geldmangel von anderen Gesandten nicht so empfunden ward, wie von Machiavell, der aus Grundsatz volle und offene Hände an den Legaten forderte. Hier dagegen, in der Legation an den Herzog Borgia, die weit wichtiger ist und weit lehrreicher, wo wir zuversichtlich in die Schlangenwege des diplomatischen Verkehrs näher eingeführt zu werden hofften, hier zeigt uns Herr Artaud weder das ängstliche, kleine Benehmen der Signoren, noch den schärferen Blick, das gesunde Urtheil, die peinliche Lage des Machiavell; dort rühmte er an dessen Berichten die Unerschrockenheit, den Wahrheitssinn, den Patriotismus, und verwechselt dabei die Zeiten, die damals mehr ertrugen als heute, hier aber übersieht er die Feinheit der Rathschläge, den Tact in seinen Vorwürfen und, als Alles nichts helfen will, die ungestüme Forderung der Abberufung, die nichts anderes bezweckt, als die Signoren zu entschiedeneren Maßregeln anzufeuern, während Hr. Artaud dies ganz anders

und ganz übel zu deuten scheint.*) Man hätte denken sollen, über den Redekampf, über die Verhandlungskunst zwischen dem Herzog und dem Secretär hier mehr zu finden, als die bloßen Andeutungen des deutschen Verfassers, allein man findet selbst die Andeutungen nicht. Wo dieser lauter Schlauheit, List, Vorsicht zwischen Beiden sieht, sieht Herr Artaud Freundschaft; wo der Herzog mit einem gezeigten Vertrauen den Florentiner einzunehmen und cordial zu machen sucht, sieht Herr Artaud Intimität; wo der Herzog den Secretär zu übertölpeln sucht, sieht Herr Artaud gar nichts. Die Unmöglichkeit, in der sich Machiavell findet, das Geheimniß des Herzogs, das Dunkel, in das er sich hüllt, zu durchdringen, wird nicht erwähnt, wohl aber des Breiten über eine Geleitsversicherung für die florentinischen Kaufleute gehandelt, die in der ganzen Geschichte eine ganz unnöthige Episode ist; was der Herzog durch sein auffallendes Alleinstehen, durch die Art, wie er ganz auf sich selbst ruht, auf Machiavell's politische Ansichten wirken konnte; was des Herzogs Plane seien; was für Reden über seine Plane gingen, wird nicht hervorgehoben: und doch ist es nur dies, was die Signoren, was selbst den Machiavell in diesen Unterhandlungen vor den äußersten Vorwürfen schützen kann.

Bei Gelegenheit der Erwähnung des Hofmannes, der dem Secretär einige vertrauliche Mittheilungen macht (p. 105), in Bezug auf die Geschicklichkeit der Leute, mit denen der Herzog umgeben ist (p. 104), stimmen die Verfasser einmal zusammen. Gleich nachher aber wird bei Hrn. Artaud über die Bundesartikel und die Unterhandlungen des Herzogs mit seinen Feinden leicht weggesprungen, und sein Benehmen gegen Florenz bleibt ein Räthsel. Daß der Verfasser des französischen Werks übri-

*) Er scheint dafür zu halten, daß Machiavell etwas von des Herzogs Planen gewußt oder gemerkt hätte, und daß er deshalb, um seine Seele zu retten, so ungeduldig von seiner Seite wegbegehrt hätte. I, 114. Il a peut-être exagéré l'état de détresse où il s'est vu dans cette mission; il a pleuré misère, comme un véritable enfant: il a manifesté le plus opiniâtre empressement *de sortir de cet enfer.* — Le crime appartient tout entier à César Borgia.

gens den Machiavell in dieser Sache theilnahm- und schuldlos sieht, ist natürlich, da keiner anders kann, der die Quellen durchliest; auch daß er ihm kein Verbrechen daraus macht, wenn er sein Mißfallen in dem berüchtigten Dokument unterdrückt, ist erklärlich, da auch er dies Dokument als einen amtlichen Bericht ansieht, in den kein Lob und kein Tadel gehört, und da er weiß, wie wenig man einen Menschen nach seinem Auftreten in einem Amte beurtheilen muß, das ihm „die Regeln der strengsten Convenienz, des Ernstes und der Kälte, und Rücksichten auf unwissende, eitle und periodisch wechselnde Magistrate auferlegt."

Ich komme zurück, um meine summarischen Aussprüche im Eingang zu erhärten. Der französische Autor sieht sich dem ganzen Europa, das in den Angelegenheiten des Machiavell seit dreihundert Jahren als ein permanentes Assisengericht constituirt ist, um den großen Prozeß über den Mann zu instruiren, gegenüber, und tritt — weder als Ankläger noch als Vertheidiger auf, sondern er scheint bestellt, die Acten zu revidiren, in Ordnung zu redigiren und den Geschwornen zur leichteren Uebersicht vorzulegen. Der Deutsche sitzt in der Jury, resumirt und gibt sein Votum bereits ab, und muß nun gewärtig sein, ob die übrigen Mitglieder mit ihm oder gegen ihn oder gar nicht stimmen, und dem Franzosen beifallen werden, der wieder von vorne zu untersuchen anfangen will. Kenne ich meine Deutschen recht, so werden bei ihnen Stimmen in jedem Sinne fallen, bei dem letzten aber wird es sein Verbleiben haben. Hier steht also Hr. Artaud in einem großen Vortheile. Zudem gewinnt er durch die große Gewissenhaftigkeit, mit der er an seine Aufgabe geht, durch die hohen Begriffe, die er davon hat, durch seine wahrhaft deutsche Bescheidenheit jeden Hörer und Leser eben so sehr, als der Deutsche durch sein vorlautes Abstimmen und seine wahrhaft französische? das möchte ihn kränken, aber doch nicht eben deutsche Anmaßung abstoßen könnte. Hr. Artaud sagt in seiner Vorrede, er wolle des großen Prozesses sämmtliche Aktenstücke dem Publikum wieder vorlegen, und sie mit den erforderlichen Erläuterungen und Erörterungen

begleiten. Nichts wolle er übergehen, er werde den Dichter, den Politiker, den Moraliſten, den beluſtigenden Erzähler, den Comöden, den Strategen, den Hiſtoriker Machiavell vorführen; Alles in dieſem Univerſalgenie hätte er beurtheilen, oder vielmehr vorlegen müſſen, um dem Publikum das Urtheil möglich zu machen. „Enfin (introd. p. XI), résolu, malgré quelques résistances, à placer mon nom en tête de cet ouvrage, j'ai senti la nécessité de prouver au public le respect que je porte à ses décisions; je n'ai rien négligé pour exciter son attention, pour mériter sa bienveillance, et pour remplir ma tâche en homme d'honneur, en homme scrupuleux observateur des règles prescrites en tous pays par les habitudes de la société choisie, en homme qui aspirait à être lu par les esprits justes et généreux. Je n'ai rien omis, rien laissé en arrière, ni temps, ni veilles, ni sollicitations, ni prières, ni sacrifices, pour achever convenablement une tâche difficile, que tout le monde ne pouvait pas entreprendre, et à laquelle je me suis dévoué, corps et biens, avec le plus entier abandon.“ Gewiß, dies iſt ſehr ehrenwerth, und Referent muß bekennen, daß dieſe Unverdroſſenheit, dieſer redliche Eifer durch das ganze Buch durchgeht, das uns eigentlich mehr an die Forſchungen neuerer engliſcher Gelehrten erinnerte, als an franzöſiſche. Wenn nur der wackere Mann ſeine Aktenſtücke, wo er excerpirt, mit mehr Umſicht excerpirt hätte; denn nach dem, was der erwähnte Geſchworene im Gedächtniß hat aus dem früheren Leſen der ganzen Akten, kam es ihm vor, als ob viele ſehr wichtige Dinge in den Schatten geſtellt, viele ſehr unwichtige herausgehoben ſeien; dazu hat der Berichterſtatter, der im Großen dem Publikum das Urtheil frei laſſen wollte, im Einzelnen allzuviel geurtheilt. Mir dünkt, daß er zu ſehr ſich an die einzelnen Fälle gehalten hat mit ſeinen Vertheidigungen, und an das Ganze der Handlungen und der Abſichten des Angeklagten zu wenig, oder eigentlich gar nicht; mir dünkt, daß er ſich dadurch des größten Vortheils begeben hat, deſſen er ſich vor einer Jury bedienen konnte, bei der die moraliſche Ueberzeugung gilt; die abgeriſſenen Worte des

Machiavell, vereinzelt discutirt, brechen ihm den Hals, ohne alle Rettung; des Mannes Maximen, Leben, Werke im Ganzen setzen ihm die Bürgerkrone auf. Wenn er den Helden seines Buchs im Allgemeinen charakterisirt, was thut er? Er zählt (p. 1) auf, was er nicht Alles war; ein praktischer, ein theoretischer Staatsmann, ein tiefer Commentator des Plato, des Aristoteles, des Titus Livius, des Tacitus, des Sallust, des heiligen Thomas, ein Hersteller der Comödie, ein Novellist, ein erotischer und satyrischer Poet, ein unermüdlicher Vertheidiger der vernünftigen Rechte seines Landes, ein durchdringender und scharfer Beobachter der Sitten des civilisirten Europa seiner Zeit, ein großer Historiker, ein Universalpublizist, ein Stratege. Aber armer Machiavell, wenn nicht ein gemeinsamer Mittelpunkt da ist, auf den sich alle diese disparaten Eigenschaften concentriren lassen, wenn sie nicht alle in derselben Peripherie größere oder kleinere Räume beschrieben, wenn nicht die Enge des Einen durch die Weite des anderen dieser Räume bedingt und entschuldigt würde, welch eine kümmerliche Stelle würde dann der treffliche Mann in vielen dieser Qualitäten einnehmen! Der tiefe Commentator des Plato, des heiligen Thomas! der Novellist, der Poet! Doch dies mag so hingehen. Allein schlimmer ist's, daß Hr. Artaud sich auf die Vertheidigung einzelner politischer Lehrsätze des Machiavell einläßt, indem er sie aus dem Ganzen herausreißt. Wenn er für den florentinischen Sekretär überhaupt sich in günstiger Stimmung zeigt, so bedenke jeder Leser, daß der Mann weit entfernt ist von diplomatischer Nichtachtung moralischer Vorschriften, im Gegentheil hat es mich überrascht, einen so strengen Sittenrichter in ihm zu finden und einen so vortrefflichen Begriff von der modernen politischen Moral von ihm zu bekommen, wie ich ihn in meinem Leben nicht gehabt habe. Man lese nur seinen Abscheu gegen einen Cäsar Borgia,*) seinen Abscheu gegen die Doctrin des

*) I, 116. Ce misérable sans patrie, espèce de brigand sur le trône, et dont on pouvait dire qu'il était sans père, puisqu'il ne pouvait nommer le sien, ne manquait pas d'une sorte de talent,

Machiavell, daß unter gewiſſen Umſtänden Wort halten unklug ſei. Wenn er aber den Machiavell zu retten meint gegen den Vorwurf einer Vorliebe für den Herzog, indem er aufſpürt, daß er ihn mit den Namen eines Verſtellers, eines lauernden, lockenden Baſilisken belegt, ſo werden ſich wenige ſeiner Leſer beruhigt fühlen; und wenn er mit Vergleichung der heutigen, ihm in ſo gutem Lichte erſcheinenden Sitte*) das einzelne Capitel über den Wortbruch beſtreitet, ſo wird ihm eben ſo wenig Jemand beipflichten, der dies in ſeinem richtigen Zuſammenhang ſieht. Wenn er (I, p. 220) dem Machiavell den ſchnellen Uebergang zu den Mediceern vorwirft, ſo hätte er auch da nicht überſehen ſollen, welche allgemeine Grundſätze den Florentiner dabei leiten; hier iſt ein Punkt, wo die Kenntniß der Sitte jener Zeiten wieder unumgänglich war. Auch p. 311 vertheidigt er in ſolch einer ſchwachen Weiſe wieder den Machiavell gegen die Anklage ſeiner Neigung zu Borgia; er wünſcht nur, daß Machiavell ſich offner, deutlicher, bitterer über

---

d'éloquence et d'habileté en affaires, même il savait punir justement, — mais toutes ces considérations ne servent qu'à l'accuser encore plus de n'avoir pas cherché à fonder une autorité que protegeaient tant de puissances, sur la fidélité à sa foi, et sur ces vertus dont quelques princes de ce temps-là lui donnaient l'exemple.

*) I, 350. Aujourd'hui — il n'est plus permis de mentir. Un diplomate qui suivrait de telles maximes serait le jouet de son pays et des autres nations; l'homme en place, qui passerait pour manquer à sa parole, qui se complairait dans cette politique d'une si petite échelle, comparaîtrait devant un tribunal qui rend aussi ses arrêts: mille journaux proclameraient tous les matins ses nouvelles perfidies. On ne tromperait pas trois fois sans être démasqué. Aujourd'hui les principaux diplomates de l'Europe sont des hommes aussi distingués par la droiture de leur esprit que par leurs talents; et la société ne reçoit-elle pas tous les jours, dans son sein, des ministres, qui souvent ont, le matin même, discuté les affaires de l'Etat? Là, les femmes, les hommes de lettres, les propriétaires d'une fortune indépendante, les bons esprits, mille puissances diverses feraient justice du menteur et de l'impie.

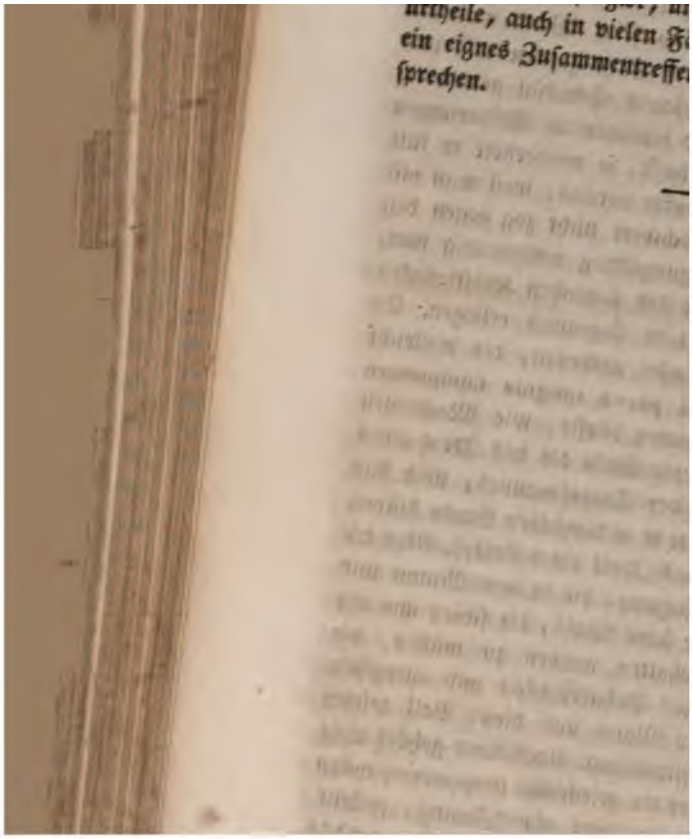
ihn geäußert habe, und doch glaubt er, daß das Bischen moralische Mißfallen, was er in seinen Aeußerungen über ihn findet, das sonstige politische Wohlgefallen aufwiegen könnte. Hier sind wir im Mittelpunkt der Kritik des Hrn. Artaud angekommen. Er wägt hin und her, Wahres gegen Falsches, Gutes gegen Böses in den Schriften des Machiavell, und denkt mit dem Ersteren dem Letzteren ein siegreiches Gegengewicht zu halten. Dies liegt in seinem Verfahren, es liegt auch ziemlich deutlich in einer Stelle auf I, p. 293 ausgedrückt. *) Er legt daher auf Machiavell's humanere Doctrinen eine ganz besondere Bedeutung; seine Bekämpfung der Confiscation ist eine derselben, die ihm sehr schwer in die Wagschale fällt.

Herr Artaud verzeiht dem Machiavell seine Lehre vom Wortbruch wegen der von der Confiscation; er vergibt ihm das Unrecht, das er mit seinen Urtheilen hier und da den Franzosen thut, wegen seiner sonstigen Welt- und Völkerkenntniß; er hält ihm seine Träume über italische Einheit zu Gute, weil sie von Patriotismus zeugen, und weil er nicht einsieht, daß ein Machiavellischer neuer Fürst in dergleichen Bedenklichkeiten, wie Er sie (I, 413) vorbringt, gar leicht Rath schaffen kann; Herr Artaud entschuldigt Machiavell's frühere, im Exil, in der Noth, in größerer Jugend geschriebene Schriften mit seiner späteren, reiferen; die Discurse mit der Kriegskunst, den Castracani mit dem Gutachten an Leo X., mit der Instruction an

*) Je ne dis pas, qu'en continuant d'examiner les principautés, nous ne trouvions matière à observations très-sérieuses sur plusieurs préceptes iniques qu'il y aura lieu de combattre, comme le fameux chapitre 18 sur la manière de maintenir sa parole; mais je ne saurais trop déplorer qu'on ait si peu lu cet ouvrage, et que surtout on connaisse si imparfaitement en France cette quantité de pages éloquentes, animées et brûlantes, qui fourmillent dans ce traité. Je finirai l'examen de ce chapitre, en faisant observer, que tous les jugemens portés, ici sur la France, si l'on excepte la petite dureté maligne que le cardinal s'était bien attirée par sa provocation, offrent un caractère d'urbanité et de gravité, qui portent bien plus avant la conviction dans l'esprit même du lecteur françois.

Rafael Girolamo; den Fürsten (II, 170) mit der Geschichte, und er hat nicht gesehen, daß in der Geschichte die Lehre vom neuen Fürsten an verschiedenen Beispielen deutlicher, klarer vorgetragen wird, als in dem Fürsten selbst, der alle Köpfe zu verwirren bestimmt scheint. Er meint mit seiner chronologischen Reihe der Machiavell'schen Schriften die Inconsequenz darin zu erläutern und zu entschuldigen; die Veränderungen in denselben sind successiv; er meint (I, p. 368), Machiavell habe allmählig seine verschiedenen politischen Lehren modificirt, verlassen, wieder ergriffen und unter neuen Gesichtspunkten dargestellt, bis er zuletzt bestimmte Ansichten festgehalten habe. Diese bestimmten Ansichten in seinen Geschichts- und Kriegsbüchern aber, sagt der deutsche Autor, sind die nämlichen, die in den Discursen und im Principe liegen; die größere Reife in ernsteren Werken erkennt er an, die größere Ordnung auch, eine Veränderung der Grundsätze und Doctrin nicht, auch nicht die kleinste. Wenn Herr Artaud gelegentlich bedauert, daß man so viele Aussprüche dem Machiavell, nicht aber dem Tacitus oder Aristoteles verdacht habe, aus denen er die nämlichen entlehnte, so hätte ihn eben dies auf den Weg leiten müssen, auf dem einzig zu einer richtigen Ansicht des Machiavell zu gelangen ist. Bei jenen sah man die guten Principien vorherrschend; das sah man auch in den Discursen, und hat deshalb diese immer gelobt, obgleich sie um kein Haar besser sind, als der Fürst, es sei von Grundsätzen oder Forschung, oder Styl die Rede. Studium der Geschichte überhaupt, um dies recht deutlich zu sagen, dann Studium der italischen und florentinischen Geschichte im Besonderen, dann Studium der Werke des Machiavell und die Erforschung des obersten politischen Grundsatzes des Staatsmannes, und des Einheitspunktes in dem moralischen Charakter des Menschen kann allein zu einem Urtheil über diesen Mann berechtigen. Das Studium der Geschichte besitzt Herr Artaud nicht in dem nöthigen Maße, das Studium der Werke des Machiavell vielleicht in allzu großem; einen politischen Grundsatz hat er nicht gefunden, sondern nur Widerspruch und Schwanken, Wahrheiten und Paradoxen. Wer mit Machiavell über

seine politischen Sätze philosophirend räsonniren und um die Wette diviniren will, dem wendet er verächtlich den Rücken und zeigt ihn auf griechische und römische Geschichte, wo seine Lehren Thaten sind, und Glück und Größe brachten; er will nicht erst ahnen und rathen, was möglich und im Reich des Peisthetäros ausführbar ist, er weiß, was möglich war und ausgeführt worden ist, und täuscht sich nur darin, daß er meint, alles möglich Gewesene müsse immer möglich sein. Wenn man mit dem Machiavell um seine moralischen Sätze zanken will und auf sein blutendes, von des Vaterlands Schicksal gerührtes, menschliches Herz bauend, allerhand sentimentale Milderungen seiner harten Predigten zu erhalten hofft, so wiederholt er kalt sein sed ego censeo — denn er wußte voraus, weil man mit dem neuen Cato das ungerechte Schwert nicht zog gegen den Feind, gegen welchen ein Vertilgungskrieg nothwendig war, darum mußte sein bedrohtes Land der siegenden Kraftlosigkeit und Schwäche, dem Geiz und dem Eigennutz erliegen. So ungefähr würde der deutsche Verfasser urtheilen, der vielleicht mit seinem kleinen Werkchen (si parva magnis componere licet) in eine ähnliche Lage kommen dürfte, wie Machiavell selbst. Weder Machiavelli war seine Wahl als das Ideal eines Menschen oder Schriftstellers oder Staatsmannes, noch das aragonische Volk, dessen Geschichte er in demselben Bande historischer Schriften behandelt, als das Ideal eines Volkes. Aber die Eigenschaft der Kraft und Consequenz, die in dem Manne und in dem Volke herrscht, die war seine Wahl, die schien ihm als Muster der Gegenwart vorgehalten werden zu müssen, die allerhand Tugenden kennt, aber Beharrlichkeit und energische Grundsätze nicht kennt. Dieser Mann und dieses Volk wiesen ihn vielfach auf das römische Alterthum. Auch Rom gehört nicht zu seinen Idealen; er hat daher die griechische σωφροσυνη neben die ῥωμη, vielleicht hier und da nicht ohne Zwang, gestellt. Gegen die Art von Beurtheilung aber, wie sie in Artaud's Werk sich findet, und gegen die Art von Büchern, wie Artaud's Buch eines ist, hat derselbe sein eignes Buch und die Beispiele seines Autors ausdrücklich gerichtet. Er hat die Gegen-



Selbstanzeige

der

Geschichte der deutschen National-Literatur.

1835.

Die Sitte, seine eignen Bücher anzuzeigen, ist neuerdings so allgemein geworden, daß ich mich wohl für entschuldigt halten darf, wenn auch ich Gebrauch davon mache. Ich darf es vielleicht um so mehr, als ich ein Werk anzeige, das in seiner ganzen Manier eine Grundregel der historischen Schreibart, nach welcher der Geschichtschreiber vor seinem Gegenstande wegfallen und dieser in voller Objectivität hervortreten soll, vollkommen verleugnet. Der Verfasser erscheint hier auf jeder Seite mit seinem Urtheil, mit seinen Ansichten, hier und da selbst belehrend, sogar vielleicht wo es unnöthig ist, ja auch gradezu mit Person und Namen in dem Buche, und er beharrt wie absichtlich in dieser Weise, die von der streng objectiven Manier der meisten heutigen Geschichtschreiber sehr absticht. Warum sollte es ihm nicht erlaubt sein, auch in einer Selbstanzeige von sich und seinem Buche zu reden? Ich halte es für Unwesen, diese sogenannte objective Manier, die in alle unsere historischen Produktionen einreißt, wenn sie so weit geht, daß man den Menschen in dem Autor nicht erkennt, daß man über lauter Belehrung keine Empfindung, vor lauter Verstand kein Gemüth sieht. Ich weiß von keiner anderen Objectivität, als von der, die in dem Einklang der Natur eines Schriftstellers mit der allgemein menschlichen Natur überhaupt liegt; kein anderes Kriterium für den Werth eines Werkes, als wenn die Menschen nach Ort und Zeit in der Mehrheit mit dessen Resultaten zusammenstimmen. In historischen Werken das Urtheil

den Lesern frei zu lassen, ist allerdings ein Hauptgesetz der historischen Darstellung. Nur muß man dann auch den Lesern der Mehrzahl nach ein Urtheil zutrauen dürfen. In politischen Dingen darf man das; es gibt da in der Regel nur wenige scharf geschiedene Seiten und Gesichtspunkte. In Sachen des Geschmacks ist das weit anders. Standpunkte und Maßstabe sind da unendlich verschieden. Ich muß dem Leser sehr deutlich machen, welcher der meinige ist; dann erkennt er um so leichter den seinigen, beurtheilt mich und meine Ansicht nicht schief und läßt sie eher neben der seinigen gelten. Ich halte es daher noch nicht für möglich, ein Werk der Kunstgeschichte zu schreiben, ohne eine solche unhistorische Manier anzunehmen, so lange nicht autorisirte Grundregeln der Aesthetik allgemein gültig sind. Wie viel diese Manier den Werth eines Werkes schmälert, wie anstößig sie es bei den Lesern macht, die auch in einer streng geschichtlichen Behandlung die Grundlage meiner Urtheile ohne ausführliche Hindeutungen gefunden hätten, weiß ich nur zu wohl und es ist mein Lieblingsgedanke, später ein zweites Werk oder eine zweite Auflage von dem halben Umfange etwa auf dieses vorausgegangene zu gründen, und darin zu versuchen, unter vorausgesetzter Bezugnahme auf jenes jeden ungeschichtlichen Auswuchs zu entfernen.

Daß ich dies in dieser ersten Ausgabe nicht gethan habe, bereue ich in keiner Weise. Ich glaube eben durch die angenommene Behandlungsweise jeden Leser leicht zu überzeugen, daß meine Urtheile über Werth und Bedeutung der Dichtungen unserer Nation die Frucht eines Quellenstudiums und einer nach meinen Kräften ausgebildeten und in sich geschlossenen Einsicht sind, von der ich sogar glaube, daß ich sie in reiferem Alter schwerlich jemals ändern, und sollte ich es doch, daß ich sie gewiß mit keiner bessern vertauschen werde, weil ich das höhere Alter nicht für die angemessenste Periode halte, in Sachen des Geschmacks zu urtheilen, wofür mehr die Zeit geeignet ist, wo sich sinnliche Kraft und Phantasie in dem Menschen noch mit der verständigen Beurtheilung messen. Ich glaube Jedermann dadurch so gegen mich über zu stellen, daß man den untrennbaren

Zusammenhang meiner Ansichten sogleich erkennt und daß man mit mir nicht über Einzelnes wird mäkeln, mich im Einzelnen nicht wird zurechtweisen wollen. Man wird mir darum nicht unbedingt beitreten, aber man wird mich toleriren, wie man jede fertige Individualität tolerirt. Den Charakterlosen versuche ich zu bessern; den Charakterfesten freue ich mich eher in sich zu erkennen und setze nichts aus, wo ich Alles als Ausfluß der innersten Natur ansehen muß, wenn es mir auch noch so wenig zusagt. Ich glaube, ich habe es meiner Unverholenheit zu danken, daß mir so anerkennende Urtheile von so ganz verschiedenen Seiten her geworden sind. Was kann es Verschiedeneres geben, als die Art, wie Jakob Grimm und wie Rosenkranz unsere alte Literatur betrachten? Was wieder Verschiedeneres, als meine Betrachtungsart von der ihrigen? Und doch ehrt mich die auszeichnende Anerkennung Beider, oder sollte eine so selbstverleugnende, so allen gelehrten Eigensinn ablegende Anerkennung vielleicht mehr die Männer selbst ehren?

So lange das ganze Werk nicht erschienen ist, wird man die strenge Consequenz der inneren Structur desselben nicht füglich erkennen können. Und daher mag es kommen, daß Verschiedenes in dem Buche sich willkührlich, launenhaft und gelegentlichen Einfällen ähnlich ausnimmt, was nichts weniger ist als das. Besonders hat der Herausgeber des Freydank einige Ausstellungen daran gemacht, die, wenn sie gegründet wären, das ganze Werk in seinen Grundfesten erschüttern würden. Ich fürchte, daß ich ihn durch einige Rücksichtslosigkeit, die vielleicht eine Unart an mir ist, gereizt und veranlaßt habe, einige Ungerechtigkeit an mir zu üben, und ich wünschte, daß sich das freundlich ausgliche. Es ist gar nicht der Drang, eine Antikritik zu schreiben, der mich auffordert, Einiges auf die Urtheile über mein Buch zu erwiedern, sondern eine aufrichtige Freude, mich offen im Interesse der Wahrheit mit Männern zu unterhalten, die mir vielfach so nützlich sein können. Einzelne Unsicherheiten im Factischen muß ein Werk, wie das meinige, nothwendig an sich tragen; gewiß können mir deren von unseren altdeutschen Philologen mancherlei nachgewiesen werden und ich werde sie

mit großem Danke hinnehmen;*) hier und da hat man mich aber in dieser Hinsicht für zu unvorsichtig gehalten. Der Herausgeber des Freydank nennt meine Behauptung, daß man zu dessen Zeiten angefangen habe, unverschämt zu borgen, ohne Grund. Nachgeahmt, sagt er, habe man zu allen Zeiten. Aber nicht in Zeiten der Selbstständigkeit; wenigstens haben in solchen Zeiten nicht die Häupter einer Kunst oder Wissenschaft nachgeahmt. Wen ahmten denn Veldegk, Werner, Lamprecht, Konrad, Thomasin, Hartmann, Wolfram, Gottfried, Walther nach? Aber wen die Konrad, Rudolf, Albrecht u. A. nachahmten, weiß man gleich. Ich habe in der That unter meinen Ausdrücken borgen, benutzen, ausschreiben nicht mehr gemeint, als entlehnen oder nachahmen, und das hat der Verfasser des Titurel gewiß unverschämt gethan; muß man grade bei lyrischen Dichtern stehen bleiben, um einen solchen Ausspruch zu erhärten? das hat Freydank gewiß unverschämt gethan, wenn er nicht Walther ist, oder hätte es gethan, wenn nicht das Entlehnen von sprichwörtlichen Ausprüchen (nicht Anprüchen sollte es heißen, denn so gedankenlos schreibe ich nicht und würde es als Recensent keinem Schreiber ungerügt hingehen lassen) ihn entschuldigte. Daß grade Walther auch von Anderen unverschämt benutzt ward, habe ich nicht gesagt; daß Reimar von Zweter ihn zum Muster nahm, darüber kann wohl Niemand streiten, wer Dichtungen im Zusammenhange liest, denn wer außer Beiden hätte so das Auge zugleich auf Alles, auf Kirche und Staat, auf alle Laster und Tugenden gerichtet, von einzelnen Reminiscenzen gar nicht zu reden, wie z. B. S. 148:

Von sinewellen muote ein man
Zuo swem der walget der walget ouch von im hin wider dan u. s. w.

---

*) So die Zurechtweisung Jakob Grimm's über den Jopas im Beowulf. Ich hatte das Gedicht früher gelesen, hatte es aber bei der Ausarbeitung meines Buches nicht zur Hand und wollte mir den Eindruck aus Turner's Analyse zurückrufen. Dieser hat mich zu jenem Irrthume verführt.

auf die ich überhaupt weniger Werth lege. Den Singenberg nennt der Herr Herausgeber selbst als einen Nachahmer (denn ein Schüler ist nicht nothwendig ein Nachahmer); Anderen sind die Nachahmungen des Walther im Walther von Prisach, in Günther von dem Forste, im Teschler aufgefallen; mir selbst im Walther von Metz und Rubin, die ich alle im zweiten Bande noch nenne. Dies sind also genug Beispiele, um meinen Ausspruch zu rechtfertigen. Daß Freydank gleiche Schicksale mit Walther gehabt, habe ich gar nicht gesagt, denn ich glaube immer sehr genau zu wissen, was ich sage; ich sagte nur, man nehme es zur Erklärung hinzu, weil es doch sehr wahrscheinlich ist, daß beide den Kreuzzug gemacht haben; man nehme es hinzu, falls man sich ohne dieses die Aehnlichkeiten zwischen Freydank und Walther nicht erklären kann. Denn immer würde ich lieber zehn Wahrscheinlichkeiten zur Erklärung einer feststehenden Meinung aufbieten, als daß ich diese mit einer Unwahrscheinlichkeit vertauschte. Ich glaube daher, daß diese Annahme einer Identität beider Dichter auf weit geringerer Basis ruhe, als meine Einwürfe; und ein bloßer Hauch von oben sind meine Anführungen nicht. Ich habe die Quellen der deutschen Dichtung gelesen, wenn auch nicht in Excerpte redigirt, und für jeden Ausspruch, der den Charakter von einiger Allgemeinheit trägt, hafte ich mit Belegen, wo er materiell belegbar ist.

Der welsche Gast sei einer von den Lichtpunkten, an denen ich die Geschichte der deutschen Poesie entwickle, sagt der Herausgeber ferner. Der deutschen Poesie? Ich habe mehrmals gesagt, daß ich ihn hauptsächlich nur dazu brauche, um die Ansicht eines Mannes der Zeit von den Ritterpoesien mitzutheilen; und ich habe sehr bestimmt hinzugefügt, daß ich ihn als einen Lichtpunkt für die Geschichte der Philosophie halte, nicht für die Dichtung; und dies allerdings, weil das Buch geistvoll und original ist. Wenn der Herausgeber des Aristoteles Ethik, und was sich im Mittelalter darauf baute, kennt, und er vergleicht diesen welschen Gast damit, so sollte mir es leid sein, wenn er nicht noch mit volleren Händen dem Thomasin zutheilte, was ich that. Es ist wahr, ich ließ mich verleiten, aus

dem Buche Auszüge mitzutheilen, die vielleicht nicht in dieser Ausdehnung in eine Geschichte der Poesie gehören, allein was thut das in einem Buche von so allgemeiner Tendenz, wie das meine. Thomasin ist wenig bekannt; es fragt sich nur, ob das, was ich daraus mittheilte, darin steht, und wenn das ist, so möchte ich wohl wissen, wer das für jene Zeit unbedeutend findet! Woher ein Mann seine Weisheit hat, ob aus dem Buche oder aus dem Volke, wenn es nur Weisheit ist, so ist mir's einerlei; ja ich meine, es gehört viel mehr dazu, auch trotz dem Buchstudiren eine natürliche und gesunde Weisheit festzuhalten, wie die des Thomasin ist; wenigstens sehe ich nicht, daß unseren Buchgelehrten viel dergleichen über ihre Lectüre übrig bleibt. Thomasin ist nicht blos ein verständiger, sondern ein Mann, der in das Verhältniß der Tugenden und ihre Natur tief eingedrungen ist; der, falls keine Quelle ihn verräth, ganz selbstständig gedacht hat, und ein so eigenthümliches inneres Verhältniß zwischen seinem Moralsystem und seiner Zeit und ihren Sitten öffnet, wie Aristoteles für seine Zeit that; er ist nicht nur ein praktischer, sondern er ist ein edler Mann von ideal schöner Denkart; er hat vielleicht, weil ihm das Deutsche schwer fällt, keine frische und belebte Rede, aber er hat eine volle Brust, und wo ihm die überquillt, ist mir sein Stammeln lieber, als das Geplauder von zehn anderen seiner beredten Zeitgenossen. Stubenluft aus einem Gedichte, das des Sokrates schlichte Tugend lehrt!! Dann darf man wohl diese Stubenluft segnen! Genialen Geist in einem Lehrdichter würde ich überhaupt nicht leicht suchen, denn ein Lehrgedicht ist ein Zwitterding, auf das ein Genie überhaupt nicht leicht verfallen kann. Was in einem Lehrdichter genial sein kann, muß seine moralische Gesinnung sein, und die ist's im Thomasin. Genial ist in Thomasin eben die gute Natur und der gesunde Sinn, welche ihn den Grundfehler seiner Zeit treffen und darauf sein ganzes Buch beziehen lassen. Ob ihm das selbst deutlich war, darauf kommt gar nichts an, im Buche aber liegt's; und hier würde ich mich am wenigsten in meinem Urtheil irren lassen. Denn hier bin ich in meinem eigenthümlichen Felde. Einzusehen, wie sich in der

Geschichte die historischen Ideen, ihrer Natur nach an den Ereignissen selbst unverkennbar, nur in unsichtbarer Begleitung der Begebenheiten kundgeben und eigentlich nur errathen, wenn aber dies gelungen ist, als die Seele alles Geschehenden beobachten und in ihrer Entwicklung verfolgen lassen; einzusehen, wie sich ein tüchtiger Mann der Ideen, die in seiner Zeit wirksam sind, bemächtigt, sich den bestehenden anschließt oder neu entstehende zu fördern weiß, dies ist die tiefste Aufgabe der Geschichte, ja ich weiß nicht, ob nicht alles allgemein menschlichen Wissens überhaupt, da an diesen Ideen sich die Weltregierung dem forschenden Geiste des Menschen offenbart. Hier mit Sicherheit zu urtheilen, fordert, daß man die Geschichte zum eigenen Studium gemacht hat, die leider ein Jeder auch ohne Studium nebenbei zu verstehen und behandeln zu können glaubt; es ist gewiß nicht übertrieben, wenn man sagt, daß auf hundert Geschichtschreiber von Profession sogar noch nicht Einer kommt, der davon nur einen Begriff hat. Und daß davon auch überhaupt nur der einen Begriff erlangen kann, der zugleich von oben und von unten sich den Dingen nähert, der das Einzelne kennt, aber es im Großen zu überschlagen weiß, der sich nicht so sehr im Material verliert, daß ihm die Idee nicht immer wichtiger bleibe, als das Material, dies ist wohl von selbst klar. Der geschichtlich Darstellende steht dem geschichtlichen Forscher und Kritiker hier stets gegenüber; jener steht diesem überall auf den Schultern und ist ihm überall verpflichtet; dieser, der den Anderen trägt, kann sich der Natur der Sache nach nicht einen so weiten Gesichtskreis öffnen. Darum muß aber auch Einer dem Anderen die Hand reichen zur friedlichen Vereinigung, der Lahme dem Blinden seine Augen, der Blinde dem Lahmen seine Füße freundlich leihen, denn man kann das hyperbolisch sagen, daß der Forscher wenigstens nicht fernsichtig ist, der künstlerische Darsteller nicht auf eignen Füßen ruht. Es ist nicht damit gesagt, daß die Eigenschaft des Einen die des Anderen jedesmal ausschließt, und ich glaube, es ist mir von Hrn. W. G. Unrecht darin geschehen, daß er mich zu sehr in nebeligen Höhen gesehen und niemals in den Tiefen

vermuthet hat. Dies iſt mir an Einer Stelle ſehr aufgefallen, wo er mir vorwirft, ich habe Thomaſin's milde und erge nicht verſtanden, ich hätte es ſtatt Milde und Argheit mit Freigebigkeit und Geiz überſetzen ſollen. Gewiß, ich will mich an altdeutſcher Sprachkenntniß mit einem ſo gründlichen Manne dieſes Faches nicht meſſen; ich könnte mich vielleicht hier und da an ſchwierigen Stellen irren (und habe es wahrſcheinlich in Note 255 gethan, wo ich in die dort citirte Stelle etwas gelegt habe, was ſchwerlich darin liegt), allein wenn Herr G. meine Unerfahrenheit ſo gar zu arg denkt, ſo thut er mir doch gewaltig Unrecht. Es iſt recht gut, daß mir dabei noch einmal Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, wie fein und ſcharf dieſer Thomaſin denkt, und dies aus dieſem letzten Kapitel, das ich in meinem Buche nicht erwähnte, und in dem Herr Gr. in breitem Styl nichts als wohlgemeinte Lehren ſieht. Ich weiß nicht und habe gerade nicht die Zeit nachzuforſchen, ob gerade jeder Deutſche des dreizehnten Jahrhunderts unter Milde das Nämliche inbegriffen hat, was Thomaſin; wie Er aber neben der Tugend zugleich den Begriff feſtſtellt, iſt, daß ich es wiederhole, ſo fein als ſcharf. Vor allem proteſtire ich, daß ich milde und erge mit Milde und Argheit überſetzt hätte; Argheit iſt ja auch wohl kein Wort, was im Gebrauch wäre; ich ließ die Ausdrücke, wie ich ſo oft that, etwas moderniſirt ſtehen, weil ſie ſich nicht überſetzen laſſen und weil Freigebigkeit das alte milde ſo wenig ausdrückt, wie das neue Milde. Die Milde, ſagt Thomaſin, iſt die Tugend, recht (κατα τον ὀρθον λογον bei Ariſt.) zu geben und zu behalten. Das Geben iſt auf's Allgemeinſte bezogen, nicht blos auf Geld. Es iſt die Tugend, die ſtets etwas mehr gibt, als ſie ſchuldig und nach dem Rechte verbunden iſt; ſie erſcheint daher in ihrer Grundbedeutung als Billigkeit, Nachſicht, Freundlichkeit, ja als Milde; ſie erſcheint als Gegenſatz zum Recht, denn Recht und Milde

hant mit einander vil
ze thun ſwerz verſten wil.

Das Recht nimmt und gibt, die Milde nimmt nicht, ſie gibt blos; das Recht gibt Lieb' und Leid, die Milde blos Lieb'; das

Recht hält uns zum Gemeinleben an, bindet uns mit Gesetzen im Staate zusammen, die Milde hält uns zum friedlichen, haßlosen Wohlleben an. Ist das nun Freigebigkeit?

Davon verstet daz ez geschiht
von dem reht zaller vrist,
daz ain man bei dem andern ist;
und von der milte geschehen sol
daz mir sei bei dem andern wol;
swi uns daz reht betwungen hat,
daz ainer den ander bei im lat,
so wer wir doch mit grozzem haz,
wer diu milt nicht, wizzet daz.

Die Milde ist überhaupt das Wohlthuende im menschlichen Verkehre, wie auch bei uns; und nach diesem innersten Begriffe ist sie zunächst Wohlthätigkeit; denn zur Freigebigkeit gehört Reichthum und Besitz, aber zu Thomasins Milde nicht. Ich glaube wenigstens nicht und Aristoteles glaubt es auch nicht, daß man einen Besitzlosen seiner bloßen Gesinnung nach freigebig nennen würde, aber wohlthätig wohl. Und die Milde auch sucht Thomasin in der Gesinnung, nicht in der Gabe. Es kann einer mild sein ohne Gut, wie Einer ein guter Schreiber sein kann, wenn er auch einmal der Dinte entbehrt. Dann aber ist die Milde auch Freigebigkeit, Mittheilsamkeit sollte man lieber sagen. Sie gibt von ihrem Rechte etwas hin, so auch von ihrem Besitze. Die Milde wird ein Geschenk eben so gern annehmen, sich eben so gern verpflichtet sehen, als Andere verpflichten und Anderen schenken, das thut der Freigebige nach Aristoteles nicht. Sollte nun die Milde vielleicht ein ganz vager Begriff sein bei Thomasin, da er so vieles hineinbringt? Im Gegentheil, der geschlossenste, den es geben kann und um den man unsere alte Sprache, wie um so vieles höchlich beneiden muß. Sie ist (dies Alles ist nicht von mir aus dem Buche abstrahirt, sondern es steht in dem Buche) die Bereitwilligkeit zum Geben, und dies Geben kann drei Zwecke haben: es will den Gleichen ehren, dann ist die Gabe am besten öffentlich, dann ist's unsere Freigebigkeit; oder man will dem Armen sein Leben fristen, dann ist die Gabe am besten heimlich; dann ist's unsre

Wohlthätigkeit; oder man will mit der Gabe Freundschaft gründen und erhalten, dann ist's unsere Freundlichkeit oder Milde. Aber wir gründen und erhalten Freundschaft, wird man einwenden, ohne Geschenke? Allein das Alterthum nicht, wo Alles sein Symbol wollte, und wo man Ehrengaben und äußere Freundschaftsbezeugungen ohne Scham in Anspruch nahm, ja eine Freundschaft ohne dergleichen für ein Unding genommen haben würde.

Nein gewiß, ein so geringschätziges Buch ist der welsche Gast nicht; ich preise nicht unnöthig gern, und habe meine guten Gründe, wo ich lobe, gewiß noch mehr, als wo ich tadle. Daß das Werk im Mittelalter keine Anerkennung fand, ist wohl eher ein Beweis für seine Vortrefflichkeit als dagegen. Ich erörtere übrigens diese Frage gelegentlich, namentlich auch in Bezug auf den Freydank, im zweiten Bande. Das Beste wird stets nur von Wenigen anerkannt. Wer erkannte denn die deutschen Sagen an? wer den Gottfried als Dichter, wenn wir vom vierzehnten Jahrhundert anfangen zu rechnen? Thomasin griff um zwei Jahrhunderte zu frühe; das ist sehr großartig, obgleich für den Genius, der es thut, in der Gegenwart immer von tragischem Ausgang. Thomasin ist ein Humanist und Reformator im dreizehnten Jahrhundert, der seinen Plato und Aristoteles entweder aus einer ziemlich reinen Quelle kannte, oder ein um noch so bestaunenswertherer Mann ist. Ich glaube nicht, daß seit Boethius für die Geschichte der Moralphilosophie im ganzen Mittelalter eine so seelenvolle Erscheinung ist, als dieser welsche Gast. In der Zeit der Humanisten fand man den welschen Gast wohl auf, und wenn man sich in dieser Zeit vorzugsweise, und in den barbarischen Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts gar nicht, um ihn bekümmerte, so ist das wohl mehr ein Lob als ein Tadel für ihn.

Es sind noch andere Punkte von Hrn. G. erwähnt, über die sich weniger streiten läßt. Er will mir nicht gelten lassen, daß die Poesien des Freydank und Thomasin als Anfänge der bürgerlichen Dichtung zu betrachten sind. Aber ob sich wohl Hr. G. denselben Begriff von bürgerlicher Dichtung macht wie ich?

Was ich darunter verstehe, taucht auch in meinem ersten Bande grade wie diese Dichtung selbst in der Zeit, die er umfaßt, nur eben auf. Wenn er den zweiten Band abgewartet hätte, würde er mir nicht widersprochen haben; denn wenn ich in dergleichen Dingen, die den Kern meines Buches berühren, nach solchen Studien solche Fehler gemacht hätte, die man im Vorbeigehen so ausfinden und blosstellen könnte, so wäre mein Werk auch nicht einen Pfifferling werth. So ist's auch mit meinen Bemerkungen über das Sprüchwort. Man hat mir die Ehre angethan, mein Buch ein geistreiches Buch zu nennen. Ich gebe für dies Compliment nicht allein keinen großen Dank, sondern nicht einmal einen kleinen. Denn man versteht unter diesem Geistreichthum gar gewöhnlich nichts, als die Gabe, aus zwei, drei bemerkten Eigenschaften eines Dinges die übrigen zu errathen und zu suppliren, und dann darauf einen Einfall zu gründen. Ein solcher Einfall scheint Hrn. G. auch der meinige über den Unterschied des südlichen und deutschen Sprüchworts zu sein. Ich habe solche Einfälle gar nie; sondern ich habe darin einen recht stockhistorischen Kopf, daß mir ohne die gehörige Summe von Factischem niemals etwas einfällt; obgleich ich mich auf der anderen Seite auch nie mit dem blos Factischen begnüge. Hr. G. hat auch schwerlich recht verstanden, was ich eigentlich meine. Es ist schon Fischarten deutlich aufgefallen, und unbewußt jedem älteren deutschen Sprüchwortssammler, daß es eine Eigenthümlichkeit unseres Sprüchworts ist, daß es keine feste Form hat; das heißt, daß man Einen und denselben Gedanken in hundert Sprüchwörter kleidet. Das γνωθι σαυτον drückte man in Deutschland auf's Mannichfaltigste aus; es gehörte nur ein gewisser scharfer bildlicher Ausdruck dazu, so galt der Spruch als Sprüchwort; er klang so an, man verstand ihn sogleich; und so ist's noch und es ist uns sogar erfreulich, einen solchen alten Satz im neuen Gewande zu sehen. Der Grieche hatte sein γνωθι σαυτον; so hat auch der Italiener Ein stehendes Sprüchwort für Einen Gedanken, außer in gewiß sehr seltenen Ausnahmen und allerdings in provinzieller Verschiedenheit. Der Deutsche darf auch fremde neue Sprüch-

wörter, ebenso wie fremde Phrasen, anwenden, und kann sicher sein, verstanden zu werden; Hr. Gr. versuche es einmal, und übersetze einem Italiener alle unsere Variationen etwa für das Sprüchwort: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," so kann er ganz sicher sein, daß er so wenig verstanden wird, wie wenn er für irgend eine gewöhnliche Sache eine ungewöhnliche Phrase anwendet. Wer darin lebendige Erfahrung hat, für den gibt's darüber keinen Zwist; was den Gebrauch der Phrase angeht, so ist der Unterschied auch in aller Welt eine bekannte Sache. Meine Unterscheidung des Geistes der griechischen und deutschen Sprüchwörter hat auch noch andre Autoritäten, als mich. Dergleichen Dinge müssen auf den ersten Moment einleuchten, sonst verständigt man sich darüber nie. Wer könnte nun den ganzen Haufen der gegenseitigen Sprüchwörter vergleichen, um zählend und rechnend diesen Unterschied zu belegen. Der Charakter der Nationen ist hier das, was viel näher und leichter zur Einsicht führt, allerdings. Hier würden aber so viel factische Dinge und Verhältnisse zu beherzigen sein, daß dafür hier der Ort nicht sein kann. Das aber wiederhole ich ganz naiv, daß wenn solche Sätze von so allgemeiner Natur, wie mein Einfall über das griechische, jüdische und deutsche Sprüchwort, so leicht durch einen Hauch umzustoßen sind, ich meine Schriftstellerei gleich mit was man mir auflegt, vertauschen will.

Ich fasse die deutsche Dichtungsgeschichte von einer bestimmten Seite auf; man kann sie von hundert andern auffassen, die eben so richtig und in sich bedeutender sein können. Wer mein Buch beurtheilt, muß es von meinem Gesichtspunkt aus beurtheilen, muß von diesem aus Consequenz und Inconsequenz, Wahrheit und Irrthum nachweisen. Er kann den Gesichtspunkt selbst angreifen, und dann hat er die Wahl zwischen zwei sehr verschiedenen Wegen frei: er darf, wie das ein Ungenannter, ohne mich zu nennen, gethan hat, mein Buch ein verderbliches heißen und es weit wegwerfen, und dann wird er unstreitig sich oder mich blamiren; oder er setzt ein Buch in einer anderen, verträglichen oder unverträglichen, daneben, und dann wird eins

das andere, je nachdem, entweder suppliren oder verdrängen. Ich erkenne es recht warm an, daß auch Hr. W. G. im Ganzen das Buch nicht zu verwerfen scheint. Gefreut und ermuthigt hat mich zunächst auch das Urtheil Jakob Grimm's. Wie anders würde der ehrenwerthe Mann, der ja mit seiner ganzen Bildung in eine andere Zeit reicht, als ich, ein Buch dieser Art angelegt haben! Wie gern läßt er sich dennoch auch diese Anlage gefallen! Ist es denn nicht auch viel ersprießlicher für die Wissenschaft, daß sich selbstständige Beurtheiler nebeneinander stellen, als daß immer einer dem andern nachgeht. Hr. J. G. erkennt die vaterländische Tendenz des Buchs an, und nun bespricht er sich mit mir darüber. Ich wollte wohl nachweisen, wie fast jeder einzelne Satz seiner Beurtheilung, wo er tadelnd ist, die innerste Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen von Autor und Recensent berührt. Dies führt dann zu doppelten Aufschlüssen über Objecte und Subjecte zugleich, und dies ist die einzig wahre Art sowohl der Disputation als auch der Recension. Daß ich Historiker bin, daß ich nicht allein in meiner Heimath, sondern auch in anderen Ländern mich heimisch fühle, daß ich nicht allein auf das Alterthum, sondern auch auf die Gegenwart gerichtet bin, dies glaub' ich bedingt und entschuldigt, was Hr. J. G. zum Theile ausstellt; sind es Fehler, so liegen sie in der Unpartheilichkeit, die des Geschichtschreibers erste Tugend ist. Es ist keine angenehme Tugend, diese Unpartheilichkeit, so wie es keine angenehme Pflicht ist, Recht zu sprechen. Sie stört so unwohlthätig das Gefühl und den Genuß mit der dürren Wahrheit und dem trocknen Verstande; sie muß leider fast immer mit der einen Hand geben mit der andern nehmen: denn wie viele Werke der Menschen gibt's auch, die man blos loben könnte! Wie gerne hab' ich mich dem Lobe überlassen, wo es anging; denn ich bin von Haus aus gar nicht schwarzsichtig. Und Einen Vorwurf habe ich gewiß nicht verdient, daß ich an der Gegenwart ein grämliches Mißbehagen habe. Ich wollte ja für diese Gegenwart und zu ihrer Ermuthigung schreiben, denn objectiv halte ich die Gegenwart selbst für eine, wenn nicht grämliche, doch schlaffe und matte Zeit, die aber große Kräfte und guten

Willen hat und nur der Selbstermunterung und einiger begünstigender Verhältnisse bedarf. Ich weiß mich Niemanden in der Welt feinder, als dem misanthropischen Geschlecht unsrer Jugend, und kehre Niemanden so gern den Rücken, als dem, der von unsrer Nation und Zeit geringschätzig denkt und sie muthlos aufgibt. Aber freilich muß ich auch hier geben und nehmen. Ist von Poesie die Rede, so hoffe auch ich nicht, daß wir aufgehört haben, Göthe und Schiller zu lieben. Was nach ihnen unter uns gedichtet wurde, darüber hab' ich mein stilles Urtheil für mich und finde für gut, dies nur gelegentlich anzudeuten. Ob jedes Vierteljahrhundert einen großen Dichter zeugen könne? Nein; aber sollen wir die kleinen darum ehren? Daß sich Einsicht und Geschmack seit den Vossischen Gedichten gehoben haben, geb' ich gerne zu. Seit den Schiller'schen Zeiten ist der Geschmack, wenigstens der poetische Geschmack, die Einsicht in den poetischen Werth, ganz unstreitig gesunken. Warum auch grade seit den Vossischen Zeiten? Ich wette, Hr. J. G. denkt Wunder wie hoch ich von Lessings, Klopstocks und Vossens Dichtungen urtheile; ich hoffe ihn aber zu überzeugen, wenn ich bis in diese Zeiten gekommen bin, daß ich auch da zu geben und zu nehmen weiß. Es scheint ihm, als hätte ich mich hier und da zum Wohlgefallen an der deutschen Dichtung erst nach und nach gewinnen lassen, und doch las ich schon vor fünf Jahren über diesen Gegenstand und beherrschte das Gebiet in einem gewissen Grade, ehe ich an das Schreiben noch dachte. Im Allgemeinen hält er mich gewiß für einen begeisterten Hellenisten. Ich theile meine Bewunderung zwischen Griechenland und Deutschland, denn sie sind die Pole, um die sich die Weltgeschichte dreht; ich bin aber nicht blind weder für die Mängel des Alterthums noch aber auch für die der neueren Zeit. Es wird gewiß Vielen sehr einleuchtend scheinen, was Hr. G. von meiner Vorliebe für Alexander sagt, die ich auf das Gedicht des Lambert übertragen habe; und doch, obzwar ich immer — wie doch wohl Jeder mehr oder weniger thut — diesen Mann bewunderte, so hat mir doch erst die tiefsinnige Beschäftigung des ganzen Mittelalters mit ihm den ganzen Aufschluß über seine historische Be-

deutung gegeben, ja sie hat mich für eine größere historische Arbeit über Alexander bestimmt, an die ich wohl sonst nie gedacht hätte; und diese tiefsinnige Auffassung der Sage ist mir weder aus den lateinischen, noch spanischen, noch übrigen deutschen Bearbeitungen deutlich geworden, die ich alle vor Lambert kannte. Auch hier möchte ich sagen, wenn ich in meine Analyse nichts hineingelegt habe, und das hoffe ich nicht, so muß entweder Ich für Großartiges kein Maß haben, oder dies Gedicht hat einen großartigen Zug, so dürftig die Ausführung hier und da ist, wie ich nicht verschweige. Aber die Vergleichung mit dem Inferno wird vielleicht als etwas Hineingelegtes gelten? Ich glaube, Hr. G. hat diese Analogien weiter ausgedehnt, als ich wollte. Es fällt mir nicht ein, Lambert mit Dante, Wolfram mit Aeschylus oder dem Purgatorium oder mit Wieland gar zu vergleichen, sondern bald eine gemeinsame Idee, bald eine ähnliche Art der Verkörperung einer Idee, bald einen Unterschied gegen einander stellend, nicht neben einander stellend nachzuweisen. Die Idee eines Kunstwerkes ist kaum etwas Wesentliches zur Vergleichung der Werke, denn in der Poesie ist die Ausführung die Hauptsache. Nach der Idee, daß Freiheit über Beschränkung, Einsicht über Beschränktheit siege, könnte ich des Herodot's Geschichtswerk mit des Aeschylus Persern, und mit dem Roman des Chariton und mit einer Episode bei Herodot von dem griechischen Arzte bei Darius und mit Xenophon's Anabasis vergleichen, hieß das aber diese disparaten Autoren selbst vergleichen?

Eben weil ich so bestimmt zwischen Form und Materie scheide und die Form in allem Poetischen für die Hauptsache, für das Eigenthümliche der Kunst ansehe, weil sie die Materie mit anderen Disciplinen theilen kann, eben darum urtheile ich auch von den Italienern anders, als Herr G. Was Gesinnung, was moralische, ja auch intellectuelle Tiefe und was Gemüth und Seele betrifft, so hab' ich das bei Gelegenheit des Parzival und der Minnesinger verfochten, was vielleicht noch manchen Widerspruch finden wird, daß dies bei unsern Deutschen überall überlegen ist; ich hab' es selbst bei Gottfried für einzelne Stellen

in Bezug auf die formelle Ausführung verfochten; im Allgemeinen können sich aber in Bezug auf diese die Deutschen nicht mit den Italienern messen. Ueber Dante würde ich mich mit Herrn G. verständigen; über Arioſt hat er mich im Widerſpruche mit mir ſelbſt ſehen wollen, allein gewiß mit Unrecht. Wenn ich ſage, Arioſten fehle nichts als die hiſtoriſche Grundlage, und dann wieder nichts als die plaſtiſche Sicherheit, um Homer zu ſein, ſo iſt das in meiner Anſicht Ein und daſſelbe, weil Gedichte von hiſtoriſcher Grundlage von ſelbſt plaſtiſch werden müſſen. Wenn ich jetzt ihn, jetzt die Nibelungen dem Homer am nächſten ſtelle, ſo gilt das Erſtere der künſtleriſchen Fertigkeit in Bewältigung einer ganzen Welt, das Letztere dem großartigen Inhalt und der plaſtiſchen Manier der Dichtung. Ich ſoll mich überhaupt auf Grillen und Widerſprüchen betreten laſſen. Was die Grillen angeht, ſo dürfte ich das gerne einräumen, denn wer hat die nicht! Wenn nur nicht vielleicht grade Dinge damit gemeint ſind, die mir die fruchtbarſten Wahrheiten ſcheinen. Es iſt gar kein Paradoron, wenn man behauptet, daß in Zeiten von ſo verfeinerter Cultur die Verfechtung von Natur und Wahrheit am leichteſten grillenhaft ſich ausnimmt; in der ganzen Geſchichte ſehen die natürlichen Weiſen, wo ſie in feiner Geſellſchaft auftreten, wie Sonderlinge aus; und es kann Einem traurige Gedanken wecken, daß Machiavelli die ewigen hiſtoriſchen Wahrheiten, die er an's Licht brachte, ſelbſt Grillen nannte, um den Anderen zu willfahren, die es auch thaten. Doch es ſei um meine Grillen; daß ich mir aber widerſpräche, das widerſprech' ich. Ich gebe meine Gedanken vom Mährchen gern als eine Grille preis; aber daß es ein Widerſpruch wäre, wenn ich die Sagen des Paul Diaconus empfehle und die Kindermährchen widerrathe? Ich meinte überhaupt nie das Mährchenhafte zu verurtheilen, ſondern nur das Kindermährchen, das ſich in Ton, in Behandlung und Stoff kindiſch herabläßt oder worin gar Kinder die handelnden Figuren ſind, und dieſe Art Mährchen ſind uns Nordiſchen eigenthümlich. Die Mährchen, in welchen, wie in der Odyſſee, Wahrheit und Unmöglichkeit, Kindlichkeit und Größe gemiſcht iſt, wie das auch in jeder hiſtoriſchen Sage

der Fall ist, halte ich sogar für sehr zweckmäßig, da sie dem Kinde die Welt der Phantasie, in der es steht, und die der Wirklichkeit, für die es sich bildet, zugleich öffnen. Es mag ein Hauptfehler meines Buches sein, daß ich hier und da nicht vorsichtig genug schreibe. Ich überlege und durchdenke langsam, schreibe aber schnell und fast ohne Feile, weil ich darauf wenig halte; so mag Manches leichtsinnig scheinen, was es durchaus nicht ist; denn man wird mir vielleicht eine einseitige Consequenz mit mehr Recht vorwerfen, als unbedachtes Urtheilen in den Tag hin. So würde mir auch Unrecht geschehen, wenn man mir jedes Wort zu ängstlich wöge; ich könnte selbst z. B. noch andere Stellen angeben, wo das Wort Vaterland im M. A. vorkommt, würde aber doch den Ausspruch, daß das M. A. keinen Begriff oder den Namen dafür nicht habe, stehen lassen; denn was er sagen will, bleibt doch wahr.

Es war mir sehr interessant, zu sehen, wie charakteristisch verschieden man mein Buch in Frankreich aufgenommen hat. Das Interesse der Franzosen für ihre alte Literatur, das jetzt wieder wach geworden ist, lenkt sie auf unsere Arbeiten über die unsere. Es ließ sich denken, daß eine deutsche Literärgeschichte von weniger gelehrter Farbe nicht ganz unbeachtet bleiben würde; auch erkannte Herr Marmier (im Märzhefte der Revue germanique) sogleich die wesentliche Verschiedenheit der meinigen von jeder anderen. Wir dürfen doch die Franzosen um die Leichtigkeit beneiden, mit der sie sich auch so fremder Gegenstände bemächtigen, mit der sie den Punkt treffen, um den es sich handelt. Ich glaube es gerne, daß die Franzosen diese Literärgeschichte von sehr wesentlichen Fehlern entstellt, daß sie sie dunkel und schwergeschrieben finden müssen, da man selbst in Deutschland, und gewiß nicht ohne Grund, über die sorglose Schreibart Klage führt, obwohl unsere Gewöhnung an noch herbere Kost meinem Styl auch wieder umgekehrt Lobsprüche zu Wege gebracht hat. Wie schön hat sich dennoch der französische Beurtheiler in das Werk hineingearbeitet, und wie fein berührt er nicht in folgenden Sätzen (oder sollte mich theilweise die Eitelkeit verführen?) Alles, was die eigenthümlichen guten und schlechten Seiten des Buches

bezeichnet: „Il n'y avait point d'ouvrages, si je ne me trompe, qui eussent pour but, comme le livre de Mr. G., de rechercher le mouvement intime, l'idée secrète dont les oeuvres littéraires n'étaient que l'expression. Aussi ne faudrait-il pas l'appeler Histoire de la poésie, mais Philosophie de l'histoire de la poésie; car c'est bien moins le récit des faits qu'une dissertation critique, philologique, estétique à propos de chacun de ces faits. M. Gervinus ne divise pas son histoire d'après les dates chronologiques, comme on a coutume de faire, mais d'après les divers genres d'ouvrages qui tour à tour ont prédominé, et cette division seule suffirait pour indiquer sa pensée toute spiritualiste. Elle est moins claire et moins précise peut-être, elle suppose aussi chez le lecteur certaines études antérieures; mais une fois qu'on la comprise, elle doit paraître beaucoup plus logique. Car alors ce n'est plus l'idée du temps qui nous arrête, c'est l'idée du développement littéraire. Ce n'est plus le siècle qui nous représente le caractère particulier d'un genre de poésie, ce sont les chants des Minnesaenger, les épopées chevaleresques, les légendes religieuses qui nous représentent tel ou tel siècle. Une des qualités essentielles du livre du M. G., c'est de rélater fidèlement l'origine, le développement, le progrès d'une idée poétique, comment elle naît d'abord obscure et inaperçue, comment elle se répand parmi le peuple et passe de bouche en bouche, et devient chronique ou tradition; comment, enfin, elle tombe entre les mains de l'homme de génie qui la travaille, l'assouplit, lui donne un nouveau lustre et une nouvelle popularité. etc.

Ueber

Dahlmann's Politik.

(Liter. Unterhaltungsblätter 1836.)

Den Schreiber des folgenden Artikels fesselte das Buch, das er hier anzeigt, schon durch den Namen des Verfassers, weil ihn bewährte Schriftsteller, die ihm einmal von Interesse und Nutzen waren, mehr anzuziehen pflegen, als interessante Büchertitel. Es fesselt ihn aber auch persönlich darum, weil er sich zu Zeiten wohl selbst mit dem Entwurfe einer rein wissenschaftlichen Staatslehre trug, die den besten Theil seines Lebens beschäftigen sollte. Er würde für dieses Werk das Gebiet der Geschichte in seinem ganzen Umfange durchwandert und aufgenommen haben; er würde gesucht haben, aus der ungeheuern Summe der Erfahrungen, aus dem Unsteten, Flüchtigen, Wiederkehrenden, Besondern, das Gesetzmäßige und Allgemeine festzuhalten, aus den vollendeten Völkergeschichten die unvollendete Geschichte der Menschheit zu errathen, aus dem Ganzen die Theile, wie aus den Theilen das Ganze, aus den Staaten den Staat zu erklären; er würde sich nicht gescheut haben, die Analogien der Geschichte des dichtenden und denkenden Menschen für die des handelnden zu Hülfe zu nehmen, und selbst den himmlischen Staat der Nationen, den die gläubigen Erdebewohner unbewußt und sicher construiren, zur Erläuterung des weltlichen, über den sie sich in Theorie und Praxis abquälen, zu benutzen. Er würde gesucht haben, das, was sich in der Entwickelung der Völker und Staaten als nothwendig und naturgesetzlich herausstellt, in sein Gemälde allein aufzunehmen, um hauptsächlich damit denen zu opponiren, die im Leben oder in der Wissen-

schaft an dem Staate Alles künsteln und an dem großen Wege der Natur ihre zwerghaften Wegweiser aufstellen, die nicht über den nächsten Grashalm hinwegsehen. Seine Staatslehre würde gleichbedeutend mit einer Geschichte des Staats, seine Geschichte des Staats gleichbedeutend mit einer Philosophie der Geschichte, und sie würde zu einer Philosophie der Menschheit, oder, was einerlei ist, des Menschen, der nöthigste Grundstein geworden sein. Denn die rein wissenschaftliche Politik sollte nichts sein als eine Philosophie des politischen Theils der Geschichte, wie die Aesthetik die Philosophie der Dichtungsgeschichte sein müßte. Allein zu andern Zeiten kam ich von diesen hohen Planen demüthig zurück, weil ich einsah, daß Alles, was man bisher von Wissenschaften oder Theorien mit diesen Titeln geschmückt hatte, kaum die Spur der rechten Forschung, geschweige irgend ein Ziel gefunden hatte; daß also aller Riß und Construction des aufzuführenden Gebäudes fast von der ersten Linie an begonnen werden müsse, und daß am Ende das (geschichtliche) Material lange noch nicht nahe genug gebracht war, um an ein solches Werk nur denken zu können. Die kindischen Versuche, die hier und da gemacht wurden, schreckten desto mehr ab und die Foderungen der Gegenwart riefen auch immer lauter von solcherlei Unternehmungen zurück.

Eine solche wissenschaftliche Politik ist die Dahlmann'sche nicht, sondern sie ist eine praktische. Die Politik ist ihm in seiner Behandlungsart, nach seinem eignen Ausdrucke, Gesundheitslehre; in jener Behandlungsart würde sie der Physiologie entsprechen, oder dem Theile derselben, der neuerdings als Geschichte des Lebens abgetheilt ist. Und daß sie eine solche wissenschaftliche Politik nicht ist, ist für uns so gut und ersprießlich, wie es, scheint mir, natürlich ist, daß sie es gar nicht werden konnte.

Dies halte ich nämlich darum für natürlich, weil sich eine Wissenschaft, die ganz auf Empirie ruhen soll, am besten erst an einem gewissen Schlusse der Erfahrungen bildet, und zwar von möglichst eignen und lebendigen, in zeitlicher oder nationaler Nähe gesammelten Erfahrungen, weil doch jede in Fremde,

Ferne und Alterthum gesuchte mehr oder minder todt für uns ist. Die Schriften des Plato und Aristoteles über den Staat sind unstreitig die erste Grundlage für eine solche philosophische Staatslehre; denn Plato's bester Staat soll nur ein vollkommeneres Abbild des besten Menschen sein (um so vollkommener, je mehr das Große reicher an Kräften ist, als das Kleine), und seine verschiedenen Classen und Stände stellen die verschiedenen Seelenkräfte des Menschen dar. Es würde sein Werk für einen wissenschaftlichen Entwurf der angedeuteten Art von der größten Wichtigkeit geworden sein, wenn er nur die Requisite für eine solche Untersuchung, welche Aristoteles in vorzüglichem Grade besaß, mit den seinigen vereinigt hätte, wenn er nämlich in Beurtheilung der menschlichen Natur so sicher gegriffen hätte, wie dieser Letztere, nicht den ruhenden und philosophirenden Menschen allein in Aussicht genommen, sondern den alle Thätigkeiten zugleich übenden Menschen. Beide Griechen schufen also, absehend von dem unmittelbaren Nutzen und der praktischen Anwendung, Werke von rein wissenschaftlichem Werthe, allein Beide schrieben auch in Zeiten, wo die griechischen Staaten im abnehmenden Lichte standen, ja eigentlich erloschen waren. In dieser ihrer Stellung zu den wirklichen Staaten, die ihre nächste Erfahrung berührte, unterscheiden sich diese griechischen Staatslehrer auf eine höchst charakteristische und merkwürdige Weise von unserm neuesten deutschen Politiker, mit dem wir uns hier unterhalten; sie unterscheiden sich ebenso von dem größten Staatsweisen der mittlern Zeiten, von Machiavelli. Sie haben in ihrem Vaterlande zu ihrer Belehrung die Geschichte untergegangener Völker, Machiavelli in dem seinigen die von untergehenden, Dahlmann im seinen vortretend die Geschichte von aufgehenden oder mindestens noch vorschreitenden Völkern, und nicht leicht hat sich ein Staatslehrer in einer solchen Lage, wie dieser Letztere und überhaupt alle deutschen politischen Schriftsteller, befunden. Jene Griechen haben ihre heimischen Verfassungen und Staaten ruhig resignirend aufgegeben, der Italiener verzweifelt an den seinen, der Deutsche hofft von den deutschen. Plato, am Grabe der helle-

nischen Städte vom ersten Namen, zeugt in der Idee einen jungen, neuen Staat, mit gleichgültiger Unentschiedenheit, ob sich dieser geistige Staat je den Körper finden wird; Aristoteles sammelt Lebens- und Diätsregeln aus der Krankheitsgeschichte der hingestorbenen Staaten und hinterläßt sie den folgenden Geschlechtern; Beide haben auf die fernste Zukunft gleichsam gerathen: Plato in seiner Abtrennung des Menschen vom Bürger und der höhern Stellung des Erstern; Aristoteles in seinen Divinationen vom Königthum zu einer Zeit, wo noch wenige Erfahrungen so bestimmt eben auf die große Umwälzung nach dieser Staatsform hinwiesen. Machiavelli am Sterbelager seiner italienischen Nationalität und Unabhängigkeit braucht verzweifelte Curen, um die ersterbenden Lebensgeister vielleicht noch einmal zu erwecken, er braucht schneidende Instrumente, um die lebensgefährlichen Auswüchse zu entfernen, er hat kein anderes Mittel, als Revolutionen; Dahlmann, an gelähmten Gliedern beschäftigt, für deren Herstellung die Lebenskräfte des Gesammtkörpers Hoffnung genug übrig lassen, empfiehlt allmählige und vorsichtige Behandlung, kann „keine Wagestücke" in seiner Heilmethode gestatten und zweifelt in keiner Weise, das Staatsleben von so augenblicklicher oder theilweiser Hemmung befreien zu können. Die Alten, von dem jungen Tode ihrer Städte ergriffen, nehmen leicht zur höchsten Aussicht in der Aufgabe der Staaten ihre Dauer; Machiavelli, erschüttert von dem schlaffen und erbarmungswürdigen Siechthum seines Nationalkörpers und eines jeden seiner Theile, und am meisten seines schwachen Hauptes, setzt Alles in die Wiedererlangung einer jungen Lebenskraft, einer durchgehenden Gesammt-Macht; für Dahlmann ist das „höchste Darstellbare im Staate der Fortschritt." Dies halte ich für die Seele der verschiedenen — wenn man's so nennen will — Systeme der genannten Staatslehrer, und finde, daß Jeder in seiner Stellung gleich Recht hat und nach seinem Gesichtspunkte ungefähr gleich consequent verfährt.

Wenn nun Dahlmann also auf einen Staatenkörper, der ihm nahe steht und auf dessen Fortleben er hofft, unmittelbar

wirken wollte, so mußte er, wie Machiavelli, und noch mehr wie dieser, vor Allem praktischer Arzt sein und konnte die strenge Wissenschaft nur hinter sich haben und allenfalls zu Hülfe nehmen, wo ihn die lebendige Erfahrung verließ. Wenn er daher auch einsieht, daß alle „Behandlung von Staatssachen im Leben und in der Lehre zur Historie hindrängt," so nimmt er doch sogleich wieder durch sie seinen Durchgang „auf eine Gegenwart, auf seine Gegenwart, seinen Welttheil, sein Volk." Er beschränkt sich auf die Behandlung des Einen Kranken, der ihm wichtig und bedeutend genug ist, um darüber alle andern zu vergessen. Er ist der Erste, der es einsieht, daß ein deutscher Staatslehrer nur eine deutsche Politik schreiben kann; daß mit Allgemeinheiten und Gemeinplätzen, die für alle Fälle passen sollen und in der That für keinen passen, in Sachen des praktischen Lebens nichts geschafft sei; daß, „weil die Menschheit in jedem Zeitalter neue Zustände gebiert, sich kein Staat grundfest darstellen läßt, außer mit den Mitteln und unter den Bedingungen eines bestimmten Zeitalters, außer gebunden an die Verhältnisse einer unmittelbaren Gegenwart;" daß, wo man ja zu seinem Unterrichte für diese gegebenen Zeiten und Umstände die Erfahrungen der Vergangenheit und der Fremde benutzt, man auch in dieser Vergleichung des Alterthums am besten nicht „über das unmittelbare Bedürfniß der Aufgabe hinausgeht und nur anerkannt historische Verhältnisse hervorhebt." Dem guten Aristoteles schien es hirnlos, wenn sich die Spartaner um die Verfassung der Skythen kümmern wollten; allein unsere deutschen Politiker belehren uns aus Peru und Kamtschatka und zeigen Kunstgriffe für Hierarchien und Patriarchien; zu Hause elend berathen, beriethen wir alle Dinge der Welt und unsere Staatslehren voll verklauselter Vagheiten sollten überall gerecht sein, während Niemand bei uns daheim unsere eignen Zustände mit vaterländischem Sinne erwog; man rang „nach theoretischen Siegen auf dem großen Schlachtfelde praktischer Niederlagen."

Ein Mann, der sich so entschieden an Volk und Vaterland mit seiner Lehre schließt, könnte gar kein Systematiker und

Wissenschaftler von so ausschließender Art sein, daß er die praktischen Foderungen an die Wissenschaft ablehnen könnte, und er bewährt durch jene Entschiedenheit seinen bestimmten Beruf zur praktischen Politik. Er würde sich abkehren von der Staatslehre, die nichts mit dem vaterländischen Staate, von der Philologie, die nichts mit der Jugenderziehung, von der Theologie, die nichts mit der Kanzel zu thun haben wollte, sowie er sich gegen „das stolze Ueberheben über den Staat und dessen Bedarf erklärt, das sich auf dem Boden des Wissenschaftlichen zeigt; gegen die Rechtsgelehrsamkeit, welche, sich selbst Zweck, viel zu gut sei für die Rechtsanwendung, gegen die Historie, die viel zu vornehm sei, um bis auf den heutigen Tag zu gehen, auf eine Gegenwart, die für viel zu schlecht gelte, um verstanden zu werden.“ Es ist eine Beschränktheit, einer Wissenschaft im Flusse des Lebens einen Zweck in sich selbst zu geben. Keine Richtung des menschlichen Geistes, nicht Religion, nicht Wissenschaft, nicht Kunst und nicht Staat, sollte sich je von dem Ganzen so abtrennen, denn nur da ist der rechte Mensch wo das Fachwerk getilgt ist und wo alle geistigen Kräfte auf die Gesammtbildung des ganzen Menschen compromittiren, in welcher die Ausbildung der wirkenden Kräfte vor Allem bedeutend ist. So ist's mit dem Leben der Völker, und wo sich in alten gesunden Zeiten je eine Wissenschaft für sich selbst constituirte, geschah's, nachdem das Volksleben erstorben war. Aber sonst war die griechische Poesie, die den Selbstfoderungen der höchsten Kunst entsprach, wie keine andere, stets auf den praktischen Gebrauch bezogen; so ging ihre Philosophie von dem Leben und Menschenverkehre aus und ihrer Weltweisen Leben war ihnen wichtiger, als ihr System. Wo eine Wissenschaft oder eine Kunst unverhohlen von dem Geiste der Zeit aus- und auf das Bedürfniß der Zeit zurückgeht, da ist sie ihrer Wirksamkeit sicher und kann die höchsten Zwecke in sich vollkommener befriedigen, als in der Absonderung und Isolirung. Schiller hatte gewiß von der Poesie und ihrer Unabhängigkeit würdige Vorstellungen, allein je fester er sich sein Kunstideal gestaltete, desto enger schloß er sich an die unabweislichen

Foderungen der nächsten Umgebung an und opferte sogar lieber die Reinheit der griechischen Form, als die Wirkung auf die Menschen der Zeit, sicherer, auf diesem Wege groß und unsterblich zu werden, als auf jenem.

Dahlman ist so weit entfernt von einer solchen Ueberhebung der Wissenschaft über das Leben, daß er mit Machiavelli übereingestimmt haben würde, wenn dieser die Ordner wirklicher Staaten über die Entwerfer von Staaten auf dem Papier, die Staatsmänner über die Staatslehrer setzt; er ist so entfernt von der Ueberschätzung einer einzigen bestimmten Richtung des Menschen, daß er nicht den Staat, „wiewohl nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe steht als die Staatsordnung", über alles Andere setzt, daß er den „seiner höhern Bestimmung getreuen Menschen dem Staate jedes Opfer des Eigenthums und der Person, nur nicht das Opfer seiner höhern Bestimmung selber bringen heißt", daß er also den Bürger nicht jedem andern menschlichen Beruf überordnet; und hierin stimmt er mit Machiavelli nicht überein, gegen den er daher auch eine abhorrescirende Stellung einnimmt: mit Recht, da er ein Praktiker ist und da er, unter so ganz andern Verhältnissen lebend, die praktische Wahrheit der Machiavelli'schen Lehren für dieſen Moment und diese jetzigen Verhältnisse bestreiten muß; mit Unrecht, wenn er ein blos historischer oder wissenschaftlicher Beurtheiler wäre, weil, so wie man sich in Machiavell's Zeiten und Lagen versetzt, die vor ihm liegende Geschichte mit unwidersprechlicher Klarheit seine Grundsätze und Wahrheiten, so traurig sie sind, vorschreibt und die nach ihm gekommene Geschichte seine Aussprüche als Wahrheiten, seine Vorschriften als die einzig möglichen anerkennt. Entfernt zwar von dem Schwindel unserer weltbürgerlichen Jugend, die uns nun die Verschmelzung der Nationen zu Universalmonarchien oder Republiken predigt, entfernt von dem lächerlichen Dünkel, unabhängig von einem vaterländischen Boden, der Welt und Menschheit unmittelbar leben zu wollen, ist doch darin Dahlmann ein echter Deutscher, daß er jene Staatsbande der alten Welt in ihrer Straffheit nicht anerkennt, daß er vielmehr über

Alles hoch hält, wenn der Mensch „das Reich, dessen geborener König er ist, die Beherrschung seiner eignen Seele, wohl verwaltet und ein Bild des guten Staates in seiner Familie zeigt, da ein solcher die öffentliche Sitte verbessert, welche die Trägerin aller freiheitlichen Einrichtungen ist und auch unter einer Despotie ein unverletzliches Gebiet der Freiheit bewahrt."

So sehr nun jeder Aufgeklärte diesen Grundsätzen huldigen wird, so sehr wäre es übrigens vielleicht an der Zeit, diese Aufklärung in Bezug auf die politischen Bestrebungen der Zeit unter uns ein wenig zu verleugnen. Denn sollte ich hier die obige Ansicht von ihrer Kehrseite zeigen, so ist es unleugbar, daß sich die verschiedenen Richtungen der Menschen successiv in einer natürlichen Reihenfolge, und stets unter Vorwaltung einer Einzigen entwickeln und daß es zum jeweiligen Gedeihen jeder einzelnen, wie die Menschen einmal sind, das Beste ist, wenn sie eine Zeit lang überschätzt wird. Daß die Reformation, so viel an ihr war, das religiöse Leben über Alles setzte, dies hatte zwar den Nachtheil, daß wir um die großen gemeinschaftlichen Segnungen, die sie in Staat und Leben nicht minder als in der Kirche hervorzurufen versprach, vorerst betrogen wurden, allein für die Festsetzung echt religiösen Sinnes war es doch von ungemeinen Folgen; daß die deutsche Wissenschaft sich selbst über Alles hielt, hat uns zwar um eine fruchtbare Religions- und Erziehungs-, Staats- und Rechtslehre gebracht, allein für die Festsetzung echt wissenschaftlichen Geistes war diese Wendung wohl unvermeidlich; daß die poetische Kunst Göthe's sich über dem Jahrhundert fühlte, hat zwar hervorgebracht, daß sich nachher die romantische Kunst von der Gemeinschaft mit der Wirklichkeit ganz lossagte, allein den echten Kunstsinn haben wir doch dieser Strebsamkeit und Ueberhebung zu danken. Nach den Jahrhunderten unserer religiösen, scientifischen und artistischen Richtungen, über denen wir den Staat ganz vergessend jämmerlich versinken ließen, bleibt uns fast nichts übrig als die politische Richtung; wenigstens führt die natürliche Reihe von jenen immateriellen zu diesen materiellen Interessen, von dem Streben nach dem Wahren, Schönen

und Guten nach dem Rechten und Nützlichen. Daß diese materiellen Interessen an die Tagesordnung gekommen seien, schreit die ganze Masse; daß die politische Richtung, daß „der Staat zu dem Deutschen gekommen sei und durch eine schwere Leidenszeit Genugthuung von ihm genommen habe für die lange Vernachläßigung; und daß diese Richtung nicht wieder untergehen werde", erkennt unter den Häuptern auch Dahlmann an; denn auch ihn beschäftigt mit Nachdenken jene „überraschende Gleichzeitigkeit im Baueifer für veränderte Verfassungen, welche die Regierungen und die Regierten ergriffen hat, da die Kräfte und Formen, welche wie Klammern den Staat des Mittelalters zusammenhielten, gleichzeitig nachlassen." Was würde es nun schaden, wenn der Staatsmann, der uns das deutsche Staatsleben aus Schlaf und Apathie erwecken wollte, uns die Vorzüge des politischen, des thätlichen und practischen Lebens ins Licht setzte, ja als die höchsten priese? wenn er den Staat und die Wirksamkeit im Staate, diese uneigennützige Thätigkeit im Ganzen, über Alles setzte, und dadurch, falls es ihm gelänge uns zu überreden, uns den dunkeln Dünkel über unser sogenanntes geistiges Leben verleidete, unsere Geister ermuthigte nach diesem Berufe zu greifen, und unsere Energien anspornte, für diese Wirksamkeit thätig zu sein? Denn wo könnte auch eine solche stachelnde Ansicht nützlicher sein, wo wäre sie nöthiger als in diesem Zweige für dieses unser Vaterland? So lange nicht die größten Köpfe der Nation es würdig und lockend finden, sich auf diesem Felde zu versuchen, sich ins praktische Staatsleben zu werfen, so lange harren wir vergebens auf ein deutsches Staatsleben. Wo aber wären unsere Staatsmänner, die sich mit den ersten unter unsern Gelehrten oder Dichtern auf Eine Stufe stellen dürften? Und ist es nicht eine gewöhnliche Sitte, daß man die versprechenden Talente unter der Jugend dem Katheder und der Schule bestimmt, die im Staate und für das practische Leben sind, was die Klöster in der Kirche und im religiösen Leben? Und bestimmen sich nicht Die, welche sich unter unserer Jugend als Genies dünken, selbst zu Allem, nur eben niemals zur ruhigen und sichern Thätigkeit

im Staate? Haben nicht unsere großen Dichter einen Vaterlandssinn wie den römischen tief unter aller Detestation gesehen? Und haben nicht unsere großen Historiker mitleidig auf die thätliche Größe eines Alexander neben der gelehrten seines Lehrers geblickt und nur diese eine ewige, jene eine vergangene genannt, da doch auch sie zwar nicht Schwarz auf Weiß der Ewigkeit überliefert, aber in unvergeßlichen Denkmalen und Folgen eines ungeheuern Eingriffs in die Menschheitsgeschichte ewig geblieben ist und bleiben wird, so lange die Welt dauert, und des Aristoteles Schriften immerhin! Unser Verfasser selbst auch kennt diese Seite unserer Zeit sehr genau.

„Die Kluft — sagt er — zwischen Wissen und Können, Kraft des Verstandes und Kraft des Charakters ist ungeheuer groß geworden. Die am meisten von Tapferkeit lesen und lehren, sind sie tapfer? bringen sie wirklich dem Vaterlande Opfer? Ist nicht die Mehrzahl der Wissenden mit ihrem Wissen mehr äußerlich behängt als davon durchdrungen, gehemmt dadurch in ihrer Bewegung, statt daß der Widerschein der edelsten Beschäftigungen sich in jeder That des wahrhaft Wissenden abspiegeln sollte? Wo ist Siechthum mehr zu Hause als bei den Gelehrten? Wo fehlt häufiger jenes kräftige Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Thätigkeiten, das den gelungenen Menschen bezeichnet?“

Zwar nicht so gradehin auf dem kalten Wege der Lehre, noch auf dem heißen der jugendlichen Begeisterung sucht Dahlmann Interesse am Staate, Lust am politischen Leben, Freude am Vaterland, Hoffnung auf die bürgerliche Zukunft zu begründen, aber er thut es mit dem warmen und steten Feuer der Besonnenheit und des Gemüths, mit dem er an Familie und Nation hängt, mit dem er die tiefsinnige Trefflichkeit unserer germanischen Stammverfassung uns auseinanderlegt. Das ist in seinem Buche das Schöne, vielleicht nicht für den Gelehrten, aber desto mehr für den Menschen, daß er mit Demonstrationen weniger als mit Consequenz, nicht mit moralischen Sentiments, sondern mit Charakter, früher auf das Herz als auf den Verstand, auf den echten Patriotismus als auf die politische Er-

kenntniß, auf den Staatssinn als für die Staatsweisheit wirkt. Sein ganzes Buch ist nur eine einzige Lobrede auf diese neuere ständische Verfassungsform; es übt eine Kraft, die mit der politischen Gegenwart versöhnt; man fühlt (mehr, als man es unter den vielen Gebrechen im Wirklichen gleich einsieht), wie gegründet der Preis dieser Verfassung ist, welcher Tiefsinn diese neuen Verhältnisse, welche Masse von Erfahrungen in wie vielen Jahrhunderten sie gestaltet haben, wie naturgemäß sie sind, welche Garantien sie in sich für die Dauer und das Wohl der Staaten bieten. Es gilt dem Verfasser nicht, in gleichmäßiger Ausführlichkeit auf jeder Form, jeder Vorschrift, jedem Verhältnisse zu verweilen, um trocken zu belehren, sondern er geht darauf aus, vor Allem Geist und Sinn der gegebenen Verfassung erkennen zu lassen, und was sein Werk mit einzelnen Sätzen und Ansichten, Lehren und Ideen nützen wird, wird nichts sein gegen Das, was es durch Versöhnung und Beruhigung, durch Erweckung von Vertrauen und einer politischen Denkart thut, die sich im Ganzen des Staatswesens mit Zufriedenheit fühlt und auch unter hemmenden Umständen keine Bemühung für verloren hält, die aus Ernst und gutem Willen fließt. Einsichten, Kenntnisse fehlen uns nicht; das weiß der Verfasser sehr gut, der darum manches Problem hat liegen lassen, das um der Vollständigkeit willen ein Anderer breit beredet hätte; aber der Abschluß unserer Kenntnisse, das Vertrauen auf unsere Einsichten, der Muth, sie lebendig wirken zu lassen, die Ueberzeugung fehlt uns fast allgemein; aber diese spricht aus jeder Zeile dieses Mannes, dem man ansieht, daß er seine Weisheit nicht ganz in libris et literis, sondern auch in curia et foro gesammelt hat. Alles ist bei ihm Eine Grundansicht und Eine Gesinnung; er ist nicht ein Eklektiker, wie fast alle unsere Staatslehrer, der vage Principien zusammenstoppelt und an einem Orte billigt, was er nach dem andern hätte tadeln sollen; an seinen Sätzen läßt sich wenig oder nichts mäkeln, man muß seinen Standtpunkt theilen oder verwerfen und mit ihm Alles; er ist ein Staatskünstler, der uniform schafft, kein Staatswissenschaftler, der zerstreut sammelt und

nebeneinanderstellt. Die Mäßigung voll Bestimmtheit der Foderungen scheidet ihn von den politischen Handbüchern mancher liberal Verschrienen; die Entfernung von allem Barocken, Neuerungssüchtigen und Extravaganten von den Träumen unserer jungen Welt; die deutsche Gemüthlichkeit und der Familiensinn von dem „heimathlosen, familienlosen, revolutionären Sinne, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht", und sie verbündet ihn der Vaterlandsliebe, „die ihre Wurzeln in den Oertlichkeiten schlägt, welche sich um die Wiege des Menschen versammelten."

Durch diese menschliche und nicht blos wissenschaftliche, gelehrte Totalität, mit der unser Staatslehrer zu wirken strebt, sieht er sich von selbst veranlaßt, unzähligen gelehrten Aufgaben den Rücken zu kehren, und er gewann uns, daß wir es gestehen, auch hiermit nicht am geringsten. Er verschont uns Gott Lob! mit Citaten und Gelehrsamkeit; er vertraut seinem eignen Wissen und seiner Einsicht, und hält sich nicht für verpflichtet, seine Gewissenhaftigkeit zu beeidigen und zu bezeugen, seine gelehrte Waare marktschreierisch zu preisen, daß sie aus dieser und jener vortrefflichen Quelle genommen sei, diesen und jenen vornehmen Käufer gefunden, sondern er verkauft à prix fixe und läßt laufen, wem das nicht recht ist. Die Theoretiker werden kommen und zanken, daß er nichts über Entstehung der Staaten und Colonien geredet, keinen Zweck des Staates deutlich angegeben, nichts von der vollkommenen Verfassung gesagt, daß er von den Urrechten der Menschheit nichts abgehandelt habe. Man wird ihn nach den verschiedenen Urverfassungsformen fragen und sich wundern, daß er die drei so kurz abgefertigt, daß er die Ausartungen mit ihnen verschmolzen habe; man wird streiten, daß er unrichtig die Dreiheit der Staatsgewalten, die Andere geviert haben, auf zwei reducirt. Die Universalpolitiker werden zürnen, daß er die Juden in einem Paragraphen, die Weiber in einer Parenthese abgethan, und daß er die Frage der Weltrepublik nicht berühre. Man wird fragen, wo denn die Ochlokratien und Timokratien geblieben seien? Krug wird seine dynamischen und mathematischen Vertretungs-Systeme,

Pölitz das Kapitel von der Prinzenerziehung, Zachariä vielfache Distinctionen und den einherrschaftlichen Freistaat vermissen; und wenn der Verfasser so fortfährt, fürchtet er's nicht im zweiten Theile mit allen Kameralisten und Staatsrechtslehrern zu verderben?

Ueberhaupt ist der Verfasser kein Mann, der die Meinung theilen könnte, als ließe sich jedes Staatsverhältniß objectiv bestimmen und mit Verstandesgründen belegen; er will nicht Alles machen und verordnen, sondern er überläßt auch etwas der Gelegenheit und den Umständen zu thun; er scheut sich nicht einen guten Bestand als Autorität statt eines guten Grundes zu citiren, und weist z. B. lieber auf den guten Sinn der Engländer in Bezug auf die Frage der Ministeranklagen, als auf die Versuche in Frankreich, die Gegenstände der Anklage festzusetzen. Es gibt daher keinen grellern Gegensatz als Dahlmann, wenn er sein Band der Moralität zwischen Regierung und Volk schlingt, etwa Murhard gegenüber zu sehen, der jeden Mißbrauch der Staatsgewalt und daher jede Empörung des Volks unmöglich machen will durch Staatsordnungen! Es gibt keine bestimmtern Unterscheidungszeichen, als wenn man betrachtet, wie unsre renomirtesten Staatslehrer an unsern heutigen Verfassungen stets das Künstliche bewundern, wo Dahlmann ihr Naturgemäßes hervorhebt, wie sie den Staat stets als ein mechanisches Kunstwerk denken, für dessen Handhabung nichts wünschenswerther sei, als die Kunstgriffe und Kniffe geschickter Staatsmänner zu kennen, die politische Schlauheit etwa eines römischen Hofes zu durchschauen, die Verwaltungsorganisation etwa eines Napoleon, die das Leben nach einer einzigen Form zuschnitt, einzuführen, während Dahlmann den Staat stets als homogen mit dem Volke, als ein lebendiges Ganze, denkt, das seine Bahn instinktmäßig durchläuft, anderswo anders, und dem man nur das Gesetz entnimmt, die Nothwendigkeit ablauscht, das lange Bewährte und Unbewährte absieht. Es gibt keinen bestimmtern Widerspruch, als, über die Frage von der Verschmelzung der Völkerschaften unter östreichischer Herrschaft mittels der deutschen Sprache, Zachariä zu

hören, der Joseph's Versuch hierzu für werth der Wiederholung achtet, und Dahlmann, der diesen Versuch nicht wieder erwartet. Denn überall preist dieser die neuen Verfassungen und das Königthum nur unter der Voraussetzung, daß der Herrscher („Staatskönig") der natürlich angestammte Fürst seines Volkes, eines einheitlichen, stammmäßigen Volkes sei, daß die Erbmonarchie „eine natürliche Wurzel in dem Verhältnisse dieses Fürstenhauses zu diesem Volke habe, weil sie sich keineswegs auf eingetauschte Seelen und geraubte Kronen überträgt;" und er zeigt warnend auf das neue Beispiel Belgiens, wie „sich Naturverhältnisse nicht spotten lassen," und blickt schaudernd mehrfach auf die tragischen Katastrophen des zerfleischten Polens. Das Verhältniß, das er zwischen Regierung und Volk sieht, ist nicht ein streng rechtlich fixirtes, nicht ein einseitiges Zwangsverhältniß, sondern das moralische Band der Ehe, die gegründet ist auf Wahlverwandtschaft, auf Billigkeit und Nachsicht, deren Scheidung undenkbar, zu deren Eintracht kein Mittler nothwendig ist, deren Hausrechte und Pflichten nach den natürlichsten Regeln geordnet und geschieden sind.

Indem der Verfasser, auf den Grund dieser Voraussetzung ursprünglicher Gemeinschaft von Volk und König und der Naturgemäßheit in allen ihren Verhältnissen und Berührungen, das fast idyllische Gemälde unserer Verfassungen, voll gemüthlicher Eindrücke, aufzieht, zeigt er uns eben damit den dunklern Hintergrund, der in unserm Vaterlande die Ausführbarkeit dieser Verfassung beengt und begränzt. Ländermassen liegen gedrängt in und an dem deutschen Staatenbund, welche der Gleichartigkeit der Völker entbehren, welche der Gleichartigkeit der Verfassungen entbehren müssen: „Oestreich, welches keine allgemeine Reichsstände mit gesetzgebender Gewalt haben kann, Preußen, welche diese haben kann, aber nicht hat, und das, wenn man will, constitutionelle Deutschland, dessen Einwohner Verfassungsrechte besitzen." Die einzelnen Glieder, welche kein Dasein außerhalb des Bundes haben, haben keine selbstständige auswärtige Politik; der Bund schreibt ihnen ein Contingent und die dazu nöthigen Steuern vor, „er beschränkt die

ständische Steuerbewilligung in einem der wichtigsten Punkte, das will sagen, er beschränkt die Ausführbarkeit der guten Verfassung." Der Bund, um seiner eignen Existenz willen, bedarf eines Oberaufsichtsrechts zur Erhaltung der innern Sicherheit wie der äußern; dies aber bedroht die Verfassungsrechte der einzelnen Staaten nothwendig, „denn die Erfahrung aller Zeiten hat hinlänglich gelehrt, daß es nichts im Gemeinwesen gibt, was sich nicht unter dem Begriffe der Sicherheitssorge befassen läßt." An dieser gefährlichen Stelle nimmt daher auch Dahlmann einen Ton der Entschiedenheit an, den er sonst nur mehr über die verkehrten Verhältnisse auswärtiger Völker, oder in den Verhältnissen des deutschen Vaterlandes braucht, wo er einen erworbenen und in seinem Werthe anerkannten Besitz zu vertheidigen und in dieser Vertheidigung einen herrschenden Geist im Volke zum Mitkämpfer hat, wie z. B. in der Sache des freien Unterrichts u. dgl.

„Die einzige lebendige Gränze — sagt er — gewährt hier der Inhalt der deutschen Verfassungsurkunden, welcher durch das Gewissen der sie verbürgenden Fürsten gewahrt wird, und dessen Verletzung das Recht gegen jeden Minister, welcher sie aufopfern würde, begründete. Da vermöge des Bundesrechts organische, d. i. bleibende Einrichtungen nicht durch Uebereinstimmung, sondern allein durch Einstimmigkeit, das will sagen, auf dem Wege des Vortrags zu Stande kommen können, und keine einzige deutsche Landesverfassung einem Provisorium unterworfen ist, so ist auch in den Bundesordnungen nichts enthalten, was der Gewissenhaftigkeit und dem Pflichtgefühle Gewalt thäte. Hier aber steht auch der unüberschreitbare Gränzwall zwischen Bundesgewalt und Bundesstaat; die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden. Denn käme es je dahin (errorem hostibus illum!), daß die Stimme derer obsiegte, welche von Bundeswegen verkündigt wünschen, keine Verantwortlichkeit hindere den Minister, seine Zustimmung zu einem Bundesbeschlusse zu geben, welcher mit seiner verbürgten Landesverfassung im Widerspruche steht,

würde die den Feinden des öffentlichen Rechts gefällige, Religion und Vernunft gleichmäßig verwirrende Lehre offen aufgestellt, das Gewissen des Fürsten allein habe über das Dasein der Verfassungsrechte zu entscheiden und der Unterthan müsse sich auf alle Fälle beruhigen, so wäre damit ein Grundsatz aufgestellt, altem und neuem deutschen Rechte gleichmäßig widerstreitend, die wohlthätige Einheit des Staats, welche der Mitregierung der Stände ein Ende gemacht und den zusammenhängenden Staatshaushalt begründet hat, erschiene dann als ein Leiter blos zur Willkürherrschaft, und wer die Geschichte zu deuten weiß, sähe im Geiste das deutsche Volk durch dies gleisnerisch angepriesene Mittel gegen Revolutionen einer Umwälzung, die den Welttheil erschüttern würde, entgegengeführt."

An verschiedenen Stellen des Werkes ist ferner an die unglücklichen geschichtlichen Erinnerungen Deutschlands gewiesen, welche die innere politische Lage so mißlich machen. Es wäre auch thöricht, sich die Bedenklichkeiten über unsere Gegenwart und Zukunft sparen zu wollen, welche sich desto mehr aufdringen, je mehr man überzeugt davon ist, daß die „Zukunft Europa's an den Bestand und die Macht der erblichen Königreiche geknüpft ist, weil dieses das einzige Band der Gewohnheit ist, welches durch die Dauer immer fester geworden ist in der tiefer dringenden Ueberzeugung." Denn es ist auch thöricht, sich leugnen zu wollen, daß eben darum die Sache der Bewegung und der Aussicht auf Angriffe auf dieses Königthum so gut steht, weil sehr wenige Throne in Europa auf einer alten Sympathie mit dem Volke ruhen, wenige Dynastien in frischer physischer Blüthe und Kraft stehen. Auch in Deutschland sind viele Unterthanen in den neuen Ereignissen neuen Regenten gegenüber getreten; alte Stammabtheilungen, alte Rechte, alte Gewohnheiten hat man in der neuen Ordnung der Dinge nicht geschont und nicht schonen können, neue Wohlthaten hat man nicht viele an die Stelle gesetzt und die erzeugten oft mit Mißtrauen, mit Rücknahme und mit Zögerung verkümmert. Gewohnheiten, Sitten, jede ältere Grundlage, auf der sich weiter bauen ließe, fehlt; und es gehörten die günstigen und ungünstigen

Stürme in dem ganzen Welttheile dazu, um uns plötzlich für manches Absolute ein unerwartet gedeihendes Neue zu geben, um an die Stelle der despotisch militärischen Verwaltung von Preußen im vorigen Jahrhundert die jetzige, um an die Stelle unserer alten ständischen Verfassung die heutige repräsentative treten zu sehen, eine Wendung, die noch vor zwanzig Jahren bedeutende Staatsmänner für unmöglich gehalten hatten. So schwanken wir im unentschiedenen Werden und Bilden der Verhältnisse zwischen Hoffen und Fürchten, zwischem Gutem und Bösem.

„Deutschlands Reichsverfassung erkrankte hoffnungslos im Zwiespalte, als es an der Zeit war, dem Staatenstaate des Mittelalters zu entwachsen; seine Territorialverfassungen waren schon starr geworden vor dem Untergang des Reichs, welches hierauf eine lange Fremdenherrschaft zu erdulden hatte und nach deren Entfernung kein Reich wieder werden sollte, sondern werden, was es nie zuvor gewesen, ein Bund von souveränen deutschen Staaten, in welchen zum großen Theile Fürsten und Unterthanen sich als Fremde gegenüber standen. Hier mußte, wie auf einer Brandstätte, ein politischer Neubau unternommen werden. Es geschah in der Bundesakte, in den Verfassungsurkunden der einzelnen Bundesstaaten. An diesen ist viel und mit Recht getadelt worden; das erstorbene Naturleben, die noch junge Kunst liegen nur zu klar am Tage; allein die Nothwendigkeit der Sache an sich selber wird allein von denen verkannt und mit den umwälzenden Neigungen der Zeit zusammen geworfen, welche überall in Deutschland unumschränkte Regierungen pflanzen möchten und den Staat halb als Vaterhaus, halb als Kirche übertünchen. Wäre es dieser Ansicht gelungen in dem Grade, wie sie wollte, durchzudringen, so hätten sich an keinem deutschen Damme die Wogen des Jahres 1830 gebrochen.“

In dieser Lage des Vaterlandes, in der sich unverträgliche Elemente durchdringen sollen, wo bald das Alte, bald das Neue als das Beste gepriesen wird, jetzt der Stillstand und jetzt ein springender Uebergang statt hat, mußte der Staats-

Instincts bewegte und bildete; die neuere Zeit trat jener freien Regung der Kräfte vielfach entgegen, und es war eine nothwendige Wendung, daß die vollkommenern und natürlichern neuen Verfassungen und Bürgschaften dafür boten, daß diese willkürlichen und unnatürlichen Hemmungen nicht wiederkehrten. Ueberall nun kämpft das Werk des Verfassers für die Sicherheit jener menschlich freien Entwickelung und für die Sicherheit der Staatseinrichtungen, unter denen wir jene zu erreichen hoffen und die wir uns ohne Gewalt, ohne Anmaßung, langsam, rechtlich erworben, oder wohlverdient empfangen haben. Es gehört ein gewisser politischer Sinn dazu, wenn eine solche Sicherheit werden soll, deßhalb sehen wir den Verfasser durch die Gesammtwirkung seines Buches auf diesen hinarbeiten; es gehört eine gewisse geistige Macht dazu, um diesen Sinn und politisches Interesse rege zu halten, und unter dieser Ueberschrift (der Theilnahme an den Staat) würde ich die Frage der Preßfreiheit lieber abgehandelt haben, wie Spittler that, dessen Namen ich ungern neben den von Gentz und Adam Müller vermißte, da seine fragmentarischen Vorlesungen so charakterisirend für die Zeit ihrer Entstehung sind. Diese geistige Macht in Deutschland zu missen, ist Dahlmann daher unangenehm und unerfreulich. Denn so gefährlich es zwar ist, plötzliche Redefreiheit zu gewähren, wo viel Verkehrtes, wenig Vertrauen und keine Gewöhnung an Freiheit ist, so demüthigend ist's doch, selbst nicht bei strengern Gesetzen, selbst nicht wie jene Alten mit dem Stricke um den Hals reden zu dürfen. Allein man kann sich dessenungeachtet nicht gegen den Satz wehren, daß wir nothwendig diese Freiheit entbehren müssen, so lange nicht eine physische Macht sie schützt. Das ist daher der nächste Schritt, den unser Staatslehrer zu gehen mit vielfacher Umständlichkeit lehrt und dabei ordentlich den Fuß führt, daß Preußen Reichstände einführen soll, damit es freie Presse haben könne; freie Presse einführen soll, damit es Reichstände haben müsse. Es hat die Macht zu dem Einen, die Gelegenheit zu dem Andern, die Auffoderung zu Beidem. Wir harren vergebens auf die Kraftregung im Allgemeinen, auf die Uebung und

Thätigkeit, die uns zu den ersehnten Garantien des öffentlichen Lebens das Wichtigste sind, so lange Beides in Preußen fehlt; vergebens auf eine Gleichmäßigkeit, Harmonie und Befriedigung in diesem öffentlichen Leben, so lange nicht allein die verschiedenen Staaten nach allen Richtungen von einander abweichen, sondern auch der wichtigste Staat unter allen höchst ungleich organisirt, in Gemeinde- und Militairwesen allen übrigen vorausgeht, im Verfassungswesen zurückbleibt, im Unterrichtswesen Miene macht zurückzugehen, in äußerer Politik sich entfremdet. So scheint auch, neben der größern Identificirung des constitutionellen Deutschlands mit seiner Einen Großmacht die größere Separation von der andern mit Recht als wünschenswerth angedeutet, wie auch zu Beidem die Fingerzeige sogar im Factischen der Gegenwart liegen. Deutschland hat jede eigensinnige Richtung von je verschmäht; es hat die Republik wie ein Gewand fallen lassen, es hat die Aristokratie über den Kopf geschoben, es wird auch wohl das absolute Königthum ablegen.

Im Allgemeinen wäre es wohl besser gewesen, wenn der Verfasser etwas heller geschrieben hätte; man ist aus seinen frühern Schriften eine behaglich-klare Darstellung gewohnt, und hier ist er gedrungen, knapp und einigemal fast räthselhaft geworden; gewisse Schlagworte und Schlagsätze sind ihm eigen, die oft voll bildlicher Anschauung und treffender Wahrheit sind, einigemal auch bei Manchem durch Unverständlichkeit unbefriedigte Neugierde erregen werden. Dies geht die Schreibart an; allein selbst in der Ansicht wäre hier und da größere Bestimmtheit und Schärfe zu wünschen gewesen. Ich glaube, das Capitel vom Oberhause wäre ein solches, wo, nach meinem Auge zu urtheilen, die Umrisse etwas derber gezeichnet sein konnten. Das Princip der doppelten Kammer bestreitet kein Vernünftiger, die Schwierigkeit der Frage liegt in der Zusammensetzung des obern Theiles. Der wenig preiswürdigen Zusammensetzung unserer deutschen ersten Kammern, die der Verfasser sehr wohl durchschaut, konnte er freilich kein Muster absehen. Das englische Oberhaus und die dortige Stellung der Geburtsaristokratie über-

haupt scheint er zwar nicht als Muster für Deutschland nehmen zu wollen (denn wie könnte er auch?), allein er scheint doch nicht frei von dem Gedanken an die Herstellung einer ähnlichen politischen Institution in Deutschland. Dies würde ich rein für den Versuch der Wiederbelebung eines hinsterbenden Körpers halten, für den nicht einmal mehr eine Atmosphäre da ist. Aristokratien als dauernde Staatsgewalten, nicht als bloße vorübergehende Phasen der historischen Entwickelung, wie sie zu bestimmten Perioden in allen Nationen erscheinen, haben überall nur an solchen Stellen Bestand gehabt, wo sich verschiedene Volksstämme übereinander lagerten, wie es in Sparta, Rom, Spanien, England der Fall ist, und wo die untern Schichten Stämme bildeten, welche mit einer veralteten oder unentwickelt gebliebenen Bildung diese kastenähnliche Richtung des gesammten Staats hervorriefen. Wo diese untern Schichten überlegene Anlage und Bildung behaupteten wie in Italien, wo eine solche Mischung von ungleichartigen Racen gar nicht Statt hatte wie in Deutschland, da ist die Aristokratie nur eine historische Erscheinung, die vorübergeht; sie repräsentirt nur die ganze Bevölkerung zu Zeiten, wo sie körperlichen und geistigen Vorzügen nach wirklich allein den activen Theil der Nation bildet, und zieht sich zu andern Zeiten in die Unbedeutendheit zurück, in der sie einst die untern Stände hielt, wenn nun diese ihrerseits so in den Vorgrund treten, daß sie ihren Vorzügen nach das Volk allein darstellen. Jeder, der uns den Geburtsadel zu hegen und zu pflegen heißt, hat es gut auf die Geschichte zu pochen. Wir haben fast kein anderes Muster der Entwickelung repräsentativer Verfassung als England; den unbefriedigenden Gang der Dinge in Frankreich ist es ebenso leicht auf die Rechnung des Untergangs der alten Aristokratie zu schieben als auf jedes beliebige Andere, weil auch eine Menge anderer Kräfte in diesem Lande durch Siechthum oder Ueberreizung zu Grunde gingen, in deren gemeinsamem Verderb in der That die Quelle des gemeinsamen Elends liegt. Nordamerika würde nicht einmal ein Gegner gern anführen. Das Beispiel italienischer Staaten, die nicht so ganz zu ihrem Nachtheil inmitten des aristokratischen

Flors von ganz Europa die Aristokratie zur Seite schoben, ist nicht so leicht in gebührenden Anschlag zu bringen; in Deutschland haben wir erst Alles zu erwarten. Nichts aber, scheint mir, begünstigt auf diesem Boden eine selbstständige Bedeutung des Adels als solchen, und ich glaube, wir sollten uns darüber nicht täuschen, wenn wir auch den Verlust dieser materiellen und moralischen Kraft bedauern. Wir müssen das Augenmerk ganz dahin wenden, wo sich ein Ersatz für dieses Abgehende bietet. Wir wollen sehen, wie selbst in England in dem großen Conflicte mit der Industrie sich die Aristokratie weiterhin stellen wird, und ob sich die bewegliche oder unbewegliche Gütermacht den fodernden Bedürfnissen der Zeit besser wird zu accomodiren wissen. Und den Mittelstand, in dem sich jetzt alle Säfte und Kräfte concentriren, erkennt auch sonst Dahlmann überall in seiner ganzen Bedeutung an.

„Die unumschränktere Fürstenherrschaft hat den alten scharfen Gegensatz der Stände beseitigt. Der Kriegsadel war schon von seinen Grundlagen verrückt, als die Reformation der Geistlichkeit eine ganz andere Stellung zum Volk und zur Regierung gab, auch da, wo sie nicht durchdrang; der Drang nach allgemeinem Unterrichte entwickelte sich fast ungestüm; auch er ist kastenartigen Unterschieden fremd, denn das Talent wächst auf dem Boden jedes Standes. Der Bürger kauft das adlige Gut, tritt, wie ihn Glück und Geschick trägt, in den Handwerksstand, den des höheren Gewerbes, wird Geistlicher, tritt in des Fürsten Rath. Nicht anders der Bauer, und auch als Bauer ist er zugleich, nach Art und Gelegenheit des Landes, Handelsmann, Fabrikant, Schiffer; die Stadt ist auf's Land hinausgegangen."

Und andeswo:

„Fast überall im Welttheile bildet ein weitverbreiteter, stets an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung."

So hat denn auch dieser wirklich regsame Theil der Nationen überall in dem Kammersysteme seine geordnete und lebendige Vertretung ohne Schwierigkeit gefunden; die Natur selbst zeigte den einfachen Weg, während die Kunst das Mittel noch nicht gefunden hat, die gleichberechtigte obere Kammer auch zu einer gleichbedeutenden zu machen. Die zweite Kammer stellt, was sie soll, das Princip des Materiellen, des Praktischen, des Instinctmäßigen, des Unmittelbaren, des Beweglichen völlig dar; die erste hat weder den Gegensatz des Idealen, noch des Theoretischen, noch des Einsichtigen und Erfahrungsmäßigen und nur allenfalls den des Unbeweglichen geltend zu machen gewußt. Allerdings würde ein Adel, dem der unruhige Erwerb, der gemeine Dienst fremd und höhere Staatsbildung Lebenszweck wäre, der wesentlichste Bestandtheil dieser Kammer sein, allein woher sollen wir ihn nehmen, wenn wir nicht etwa, wie gewisse Staatslehrer, mit mehr Posse als Ernst die Emporhebung des Gelehrtenadels oder nach dem Muster wilder Völker ein Examen empfehlen wollten, dessen Uebersstehen erst adelig erklärte. So wird man sich, fürchte ich, dabei trösten müssen, daß die schwächere Bedeutung der aristokratischen Vertretung etwas so Natürliches und Unvermeidliches ist, wie es einst, wo der Adel Alles galt, die mangelhafte Vertretung der Städte war. Dergleichen traurige Wahrheiten zu verbergen oder nur zurückzuschieben, halte ich für so übel, als ich das Hervorheben des bestehenden Guten für nützlich halte. Vielleicht hat der Verfasser etwas zu viel auf der gemüthlichen Betrachtung verweilt. Wir haben (da es uns an aller politischen Gymnastik fehlt, die auch nicht auf dem bloßen Wege nach Ausbildung der Verwaltung erlangt wird) Kräfte zu wecken vor Allem; dies geschieht durch Behagen weniger als durch Unmuth. Die schlechte Seite von gegebenen Verhältnissen blos darstellen, verzehrt den Muth und die Kraft, ehe man sie braucht; die gute blos, so beruhigt man sich vorschnell dabei, ohne sie überhaupt zu brauchen.

Inhalt.

Seite.

Vorrede v

Vorrede zu dem dritten Theile der Geſchichte der deutſchen National-Literatur xi

Hiſtoriſche Briefe. Veranlaßt durch Heeren und das Archiv von Schloſſer und Bercht. 1832. 1

Ueber die hiſtoriſche Größe. (Archiv von Schloſſer und Bercht.) 1832. 135

Geſchichte der Zechkunſt. Entwurf und Probe. 1836. (Lit. Unterh. Blätter.) 161

Ueber deutſches und franzöſiſches Unterrichtsweſen. (Lit. Unterh. Bl.) 1833. 191

Plan zur Reform der deutſchen Univerſitäten. Ein Miniſterialbericht. (Deutſche Jahrbücher. 1835.) 241

Einleitung in die deutſchen Jahrbücher. 1835. 313

Ueber Schloſſer's univerſal-hiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt. (Deutſche Jahrb. 1835.) 333

Ueber Börne's Briefe aus Paris. (Deutſche Jahrb. 1835.) . . . 383

Ueber Schinkel's Entwürfe zu einem Denkmal für Friedrich den Großen. (Deutſche Jahrb. 1835.) 411

Ueber das Moſaikgemälde der Alexanderſchlacht in Pompeji. (Heidelb. Jahrb. 1832.) 435

Ueber Wilda's Gildenweſen. (Heidelb. Jahrb. 1835.) 457

Ueber Probert's ancient laws of Cambria. (Heidelb. Jahrb. 1831.) 489

Ueber Schmidt's aragoniſche Geſchichte. (Heidelb. Jahrb. 1831.) . 535

Ueber Artaud's Machiavell. (Heidelb. Jahrb. 1834.) 557

Selbſtanzeige der Geſchichte der deutſchen National-Literatur. (Heidelb. Jahrb. 1836.) 573

Ueber Dahlmann's Politik. (Lit. Unterh. Bl. 1836.) 593

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

D 13.2 .G38
Gesammelte kleine historische
Stanford University Libraries
3 6105 041 343 976

D
13.2
638

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.